
3 1761 04409 2294


Schillers
Frauengestalten
von
J. Burggraf

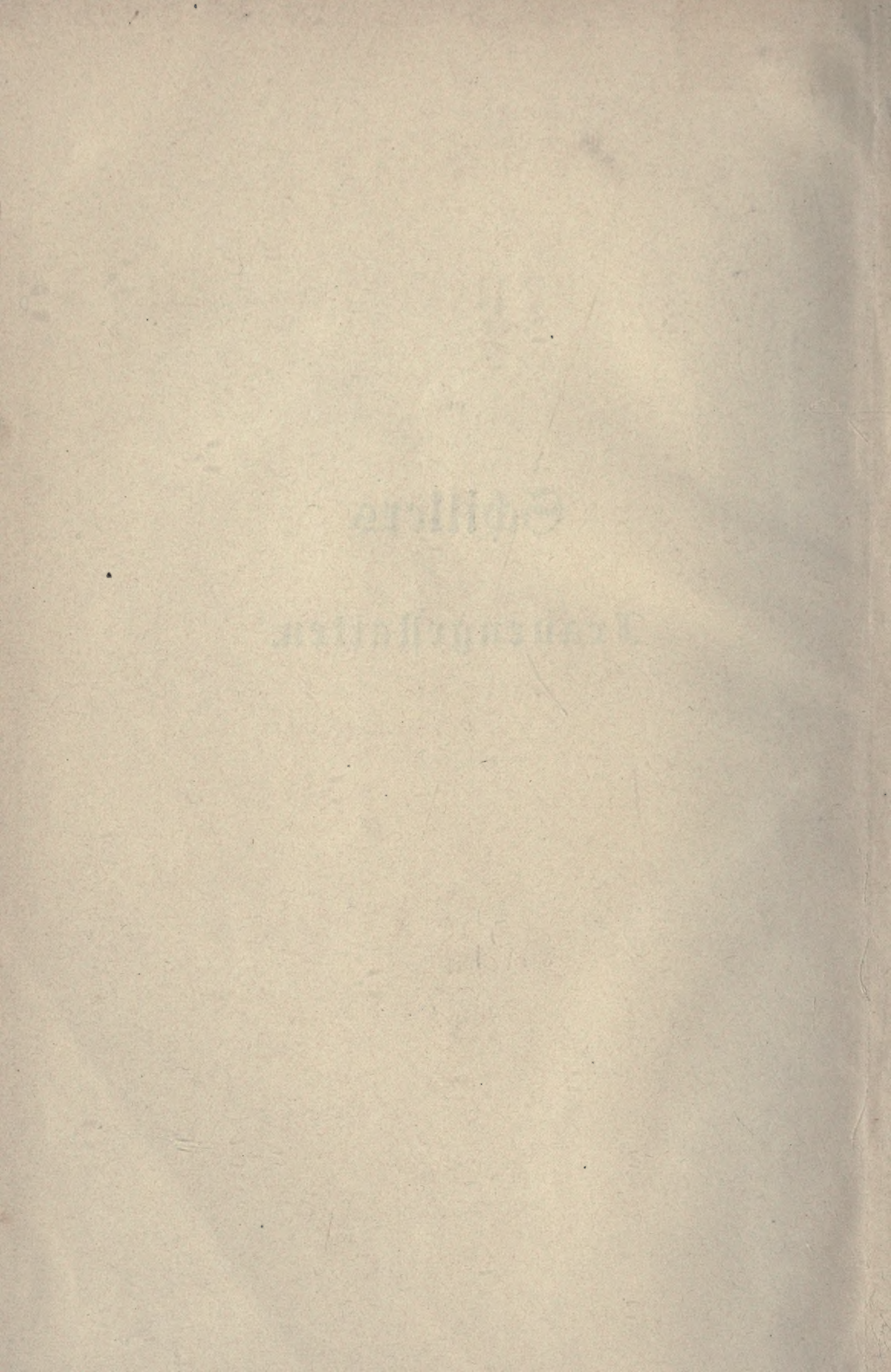






Schillers

Frauengestalten.



Schillers Frauengestalten

von

Julius Burggraf.

Zweite Auflage.
(6.—10. Tausend.)



Stuttgart
Verlag von Carl Krabbe
1900.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Der Urenkelin Schillers,

Frau Baronin Sophie von Gleichen-Rußwurm

widmet

diese Blätter, die das Bild der sinnigschönen

Lotte von Lengefeld

zum Mittelpunkt haben,

in höchster Verehrung

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.



Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

Es gilt vielen als eine ausgemachte Sache, wie ein Dogma schleppt es sich in der Litteraturgeschichte fort, daß der erhabene Genius in Schiller, nur von dem männlichen Geiste eines Körner, Kant, Humboldt und Goethe angeregt und genährt, für jede Berührung weiblichen Lebens sich unzugänglich erwiesen habe; daß er, nur männlich groß und stark und heroisch empfindend und das Zarte, Weiche unwillkürlich von sich stoßend, mit stolzem Riesenschritte über der Frauen kleines Geschlecht dahingeeilt sei. So soll denn auch keine seiner poetischen Frauengestalten in einem inneren Zusammenhange mit den Frauen stehen, die ihm auf seinen Lebenspfaden begegnet sind. Ja, es wird behauptet, daß man die weiblichen Charaktere seiner Dramen gründlich und erschöpfend darstellen könne, ohne auch nur mit einem Worte seiner eigenen Erlebnisse zu gedenken. Das sei einer der großen Unterschiede zwischen Schiller und Goethe, der ja bekanntlich seine herrlichsten Frauengebilde nach Modellen aus Fleisch und Blut geschaffen habe, die sein von früher Jugend bis zum spätesten Alter so schnell zur Liebe entzündbares Herz empfänglich auffaßte. Daher nun auch bei Goethe die Meisterschaft in der dichterischen Zeichnung, während Schiller

als Dichter, wie Adolf Stahr sagt, „niemals in die Tiefen des weiblichen Wesens eingedrungen ist“. Wir treten dieser Ansicht aufs bestimmteste entgegen. Allerdings sind die Schillerschen Frauen ganz anderer Art, als die Frauenbilder Goethes. Das ist richtig, das naiv Weibliche, die durchaus anmutige, von aller Reflexion noch unberührte Mädchenhaftigkeit, jene holde, sanfte Seelenmusik, die Goethes klassische Gestalten auch da, wo diese in hoher Würde sich darbieten, so wonnesam umtönt, vermochte Schiller nicht zum Ausdruck zu bringen. Auch die lieblichsten Mädchen, die der große Tragiker uns vorführt, sind Rosen, auf die bereits irgendwie ein Reif gefallen ist. Seine Frauenseelen sind nicht leicht beschwingt, selbst die zartesten unter ihnen gehen dahin unter der Wucht einer Idee, die sie bewegt, oder eines Gefühles, das sie beunruhigt. Etwas gewichtig Ernstes liegt in aller Zügen, in ihrer ganzen Erscheinung zumeist etwas Machtvolles. Wo die ihnen allen eigentümliche kraftvolle Wesensart in einem reinen, großgesinnten Gemüte wurzelt, da steht sie vor uns als begeisterter und opfermutiger Heroismus.

Dieses Heroische der Schillerschen Frauengestalten wird von vielen Kritikern als verkleidete Männlichkeit gerügt: seine Frauen seien keine wahrhaft weiblichen Charaktere, sie seien ihrem Geschlechte entsprungene Naturen. Als ob das Willensmutige nur dem Manne eigen wäre, wo doch ein Blick ins Leben täglich Beweise genug dafür entgegenbringt, welcher heldenstarken Leistungen auch weibliche Seelen fähig sind! Es sind nicht einzelne Ausnahmen, zu Tausenden kann man sie finden, in den höchsten Kreisen, wie in den niedrigsten, die Frauen mit dem starken Willen, mit der impulsiven Kraft, mit der Aufopferungsfreudigkeit im Dienen und in der Selbst-

verleugnung, mit der großen heroischen Seele, die dabei doch so ganz in schöner, reiner Weiblichkeit eine Frauenseele ist. Wir betrachten es als ein besonderes Verdienst Schillers, daß er, durch seine Individualität und seinen Umgang dahin geführt, diese Seite des Frauenlebens gesehen und verherrlicht hat. Unsere Frauen werden ihrem Sänger dafür dankbar sein! Wenn Goethe von seinen Frauengestalten sagt: „Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte; ich weiß, sie sind ewig, denn sie sind," so werden sie ihm das bestätigen. Doch nicht minder werden sie dieses Zeugnis ihrem Schiller in Bezug auf seine poetischen Schöpfungen ausstellen: es sind keine Traumbilder männlicher Phantasie, und waren sie das auch noch zum Teil in seinen Jugendwerken, sie sind es doch nicht geblieben — was nachher der Meister geschaffen in seiner Frauen großer That und erhabener Empfindung, das ist, dichterisch verklärt, schöne Wahrheit, Leben aus dem Leben genommen!

Dies darzulegen, dann aber auch zu zeigen, wie vieles, was Schiller als Dichter und als Mensch war, erst durch seinen Verkehr mit den Frauen, mit seiner Schwester Christophine, mit Frau von Kalb, vor allem durch den Einfluß seiner herrlichen, an innerem Leben so reichen Gattin in ihm entstanden oder ausgebildet ist, das ist der Zweck der folgenden Blätter.

Bremen, im September 1896.

Julius Burggraf.

Vorwort der zweiten Auflage.

Der tief in der Seele des deutschen Volkes gegründeten Liebe zu seinem großen Dichter und daneben der Anziehungskraft des vorher noch nie in eingehender Weise und im Zusammenhange behandelten Themas ist es zuzuschreiben, daß „Schillers Frauengestalten" im Publikum die Aufnahme gefunden haben, welche die Kritik dem Buche bei seinem Erscheinen voraussagte. Wenn somit der ersten Auflage trotz ihrer beträchtlichen Stärke bereits die zweite folgen darf, so kann das Geleitwort nur ein Ausdruck meines Dankes für alle wohlwollende Förderung und alle ermutigende Anerkennung des Werkes sein.

Es war mir eine Freude, über manches mir sehr wichtige und teilweise neue Ergebnis meiner Arbeit von berufener Seite zustimmende Urteile zu vernehmen. So fand in den Besprechungen die Charakteristik Christophinens, die Analyse der eigentümlichen Doppelliebe Schillers zu den Lengefeldschen Schwestern und vor allem die psychologische Entfaltung des Lebens- und Wesensbildes der Frau von Kalb, ein Hauptstück des vorliegenden Buches, fast durchweg beifällige Beachtung. Nicht minder die Auffassung der dichterischen Gestalten der Leonore und der Louise Millerin; der Nachweis, wie seiner Gattin Herz und Einfluß sich in mehreren Frauen

seiner klassischen Dramen spiegelt; sowie besonders meine biographische Erklärung der schwierigen Schuldfrage in der „Jungfrau“.

Was gegen die Bestreitung der Schuld an der Johanna und gegen den auf das Bußelement in der Entwicklung der Maria Stuart gelegten Nachdruck hie und da eingewendet wurde, vermochte mich in meinen Ansichten nicht zu erschüttern; aber ich verdanke den angeregten Zweifeln den Antrieb zu weiteren Studien, wie man überhaupt das Buch nach allen Richtungen hin, in Inhalt und Sprache, durchgearbeitet, auch mit den letztjährigen Erscheinungen der Schillerlitteratur in Berührung gebracht finden wird. Den Wegfall des Abschnittes über den „Menschenfeind“ wird bei dem Fragmentarischen dieser Frauengestalt niemand bedauern. Und auch was sonst im einzelnen gestrichen ist, schien entbehrlich zu sein. Dagegen werden einige längere Zusätze, z. B. im Bilde der wackeren Anna Hölzel, in Bezug auf Schillers religiöse Stellung, — es sei da vor allem auf das in der Einleitung zum Stuartkapitel Gesagte aufmerksam gemacht — auch mehrfache vergleichende Hinweise auf Goethe, wie ein solcher sich u. a. in den Ausführungen über die Lauraoden findet, von manchem Leser willkommen geheißen werden.

So gehe denn das Buch von neuem hinaus, überall dahin, wo in der Liebe zum Wahren und Edlen Schillers Geist lebt! Und am unmittelbarsten wird es seinen Zweck erfüllen, wo es, der Tochter, der Braut oder Gattin als Geschenk überreicht, dem Frauenherzen dazu dient, sich zu erheben an dem, was des Weibes Leben schön, groß und gehaltvoll macht. Im Januar 1789 sprach unser Dichter in einem Briefe nach Rudolstadt der still Geliebten sein Wohlgefallen an dem

von ihr übersetzten Ossianischen Liede „Calthon und Colmala" aus. Besonders hob er in Anspielung auf sie und Karoline die Stelle hervor, in der dem heimkehrenden Fingal die beiden inzwischen Angelangten erschienen „wie zwei Lichtstrahlen in der Mitte seiner Halle." Möge es auch diesen „Frauengestalten" gegeben sein, da, wo sie in ein Haus eintreten, Strahlen des Lichtes auszustreuen aus Schillers herrlicher Welt!

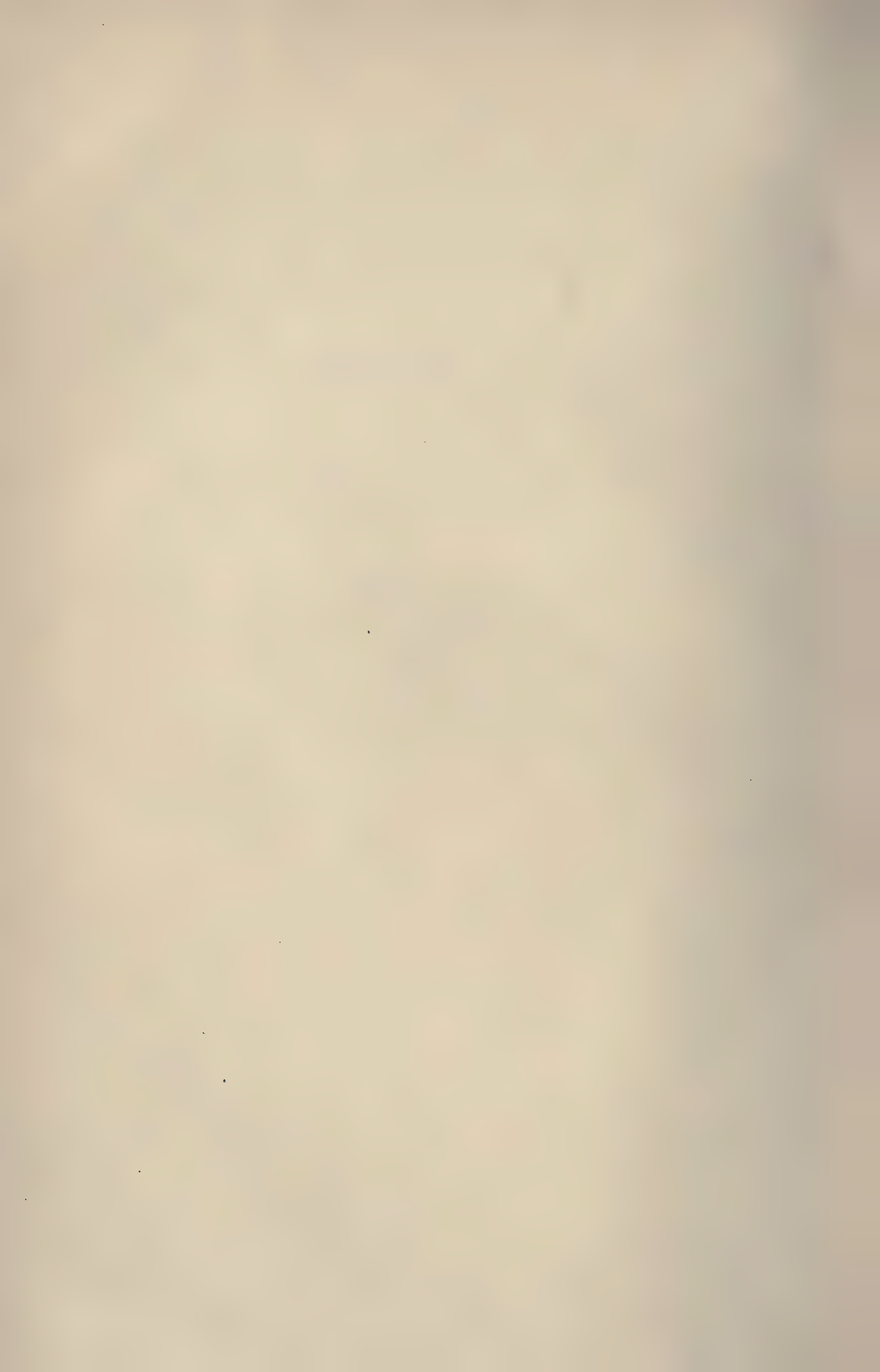
Bremen, zu Ostern 1900.

Der Verfasser.

Und einen heiligen keuschen Altar
  Bewahrten sich stille die Musen:
Es lebte, was edel und sittlich war,
  In der Frauen züchtigem Busen;
Die Flamme des Liedes entbrannte neu
An der schönen Minne und Liebestreu.

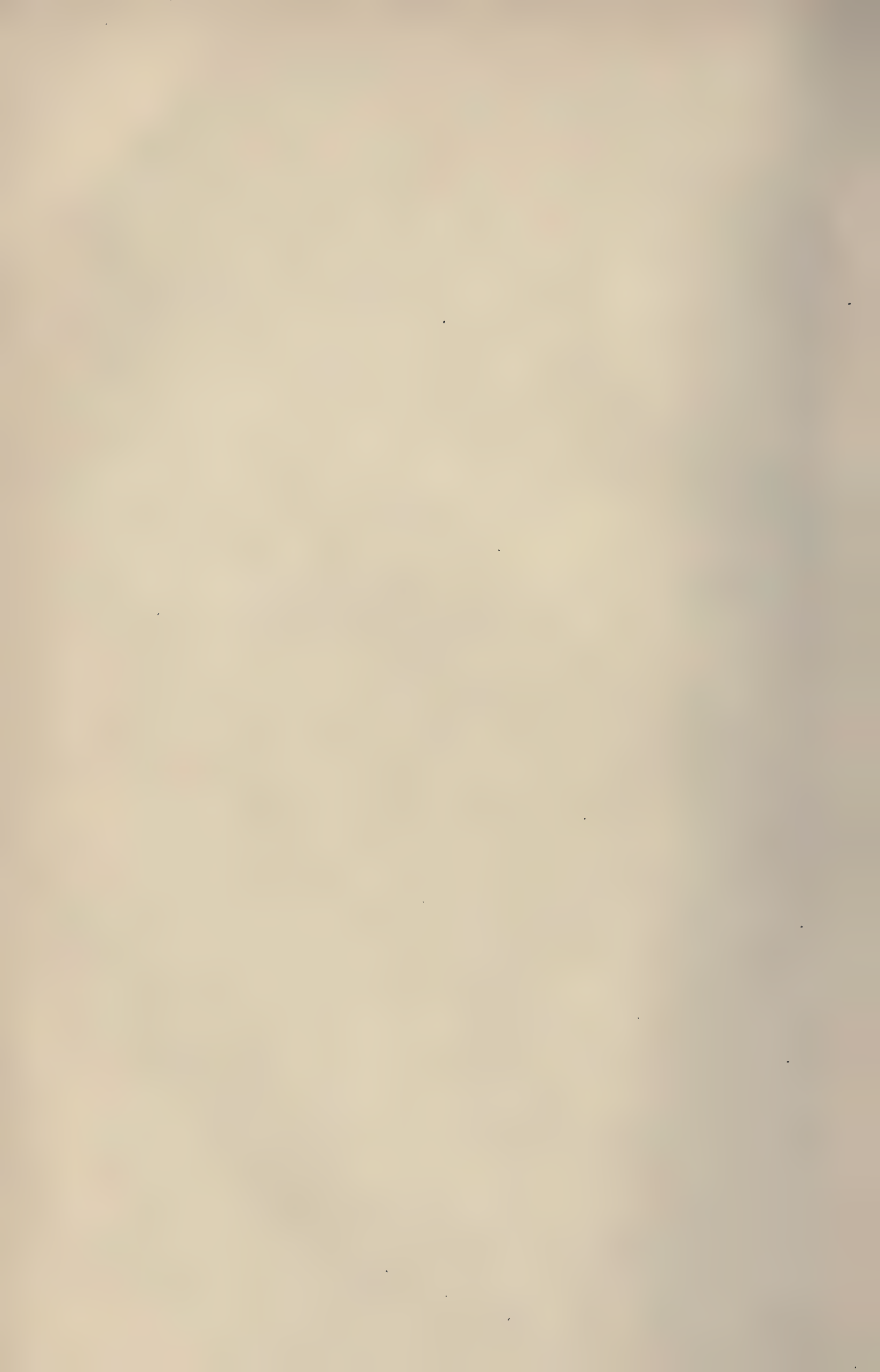
Drum soll auch ein ewiges zartes Band
  Die Frauen, die Sänger umflechten,
Sie wirken und weben Hand in Hand
  Den Gürtel des Schönen und Rechten.
Gesang und Liebe, in schönem Verein,
Sie erhalten dem Leben den Jugendschein.

Schiller
die vier Weltalter.



Erstes Kapitel.

Die Mutter und der Schwesternkreis.



Frau Elisabeth Dorothea.

Ein Geheimnis ist das Werden des Genius. Dem Gießstrom gleicht er, sagt Schillers Lied, der mit des Donners Ungestüm aus der Berge Schoß hervorbricht. Lauschend steht der Wanderer still,

> Er hört die Flut vom Felsen brausen,
> Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
> So strömen des Gesanges Wellen
> Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Gerade bei Schiller entzieht sich die menschliche Vermittlung seines genialen Wesens völlig dem Blicke des Forschers. Der Vater war wohl ein kluger, verständig urteilender Mann, beseelt von einem mächtigen Bildungsdrange, oft eigenartig in seinen Auffassungen, auch gewandt im Ausdruck seiner Gedanken; er hat sich als Schriftsteller über ökonomische, kulturelle und besonders gärtnerische Angelegenheiten einen Namen gemacht. Aber von der Hochlandsluft Schillerschen Geisteslebens ist in seinen Worten noch nichts zu merken, am wenigsten etwas von Schillerscher Poesie. Ein Morgengebet in Versen, das er für die Hausandacht verfaßt hat, zeigt eine herzliche, männlich kraftvolle Frömmigkeit, vom Gottesgnadentum des Dichters jedoch nicht das Geringste. Er selbst hat es auch nie begreifen können, woher bei seiner eigenen durchaus praktischen Geistesrichtung seinem Sohne dieses künstlerische Schaffensvermögen gekommen sei.

Vielleicht von der Mutter, der Schiller in seiner hohen Gestalt, in seiner Gesichtsbildung wie auch in seinem rötlichblonden Lockenhaar merkwürdig ähnelte? Nach der im Volksbewußtsein lange herrschend gewesenen Ansicht war diese allerdings eine poetisch nicht unbedeutend beanlagte Frau, die sich viel mit den Dichtern beschäf-

tigte und gern gute Bücher las, mit Vorliebe Lebensbeschreibungen bedeutender Männer. In die daraus ihr erstandene Gedankenwelt soll sie den Knaben schon von frühester Jugend an eingeführt haben. Doch das ist eine Legende, das Machwerk des litterarischen Fälschers Ömler, der bald nach Schillers Tode durch erfundene Anekdoten und durch willkürliche Phantasiezeichnung der Welt eine Dichtermutter nach seinem Sinn zurecht gemacht hat. Die eigene Tochter hat es bezeugt, daß die Mutter wenig zu lesen pflegte. Außer der Bibel und dem Gesangbuche kannte sie nur Gellert, Uz und die geistlichen Oden Klopstocks, und auch hier war ihr Sinn nicht auf das Poetische, sondern auf den moralischen und religiösen Gehalt gerichtet. Von einer dichterischen Ader findet sich in ihren Briefen keine Spur, und nie erwähnt Schiller einen Einfluß der Mutter auf das dichterische Empfinden seines Jugendlebens. Als dann später des Sohnes Dichtungen in ihre Hände kamen, wurden diese ihre sie stets von neuem anziehende Lektüre; doch nie geht sie urteilend auf seine Schöpfungen ein, und seltsam ist es, daß sie z. B. beim Empfang des „Wallenstein" nur von einer Unterhaltung redet, die ihr die Langeweile vertreibe.

Nun würde man Schillers Mutter aber schweres Unrecht thun, wollte man aus solchen Worten folgern, sie habe in seinen Dramen nichts bemerkt von der hinter der äußeren Historie liegenden und überall so glanzvoll durchleuchtenden Welt der Ideen. Trotz ihrer geringen Schulbildung nach des Dichters ausdrücklichem Zeugnis eine kluge, scharf beobachtende und fein empfindende Frau, wußte sie sehr wohl, daß ihres Sohnes Werke einen unermeßlichen Reichtum in sich schlossen. Sie hatte Verständnis für das Anstrengende und Aufreibende seiner „Seelengeschäfte", sie vermochte sich in die furchtbar schwere Aufgabe, produzieren zu müssen, während das Herz von Kummer und Sorge bedrückt wird, lebendig hineinzuversetzen. Stolz ist sie auf jede Anerkennung, die seinem Genie gezollt wird, und wir sehen ordentlich der Mutter Auge leuchten, wenn sie nach Jena schreibt, daß die bei ihr einquartierten Offiziere sie wahrhaft „plagen, um die Schriften von Schiller lesen zu dürfen"; doch schmunzelnd setzt sie hinzu, daß die Herren ihr zum Dank für diesen Genuß von den Soldaten zwei Klafter Holz haben spalten lassen.

Hier haben wir sie deutlich vor uns. Aus dem Hochgefühl, einen geistig so bedeutenden Mann ihren Sohn nennen zu dürfen, wird sie sofort wieder in die Sphäre ihres Hauswesens zurückgerufen. Die ist ihre eigentliche Welt, in deren Sorgen und Geschäften sie mit ihrer innersten Neigung wurzelt. Die Gedankenwelt ihres Sohnes vermag sie in ihrem Werte wohl zu schätzen, und sie läßt sich von ihm gern in dieselbe einführen; aber in der Umgebung der Ideen ist die einfache Frau nicht daheim, darum hält sie sich nicht lange darin auf. Für die großen, schönen Empfindungen, die durch ihres Dichters Schriften weben, hat sie wohl Gefühl; aber ihrem vorwiegend praktischen Sinne sind dieselben nur ein Spiel der Unterhaltung in Mußestunden, sie sind nicht, wie bei Goethes Mutter, das Element, in dem ihre Seele lebt und mitarbeitet. Während diese dem Herrlichen, was ihr Sohn hervorbrachte, mit ganzem Interesse zugewandt war, schaute jene zwar mit herzlicher Freude, aber doch mehr von außen in die geistige Schöpfung des Sohnes hinein. Das ist nach der ästhetisch-intellektuellen Seite das Bild, das wir uns von Schillers Mutter zu machen haben.

Aber Schiller war eben so groß als Mensch wie als Dichter. Was ihn zum Lieblingsdichter auch minder gebildeter Kreise des Volkes gemacht hat, das ist das im Gewande des Schönen auftretende Reine und im besten Sinne Religiöse seiner Persönlichkeit, sein so hochideales und verehrungswürdiges Charakterbild. Und hier steht nun der Biograph vor der dankbaren Aufgabe, nachweisen zu dürfen, wie dasselbe sich bereits in den Eltern ankündete.

Sein Vater war ein Mann von starkem Willen, in seinem selbstgewissen Kraftgefühl, in seinem unternehmungslustigen Thatendrange zu einem jener Kämpfer geschaffen, deren Leben Unruhe ist. Wer erkennt nicht in dem jungen Burschen, der abenteuerlich einem Husarenregimente nachläuft und es schließlich zum Majorspatente bringt, in dem Barbiergehilfen, der Wundarzt wird und als viel vermögender und verdienstvoller Leiter großer herzoglicher Baumschulen sein Leben schließt, die Ansätze zu jener vorwärtsdrängenden Energie, mit der der Sohn aus seiner gedrückten Lage als Karlsschüler, aus seiner Bedeutungslosigkeit als armseliger Regimentsmedikus zum Throne des Dichterfürsten an Goethes Seite empor-

gestiegen ist? Der Vater war ein ehrenfester Biedermann, gründlich und gewissenhaft, streng gegen die Seinen, aber am strengsten gegen sich selbst. Ihm ist es zuzuschreiben, daß wir in Schiller einen Dichter besitzen, der, was er uns an That und Gesinnung Großes zumutet, in ernster Zucht selbst darzuleben bemüht gewesen ist. Freilich in der Charaktergröße des alten Schiller lag etwas Herbes und Schroffes, bei seinem Sohne dagegen hatte auch das Gewaltigste immer etwas Gewinnendes. Ein zartes Gemütsleben, milde Herzensgüte spricht aus des Dichters strenger Wahrheit. Damit stehen wir vor der Mitgabe und dem Einfluß der Mutter.

Als im Jahre 1749 Kaspar Schiller aus seinen Kriegsfahrten in sein schwäbisches Heimatland zurückkehrte, und dem schmucken Reitersmann zu Marbach in der Herberge „Zum goldenen Löwen“ des Wirtes sechzehnjähriges Töchterlein Elisabeth Dorothea Kodweiß mit ihrem hübschen, aus blauen Augen blickenden Angesichte entgegentrat und ihm treuherzig ihr Grüß Gott! bot, als der um zehn Jahre ältere Mann in die dargereichte Hand einschlug und schon nach wenigen Monaten mit der Erwählten vor den Altar trat, da glaubte er eine „gute Partie“ gemacht zu haben. War seine Frau ja doch die einzige Erbin eines Mannes, der als herzoglicher Floßinspektor eine angesehene Stellung einnahm und als Bäcker und zugleich Wirt eines bedeutenden Gasthauses für recht wohlhabend galt. Aber bald zeigte es sich, daß der Schwiegervater durch unglückliche Holzspekulationen tief verschuldet war; seine ganze Existenz drohte zusammenzubrechen. Infolgedessen gab Kaspar Schiller nach den ersten drei Jahren seines Ehelebens seine wundärztliche Praxis in Marbach auf und trat in das Heer seines Landesherrn ein, weil er so besser für seine Familie sorgen zu können glaubte. Während er nun in dieser Stellung ein Jahrzehnt lang in wildem Kriegsgetümmel umhergeworfen wurde, saß sein junges Weib daheim. Ihr Herz bangte beständig um des Gatten Leben. Nur von Zeit zu Zeit konnte sie ihn einmal sehen, wenn die Heeresbewegung ihn in ihre Nähe brachte, und er auf kurzen Urlaub kam, oder wenn sie ihn in dem von Waffenlärm, von Trommelwirbel und Trompetenstößen durchtönten Lager besuchte. Der Dichter von „Wallensteins Lager“ hat gewiß manchen Stoff zu seinem groß-

artigen lebenswahren Bilde aus der Mutter Erzählungen geschöpft. Das waren trübe Jahre für die einsame Frau. Ihre Wohnung war, nachdem der Bankerott des Vaters wirklich eingetreten war, in dem bekannten „Schillerhause“, wo sie sich nun einmietete, eine einzige Stube. Und es konnte nicht ausbleiben, daß die Eltern, die aus Wohlstand und angesehener Stellung zum Posten des Thorhüters herabgesunken und in Elend und Kummer früh zu Greisen geworden waren, das von Natur heitere Gemüt der Tochter herabstimmten. Es legte sich ein Hauch nicht schwermütigen, aber wehmütigen Ernstes über Elisabeth Dorotheens Wesen. Da ihr auch später noch oft die schönsten Freuden nach kurzem Genusse geknickt zu werden pflegten, so war sie stets geneigt, von den kommenden Tagen mehr zu befürchten, als zu erhoffen. Es ist ein hervorstechender Zug in dem Bilde der Mutter, sich sorgenvollen Gedanken hinzugeben. Auch aus dem Munde des elfjährigen Knaben werden uns „Klagen über das Schicksal und über die tief umnachtete Zukunft“ berichtet, in denen er sich einem Mitschüler gegenüber ergangen habe; und wie manchmal redet später der dem Leben doch so frisch und freudig erschlossene Sinn des Dichters zu uns wie durch einen Schleier. Ein gewisser melancholischer Zug war ihm eigen, und wie bei jedem tieferen Gemüte klingt bei ihm auch in Äußerungen der höchsten Freude leise die Saite der Resignation mit. Das ist nicht erst eine Wirkung seiner Lebenserfahrung, sondern schon ein Einfluß der mütterlichen Stimmung, ja es ist bei ihm bereits Naturanlage. Denn unter ergreifenden Zeugnissen der Vergänglichkeit, unter tiefernsten Eindrücken, die die Mutter stündlich umgaben, bildete sich des Kindes Seele. In Abwesenheit des Vaters wurde Schiller am 10. November 1759 geboren.

Der Knabe war vier Jahre alt, als das Leben für die Mutter eine freundlichere Gestalt annahm. Zu Weihnachten 1763 feierte sie die dauernde Wiedervereinigung mit ihrem Gatten, der als Werbeoffizier nach Lorch versetzt wurde. Von hier aus zog man nach drei Jahren in die Garnison von Ludwigsburg, nach weiteren neun Jahren dann auf die Solitude bei Stuttgart, wo Kaspar Schiller seine eigentliche Lebensstellung fand. Nun sollte es sich zeigen, welch ein großer Schatz die vermögenslose Frau für ihn

und die Seinen war. Ihrem weisen haushälterischen Sinne ist es zu verdanken, daß trotz der immer spärlich gebliebenen Einkünfte des Vaters die Familie ein kleines Vermögen erwarb. In den Briefen der Witwe ist oft von ihrem „Kapitalbriefe“ über etwa 2000 fl. die Rede, den sie wie ein Heiligtum hütet, den sie bei längeren Ausflügen mit sich nimmt, damit er nicht gestohlen werde, und den sie in Kriegsunruhen ängstlich vermauert. Schillers Mutter war, ohne daß die Familie darunter zu leiden hatte, die sparsame, mit dem Kreuzer rechnende Hausfrau, die, selbst über die Maßen bedürfnislos, ihre Kinder zur Anspruchslosigkeit und zur Scheu vor jeder das Unentbehrlichste überschreitenden Ausgabe erzog. In wahrhaft rührender Weise zeigt sich diese Einwirkung der Mutter auf den Sohn, wenn der bereits berühmt gewordene Dichter, der trotz seiner beständigen Schriftstellerei noch keinen Schreibtisch besaß, sorgsam hin und her überlegt, ob er die geforderten 22 fl. für eine derartige Anschaffung wagen dürfe.

Außer zur Sparsamkeit und Einfachheit leitete sie ihre Kinder in voller Gesinnungsverwandtschaft mit dem fleißigen Vater zu einem arbeitsamen Leben an. Der Frau Hauptmann Hände sind immer in Bewegung. Sind es nicht die Geschäfte des Hauses, die sie in Anspruch nehmen, so finden wir sie in ihrem Garten, wo sie, was die Familie an Gemüse braucht, eigenhändig zieht. Das gesellschaftliche Leben wird von ihr nicht sehr gepflegt, sie hat für Besuchmachen und Besuchempfangen wenig Zeit. Der Sohn dachte über diesen Punkt genau so wie die Mutter, sehr zum Unterschied von Goethe, der von einer Mutter herstammte, die unglücklich war, wenn sie keine Gesellschaft um sich hatte. Auch im Alter war sie noch rastlos geschäftig. Höchst unsympathisch waren ihr die Frauen und Mädchen, die bei der Unterhaltung die Hände müßig in den Schoß legen. Dem giebt sie einmal einen kräftigen Ausdruck, wenn sie schreibt: „Die faule Meuge, die Christine, sitzt hin, streckt Füß naus und sieht mir zu; ich ärgere mich, da sie etwas vor sich doch schaffen könnte.“ In diesem Briefe sehen wir sie selbst an ihrer Kunkel in eifrigem Spinnen begriffen, das war eine ihrer liebsten Beschäftigungen. Wenn des Tages Arbeit gethan war, wurde der Spinnrocken hervorgeholt — im Marbacher Schillerhause ist derselbe

heute noch vorhanden —, und unter dem Summen des Rades plauderte die Mutter mit ihren Kleinen, die traulich um sie geschart saßen und halb träumend ihrem Thun zuschauten. Als sie in späteren Jahren allein war, unterhielt sich dabei ihr Geist mit den fernen Lieben, vor allem mit ihrem Friedrich, für den nun die Leinwand bestimmt war, und sie spann in den Faden hinein all ihren Mutterstolz und all ihr Mutterglück. Und wie sie einst, wenn das Werk eines Winters vom Weber und Bleicher zurückkam, das fertige Stück wohlgefällig in ihre Vorratskästen gelegt hatte, so packte sie es nun voll Genugthuung in die Kisten, die nach Jena gingen, daß Lottens Hände diese Schätze höben. „Da Sie mir sagten, Sie haben Freude, Päckle aufzumachen, so will ich Ihnen jetzt diese Freude machen, wünsche aber, daß es Ihnen eben so angenehm überrasche, als es mir Vergnügen macht, es zu schicken.“ „Es freut mich, daß Ihnen, liebe Tochter, das Stückchen Leinwand so geschickt kam; meine selbstgemachte ist immer mehr als noch so gut in Kaufläden.“ Schiller hat seiner so thätigen und häuslich tüchtigen Mutter noch bei deren Lebzeiten ein ehrendes Denkmal gesetzt. In der „Glocke“ heißt es von der deutschen Hausfrau:

> Sie reget ohn' Ende
> Die fleißigen Hände,
> Und mehrt den Gewinn
> Mit ordnendem Sinn.
> Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
> Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
> Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
> Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein,
> Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
> Und ruhet nimmer.

Wir sind in dieser Schilderung ihres fleißigen Schaffens bereits dem guten Herzen der Mutter näher getreten. „Eine glänzende Erziehung habe ich meinen Kindern nicht geben können,“ bekennt sie im Bewußtsein der Schranken ihres Wissens und ihres äußerlichen gesellschaftlichen Schliffes, „aber sie zum Gehorsam, zur Tugend und Gottesfurcht anzuweisen und so ihre Herzen zu bilden, halte ich vor die erste Pflicht . . . ich bin mir bewußt, daß es keine

Mutter in der Welt giebt, die ihre Kinder zärtlicher lieben kann, als ich, und beständig vor ihr Wohl wacht und sorgt." Laut antwortet darauf das dankbare Bekenntnis aller ihrer Kinder, daß unauslöschlich in ihren Seelen bleiben werde ihre Liebe zum Guten, Edlen und Reinen; und tausendstimmig tönt es aus des Sohnes Dichtungen, daß es eine Bildung des Herzens giebt, zu der dasjenige nicht unbedingt erforderlich ist, was man gewöhnlich Bildung nennt, daß die Herzenskultur, der Reichtum an Liebe und der Adel der Gesinnung, den eigentlichen Wert des Menschen ausmacht, — „was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt."

Sie war vor allem ein tief religiöses Gemüt, Frömmigkeit war das Zentrum ihrer Interessen: „Mein einziges Bestreben ist, Gott zu leben und zu lieben." Beseelt von der Glaubensinnigkeit und der Glaubensfestigkeit des schwäbischen Pietismus, trug ihre Religiosität dennoch in Ausdruck und Inhalt kein pietistisches Gepräge. Frei von jedem angenommenen Ton, von jedem erkünstelten Gefühlswesen, sprach sie ihren Glauben schlicht und ehrlich in der ihrer gesunden Natur angemessenen Weise aus, in gehobener Seelenstimmung unter Anlehnung an eines der pathetisch großen Schriftworte, in denen ihre Seele lebte. Fremd war ihrem milden Wesen jede herbe Beurteilung des Weltlebens, zu der des Mannes strengere Richtung vielleicht geneigt war, sofern es nur ihrem zwar weitherzigen, aber reinen Sinne nicht widersprach. So sehr sie auch in Demut ihre menschliche Unzulänglichkeit empfand: „Ich nahe mich täglich in meinem Gebet zu Gott, um ihm meine große Sündenschuld abzutragen," so ist das Sündengefühl, wie es der Pietismus vertritt, doch nicht das Charakteristische ihrer Frömmigkeit gewesen. Das Erbeben vor dem erzürnten Gott, das in des Vaters Gebeten öfter zu Tage tritt, lag nicht in ihrem Wesen. Sie war ihres „guten Gottes" gewiß — „Brüder, überm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen!" ruft in der Mutter Geist der Dichter aus — und aus diesem Gottesbewußtsein erwuchs ihr als der eigentliche Kern ihres Christenglaubens ein freudiger Vorsehungsglaube. Es existiert fast kein Brief, in dem dieser ihr nicht die Feder geleitet hätte, sei es in Dankbarkeit für eine ihr geschenkte

Freude oder eine ihr zu teil gewordene Bewahrung, sei es in kindlicher Beugung vor dem ein Leid über sie verhängenden Willen Gottes. Was die Vorsehung auch beschließt, sie ist überzeugt, es hat alles ihr Heil im Auge, es soll sie tüchtig machen zu der inneren Vollendung, nach der in ihr ein inniges Verlangen lebt. Zudem weiß sie, daß dieses Erdendasein nicht alles ist, sie fühlt sich berufen zu einem „anderen, besseren Leben, wo tausend Gnaden und Seligkeiten" sie erwarten. Ihre ganze Lebensaufgabe faßt sich zusammen zu dem Bestreben, sich für das himmlische Leben vorzubereiten, das ihr in farbigen Bildern vor der Seele steht, und das sie sich, ohne dadurch ihre evangelische Gesinnung zu trüben, in aller Harmlosigkeit als den Lohn für dieses Erdenlebens Kampf und Mühe denkt. Schiller ist den Gedanken an die jenseitige Vergeltung lange nicht los geworden. Noch in dem Liede „An die Freude" spricht derselbe mit. Bekanntlich hat er in reiferen Jahren das Gebäude seines jugendlichen Christenglaubens gänzlich umgebaut. Er hat einen Tempel der Schönheit errichtet, in dem viele das Heiligtum des christlichen Geistes nicht mehr erkennen wollen. Aber das ist doch unleugbar, daß drei christliche Wahrheiten auf sein ganzes Dichten und Denken bestimmend geblieben sind, und diese drei Säulen, die groß und stark seine sittlich-ästhetische Lebensanschauung tragen, sind der Mutter Vorsehungs- und Unsterblichkeitsglaube, nun in vergeistigter Form, und zwischen diesen, beide beherrschend, ihr frommer Glaube an die höhere Bestimmung, zu der alles den Menschen erziehen soll:

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren,
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserem sind wir geboren.

In ihrem religiösen Empfinden trat eine sonst sich nicht zeigende schwärmerische Unterschicht ihres Seelenlebens zu Tage, und den Äußerungen derselben muß eine wunderbar begeisternde Gewalt eigen gewesen sein. Ein von der Schwester berichtetes Erlebnis aus der Jugendzeit des Dichters veranschaulicht dies. Es war an einem Ostermontag bei Gelegenheit eines Spazierganges, den sie mit ihren

beiden Ältesten machte, als die Rede auf die beiden Jünger kam, denen auf ihrer Wanderung nach Emmaus Jesus sich zugesellte. In liebender Versenkung erschloß die Mutter ihnen das Innere dieser Erzählung, ihr Wort wurde immer wärmer, ihre Rede immer lebendiger, und ihr frommer Sinn riß die jungen Seelen schließlich derartig hin, daß die beiden an ihrer Seite mit gefalteten Händen niedersanken: die knieende Mutter in ihrer Mitte, an ihre Brust der Kinder Häupter gelehnt, „so wurde ihnen dieser Berg zum Tabor.“ Hier ist der Punkt, wo wir das geheimnisvolle Walten des schöpferischen Geistes an dem Leben der Mutter etwas zu belauschen vermögen. In der tiefen, empfindungsmächtigen Herzensfrömmigkeit dieser einfachen Frau hat sich die geniale Seelengewalt des Sohnes vorbereitet.

Liebe war ihr Glaube, Liebe war ihr Leben. Ihr sanftes Gemüt, die Aussprache jener lauteren Güte, die mit ihren Gedanken und Bestrebungen nicht sich, sondern anderen lebt, hatte einst den rauhen Krieger an das junge Mädchen gefesselt. Unter den Stürmen, die in ihrem Ehestande über sie hingingen, ist ihre selbstlose Natur immer schöner ausgereift, zunächst ihren alten Eltern zum Segen. Wir trafen sie eben auf einem Spaziergange. Diese Gänge in Begleitung zweier Kinder pflegte sie an Sonntagnachmittagen sehr oft zu unternehmen. Dann trug sie die zwei Wegstunden von Ludwigsburg nach Marbach einen Korb mit Lebensmitteln über die Berge, um damit den Vater und die Mutter zu erfreuen, die drüben in Dürftigkeit lebten. Sie hatte überhaupt ein weiches, menschenfreundliches Herz, das gern Kummerthränen trocknete, und ihr Bestreben ging dahin, auch ihre Kinder zur freudigen Dienstfertigkeit und zur Gefälligkeit gegen jedermann zu erziehen. Ihrem Gatten war die Frau Hauptmann eine hingebende Gefährtin, in stillem Walten freundlich für ihn besorgt und bemüht, ihn auch in seinen Fehlern mit Geduld zu tragen. Sie hat es mit ihm nicht immer leicht gehabt. Denn ob er auch das Beste wollte, so ist er doch gewisse Auswüchse seiner kräftigen Subjektivität nie losgeworden. Es fehlte ihm, auch vielfach seiner Familie gegenüber, die Fähigkeit, sich in anders geartete Wesen hineinzuversetzen. So konnte er denn manchmal ganz Berechtigtes mit einer Schroffheit abweisen,

die zur Leidenschaft wurde und wie ein Unwetter auf die verschüchterte Umgebung losbrach. Mit ihrem feinen Gefühl für das Rechte und Wahre und für individuelle Bedürfnisse hat die Mutterliebe nicht selten vermittelnd und mildernd eingegriffen, wo des Vaters derbes Zufahren schädigend gewirkt hätte. Unter dem Schutze ihres Herzens durfte sich die ebenfalls stark subjektive, aber von des Vaters Art weit abweichende Natur des Sohnes ungehemmt entfalten. Der Vater, um Großes an ihm zu erreichen, hatte es sich z. B. in den Kopf gesetzt, der etwa zehnjährige Knabe sollte nicht mehr spielen; wenn die Schularbeiten fertig wären, sollte er sich sofort an ihn anschließen und so aus seiner freien Zeit Nutzen fürs Leben ziehen. Und dabei spielte der kleine Schiller so gern! Hat doch der Spieltrieb ihn in wechselnder Form durch sein ganzes Leben begleitet, es war ein die ernste Grundrichtung seiner Seele ausgleichender Naturdrang und in jenen Kinderjahren zugleich die erste Äußerung seiner nach Gestaltung verlangenden Phantasie. Rührend fleht es aus einem lateinischen Schulgedichte jener Zeit: „O gönnt uns Muße, wenn wir unsere Pflicht gethan, immer lernen kann doch niemand!“ Die Mutterliebe verstand ihr Kind, und sie wußte ihm das Spielen möglich zu machen.

Ob sie wohl ahnte, daß ihm nur allzu bald nicht nur der Kindheit, sondern überhaupt der freien, fröhlichen Jugend Grabgeläute erschallen sollte? Mit seinem dreizehnten Jahre entrissen Herzog Karls Despotenhände ihn dem Elternhause, und nun genoß der Knabe hinter den düsteren Mauern und unter dem Drillregimente der Fürstenschule die Gnade der herzoglichen Erziehung. Was wird das liebende Mutterherz in diesen acht Jahren gelitten haben, wo von Ferien nie die Rede war, wo sie den Sohn nur zuweilen ein kurzes Stündchen auf der Solitude besuchen durfte! Und als nun der Vater dorthin versetzt wurde, und sie sich freuen wollte, dem Eingesperrten wenigstens nahe zu sein, da wurde die Akademie hinunter nach Stuttgart verlegt. So blieb er ihr gänzlich entzogen, und das in der schönen Zeit des Sprossens und Blühens der Jugendkraft, wo es einer Mutter höchstes Glück ist, die Entwickelung des Sohnes zu beobachten! Doch endlich schlug die Stunde der Wiedervereinigung. Als einundzwanzigjähriger Jüngling trat

ihr Friedrich ihr entgegen. Die Jugendgenossen wissen Rührendes zu erzählen von ihrem Mühen für den Langentbehrten, so oft er sich oben im Elternhause sehen ließ, von ihrem Kochen, Backen und Braten, um „das Wundertier von Sohn" herauszufüttern. Aber auch des inneren Menschen, der bei der ungewohnten Freiheit in mancher Gefahr schwebte, nahm sie sich treulich an: „Die Nähe der Familie," sagt seine erste Biographin, seine Freundin und Schwägerin Karoline v. Wolzogen, „besonders eine Warnung im weichen Liebeston der Mutter, hielt den jugendlichen Leichtsinn in Schranken." Und seine Gattin berichtet dankbar von dem Halt und Schutz, den die Mutter ihm in der Stuttgarter Brausezeit bot: ein „heiliges Band" seelsorglicher Liebe umschlang des Sohnes Herz, er „hörte auf ihre leisen, zärtlichen Ermahnungen, wenn der Vater zu ernst und strenge sein Leben nach seinen Ansichten vorzeichnen wollte."

Da griff des Herzogs Hand zum zweitenmal mit rauher Gewalt in sein und ihr Leben ein. Er verbot seinem Militärarzte nach dessen heimlicher Reise zur Aufführung der „Räuber" in Mannheim bei Festungsstrafe jegliches Dichten und jede außermedizinische Schriftstellerei. In seiner Stellung, an die er durch einen vom Vater vor Jahren unterzeichneten Revers für immer gebunden war, mußte Schiller diesen Befehl respektieren. Das wäre aber ein Frevel an seiner inneren Berufung gewesen, und durch solchen Frevel verfällt der Mensch unabwendbar dem Strafgerichte moralischer Selbstverwüstung. Schiller war zu sehr Idealist, um das nicht zu fühlen. Da gab es nur einen Ausweg, die Flucht aus dem Fürstendienste, das Wegwerfen seiner, wenn auch noch so elenden, so doch sicheren Existenz und das Hinauseilen in eine ungewisse Zukunft, in Kämpfe und Entbehrungen, vielleicht in die Schrecken und Gefahren des Verfolgten, der, wieder ergriffen, in dem Kerkerverließ des Hohen-Asperg seine Tage zu vertrauern haben würde. Schiller setzte sein Leben ein, um sein Leben zu gewinnen! Nachdem bei ihm alles fest war, wurde die Mutter ins Vertrauen gezogen. Bei ihrem ängstlichen, sorgenmütigen Wesen erzitterte sie vor dem kühnen Gedanken des Sohnes; aber sie vermochte es ihm doch nachzuempfinden, daß der Mensch zur Rettung seines besseren Selbstes jedes Opfer an äußerem Behagen und an irdischem Nutzen

zu bringen verpflichtet sei, und darum war ihr bei der großen Liebe zu ihm das Opfer seines Verlustes nicht zu groß. Sie übernahm die schwere Aufgabe, den Flüchtling vor dem zu erwartenden Unwillen des Vaters, des gestrengen Beamten und des nüchtern praktisch urteilenden Mannes, zu decken.

Am 22. September 1782 wurde die Flucht mit dem getreuen Streicher, einem schwärmerisch ihn verehrenden jungen Musiker, ins Werk gesetzt. Man kann diesen Tag im höheren Sinne den Geburtstag des Dichters nennen, denn ohne das, was da geschah, wäre Schiller nie unser großer Schiller geworden. Als er, durch die Nacht dahinfahrend, aus der Ferne die Solitude sah, die um eines fürstlichen Besuches willen in hellem Lichterglanze erstrahlte, sprang er im Wagen auf. „Meine Mutter!“ mit diesem Ausrufe sank er erschüttert zurück, — die aber lag dort im verschlossenen Kämmerlein, und ein tiefes Weh durchbebte ihr Leben, schmerzlicher als jenes am 10. November 1759. Setzen wir ein Wort aus einem Briefe Schillers hierher, das einige Wochen nach der Flucht, als er schon unsäglich viel Hunger und Leid durchgemacht hatte, an die Schwester geschrieben, aber doch besonders für das Mutterherz gemeint war: „Der Himmel ist es, dem wir die Zukunft übergeben, von dem Ihr und ich gottlob nur allein abhängig sind. Ihm übergebe ich Euch, meine Teuren, er erhalte Euch fest und stark, meine Schicksale zu erleben und mein Glück mit der Zeit mit mir teilen zu können. Losgerissen aus Euren Armen weiß ich keine bessere, keine sicherere Niederlage meines teuersten Schatzes als Gott. Von seinen Händen will ich Euch wiederempfangen, und — das sei die letzte Thräne, die hier fällt!“

Briefe der Mutter aus den nun folgenden Jahren der Kämpfe und Leiden des Dichters besitzen wir fast gar nicht. Sie wird auch nicht viele geschrieben haben, da sie oft krank war, der Gram zehrte an ihrer Gesundheit, und sie wurde in ihrem Aussehen in einem Jahr um zehn Jahre älter. Aber sie hat mit der Beredsamkeit der Liebe des Sohnes Sache vor dem Vater vertreten. Sie hat diesen beruhigt, wenn ihm vieles unklug erschien, was der Dichter im Hin- und Hertasten nach einer gesicherten Lebensstellung und im Durchringen zur Klarheit unternahm. Sie hat, durch den

mürrischen Zweifel des Gatten nie beirrt, ihr Vertrauen auf das endliche Gelingen dessen, was der Sohn so heiß erstrebte, immer hochgehalten, und ihre Hoffnung täuschte sie nicht. Ihr im wesentlichen ist es auch zu danken, daß das eine Zeit lang recht gespannte Verhältnis zwischen Vater und Sohn mit den Jahren sich immer herzlicher gestaltete. —

Wir überspringen ein Dezennium. Im Jahre 1792 finden wir sie zum Besuche in Jena, wo sie den Sohn wohl noch in manchen Sorgen, aber im Besitze einer hochgeachteten Stellung und eines reichen häuslichen Glückes wiedersah. Was sie da erlebte, das ließ sie auf diese Reise zurückblicken als auf eine Wohlthat, die ihr etwas von ihrer Jugend zurückgegeben habe. Wenn man freilich der Erzählung des Württembergischen Dekans Göritz, der damals als Student in Schillers Hause verkehrte, Glauben schenken müßte, so hätten der Dichter und seine Gattin nicht mit denselben angenehmen Empfindungen an diesen Besuch zurückdenken können. Göritz wirft ihr vor, sie habe lauter Verwirrung ins Haus gebracht: „Mit der gradesten Offenheit und ohne alle Schonung und Feinheit, weil sie nichts Arges hatte, ohne Kenntnis der Welt und ihres Sohnes, noch weniger seiner Gattin, mit einem hohen Mutterstolz und Schwiegermuttergefühl stach sie beiden, ohne es zu wissen, in tausend Äußerungen und Bemerkungen täglich glühende Dolche ins Herz, und wäre sie länger geblieben, sie hätte mit der größten Gutmütigkeit das schöne und zarte Verhältnis zwischen Schiller und seiner Gattin ganz zerstört. Ich staunte über die Fassung, womit beide ihr Einmischen in alles aufnahmen.“

Diese Darstellung trägt den Stempel der unwahren, weil unpsychologischen Auffassung deutlich auf der Stirn. Daß die beiden Frauen, die auf Schillers Leben so tiefen Einfluß ausgeübt haben, durch Stammes- und Familienabkunft, durch Bildungsverhältnisse und Lebensstellung, durch ihre Lebensinteressen und ihren Charakter weit voneinander verschieden, nur durch gewisse Kollisionen hindurch zu einer verständnisvollen Stellungnahme zueinander gelangen konnten, ist selbstverständlich. Aber wie vermag ein junger Mensch, des feinen Geäders im Frauenherzen noch gänzlich unkundig, solche Konflikte gerecht zu beurteilen? Hier standen sich gegenüber das Herz einer

liebenden Mutter, die beim Wiedersehen nach zehnjähriger Trennung ihrem Sohne, dem sie nach ihrer Empfindung in seiner Jugend viel zu wenig hatte sein können, und noch dazu ihrem jetzt so kränkelnden Sohne die Erfahrungen eines reichen Lebens und ihre Art, manche Dinge anzusehen, zu nutze zu machen sich gedrungen fühlte, und das Herz einer Gattin, die in ihrer treuen Hingebung das Recht und in ihrer gewissenhaften Erkenntnis der derzeitigen Wünsche und Bedürfnisse ihres Mannes die Pflicht empfand, ihre hausfrauliche Selbständigkeit vor störenden Eingriffen zu bewahren. Das waren beiderseits berechtigte Ansprüche, zwischen denen ein innerer Ausgleich hergestellt werden mußte. Derselbe wird wohl nicht immer leicht zu finden gewesen sein. Wie es bei Menschen von tiefem Gefühle oft der Fall ist, war Schillers Mutter geneigt, in Worten, die ihr minder herzlich erschienen, mehr zu suchen, als darin liegen sollte. Da wird sie manchmal geargwohnt haben, daß die adelige Frau sie nicht recht anerkennen wollte, und solche Stimmung mag sich dann etwas schwäbisch derb ausgedrückt haben. Aber kränkende Sticheleien und den ehelichen Frieden gefährdendes Hineinreden, alles das, woran der das Bild der Mutter so unfreundlich entstellende Bericht denken läßt, lag bei ihrem feinen Herzensempfinden vollständig außer dem Bereiche der Möglichkeit. Ihre späteren Briefe sind an den Stellen, wo sie in irgend einer Beziehung beratend nach Jena einwirken wollte, Zeugnisse von sehr klugem Taktgefühl, wie sie auch Beweise der unbedingten Dankbarkeit sind, die sie gegen die Gattin ihres Sohnes im Herzen trug.

Bald darauf brach auf die Mutter Leid auf Leid zusammen. Im Jahre 1796 legte sich ihr Mann nach der reichen Arbeit seines Lebens zum Sterben nieder, aber Monate währte sein Siechtum unter so entsetzlichen rheumatischen Schmerzen, daß das Haus von seinem Schreien wiederhallte. Während sie ganz in seiner Pflege aufging und, von den ungeduldigen Launen des Kranken über die Maßen gepeinigt, Tag und Nacht beständig im Sturm umhergetrieben wurde, sank eine blühende Tochter, von einem ansteckenden und widerlichen Schleimfieber schnell hingerafft, vor ihren Augen in den Tod. Eine andere schwebte lange am Abgrunde des Todes. Um das Elend voll zu machen, überfiel noch ein französisches Streif=

korps marodierend die Gegend. Der Kampf umtobte das Haus der Schmerzen und des Todes, rohe Kriegerhände durchwühlten es und plünderten, was zu bekommen war, und wüste Drohungen erfüllten die Leidenden und die Gesunden mit zitterndem Schrecken. Mit der ganzen Energie ihres Herzens klammerte das arme, geängstigte Weib sich an die Stütze ihres Gottvertrauens, in wahren Gethsemanekämpfen rang sie nach Stille des Herzens, nach Mut und Kraft zum Tragen. Aber das Seelenvermögen ist doch bis zu einem gewissen Grade von den leiblichen Zuständen abhängig, und wenn unter Monate langen Angriffen die Nerven zerrieben sind, die körperliche Kraft zerstoßen ist, dann ist auch das innere Leistungsvermögen bedroht. Es ist kein Wunder, daß bei der zarten Konstitution ihrer Seele die Spannkraft derselben unter dem Furchtbaren, was immer neu auf sie einstürmte, zu erlahmen begann. Sie verzweifelt am Leben und sehnt sich nach dem Tode. Selbst ihre Geduld mit dem Gatten, dessen Krankheit sie nicht gerade für bedrohlich ansieht, will ihr schwinden, und sie läßt sich in einem vertraulichen Briefe an den Sohn zu einer Beurteilung seiner Fehler hinreißen, die über die Grenze des Gerechten hinausgeht. Kurz ihre Seele will den Halt verlieren, sie ist im Hingleiten begriffen. Da streckt der Sohn, dem die Mutter in seiner schwachen Kindheit so viel gewesen ist, nun in der Zeit ihres Schwachwerdens die starke Manneshand nach ihr aus und richtet sie freundlich auf. Schon im April hatte er an seine in Thüringen verheiratete älteste Schwester Christophine geschrieben: „Der Jammer ist unaussprechlich. Kannst Du es möglich machen, so mache doch ja die Reise noch hin. Was sie kostet, bezahle ich mit Freuden. Überlege, meine liebe Schwester, daß Eltern in solchen Extremitäten den gerechtesten Anspruch auf kindliche Hilfe haben. Gott, warum bin ich jetzt nicht gesund, ich hätte mich durch nichts abhalten lassen hinzueilen. Aber daß ich über ein Jahr fast nicht aus dem Hause gekommen, macht mich so schwächlich, daß ich entweder die Reise nicht aushalten oder doch selbst krank bei den guten Eltern hinfallen würde. Ich kann leider nichts für sie thun, als mit Geld helfen, und Gott weiß, daß ich das mit Freuden thue."

Aber er hat viel mehr gethan, er hat sie durch sein schrift-

liches Wort — leider sind viele seiner Briefe ins Elternhaus verloren gegangen — auf das liebevollste gestärkt und er muß wunderbar tröstende Worte gefunden haben, wenn seine Schwester, die die weite Postreise inzwischen zurückgelegt hatte, ihm berichten konnte: „Deinen herrlichen Brief mußte ich dem lieben Vater vorlesen; er weinte wie ein Kind darüber und dankte Gott mit Inbrunst, daß er ihm einen solchen Sohn gegeben. Ja, ich will ihm würdig zu werden suchen, sagte er!" Dann wieder schreibt der Bruder an die pflegende Schwester: „Der letzte Brief meiner lieben Mutter hat mich herzlich betrübt. Ach, wie viel hat die gute Mutter nicht ausgestanden und mit welcher Geduld und Stärke hat sie es ertragen! Wie rührte mich's, daß sie ihr Herz mir öffnete, und wie wehe thut mir's, sie nicht unmittelbar trösten und beruhigen zu können. Wärst Du nicht hingereist, ich hätte nicht hier bleiben können. . . . Was hat unsere gute Mutter nicht an unseren Großeltern gethan, und wie sehr hat sie ein gleiches von uns verdient! Du wirst sie trösten, liebe Schwester, und mich wirst Du herzlich bereit finden zu allem, wozu Du mich auffordern wirst. . . . Um das Einzige bitte ich Dich, verhindere, daß die lieben Eltern nicht aus ängstlicher Sparsamkeit eine heilsame Maßregel zu ihrer Gesundheit versäumen. Ich habe ein für allemal erklärt, daß ich die Kosten davon mit Freuden tragen will. Was also etwa an Geld nötig, kannst Du Dir von Cotta in Tübingen auszahlen lassen." Das ist eine unbeschränkte Anweisung auf seinen Verleger zu einer Zeit, wo er selbst durchaus noch nicht sorgenfrei dastand.

Endlich kam der lange befürchtete Brief mit dem schwarzen Siegel. Beim Lesen der Zeilen, die Schiller nun nach der Solitude richtete, tritt einem lebendig das Bild des Sohnes entgegen, wie er seine weinende Mutter an seine treue Brust drückt und sie tröstet. Wozu ihn das eigene Herz treibt, er weiß, das ist auch für die Trauernde die wohlthuendste Aufrichtung: groß und schön, mit den Strichen pietätvoller und dankbarer Kindesliebe zeichnet er ihr die Charaktergestalt des Entschlafenen, sein rastloses Schaffen, seinen ehrenhaften Sinn. „Möchte ich, wenn es mich gleich alle seine Schmerzen kostete, so unschuldig von meinem Leben scheiden, als er von dem seinigen! Nie wird sein Bild aus unserem Herzen

erlöschen, und der Schmerz um ihn soll uns nur noch enger untereinander vereinigen." Und nun beruhigt er sie, deren sorgenschweren Sinn er ja kannte, über die Zukunft und giebt ihr die Versicherung, daß er des lieben Vaters nicht unwürdiger Sohn sein werde: „Alles, was Sie zu einem gemächlichen Leben brauchen, muß Ihnen werden, beste Mutter, und es ist hinfort meine Sache, daß keine Sorge Sie mehr drückt. Nach soviel schweren Leiden muß der Abend Ihres Lebens heiter oder doch ruhig sein."

Die kurzen Jahre ihrer Witwenschaft verlebte die Mutter auf ihrem Pensionssitz zu Schloß Leonberg, doch war sie in jedem Jahre zu langem Besuche in Cleversulzbach im Pfarrhause der Tochter, wo sie am 29. April 1802 im 70. Lebensjahre gestorben ist. Ihren Friedrich hat sie nicht mehr besuchen dürfen, körperliche Schwäche verbot die weite Reise. Aber im Geiste sind Mutter und Sohn sich beständig nahe gewesen. Sie hat alles, was in Freud und Leid durch sein Haus ging, mit der innigsten Teilnahme verfolgt, sie hat in dem Glücke ihrer Kinder sich gesonnt, und Großmutterfreude mit ihrem steten Sinnen und Fragen, was sie für die Kleinen thun könne, wie sie sich ein bleibendes Gedächtnis bei ihnen verschaffe, hat reich ihr Herz bewegt. Sie hat ihren Sohn noch hinaufsteigen sehen auf die volle Höhe seines Ruhmes, und die begeisterte Anerkennung der Nation drang noch zu ihren Ohren. Da schwelgte sie in dem Bewußtsein, in dem so großen einen so lieben Sohn zu besitzen, dem sie alles aussprach, der sie in allem so gut verstand und der mit seinem verständigen Rate sie freundlich leitete, mit seiner opferfreudigen Fürsorge sie treulich trug. Gleich nach dem Tode des Vaters hatte er ihr zu ihrem bescheidenen Witwengelde und ihrem kleinen Zinsertrage eine Pension festgesetzt, die ihr Cotta vierteljährlich auszahlen mußte. Und nun ist es wahrhaft rührend, den Kampf zwischen Mutter und Sohn zu verfolgen, wie sie sich sträubt und immer wieder sträubt, das Geld anzunehmen, weil sie nicht zugeben dürfe, daß er bei seiner Kränklichkeit sich um ihretwillen noch mehr anstrenge; und wie er andererseits nicht nachläßt und sie schließlich zwingt, die Beweise seiner Kindesliebe sich gefallen zu lassen. Und als es dann zum Ende ging, und sie noch schwer zu leiden hatte, war sein beständiges

Sorgen, wie er der „Lieben, ewig Teuren“ die Schmerzen zu erleichtern vermöchte. Die berühmtesten Ärzte mußten sich ihrer annehmen, und die besten Ärzte blieben doch immer seine Briefe. Zwei Mächte waren es, die ihr Gemüt siegreich alle Finsternis durchdringen ließen, so daß sie auf lichter Bahn von hinnen ging. Das war der Trost der Religion, der ihre Seele mit Frieden erfüllte; ihr Sterbebett wird uns geschildert als das einer glaubensvollen, in sich ausgereiften Christin, die freudig in die Herrlichkeit der zukünftigen Welt hinüberblickte und durch ihre Geduld und Sanftmut im Leiden milde Ruhe und stille Versöhnung um sich verbreitete. Und mit der religiösen Verklärung durchwob seliges Mutterglück ihr erlöschendes Leben. Sie wußte sich reich in der Liebe aller ihrer Kinder. Aber kurz vor ihrem Ende ließ sie sich das Porträtbildchen des Sohnes holen, sie drückte es an ihr Herz, und das Wort von ihren erbleichenden Lippen: „Ach, so giebt es keinen Sohn in der Welt!“ verleiht der Gestalt des großen Dichters einen Glanz, den kein Marmor, mit dem sein Volk ihn ehrt, ihm zu geben vermag.

Nanette.

Schiller hatte drei Schwestern. Die jüngste wurde geboren, als der Bruder sich auf der Karlsschule befand. Er hat sie in ihrem dritten Jahre bei seinem Austritt aus der Akademie zum erstenmal gesehen, bei seinem baldigen Weggange aus der Heimat verlor er sie aus den Augen, aber nicht aus dem Herzen, in dem sie gerade als das kleine Schwesterchen sich tief eingenistet hatte. Groß war daher seine Freude, als Nanette, nun fünfzehn Jahre alt, ihm in Begleitung der Mutter 1792 wieder entgegentrat. Sie war inzwischen an Geist und Körper lieblich erblüht. Nanette war offenbar die hübscheste unter den Schwestern. In ihrem Wuchs voll Grazie, die sie angenehm auffallen ließ, hatte sie, wenn auch in brauner Farbe, des Bruders lockiges Haar, das reich ihren fein geformten Kopf umwallte. In ihrem von der Röte der Gesund-

heit durchschimmerten Gesicht, das dem des Bruders nicht sehr ähnelt, erinnert doch das sinnend in die Ferne schauende Auge an den Dichter. Um den schönen Mund spielt etwas Neckisches, aber man hat den Eindruck, daß er, wenn er sich aufthut, nur seelenvolle Worte sprechen könne. Über ihren Zügen liegt eine mit Hoheit gepaarte Anmut, etwas Kindliches, das jedoch schon auf einen idealen Seelendrang schließen läßt. Sie war in geistiger Beziehung ein vielversprechendes Mädchen, für alles Große und Edle empfänglich, auch poetisch etwas begabt. Schillers Dichtung war ihre Welt, er selbst, schon aus der Ferne, ihre ganze Schwärmerei. Ihr Sinnen und Streben wurde von dem einen Wunsche hingenommen, einmal Schauspielerin zu werden, unter des Bruders Augen sich in Weimar ausbilden zu dürfen und dann der Welt Schillers Frauengestalten nach seiner eigenen Auffassung vorzuführen.

Wohl auf seinen Einfluß hin strengte die Familie nach der Rückkehr der Tochter alle Kräfte an, um ihr eine bessere geistige und gesellschaftliche Bildung zu verschaffen. Unter der Herrschaft des ihr vorschwebenden Lebensberufes reifte ihr Wesen jetzt wunderbar aus. Von edler Würde in ihrer Erscheinung, in ihrem Auftreten eine großgesinnte Jungfrau, die sich die Liebe und Achtung aller Bekannten in hohem Maße erwarb, wurde sie den Ihrigen um ihres vortrefflichen Herzens willen so teuer, daß sie „die Krone des Hauses" hieß. Allen Kummer der Ihrigen in dem Leidensjahre 1796 tief mitempfindend, wußte sie, was das Herz bedrückte, in sich zu verschließen und durch eine nach außen hin immer heitere Laune ihre Umgebung zu erfrischen. Damals in ihrem vollendeten achtzehnten Lebensjahre hat sie Ludovike Simanowiz, die Freundin des Hauses, voll stiller Bewunderung in der oben geschilderten Weise gemalt. Wenige Monate darauf, in den ersten Frühlingstagen, riß eine in der Solitude ausgebrochene Seuche sie schnell dahin! Sie hatte sich das Leiden dadurch zugezogen, daß sie an das Sterbebett ihres alten Lehrers, an dem sie mit treuer Ergebenheit hing, getreten war. Der Schmerz der Familie war grenzenlos, die ganze Gegend trauerte mit, die Teilnahme bei der Bestattung war wie die bei einem vielbedeutenden Menschen, und schon auf

die Nachricht von ihrer lebensgefährlichen Erkrankung schrieb Schiller: „Wie werde ich es tragen, eine so liebe und so hoffnungsvolle Schwester zu verlieren, zu deren künftigen Aussichten ich gerade jetzt einige Vorkehrungen treffen wollte, die ihr Glück vielleicht gründeten!“ Das Leid um das frühe Scheiden des zu Großem berufenen, hoch angelegten Mädchens nagte lange an seiner Seele. Unter dem unmittelbaren Eindruck der Trauerbotschaft dichtete er seine „Klage der Ceres“. In den ergreifenden Sehnsuchtslauten der Mutterliebe, die bei des Lenzes verjüngender Pracht vergeblich nach der lieblichen, in den Orkus hinabgerissenen Tochter sucht, gab er seiner eigenen wehen Empfindung Ausdruck. Einige Jahre später klingt dieselbe uns noch einmal entgegen:

> Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln,
> Johanna sagt euch ewig Lebewohl.
> . . . .
> Du Echo, holde Stimme dieses Thals,
> Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder,
> Johanna geht und nimmer kehrt sie wieder!

Louise.

Die zweite Schwester, nur sechs Jahre jünger als Schiller, ihm äußerlich am ähnlichsten, tritt für die biographische Betrachtung wenig hervor. Weder durch hohe Geistesgaben, noch durch seltene Charaktereigenschaften hervorragend, war sie die Erbin des wirtschaftlichen Sinnes der Mutter, fleißig und tüchtig im Haushalte, weshalb sie auch im Jahre 1793, als sich der Dichter mit seiner Gattin in Württemberg aufhielt, und man der Geburt des ersten Kindes entgegensah, Lotten zur Stütze überlassen wurde. Er lernte sie hier eigentlich erst kennen, denn bei seinem Übergange in die Militärakademie war Louise erst sieben Jahre gewesen. Die spätere flüchtige Berührung hatte zu keinem inneren Nähertreten geführt. Jetzt aber wurde sie ihm sehr lieb, und er schätzte ihre herzliche Fürsorge für sein und der Seinigen Wohl. Sie war ein gut-

mütiges, frommgesinntes Mädchen, ihren Eltern eine brave Tochter, auch allen ihren Geschwistern in Treue ergeben. Im Jahre 1799 heiratete sie den Pfarrer Frankh, dem sie seit Jahren nahegestanden hatte. In ihrem Liebesverhältnis lag nicht die Poesie, die man bei der langjährigen geistlichen Brautschaft erwarten sollte. Ihr „geliebter Freund", wie sie ihn in eigentümlicher Zurückhaltung nennt, war ein einsilbiger, etwas trockener Mann, schon als Vikar sehr pflichttreu in seinem Amte, aber über die Grenzen seiner Berufsgeschäfte ging sein Horizont nicht hinaus. Und Louise hatte zwar ein warmes, anhängliches Gemüt, nach Liebe bedürftig und für die ihr entgegengebrachte innig dankbar, so zeigt sie sich in ihren Briefen, so wird sie auch als Braut gewesen sein; doch etwas Schwärmerisches lag nicht in ihrer Natur, sie ist darin die Geistesverwandte des Vaters.

Die Frankhschen Eheleute haben in ihrer Art ein glückliches Leben geführt. In Cleversulzbach sehen wir die Pfarrfrau, umgeben von ihren spielenden Kindern, einem Knaben und zwei Mädchen, am Fenster sitzen und hinausblicken auf das dicht an ihrem Garten liegende Grab der Mutter, die in ihrer treuen Pflege gestorben ist. Dabei schweiften die Gedanken dann oft hinüber zu ihrem Bruder, der ihr zwar selten zu schreiben pflegte, von dem sie aber doch überzeugt war, daß er freundlich ihrer gedachte. Hatte er ihr doch nach dem Tode der Mutter die schönen Worte zugerufen, die bezeichnend sind für sein Verhältnis zum Schwesternkreise: „So sind sie denn beide hingegangen unsere teuren Eltern, wir drei (er, Louise und Christophine) sind nun allein übrig. Laß uns einander desto näher sein, gute Schwester, und glaube, daß Dein Bruder, auch von Dir und Deiner Schwester noch so weit getrennt, Euch beide innig an seinem Herzen trägt." Sie hat das Schaffen des Bruders mit Interesse verfolgt, aber Einwirkungen auf den Dichter sind von ihr nicht ausgegangen. Als sie im Jahre 1836, mehrere Jahrzehnte nach seinem Hinscheiden, als Siebzigjährige starb, hatte sie noch kurz vorher die Freude gehabt, durch Cotta die erste Prachtausgabe von Schillers Werken zu empfangen.

Christophine.

Die älteste Schwester, die, am 4. September 1757 geboren, zwei Jahre älter als der Bruder war, stand ihm vor allen nahe. War sie ja doch die Gefährtin und Gespielin seiner Kindheit, die auf alles verständnisvoll eingehende Genossin seiner Jugendträume gewesen. Mit ihr hatte er sich auf Marbachs krummen, bergansteigenden Gassen und in den Weingärten, die freundlich das Städtchen umgeben, und an des Neckars grünem Ufer getummelt. Schwesterhände haben den Kleinen aufgehoben, wenn er fiel, Schwesterliebe hat tröstend seine Thränen getrocknet und ihn, wenn er müde war, keuchend zurückgeschleppt. Mit ihr hat er „der Kindheit Elysiumsscenen“ in Lorch durchlebt, wo in ernster Feierstille eine erhabene Natur und die geheimnisvolle Kunde der Vorzeit auf ihr junges Leben herniedergrüßten. Hand in Hand miteinander sind sie hineingegangen in die rings den Ort umkränzende Waldeinsamkeit, hin zu den rauschenden Bächen und zu dem Römerturm im moosigen Tannendunkel. Hand in Hand miteinander saßen sie oben am Klostergemäuer, an den Grabstätten der alten Herzöge, und lauschten dem Geflüster der Sage und schauten hinüber zum Hohenstaufen, von dem der Vater so viel erzählt hatte, und träumten von den Tagen, da dort der Barbarossa Hof hielt, und der arme Konradin aus dem Frieden seiner Stammburg hinüberzog in Italiens blutiges Verderben. Zusammen haben sie auch den ersten Unterricht genossen bei dem guten Pfarrer Moser, der so streng war und ihnen doch so viele Liebe und Ehrfurcht einflößte. Eifrig lernte und strebte die Schwester mit dem Bruder, aber immer mehr blickte sie zu dem Jüngeren auf, der sich alles so feurig aneignete und eigenartig zurechtlegte. Und wenn er sich zuweilen eine schwarze Schürze um den Hals band, darüber statt des „Predigt-Lümpchens“ ein weißes Tüchlein, und eine schwarze Kappe aufsetzte und nun vom Stuhle herab, in der Linken ein Buch haltend, die Rechte zum eifrigen Gestikulieren gebrauchend, den Seinigen mit tiefem Herzensernste eine Predigt zu halten versuchte, aber entrüstet davonlief, sobald einer lächelte oder flüsterte, dann war Christophine stets seine

aufmerksamste Zuhörerin. Noch im späten Alter sah sie das Bild des Knaben vor sich, wie schon bei ihm sich zeigte „das zarte, liebende Herz und der Geist voll hoher Erhabenheit.“ Für diesen Bruder war ihr kein Opfer zu schwer. In seiner noch unverständigen Gutmütigkeit liebte er es, an arme Kinder alles zu verschenken, was diese begehrten, und was nicht niet- und nagelfest war, nicht bloß seine Spielsachen, Hefte und Bücher und die Schnallen an seinen Sonntagsschuhen, selbst Kleidungsstücke, ja sogar Teile seines Bettes. Fuhr dann der Vater mit verdienter Züchtigung dazwischen, so gab sie, die den Bruder gerade gewarnt und zurückzuhalten versucht hatte, sich so manchmal als Anstifterin aus, um durch die nun erfolgende Teilung seine Strafe abzuschwächen. So äußerte sich bereits bei dem kleinen Mädchen jene Hochherzigkeit, die sich so großartig in ihrem Leben offenbaren sollte. Der Jugendverkehr Schillers mit Christophinen hat viel zu dem Adel seiner Gesinnung beigetragen. Was reich und groß in seiner Natur lag, das entwickelte sich in der beständigen Berührung mit solcher Schwester um so herrlicher.

In Ludwigsburg, wohin sie in ihrem zehnten resp. achten Lebensjahre versetzt wurden, umgab die Kinder mit einemmal eine gänzlich andere Welt. Durch Fürstenmachtwort wie aus der Erde hervorgerufen, war diese herzogliche Residenz in ihrer Nachahmung französischer Königspracht eine wahre Zauberstadt, die mit ihren bunten Gestalten, mit ihren venetianischen Messen, mit ihren üppigen Hoffesten, mit ihren Tausende verschlingenden Feuerwerken die kindliche Phantasie mächtig erregte. Der Mittelpunkt dieser glanzvollen Welt war das in den Schloßanlagen befindliche Opernhaus, in Leierform erbaut und inwendig ganz mit Spiegelscheiben ausgelegt, so daß man bei dem Strahlenmeer der Lichter in einer unübersehbaren Zuschauermenge zu sitzen glaubte. Die Hinterwand des Theaters ließ sich zusammenschieben, und auf der Wiese, die nun zur Bühne gehörte, jagten, wenn die großen Spektakelstücke gegeben wurden, ganze Kavallerieregimenter dahin, und furchtbare Schlachten entfalteten sich vor den Blicken. Die ausgezeichnetsten italienischen Kräfte, Tänzer, Sänger und Schauspieler, für die Herzog Karl Unsummen vergeudete, stellten sich hier dar. Hauptmann Schiller,

der zum Theater freien Zutritt hatte, nahm zuweilen auch seine „Fene“ und seinen „Fritzen“ zur Vorstellung mit, die dann natürlich ganz Auge und Ohr waren, obwohl sie die fremde Sprache nicht verstanden. Nun wurde zu Hause nachgebildet, Schulbücher mußten die Bühne schaffen, aus Papier schnitt man Figuren, das Alte Testament und die griechischen Göttersagen gaben den Stoff, Christophinens Hand verlieh den Gestalten Bewegung, und des Bruders Geist ließ sie reden, denken und handeln. Bald genügte das Puppenspiel nicht mehr. Aus Schulkameraden und aus Freundinnen Christophinens wurde eine Schauspielertruppe geworben, die im Garten hinter dem Hause ihre Vorstellungen gab. Der schlechteste Spieler war — Schiller, denn er war zu lebendig, zu aufgeregt, auch hatte er keine gute Aussprache. Dagegen war er als Regisseur und vor allem als der Schöpfer dessen, was man aufführte, die Seele des Ganzen. Christophine aber, in deren Brust jede Anregung des Bruders lebendigsten Wiederhall fand, half ihm verständnisvoll beim Einstudieren der Rollen, die, nie niedergeschrieben, nur in ihren Ideen angegeben, den einzelnen nach ihrem geistigen Vermögen zur Ausführung überlassen blieben. Wie innig damals der Anteil der Schwester an seinem jugendlichen Phantasieleben gewesen sein muß, wie feurig sie sich an des Knaben Gedanken hinzugeben vermochte, davon kann man sich einen Begriff machen, wenn man noch aus dem Munde der fast fünfzigjährigen Frau nach dem Empfange der „Jungfrau von Orleans“ vernimmt, daß sie sich ganze Nächte hindurch im Halbschlaf damit beschäftige, die Heldin des Stückes vorzustellen, und daß sie darüber morgens ganz abgemattet erwache.

Mit dieser Liebhaberei der Kinder für das Theaterspiel verband sich das durch die fromme Tradition ihres Elternhauses ihnen nahegebrachte religiöse Interesse. Durch die Einsegnung der Schwester wird dieses noch eine besondere Förderung erhalten haben. Mit Inbrunst des Herzens ergriff sie den christlichen Glauben, und ihre thatkräftige Natur ergriff ihn als die Macht, die das Herz zu selbstlosen Thaten begeistert. Ihr Wahlspruch wurde das Johanneswort: „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibet in Gott, und Gott in ihm.“ Das gab ihrer Frömmigkeit etwas

Weitherziges — ihr Leben lang ist ihr die religiöse Unduldsamkeit im Grunde der Seele zuwider gewesen, — zugleich aber einen Zug opferfreudiger Dienstbereitschaft. Christ sein heißt, sein Leben zum Wohle anderer für das Gute und Wahre einsetzen und im vollen Selbstverzicht es dafür aufopfern können, sobald es Gott fordert — dieser heroische Gedanke wurde der Kern ihrer Lebensanschauung. Wir werden hernach sehen, zu welcher eigenartigen Ansicht von der menschlichen Bestimmung er in ihr auswuchs. So erklärt es sich, daß Schiller, indem er sich der von der Schwester ausgehenden Anregung bemächtigte, damals mit kindlicher Hand ein Drama „Die Christen" auszuarbeiten begann. Dieses Trauerspiel des Dreizehnjährigen muß den Opfermut der für ihren Glauben in den Tod gehenden Märtyrer zur Zeit der römischen Christenverfolgungen behandelt haben. Es klang lange in seiner Seele nach, noch acht Jahre später redete er in seiner medizinischen (!) Prüfungsarbeit von der Religion, die ihre Anbeter auf dem einstürzenden Holzstoß also beseligte, daß sie standhaft den Tod erlitten. Aus solchen ihm damals geläufigen Bildern sprach ihn, so oft er sie gebrauchte, der Geist seiner heldenmütig gesinnten Schwester an. Ihr und der Mutter Einfluß war es auch, daß der Wunsch seiner frühesten Kindheit, einmal Pfarrer zu werden, sich immer mehr in ihm befestigte. Beide konnten sich ihren Friedrich für die Zukunft gar nicht anders denken wie im Talar, als den Verkündiger der höchsten Wahrheiten, die Menschenherzen bewegen. Anders, wie sie und er es dachten, sollte dieser Wunsch in Erfüllung gehen, auf eine höhere Kanzel als die einer Kirche sollte er gestellt werden. Aber der Verzicht auf die letztere, der mit seinem Übergange in die Militärakademie ihm aufgezwungen wurde, denn in dieser gab es keine Gelegenheit zum theologischen Studium, hat den beiden Geschwistern heiße Entsagungsschmerzen verursacht.

Als Schiller nach seinem Austritte aus der Karlsschule den persönlichen Gedankenaustausch mit seiner Schwester wieder aufnehmen konnte, war sie eine dreiundzwanzigjährige Jungfrau. Sie hatte mancherlei gelesen, viel über sich nachgedacht, Herz und Charakter waren reifer geworden, sie war in dem begrenzten Umkreise ihres Lebens über das, was sie wollte und was sie sollte, mit sich

im Klaren. Über ihrem Wesen lag die Ruhe und Sicherheit weiblicher Würde. Dagegen der Bruder? Er war reich geworden an vielseitigem Wissen und an großen Gedanken, die sein Leben in der Tiefe berührt hatten, sein Gesichtskreis ging über den der Schwester jetzt weit hinaus, aber alles gärte in ihm noch wild und unklar durcheinander. Dazu war unter den Anregungen der Studienzeit die geniale Kraft in ihm mächtig erwacht. Tausendfach gehemmt durch die pedantische Disziplin der Anstalt, durch manchen aus dem Naturgrunde aufsteigenden Trieb noch verwirrt, war sie in ihm zur reißenden Flut geworden, die nicht mehr aus und ein wußte. In ungewissem Suchen nach nebelgrauen Fernen stürzte sie vorwärts, brausend fuhr sie an der einengenden Sitte und Ordnung empor und, von dem harten Gefels schäumend zurückgeworfen, wirbelte und toste sie in dem ungestümen Jugendsinn. In diesem Sturm und Drang mußte es dem jungen Menschenherzen manchmal zu Mute sein, als gäbe es kein Durchringen zur Harmonie, als wäre die Möglichkeit, sich mit der Welt zurechtzufinden, völlig ausgeschlossen. „Das Leben ist mir eine Last geworden," lesen wir in einem Herzenserguß an Christophine, „ich freue mich nicht mehr auf die Welt, und ich gewinne alles, wenn ich sie vor der Zeit verlassen darf. Ich habe viele Freunde in der Akademie, die mich sehr lieben. Ich habe Dich, meine Teure, und doch kann dies alles keine Heiterkeit von einiger Dauer in meine Seele rufen. Du weißt nicht, wie ich so sehr im Innern verändert, zerstört bin. Auch sollst Du's gewiß niemals erfahren, was die Kräfte meines Geistes untergräbt." Zum Schluß bittet er, ihm ein Buch Papier zu besorgen. Auf dieses Papier ergoß sich dann, was brausend durch seinen Geist stürmte, und was schließlich darauf stand, waren — „Die Räuber", die den Namen des Lebensmüden durch die Welt trugen und es ihr verkündeten, daß ein neuer Riesengeist sich zu regen begonnen habe.

So wenig nun diese genialische Unbändigkeit dem gesetzten Wesen der Schwester entsprach, so war sie doch nicht wenig stolz auf solchen Bruder. Mit ihm auszugehen, zu sehen, wie die Leute ihm unwillkürlich Platz machten, und hinter sich das Geflüster zu hören: Seht, das ist Schiller! — dies war ihre höchste Freude. Ihm

bei seinen Arbeiten etwas behilflich zu sein, war ihr eifriges Bestreben. Bei seinen Niederschriften mußte Schiller viel streichen und wieder streichen, bis das Rechte sich schließlich herauswand. Er, der so Schaffenskräftige, vermochte sein Leben lang doch nur mit mühevoller Anstrengung zu produzieren! Darüber wurden seine Manuskripte oft sehr unleserlich. Da machte sich die gute Christophine über den Wirrwarr her, sie schrieb ihm seine Sachen ab und sie that dies mit solcher Liebe, daß ihre Handschrift der des Bruders zum Verwechseln ähnlich wurde. Aber über dieses mehr Mechanische hinaus beteiligte sie sich auch an seinem Geistesleben. Er teilte sich ihr mit, so oft er aus der Garnison zum Besuche auf die Solitude kam, und ihr Urteil galt ihm etwas; die Frage, wie sie sich dazu stellen würde, beeinflußte ihn bei seinem Schaffen. Es sind Jugenderinnerungen gewesen, die später dem Dichter in seiner „Würde der Frauen“ die Worte eingaben:

Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft;
Unstät treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenschaft.
Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird sein Herz gestillt;
Rastlos durch entlegne Sterne
Jagt er seines Traumes Bild.

Aber mit zauberisch fesselndem Blicke
Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur.
In der Mutter bescheidener Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur.

Christophine vermochte natürlich nicht dem Sturm und Drang in seiner Brust machtvoll zu gebieten, der brauchte seine Zeit, um auszutoben. Aber das in der Gestalt der Schwester durch sein dichtendes Jugendleben schwebende Idealbild edler, gemütstiefer Weiblichkeit goß Öl auf die erregten Wogen, daß sie ruhiger wurden, zugleich hütete es den ethischen Kompaß in seinem Geistesleben, daß das Schiff mit der reichen, wertvollen Ladung, die die Mensch-

heit beglücken sollte, nicht irre lief. Daß Schiller nicht auf die Klippen cynischer Ausgelassenheit geriet, die von dem Genietum als geistreiches Wesen angesehen wurde, und zwischen denen auch er, der so tief sittlich empfindende Schiller, in einigen seiner wenig bekannten Jugendgedichte sich bewegte, daß er als der unbedingte Vertreter keusch-idealistischer Dichtung aus dieser Periode hervorging, das ist vornehmlich ein Verdienst der Schwester. Wenn es in einem lange nach der Flucht an Christophine geschriebenen Briefe heißt: „Wie oft warst du nicht die Heldin in meinen idealischen Träumen!" so liegt darin das Geständnis, daß ihr Bild während der Stuttgarter Zeit und im Nachwirken ihres persönlichen Einflusses noch geraume Zeit über die Trennung hinaus ihn immer wieder auf seine wahre, große, heilige Natur hingewiesen habe.

Die sittlich hohe Gestalt Christophinens tritt erst in die rechte Beleuchtung, wenn man die Art, wie sie über ihr Lebensschicksal entschieden hat, betrachtet. Als Schiller nach trüben, entbehrungsvollen Fluchttagen in dem thüringischen Dorfe Bauerbach ein Asyl gefunden hatte, war ihm dort der um vieles ältere Bibliothekar Reinwald aus Meiningen nahegetreten, ein Gelehrter von vielen sprachwissenschaftlichen Kenntnissen, der aber, von seiner Behörde in unverdienter Weise zurückgesetzt, in subalterner Stellung sich nie zu dem hat entfalten können, was er zu leisten einmal imstande gewesen wäre. In seiner steifen Art zu dichten, in seiner trockenen Schriftstellerei, in seinen philisterhaften Urteilen über Menschen und Verhältnisse war er das Bild eines in der Enge seiner Umgebung arg zusammengeschrumpften Geistes, in den Schiller damals viel mehr hineingesehen hat, als thatsächlich noch in ihm war. Vergraben im tiefen Winterschnee des Gebirges, hielt er den einzigen Menschen, mit dem er zuweilen Geistiges besprechen konnte, für einen großen Geist, und womit er selbst sich beim Darlegen seiner Ideen das Herz erwärmte, das erschien ihm als etwas von dem andern ihm Gegebenes. So war auch die Freundschaft zwischen ihnen im wesentlichen eine Gefühlstäuschung gewesen, hervorgerufen durch die gemeinsame Erregtheit wider die Menschen, die in schnödem Egoismus sie enttäuscht und verstoßen hatten. Der Dichter hatte seit seiner Flucht aus Stuttgart schlimme Erfahrungen mit

dem Menschenherzen gemacht. „Ich hatte die halbe Welt mit den glühendsten Empfindungen umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen hatte," so klagt ein Brief aus seinem dörflichen Asyl. Aber dies war bei Schiller doch nur eine zeitweilige Stimmung. Während aus dem Pessimisten von Bauerbach sehr bald der Sänger der Freude wurde, der das Schuldbuch vernichtete und alle, auch die, welche sich gegen ihn versündigt hatten, mitaufnahm in den großen „Ring der Sympathie", war bei Reinwald der Pessimismus längst die Grundrichtung, die alle besseren Seelenkräfte in ihr düsteres Wesen hineinzog. Damals mögen wohl noch öfter Reinwalds edle Gemüts- und Charaktereigenschaften wie Sonnenblicke seine Launen, sein weltscheues Wesen und seinen kleinlich nörgelnden Unmut durchbrochen haben; aber später erstarrten in ihm fast alle wärmeren Empfindungen — allerdings nie seine verehrungsvolle Anerkennung des Schillerschen Genius —, er wurde ein unerträglicher Hypochonder und ein rücksichtsloser Egoist. Vom Leben zerdrückt und flügellahm geworden, führte der auch körperlich Leidende ein bedauernswertes Dasein.

Dieser Reinwald trat nun vor Schillers Schwester, für die er sich schon damals, als der Dichter noch in Bauerbach weilte, infolge eines Briefes an den Bruder zu interessieren begonnen hatte. Er bat das geistig so äußerst rege und dabei trotz ihres hoheitvollen Wesens doch sehr heitere und lebensfrische Mädchen, seine auch äußerlich sehr dürftige Existenz mit ihm zu teilen. Schiller strengte, unbeschadet seiner Freundschaft, aus Liebe zur Schwester alles an, diese Verbindung zu hintertreiben, besonders bei Gelegenheit eines Besuches, den Reinwald und Christophine ihm in Mannheim machten, wohin er von Bauerbach aus als Theaterdichter gegangen war. Der Schwester aber stand es als unerschütterliche Überzeugung fest, daß jeder Mensch Gott dem Herrn *eine besondere Leistung* als Beitrag zum Weltganzen schuldig sei; dieses Besondere, das in sehr verschiedener Weise *einmal* im Leben von jedem gefordert werde, sei für jeden eine mehr oder weniger große Aufopferung, die zur Erreichung eines bestimmten göttlichen Zweckes nötig werde. Wozu nun Gott den Menschen brauche, dazu rufe er ihn, und das sei dann die über sein ganzes Leben entscheidende Stunde, denn des

Lebens Glück, die innere Harmonie, hänge eben davon ab, ob jemand den an ihn ergehenden individuellen Ruf Gottes höre und freudig seinen Anteil an dem großen Opfer des Lebens auf sich nehme. Wir gedenken hier des im ersten Abschnitt über Schillers Fluchtentschließung Gesagten, — wie sind doch diese beiden Geschwister ein sich ebenbürtiges Charakterpaar, zwei wahrhaft heroisch beanlagte Naturen! Wohl hatten sich die jungfräulichen Lebenshoffnungen, die sie im Herzen trug, lange gegen Reinwalds Antrag gesträubt; als aber Reinwalds Freund, der Hofprediger Pfranger in Meiningen, ihr schrieb und von dem Glück sprach, das sie in das verdüsterte Gemüt und in das freudenlose Leben des Einsamen bringen könnte, da war ihr Entschluß gefaßt, und sie wollte jetzt durch nichts, auch durch keine Einsprache des Bruders mehr in demselben beirrt werden. „Das ist's, was du Gott schuldig bist!" sagte sie sich. Und so begrub sie, zu einem großen Lebensopfer entschlossen, freudig alle ihre Jugendträume, und von keiner irdischen Liebe erfüllt, sozusagen von religiöser Liebe entflammt, ging sie hin, um Reinwald aus dunkler Tiefe zum Lichte eines neuen Lebens zu führen. Es ist diese That ein Zeichen der geistigen Inferiorität Christophinens genannt worden: „Es war ein sinnloses Opfer, wenn sie ihre Jugend und Zukunft dem alten, kränklichen und ungeliebten Manne hingab. Kein Mensch ist irgend einem anderen das Opfer seines ganzen Lebensglücks schuldig; und beschränkt oder überspannt ist, wer sich eine solche Verpflichtung einbildet."*) Wie hat doch ein Schiller darüber ganz anders geurteilt! Er hat, nachdem Christophine gegen seinen Rat ihre Verbindung geschlossen hatte, mit dem Ausdrucke seines unbedingten Vertrauens auf „die überlegte Klugheit ihres Entschlusses" und mit aller Hochachtung vor ihrer That zu derselben von Herzen seinen brüderlichen Segen gegeben.

*) So schreibt ein hervorragender Litteraturforscher in den Feuilletonartikeln der Berliner Nationalzeitung 1896 Nr. 730 und 733, die durch tiefgründige und freundlich anerkennende Besprechung der 1. Auflage unseres Buches den Verfasser aufs dankenswerteste angeregt haben, wenn er auch den dort geäußerten Ansichten, z. B. dieser ungerechten und wenig idealgedachten Behauptung, nicht immer zustimmen kann.

Christophine hat schließlich auch eine gewisse Versöhnung in Reinwalds Dasein gebracht, sie hat ihm das Leben erträglich gemacht und ihn erträglicher für die Menschen. Aber spät, sehr spät erst reifte die Frucht ihrer Aussaat. Als er 1815 starb, war Christophine eine alte Frau, die wohl hätte seufzen können: Mein Leben ist Mühe, Qual und tägliche Entsagung gewesen. Sie hat unter seiner üblen Laune, unter seinem Argwohne gegen alle Welt erst entsetzlich dulden müssen. Seiner kleinlichen, pedantischen Gesinnung konnte sie lange nichts recht machen. Was sie unter den größten Entbehrungen sich abzog, um es dem kränklichen Manne zuzuwenden, das ließ er sich gern gefallen, aber bei seinem Starrsinn fand er nicht das leiseste Wort dafür. Er hat ihr Leben in eine Einöde verwandelt und sie fast von allem Verkehr abgesperrt. Sie sollte in seinen trockenen Forschungen über die Sprachformen längst vergangener Geschlechter ihre Lebensbefriedigung finden. Bücher, die auch ihrem Herzen Nahrung gaben, durfte sie eine Zeit lang nur heimlich lesen. Den Tag über saß sie allein und verlassen da, um am Abend, wenn der Mann, wieder bis zum Überlaufen mit Mißmut angefüllt, aus der Bibliothek heimkehrte, von ihm gemartert zu werden. Aus solcher Qual richtete sie sich dann in der Nacht dadurch wieder gemütlich auf, daß sie sich des Bruders Gedichte und Dramen, die sie fast ganz auswendig wußte, im Geiste hersagte. Das ihr Peinlichste war die Art, wie er sie weit über das von seinen dürftigen Einnahmen gebotene Maß in ihren wirtschaftlichen Verhältnissen knapp hielt. Die in den einfachsten Verhältnissen aufgewachsene Tochter der sparsamsten Mutter durfte doch in dieser Beziehung gewiß Vertrauen beanspruchen. Aber an der Seite des unter seinen Einschränkungen zum ängstlichen Knauser gewordenen Mannes hatte sie nicht die geringste freie Bewegung. Obwohl er doch immerhin so dastand, daß er sich ein Häuschen und einen Garten kaufen konnte, schaffte er ihr nicht einmal die notwendigste Kleidung an, sie mußte alte Sachen, die sie geschenkt erhielt, tragen, Jahre lang bekam sie keine Schuhe. Er verweigerte ihr selbst das Stück Papier, um einmal einen Brief zu schreiben. Christophine war eine sehr begabte Malerin und sie half mit Freuden des Mannes Verdienst durch Malstunden ver-

größern, aber sie selbst hatte nichts von dem Zuschuß, alles steckte er für sich ein. Als sie dann schwer augenleidend wurde, und ihr jegliches Zeichnen auf lange Zeit streng verboten war, wollte er sie trotzdem zwingen, weiter zu unterrichten, so daß sie erblindet wäre, wenn in diesen Skandal nicht von außen eingegriffen worden wäre. Das ist das kaum glaubliche, aber wahre Bild von Christophinens Martyrium, bei dessen Betrachtung man sich jedoch immer vergegenwärtigen muß, daß man es mit einem kranken und für sein Verhalten nicht völlig verantwortlichen Manne zu thun hat.

Aber das ist nun das Großartige dabei, daß sie dieses Leben nicht mit schmerzlicher Resignation ertrug, nicht mit der Passivität, die das einmal Unabänderliche über sich ergehen läßt, sondern mit dem starken Heldensinne, der den Schmerz in Segen verwandelt, sowohl für das Leben des anderen, wie für das eigene Herz. Aus dem Interesse, das sie auf des Gewissens Gebot hin an Reinwald genommen hatte, wurde gerade durch das, was sie zu leiden hatte, immer mehr Liebe, erbarmende Liebe, und unter der im Tragen zunehmenden Innigkeit ihres Herzens wuchs in demselben auch die Glaubensfreudigkeit, daß es ihr je mehr und mehr gelingen müsse, der bösen Geister in Reinwald Herr zu werden. Das gab ihr Mut zu immer wirksamerem Wohlthun. Andererseits reifte unter den Leiden ihres Ehestandes ihre eigene Persönlichkeit zu edler Schönheit aus. Sie war, wie es schon ihre Gesichtszüge zeigen, die denen des Bruders gar nicht ähnelten, vornehmlich die Tochter ihres Vaters, ausgerüstet mit dessen vorzüglichen Eigenschaften, aber nach ihrem eigenen Bekenntnis auch mit seinen Fehlern, mit seiner Eigenwilligkeit, mit seiner harten, strengen Tugend, mit seinem Mangel an Selbstbeherrschung und an Milde und Gerechtigkeit in der Beurteilung fremdartiger Individualitäten. Was davon ihrem Wesen angehaftet haben mag, das hat sie in der Selbstverleugnung, die sie so reichlich zu üben hatte, überwunden; in ihrem Charakter paarte sich Kraft und Milde zu wohlthuendem Ebenmaße. Sie pflegte mit Herzensdank auf ihre Lebensfügung zurückzublicken, gerade dieses Geschick sei für sie notwendig gewesen, sagte sie. Ihr Wahrspruch war: „Aus der Entsagung quellen die reinsten Freuden!“ und damit meinte sie das köstliche Gefühl der Vermehrung

der sittlichen Kraft und das Gefühl der inneren Unabhängigkeit von den äußeren Dingen und von den Geschicken des Lebens. Riesengroß überragt Christophine Goethes Schwester Kornelia, die ihrem Bruder auch so viel gewesen war und ebenfalls einen Freund ihres Bruders geheiratet hatte, die aber in den bei weitem nicht so trüben Verhältnissen ihrer Ehe sich gar nicht zurechtzufinden vermochte und als ein unglückliches, mit sich zerfallenes Wesen aus der Welt schied.

Betrachten wir das Verhältnis Schillers zu seiner Schwester in dieser späteren Periode ihres Lebens, so versteht es sich ja von selbst, daß er auf seiner überragenden Bildungshöhe in den nunmehrigen großen Fragen seiner Seele nicht mehr die frühere enge Berührung mit dem Geistesleben der Schwester empfinden konnte. Aber ob sein Genius auch über sie hinausgewachsen war, sein treuer Sinn pflegte liebend die Bande des Herzens. Ein freundliches Geschick hatte gerade sie einander örtlich näher gebracht, so daß sie, nur durch die Höhenzüge des Thüringer Waldes getrennt, sich öfter einmal sehen konnten. Aufs wärmste nahm ihr Herz an allem teil, was in seinem Hause vorging. Seiner Gattin trat sie schwesterlich nahe und blieb sie bis zu deren Tode treu verbunden. So oft sie in ihren Briefen an diese oder an den Bruder auf die Kinder zu sprechen kam, schlug sie die innigsten Töne an. Dieses verständnisreiche Eingehen der selbst Kinderlosen auf das Glück derer, die kleine, junge Wesen vor ihren Augen sich entwickeln sahen, ist einer der anmutigsten Züge in Christophinens Charakter. Frauen, die in ihrer Lage sich befinden, weisen, auch wenn sie im übrigen sehr empfindungsreich sind, doch oft nach dieser Seite des Gefühlslebens hin etwas Verkümmertes auf. In das Elend ihres Lebens hatte Christophine dem Bruder lange keinen Einblick gestattet, weil ihr hoher Sinn es ihr gebot, Reinwalds Bild vor den Augen der Ihrigen möglichst ungetrübt zu erhalten. Was sie so ganz auf eigene Verantwortung übernommen hatte, wollte sie auch allein und still für sich tragen. Nie hätte ihre Familie etwas von der Schwere ihres Loses erfahren, wenn es sich nicht der Mutter, als diese von Jena aus auch bei ihr einsprach, unverdeckbar aufgedrängt hätte. Als Christophine dann 1796 auf der Solitude war, um den ster=

benden Vater zu pflegen, wo sie alle Herzen durch ihr stärkendes Nahesein aufrichtete, hat die besorgte Mutterliebe der Tochter doch noch manches weitergehende Geständnis abgedrungen.

Erst jetzt, zehn Jahre nach Christophinens Verheiratung, erfuhr Schiller aus dem Elternhause, was für ein Leben die arme Schwester führte. Er machte dem Schwager, dem er nicht zürnen konnte, weil er ihn für krank erkennen mußte, keine Vorhaltungen, die nichts gebessert, eher alles noch verschlimmert hätten; desto mehr aber suchte er der Schwester zu sein. „Vergiß nie," schrieb er ihr, „daß Du einen liebenden Bruder hast; ich erinnere mich lebhaft an die Tage unserer Jugend, wo wir uns noch alles waren. Das Leben hat unsere Schicksale getrennt, aber die Anhänglichkeit, das Vertrauen muß unveränderlich bleiben." Als Reinwalds Benehmen schließlich in einer der ganzen Nachbarschaft sich bemerkbar machenden Weise selbst für seine vielgeduldige Gattin den Höhepunkt des Erträglichen überschritt, richtete Schiller eine durch Frau von Marschall in Meiningen vermittelte und neben der offenen hergehende vertrauliche Korrespondenz ein, damit die Schwester Gelegenheit hätte, sich frei mit ihm auszusprechen, und er imstande wäre, sie ebenso unbehindert zu beraten. Zugleich gelangten geheime Geldzuschüsse in Christophinens Hand, die ihr das Wirtschaften erleichtern sollten; für ihre Kleidung hatte er schon länger durch gelegentliche Geschenke in unauffälliger Weise gesorgt. Schillers Ansicht ging dahin, daß Christophine ihren Mann bis dahin mit einer zu weit gehenden Selbverleugnung behandelt habe. Durch seinen Rat dazu bestimmt, vor allem aber durch seine pekuniäre Hilfe dazu nun auch befähigt, trat sie jetzt unabhängiger, fester, ihren eigenen besseren Willen mit Nachdruck betonend, in ihrem Hause auf, und von diesem Augenblick an begann die Wendung zum Guten in Reinwalds Wesen. So floß aus dem Leben unseres großen Dichters Segen über Segen auf den Kreis der Seinen, und es war ihm auch seiner Schwester Christophine gegenüber das Glück vergönnt, das eines edlen Menschen größtes Glück ist, für das Gute, das man einmal empfangen hat, sich dankbar erweisen zu können.

Christophine hat ihren Bruder 42 Jahre überlebt. Erst im Jahre 1847 starb sie in Meiningen als Neunzigjährige, noch am

letzten Tage mit einer sinnigen Malerei beschäftigt. Die Kunst, das Reich des Schönen nach allen Seiten seiner Erscheinung, vor allem aber ihres Bruders herrliche Schöpfungen waren die Welt, in der ihre Seele lebte und webte, und aus der die Greisin ihrer Umgebung reiche Anregungen zu spenden vermochte. Alles liebte und suchte sie. Aber sie war keine Freundin von allzu großem Verkehr, die eigentlichen Gesellschaften, „bei welchen Geist und Herz sehr hungrig weggeht," und „wo man oft so viele fremden Farben aufnimmt, die unsere Ruhe stören," mochte sie gar nicht. Am wohlsten fühlte sie sich, gerade wie ihr Bruder, in einem engen Kreise gesinnungsverwandter Seelen, wo alles einen ungekünstelten und herzlichen Zuschnitt hatte. Nach hohem Stande und äußerer Bildung sah sie dabei nicht, im Gegenteil, sie hatte eine gewisse Vorliebe für die einfachen Leute. „Da findet man," heißt es in hinterlassenen Papieren, „bei aller Beschränktheit des geistigen Gesichtskreises noch Kraft und Selbständigkeit. Und was ist unsere Aufklärung, unsere Bildung? Meist äußerer Schimmer, kein inniges warmes Gefühl. Lernt nicht selbst die heilige Sprache der Seele, die Empfindung, eine fremde Sprache, und wird sie nicht oft durch Konvenienz und Drechselei zur Unnatur?" Dabei ging aber doch ihr Freundeskreis bis in die höchsten Klassen der Gesellschaft hinauf, und in allen Ständen wußte und liebte sie solche, die ihr gesinnungsverwandt waren. Die Witwe des Subalternbeamten wurde von den Vornehmsten begehrt, und nicht nur weil sie Schillers Schwester war, sondern auch um ihrer feinen, wahrhaft adeligen Erscheinung und um ihres kunstsinnigen Geistes willen verkehrten Fürsten und Fürstinnen mit ihr in hochachtungsvoller Ehrerbietung. Der Herzog von Meiningen erhöhte ihre gesetzliche Pension, so daß sie in ihrem Alter in den glücklichsten äußeren Verhältnissen leben konnte, ja er bot ihr noch viel mehr an, aber sie lehnte es in ihrem anspruchslosen Sinne ab. Aus allen Gegenden des Vaterlands und selbst vom Auslande kamen die begeisterten Anhänger der großen Schillergemeinde nach Meiningen, um in Schillers Lieblingsschwester dem Toten ihre Huldigung darzubringen. So war ihr nach dem Leid und der Mühe des Lebens noch ein langer, wonnevoller Abend beschert, der durchsonnt wurde von dem köstlichen Bewußtsein, einen schweren, vom Himmel ihr aufgetragenen Beruf treu erfüllt zu haben.

Zweites Kapitel.

Die Frauengestalten der Jugendpoesie.



Nach den Lebensbildern der Mutter und der Schwestern erwartet man nun wohl den Namen und die Gestalt einer frühen Jugendgeliebten. Hat doch der junge Goethe bereits als noch nicht Fünfzehnjähriger sein Gretchen umschwärmt, mit siebzehn Jahren in Annettens Liebe geschwelgt und als ein Jüngling, der kaum das zweite Jahrzehnt hinter sich hatte, seinen wonnigen Sesenheimer Roman mit Friederike durchlebt. Woher aber sollte im gleichen Alter solch Liebesglück einem Schiller kommen? War er ja doch von seiner Knabenzeit her und die ganzen Studienjahre hindurch Anstaltszögling, und der Geist der Anstalt, aller jüngeren Weiblichkeit gegenüber streng exklusiv wie eine Klosterregel, verwehrte sogar den Schwestern der Eleven, den Bannkreis dieser Pflanzstätte unverfälschter Männlichkeit zu überschreiten. Die Jünglinge selbst aber kamen nie aus ihren Mauern heraus. Da mußten denn bis zu seinem Austritte aus der Militärakademie Frauenliebe und Frauenleben ihm ein in Schweigen gehülltes Mysterium bleiben. Doch der innig sympathische Zug zur weiblichen Natur, der dem Sohne dieser Mutter und dem Bruder einer Christophine eigen war, regte sich in seiner Brust viel zu mächtig, als daß er vor dem verschleierten Bilde ohne sehnsüchtiges Fragen hätte stehen können. Die Antwort darauf gaben ihm seine Dichter. Zwar war auch die Poesie, soweit sie von Liebe handelte, aufs strengste von der Karlsschule ausgeschlossen; aber trotz der Schildwachen vor den Thoren drang sie ein, von Klopstocks seraphischem Liebessange an die ganze Skala des draußen Erscheinenden bis hin zu Werthers Liebesleid, und trotz der Aufseher in den Zimmern wurde sie begierig verschlungen. Der sich am freudigsten bewegt und am aufgeregtesten zeigte, sobald wieder eingeschmuggelte Ware eingetroffen war, der den Genossen seine Lieblingsspeisen opferte, um nur schleunig

in den Besitz der heimlichen Bücher zu gelangen, war unser Schiller. Er suchte sich von dem jungfräulichen Leben, dem heilig großen Unbekannten, das ihm in solchen Schriften entgegentrat, so gut er es vermochte, eine Vorstellung zu machen, und die Liebe, die andere durchlebt hatten, begann er ahnungsvoll zu durchträumen.

Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine
Und umarmend küßt' ich sie.

Und zum Träumen war die Solitude allerdings so recht der Ort. Da liegt sie im tiefen Waldesfrieden, umrauscht von dem Geflüster der Eichen und von Vogelstimmen lieblich umtönt; unten zu Füßen die Ebene, mit vielen Ortschaften übersät und vom ragenden Hohenasperg gekrönt. Aber unbegrenzt schweift der Blick darüber hin zu den Bergzügen der schwäbischen Alb und zum Rheinstrome, nach Elsaß und Lothringen hinein, bis in die blaue Ferne hier der Vogesen und der Alpen, dort des Schwarzwalds und Odenwalds: ein dämmernder Höhenkranz in unendlicher Weite. Dann wurde das unferne Stuttgart die Heimstätte der Militärakademie, dieses deutsche Florenz mit seiner träumerisch weichen Luft, mit seiner wunderbaren Mischung von städtischer Pracht und lieblicher Naturschönheit, wo aus der Reben reich ergrünender Fülle jeder Gedanke aufwärts führt zu den Bergen, die in weitgezogener, teilweise waldesdunkler Kette hütend des Landes Juwel umschließen. Hinter diesen Höhen lag für seinen Jugendglauben das Leben so golden schön, lag ihm die Zukunft so lockend und vielversprechend. In diese Perspektive einer stillen, großen Natur wob seine Dichterphantasie alle die glänzenden Bilder seiner Ahnungen, seiner Ideen hinein. Und mitten unter ihnen, den nicht der Erde entstammten, den aus dem Himmel des Geistes erstiegenen, stürmisch dahinwallenden Gedankengebilden schwebten und webten nun auch die Frauengestalten, die das Herz sich zur Liebe erträumte: nebelhaft zerfließende Wesen, weil nicht nach Erdentöchtern aus Fleisch und Blut gezeichnet, und dabei seltsame Kompositionen aus dem feinsten, fast übergeistigen Seelenstoffe, aus mystischer Sentimentalität, wie sie sich von des

Jünglings idealistischem Gemüte loslöste, und aus unweiblich grober Materie, wie sie aus der sich kräftig entwickelnden sinnlichen Natur Schillers in die Mischung seiner Phantasie hineinfloß.

Franziska von Hohenheim.

Genau ein Jahr vor Schillers Eintritt war oben auf dem Schloß der Solitude, damals Herzog Karls ständigem Aufenthaltsorte, die Baronin Franziska von Leutrum eingezogen, eine junge Frau von 24 Jahren, aus deren blauen Augen gemütvoll schwäbischer Sinn, natürliche Seelengüte und eine in pietistischer Frömmigkeit genährte ernstere Lebensanschauung sprachen. Von der Seite eines widerwärtig häßlichen und rohen Mannes, den zu heiraten sie durch ihre verarmte Familie genötigt worden war, entführt, hatte sie sich dem Herzoge doch nur unter der Bedingung, daß er sie ehelichte, zu eigen gegeben. Karl, der sie wirklich liebte, vermochte jedoch seine Scheidung von der Herzogin Friederike, einer stolzen, kalten und im Lande sehr unbeliebten Frau, mit der er seit Jahren völlig zerfallen war, beim Papste nicht zu erreichen. Erst lange nach dem Tode der Fürstin wurde Franziska seine rechtmäßige Gattin. Während der ganzen Akademiezeit Schillers nahm sie unter dem Namen einer Gräfin von Hohenheim nur die Stellung einer Favoritin ein. Aber so sehr auch dieses Verhältnis gegen Sitte und Ordnung verstieß, war es doch für den Herzog und für Württemberg von großem Segen. War die ganze Regierungsmaschine bisher nur darauf eingerichtet gewesen, immer neue unermeßliche Geldsummen an den Hof, die Stätte der wüstesten Verschwendung, zu rollen, ging des Herzogs an mancher schönen Begabung reiches Leben bisher ganz in der schamlosen Befriedigung der niedrigsten Begierden auf, so erwachte jetzt unter Franziskas Einfluß Karls bessere Natur wieder zum Leben. Zwar vollzog sich in dem durch den despotischen Geist früh verdorbenen Manne keine völlige Erneuerung, doch trat eine sehr merkliche Wandlung ein. Die prunkvolle Hofhaltung

hörte auf, die gewissenlosen Minister und das lüderliche Heer der fremden Tänzerinnen verschwanden, ein reinerer, besserer Geist machte sich am Throne geltend. Besonders förderte Franziska Karls jüngst hervorgetretene schulmeisterliche Neigung. Die Karlsschule, in der sie fast täglich mit ihm aus- und einging, war das Spielzeug, durch das sie ihn fesselte, um ihn für das Land unschädlich zu machen.

Es ist zu verstehen, daß die nach schwerem Drucke wieder aufatmenden Unterthanen dieser Frau trotz ihrer Stellung eine hohe Verehrung entgegenbrachten, noch mehr aber, daß die Jünglinge auf der Solitude für Franziska schwärmten. Ihr anmutiges Auftreten hatte für den jugendlichen Sinn etwas Gewinnendes, und da sie die viel Entbehrenden zuweilen mit freundlichen Worten ansprach, so wandten sich ihr mit dem Enthusiasmus jugendlicher Dankbarkeit die Herzen zu. Auch Schiller nahm an dieser Stimmung seiner Kameraden unbefangen teil. Zwar schreibt seine spätere Gattin: „Wie auf ihn diese Umgebungen wirkten, deutet der Charakter der Lady Milford an. Wie hätte er in seinen jugendlichen Ideenkreis schon diese Bilder aufnehmen und mit dieser ergreifenden Wahrheit schildern können, wenn er nicht durch seine eigenen Beobachtungen diese Mißverhältnisse des Lebens empfunden hätte.“ Aber damit sind Empfindungen angerührt, wie sie sich ihm erst im letzten Akademiejahre und in solcher Schärfe noch später, erst als er „Kabale und Liebe“ schrieb und dem Herzoge und allem, was diesen anging, scharf kritisch gerichtet gegenüberstand, beim Zurückdenken an das einst in der Akademie Beobachtete erschlossen haben werden. In jenen Jahren, wo er in der Fürstenschule wiederholt als Festredner am Namenstage Franziskas auftrat, vermochte er noch in aller Harmlosigkeit den Schatten, den der Maitressenname über die Gestalt dieser Frau breitete, zu übersehen. Und so feierte er denn im Jahre 1777 die Gräfin in einem poetischen Huldigungsgruße als das „holde Himmelsbild“, in dem „Tugenden mit Grazien im schönsten Bunde“ stehen. Ihr Anblick ist wie des Frühlings Sonnenblick, der die Traurigen heiter macht und die Erstorbenen wieder aufjauchzen läßt. In ihrer sanften Milde und in dem reichen Segen, der von ihrem Leben fließt, erscheint sie ihm wie ein höheres Wesen. Von dem Guten, das man ihr mit Freudenthränen danke,

ist er so hingenommen, daß er sich zu der Annahme versteigt, ihr Leben sei die reinste Harmonie, und seinen Genossen und sich selbst begeistert zuruft:

O Freunde, laßt uns nie von unsrer Ehrfurcht wanken,
Laßt unser Herz Franziskens Denkmal sein!
So werden wir mit niedrigen Gedanken
Niemalen unser Herz entweihn!

Indem der Jüngling hier die Gräfin von Hohenheim anschwärmt, spricht er nur aus, was er auf Grund seiner Kindheitseindrücke und unter dem Einfluß dichterischer Lektüre vom weiblichen Geschlechte überhaupt hält. Er hat seine Dichter das Herzerquickende und Lenzverwandte am Weibe rühmen hören; dabei denkt er lediglich an die Ausstrahlung gewisser innerer Eigenschaften, des menschenfreundlichen Sinnes, der erbarmenden und helfenden Liebe, der Güte und Sanftmut, die dem Frauenherzen eigen sind. Und was dem Frauenleben seinen Zauber giebt, das ist ihm der hinter solchen schönen Herzenszügen liegende, in allem, was die Frau thut und denkt, sich äußernde Friede ihrer Seele. Das echte Weib ist nach seiner Vorstellung ein Wesen, in dem kein Widerspruch mit sich selbst, kein Widerstreit gegen das Gute besteht, in ihm ist alles rein, groß und edel. Des jungen Karlsschülers Lieblingsblume war die Lilie, und täglich stand er vor seinem Fenster, hinter dem ihm in armseligen Scherben stolze Lilien blühten, voll sinnender Betrachtung — die Lilie war ihm des Weibes Bild. Er war überzeugt, daß in der Berührung mit echter Weiblichkeit eine göttliche, vor niedrigen Empfindungen bewahrende Weihe des Lebens liegen müsse. So wird ihm die sinnengefällige Lieblichkeit des Weibes zur sittlichen Erhabenheit, das Weib erscheint ihm als ein Heiligtum. Das ist die hochideale, echt deutsche Anschauung, der er in seiner Stellung zu den Frauen sein Leben lang treu geblieben ist, und die auch seine dichterische Frauengestaltung bis zuletzt bestimmt hat. Auch wo der Dramatiker später seine Heldinnen mit den Farben der Wirklichkeit malte, konnte er es doch nicht lassen, den Pinsel immer wieder einzutauchen in das Sonnengold dieser idealisierenden Denkweise. Freilich mit dieser allein geistigen Auffassung konnte er

niemals zu jener lebenswahren Erfassung des weiblichen Wesens gelangen, die der Künstler brauchte. Da übernahmen es die bald mächtig sich zu regen beginnenden und einen Sturm der Empfindungen wachrufenden Jugendkräfte, den auf die spekulative Betrachtung Angewiesenen auf die Naturseite, auf das Sinnenleben des Weibes hinzulenken. Wir werden nun sehen, wie die nächste Frauengestalt seiner dichtenden Phantasie bereits eine ganz andere Erscheinung ist, als das noch ganz in den Lebensäußerungen des sittlichen Geistes aufgehende „Himmelsbild“, das Franziskas Namen trägt. Die ätherische Lilie nimmt die Farbe der glutigen Rose an.

Die Räuber.

Amalia.

In seinem 21. Lebensjahre (1780) konnte man den jungen Stuttgarter Eleven, obwohl nicht krank, oft auf dem Krankenzimmer der Anstalt finden, rings umgeben von medizinischen Werken. Hinter dieser Schutzwehr lag ein kostbares Manuskript, warm von der im Schaffenseifer fiebernden Hand. Das ist nicht mehr der sanftfromme Schiller, der mit der blutarmen Poesie Klopstocks seine Seele nährte. Sein Herz ist voll Zornmut, von dem er im Hinblick auf die so unidealische Welt Schalen um Schalen getrunken. Ihn umschweben die Schatten Plutarchs und Rousseaus, Ossians und Shakespeares; die zerren an seiner Seele und reißen da heraus Worte, Gedanken und Bilder, so wild, unbändig wie Titanenwürfe, und dann wieder so elegisch weich, Wehmutsstimmen, die Steine rühren. Was er dichtet, ist vielfach jugendlich übertrieben, unwahrscheinlich, nicht ohne Widersprüche, manches mehr vom Mediziner als vom Dichter geschrieben, unästhetisch und peinigend; aber alles ist Herz und Gewissen, edelstes Lebensblut, oft von einer großartig dramatischen Kraft, von erschütternder Tragik, durch alles pulsiert ein hinreißender Jugendschwung, ein mächtiges sittliches Pathos. In furchtbarer Seelenbewegung entsteht die Gestalt seines „großen

Räubers", der die Geister aufruft wider das entnervte „tintenkleksende Saeculum" mit seinem thatenlos unfreien Wesen, mit seiner Kleinlichkeit und Ideenlosigkeit, mit seinem Druck und Zwang, — die Gestalt seines „majestätischen Sünders", der seinem Volke die sozialreformatorische These verkündet: Der Mensch ist zur Freiheit berufen, keiner braucht sich zertreten lassen! Aber freilich, sein „herrlicher Karl" ein Sünder! Sein Kampf wider Unnatur und Ungerechtigkeit ist selbstvermessene Gewaltthat wider den Geist der gesellschaftlichen Ordnung. So verfällt er, dessen Hände zwar nicht mit unschuldigem, aber doch mit eigenmächtig vergossenem Menschenblute befleckt sind, nicht erst in der Katastrophe dem menschlichen Gerichte, sondern schon im Verlaufe des Stückes dem Gerichte Gottes in heilloser Zerrissenheit. Nur innerhalb der Kette des gesetzlich geregelten Lebens soll der einzelne seine Freiheit suchen und den Sieg des Guten und Wahren finden! Diese positive Intention des Dichters muß man im Auge behalten, will man sich über die faustschlagartigen Negationen freuen, die in diesem Drama auf das Weltleben niederdonnern.

Wir besitzen das Erstlingswerk Schillers, das mit einem Erfolge wie noch kein deutsches Stück vor das Publikum trat, in zwei Gestalten. In der ursprünglichen, von Schiller in Ermangelung eines Verlegers im Selbstverlage herausgegebenen, steht es, in einigen Derbheiten abgemildert, in den gewöhnlichen Schillerausgaben. Als nun der Freiherr von Dalberg dem Dichter seine Mannheimer Bühne anbot, beeilte sich dieser, sein „Schauspiel" durch große Streichungen und Umarbeitungen, die Dalberg verlangte, freilich mit Aufopferung mancher poetischen Schönheit, bühnengerecht zu machen. In dieser Theaterausgabe, nach der es im wesentlichen noch heute gespielt wird, heißt es nun „Trauerspiel", was es aber auch in der ersten Fassung schon ist. Wir wenden diese beiden Bezeichnungen zur Unterscheidung der beiden Gestalten des Stückes an und betrachten nun das Frauenbild des Dramas.

Amalia von Edelreich, eine arme Waise aus vornehmem Geschlechte, ist von ihrem Oheim, dem verwitweten Grafen von Moor, zusammen mit dessen beiden Söhnen aufgezogen worden. Das Herz des Mädchens schloß sich schwesterlich ausschließlich dem

ältesten, im Alter ihr gleichstehenden der beiden Brüder an. Franz stieß sie durch Häßlichkeit und durch niedrige Denkart ab, während Karl ein schöner, für jeden Reiz von Größe empfänglicher, mild- und edelherziger Knabe war, allerdings von trotzigem Willen und ungezügeltem Freiheitsdrange. Eines Tages, so erzählt das „Trauerspiel“, — es war an Karls Geburtstage, er ging ins 16. (!) Jahr — saßen beide in der Jasminlaube, Amalia ihm gegenüber, um ihn zu malen. Der rote Wiederstrahl der Abendsonne brannte in Karls Gesicht, seine braunen Locken flogen mutwillig im Winde, — da hat „bei jedem Pinselstrich das Mädchen die Malerin überstürzt,“ die ganze Fülle des Originals wuchs in ihr Herz hinein, der Pinsel entfiel ihren Händen, und ihre zitternden Lippen tranken die Züge durstig hinweg. Es begann eine Zeit, da „er an ihrem Halse in Wonne schwamm,“ ein Liebesglück voll Mondscheinglanz und Rosenduft und Nachtigallensang und Lautenschlag, ein Leben in sinnberauschter Schwärmerei:

Sein Umarmen — wütendes Entzücken! —
Mächtig feurig klopfte Herz an Herz,
Mund und Ohr gefesselt — Nacht vor unsern Blicken —
Und der Geist gewirbelt himmelwärts.

Seine Küsse — paradiesisch Fühlen!
Wie zwei Flammen sich ergreifen, wie
Harfentöne in einander spielen
Zu der himmelvollen Harmonie,

Stürzten, flogen, rasten Geist und Geist zusammen,
Lippen, Wangen brannten, zitterten —
Seele rann in Seele — Erd' und Himmel schwammen,
Wie zerronnen, um die Liebenden.

So weiß Schillers Amalia im „Schauspiel“ ihren Empfindungen poetisch Ausdruck zu geben. Und Poet ist auch Karl. Aber durch sein Lieben und Dichten geht etwas Schwermütiges, Ahnungsvolles. Er dichtet der Geliebten Hektors Abschied von Andromache, wie er hingeht, ewig ihr entrissen: „Teures Weib, geh, hol die Todeslanze, laß mich fort zum wilden Kriegestanze!“ „Horch! der Wilde rast schon an den Mauern, gürte mir das Schwert um, laß das

Trauern! Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht!" — „Hektor fällt, ein Vaterlandserretter, und wir sehn uns wieder in Elysium." Das wird das Lieblingslied der beiden, das sie oft miteinander zur Laute singen. Man vergleiche das Liebes leben des jugendlichen Goethe mit diesem Schillerschen Liebes traume: dort der Lyriker, dem es lieblich, wie von den Saiten, so von dem Herzen tönt, Töne, die aber bald verhallen, ein Flattern um die Blume für einige sonnenvolle Tage in voller, tändelnder Lebenslust — hier der junge Tragiker, auch in seinem nebelhaften Liebesgefühle schon alles ernst, schwer und groß, groß die Leidenschaft, die in der Brust wühlt, ein Vulkan voll Glut, aber in dieser Sinnenglut doch zugleich eine tiefe Seelengewalt, die den Liebenden sein Mädchen in den Sturm der ihn begeisternden Ideen hineinreißen und es von seinem Innenleben schwer und fest umklammern läßt, um es zu halten bis hinein in die Ewigkeit.

Nach einiger Zeit geht Karl Moor nach Leipzig auf die Hochschule. Hier aber fällt der Jüngling, dem es an der rechten Erziehung gefehlt hatte, den verlockenden Reizen des Lebens zur Beute. Im tollen studentischen Treiben vergißt er seinen Vater und auch seine Amalia, die, trotzdem er sie Jahre lang vernachlässigt, ihm doch im Herzen treu ergeben bleibt. Von seinen Gläubigern hart bedrängt, muß er schließlich mit einigen Genossen in die böhmischen Wälder fliehen. Jetzt kommt er zu sich und richtet nach Hause einen herzzerreißenden Reuebrief. Das ist nun der Punkt, wo das Drama mit der großartigen Zeichnung des Franz und seines teuflischen Planes einsetzt. Dessen Bestreben ist, den ihm immer vorgezogenen und deshalb von ihm wütend gehaßten Bruder durch alle Mittel der Lüge und der Verleumdung vom Vaterherzen zu trennen, ihn in Verzweiflung und ins Verderben zu stürzen und ihn um sein Erbe zu betrügen. Es ergeht, von Franz geschrieben, eine Antwort an den demütig Bittenden, die ihm statt der Vergebung die Verstoßung meldet. Aber der Falsche will den Bruder durch die gemeinste Verdächtigung seines Charakters auch um Amalias Besitz bringen. So zieht sich durch die drei ersten Akte, immer neben den in Böhmen sich abspielenden Räuberscenen hergehend, die Minierarbeit des wollüstigen, in allen Bosheiten erfinderischen Schleichers

gegen die Geliebte Karls. Aber auf keine Weise will es ihm gelingen, sie irre zu machen. Als er schließlich die erfundene Nachricht ins Schloß tragen läßt, Karl habe aus Verzweiflung über den väterlichen Fluch in der Prager Schlacht den Tod gesucht und sterbend die Geliebte dem Bruder verlobt, erreicht er damit gerade das Gegenteil. An dem der Erde Entrückten will sie nun mit desto innigerer Treue festhalten, und war „sein letzter Seufzer Amalia“, so schwelgt sie jetzt in dem Entzücken des Gedankens, wie er diesen Namen nun den Himmlischen auf der seraphischen Harfe vorsingt und wie er sie dort einst jubelnd als die Seine wieder begrüßen wird. Franz, durch den infolge des Schreckens eingetretenen Tod des Alten inzwischen zum Schloßherrn geworden, dringt mit gemeiner Gewaltthat auf sie ein, doch vor der blitzenden Waffe, die das rasende Weib ihm entreißt, muß er weichen. Amalia entschließt sich, ins Kloster zu gehen, — da wird ihr verraten, daß Karl, der Totgeglaubte, noch lebt.

In der Mitte des dritten Aktes beginnt die dramatisch bedeutendste Hälfte der Tragödie. Karl wird nach jahrelanger Abwesenheit wieder das Schloß seiner Väter betreten! Aber wie tief wir auch mit ihm empfinden in jenem unvergleichlich schönen Auftritt an der Donau, wo sein edelstes Selbst zu Worte kommt, und wo die Sehnsucht ihn zum eiligen Aufbruch in die Heimat und zu seiner Liebe treibt, wir wissen doch, was in dem Augenblicke er nicht fühlt, daß das Leben für ihn kein Glück mehr zu vergeben hat. Nimmermehr wird er Arm in Arm mit einer geliebten Gattin durch seine väterlichen Haine wandeln und sein „Knabenleben in Amalias blühenden Kindern zum zweitenmal leben“, denn zwischen solcher ruheseligen Zukunft und ihm, dem geächteten Räuber und Mörder, steht wehrend die — rächende Nemesis! An der Stätte seiner Kindheit tritt die hoffnungslose Verwüstung seines Daseins nun auch erschreckend vor sein Bewußtsein. Doch noch einmal will er seine Amalia sehen, ehe er für immer zu scheiden gedenkt. Im Vertrauen auf die Veränderung, die die Jahre und die wilde Lebensweise an ihm hervorgerufen haben, tritt er als ein Graf Brand in die väterlichen Hallen. Und in der That, Amalia erkennt ihn nicht. Allgewaltig aber zieht es sie zu dem wunderbaren Fremd-

ling hin, der „so hart sich an das Bild ihres Einzigen hängt.“ Wohl sträubt sie sich mit aller Kraft gegen das, was aus des Gastes Blick und Stimme spricht, doch wie sehr sie sich auch wegen ihrer vermeintlichen Untreue verdammt, das Wesen des Mannes wird ihrer immer mächtiger, kaum gelingt ihr die äußere Zurückhaltung. Daß wenige Jahre Karls Äußeres zu solcher Unkenntlichkeit umgebildet haben sollen, ist ja eine sehr große Unwahrscheinlichkeit. Die Kritik verwirft deshalb diese Scene als einen wertlosen Fehlgriff. Aber ist es nicht eine hübsche Idee, die derselben zu Grunde liegt? Offenbar will der junge Idealist in dem Bilde von Amalias scheinbarer Untreue seinen Glauben an die Tiefe und Geistigkeit der Frauenliebe zum Ausdruck bringen, wie das Frauenherz des Mannes innerstes Wesen, nicht dessen sinnliche Erscheinung, dieses Veränderliche und Vergängliche, das nicht er selbst ist, liebt. Amalia gehört ihrem Karl, ihre Seele ist so sehr der seinigen zu eigen geworden, daß der Trug der Sinnenwelt den Zug ihres Herzens zu dieser ihr so rätselhaft verwandten Persönlichkeit nicht aufhalten kann. Und von diesem Mädchen muß er sich losreißen? Furchtbare Strafe des Himmels! Der Schmerz überwältigt ihn, er thut, was er doch so gar nicht wollte, mit dem Wehmutssang von Hektors Abschied giebt er sich zu erkennen. Als sie aus ihrer Betäubung erwacht, ist er entwichen.

So im „Schauspiel“. In der Theaterbearbeitung hat das Trachten nach Bühneneffekt die Scene geschädigt. Da kommt es unter einem peinigend wirkenden Schüren des Grafen Brand zum vollen Ausbruche ihres Gefühls, so daß sie heiße Küsse empfängt und erwiedert, und schließlich zu einer Entlobung, wodurch die Idee der Scene eine gänzlich andere wird. Im herzzerreißenden Weh über ihre, wie sie es ansehen muß, gebrochene Treue, reißt sie Karls Verlobungsring von ihrem Finger: „Nimm ihn — nimm ihn, geliebter Verführer, — und mit ihm mein Heiligstes, mein Alles — meinen Karl!“ Da fährt er erblassend zusammen, die Vorsehung hat gerichtet, jetzt will er das Trennungsurteil derselben völlig machen. Er streift Amalias einstiges Brautgeschenk, den Diamanten von seiner Hand: „Nimm auch diesen — diesen, süße Furie meines Herzens — und mit ihm mein Heiligstes, mein Alles — meine Amalia!“

Mit Spannung sehen wir dem fünften Akte entgegen. Der Hungerturm, in dem der unnatürliche Sohn den nur scheinbar gestorbenen Vater verwahrt hält, ist geöffnet. Ehe sich nun die Rache an Franz vollzieht, erschließt uns Schiller bei diesem die Höllentiefen des Gewissens, in denen der Ewige sein zermalmendes Wort spricht. Mit diesem gewaltigen Auftritt hatte der junge Dichter in raschem Griffe den Lorbeer des deutschen Shakespeare an sich gerissen. Im düsteren Flammenscheine des in Trümmer sinkenden Schlosses stehen sich nun noch einmal Karl und Amalia im Walde gegenüber, und der ganze Glutstrom ihrer Liebe überflutet den Wiedergefundenen. Aber jetzt muß das Wort fallen, das die furchtbare Kluft zwischen ihnen aufdeckt: Karl ein Räuberhauptmann! Es bringt den Alten um, die Geliebte läßt es erstarren. Alle ihre Hoffnungsblüten sinken in den Tod, nur eins bleibt ihr, ihre treue Liebe: „Mörder! Teufel! Ich kann Dich Engel nicht lassen! Einziger! Unzertrennlicher!“ Nichts kann die Liebe des Weibes vernichten, selbst durch Sünde und Schuld bricht sie hell leuchtend hindurch! Ergreifend schildert der Dichter, wie nun Karl „aufblüht in ekstatischer Wonne“: „Sie vergiebt mir, sie liebt mich! Weinenden Dank dir, Erbarmer im Himmel! Der Friede meiner Seele ist wiedergekommen, die Qual hat ausgetobt, die Hölle ist nicht mehr!“ Ein neues, glückliches Leben steht vor seines Geistes Blicken. Und hat er nicht recht? Ist nicht die himmlische Liebe, wenn sie aus reinem Frauenherzen vergebend den Sünder umfängt, für ihn eine rettende Macht? Ja, für seine Seele könnte sie es werden, — aber sein Leben wieder mit Erdenglück zu erfüllen, hat sie keine Gewalt, denn dieses ist unbedingt der sühnenden Strafgerechtigkeit verfallen. Das ist dem Dichter zweifellos. Und so rüttelt er denn seinen Helden aus dem schönen Wahne auf und benutzt dazu das trennend zwischen die beiden sich streckende Schwert der Räuber, die Karl an seinen Eid, für immer der Ihrige bleiben zu wollen, gemahnen. In psychologisch motiviertem Fortgange bringt er ihn dahin, daß er mit dem bisherigen Leben bricht und zu dem Entschlusse kommt, sich den beleidigten Gesetzen auszuliefern. Ein großer Preis ist auf seine Einbringung gesetzt, er kennt einen Familienvater, dem es sauer wird, seine elf Kinder durchzubringen: „Dem

Mann kann geholfen werden!" — so das epigrammatisch scharfe Schlußwort des hochbedeutenden Jugendwerkes.

Doch was ist aus Amalia geworden? Als der Geliebte ihr durch den Protest der Räuber unwiderbringlich entrissen war, ist sie haltlos zusammengebrochen. Mit dem Klagerufe, als Weib das nicht überleben zu können, fleht sie nach allen Seiten jammernd um den Tod. Nach anfänglicher Weigerung erfolgt derselbe durch Moors Schwert, der sie in seinem Stolze nicht durch einen andern töten lassen darf. Im „Trauerspiele" reißt Karl, indem er damit zeigt, daß der Dichter noch nie geliebt hat, das Tuch von ihrem Busen, um durch den Anblick ihrer jungfräulichen Schönheit seine wilden Peiniger zu rühren; aber als Antwort wird ihm nur ein grausiges Hohngelächter, das Verhängnis geht seinen Weg. Ohne Frage ist Schiller seiner Amalia hier nicht gerecht geworden. Nun hat er zwar damals die Notwendigkeit dieses ihres Ausgangs sehr stark betont. Er schreibt an Dalberg: „Moor muß seine Amalia ermorden, es ist dieses eine positive Schönheit seines Charakters, die einerseits den feurigsten Liebhaber, andererseits den Banditenführer mit dem lebhaftesten Kolorit auszeichnet." Doch scheint er später selbst unter dem Gefühle gestanden zu haben, daß das Drama nicht voll befriedigend abschließt. Zahlreiche Notizen seines Nachlasses enthielten die mannigfachsten dichterischen Einfälle zu einem zweiten Teile der „Räuber". Karl lebt danach unter einem anderen Namen weiter, endet schließlich freilich auch irgendwie tragisch, die Sühne bleibt ihm eben nicht erspart, aber er hat in diesem neuen besseren Leben das frühere in etwas wieder gut zu machen Gelegenheit gehabt, was ihm das Herz mit Versöhnung erfüllt. Dieses Versöhntsein fehlt dem sterbenden Helden in unserem Drama. Seine Friedlosigkeit spricht sich besonders in der Stelle aus, wo er mit starrem Schmerze auf seine Vergangenheit blickt: „Es bleibt verdorben, was verdorben ist; was ich gestürzt habe, steht ewig niemals mehr auf!" Hier hätte sich die Versöhnung durch Amalia bieten können, wenn diese unter den gewaltigen Eingriffen der Schlußsituation zur vollen Aufklärung ihrer Persönlichkeit gekommen wäre und nun feurig das von dem Scheidenden ihr aufzutragende Vermächtnis ergriffen hätte, gewissermaßen als die auf Erden bleibende Erscheinung seines

geläuterten Wesens seine Verfehlungen, die die Welt geschädigt haben, mit ihrem segnenden Thun zuzudecken. So würde er die Geliebte sich zu ewigem Besitze angetraut haben — im „Trauerspiele“ sucht der Dichter nach solcher Todestrauung, bringt es aber nur zu einem gehaltlosen Theatercoup — und mit vollem Frieden wäre Karl in den Sühnetod gegangen. In Amalias kühn in die Ewigkeit hinausgreifender Liebe, die sich im Drama oft rührend kundgiebt, und in der Opfertreue, die ihr eigen ist, lagen die Möglichkeiten zu solcher Gestaltung. Und ob nicht in späteren Jahren den Dichter, der so gern das Heroische im Weibe darstellte, dieser Gedankengang beschäftigt haben mag? Goethe berichtet, Schiller habe sich einige Jahre vor seinem Tode in langen schlaflosen Nächten mit einer seinem geläuterten Geschmacke entsprechenden Umarbeitung seiner Jugenddramen, auch der „Räuber“, getragen, und die Ideen, die er ihm darüber entwickelt habe, seien merkwürdig produktiver Art gewesen. Freilich in jenen Jugendtagen fehlte dem von dem milden Segen weiblichen Umgangs abgesperrten und leidenschaftlich aufgeregten Dichter zum Erschaffen einer solchen Scene nicht weniger als alles. Er konnte wohl ergreifend in Franz die richtenden Mächte darstellen, nicht aber der Gnade Retterblick in Amalia.

Schillers Amalia ist noch kein in sich gebundenes Charakterbild, sondern eine Frauengestalt, in der die Elemente, aus denen sie besteht, noch voreinander fliehen. Ein Mädchen von lauterer Sinnesart, von hohem, edlem Empfinden, — Amalia von „Edelreich“ ist sie vom Dichter genannt — hat sie sich mit jener still seligen Erwartung, in der ein Beter sich zum Himmel wendet, der Welt der Liebe erschlossen, und ein „paradiesisch Fühlen“ durchzieht ihr Herzensleben. Auf diesen reinen und weichen Seelengrund zeichnet der junge Dichter mit jenem anschauungslosen Erfassungsvermögen, das seiner genialen Kraft inne wohnte, so manche Linie, in der das Gefühlsleben des Weibes schon ganz richtig getroffen ist: ihr schauderndes Zurückweichen vor der Berührung des Unreinen, ihr stolzes Gewappnetsein gegen alles, was ihren inneren Adel bedroht, ihre Entrüstung über das Gemeine, wenn es Liebe heuchelt, ihr Vergeben und Gedulden, wenn nicht Schlechtigkeit, sondern Verirrung ihr wehe gethan hat, ihr zärtliches Pflegen des

Alters, die unerschütterliche Treue in der Liebe, das tiefe Gemüt, das das geistige Wesen des Geliebten sucht und unverlierbar in sich bewahrt, die Liebesinnigkeit, die mit ihren Gedanken ganz in ihm aufgeht, jenen schönen Frauenidealismus, der den „Unvergleichlichen“ sich immer in Glanz malt und fest darauf vertraut, daß bei ihm alles groß und herrlich ist.

Die Kehrseite dieses seelenweichen Wesens, doch bei einem liebenden Weibe etwas ganz Unmögliches ist die Unthätigkeit, in der sie die ganze erste Hälfte des Dramas hindurch verharrt. Sie thut nichts, um den Geliebten zu schützen und die Interessen des Fernen zu vertreten, sie begnügt sich vielmehr mit der Aufrechterhaltung ihrer treuen Herzensempfindungen. Statt auf den schwachen Greis, den sie ganz in der Hand hat, einzureden, bis er sie einen verzeihenden Brief an Karl schreiben ließe, statt den spitzbübischen Franz mit Argusaugen zu verfolgen und sein Lügengewebe zu zerreißen, was ihr bei einiger Erkundigung sehr leicht hätte werden müssen, ergeht sie sich in den Luftregionen schwärmerischer Phantasien. Sie ist zufrieden damit, daß, ob man sie auch von ihrem Karl trenne, und ob der arme Verstoßene auch unter tausend Drangsalen leide, ihre beiden Seelen sich in der Geisteswelt der Liebe treffen und sich dort für alles entschädigen. Franz kann unbehelligt seine finsteren Ränke schmieden und, wenn er freundlich von dem Bruder redet, sie derartig täuschen, daß sie ihm entzückt um den Hals fällt. Allerliebste Träumerin! ruft seine Bosheit ihr für solche Blindheit und Thatenlosigkeit dankend zu, und er charakterisiert sie damit treffend: ihr Leben ist ein Traumleben in thatenlos schwärmerischen Liebesgefühlen. Das war der Einfluß Klopstocks, daß Schiller sich das Weib so ganz in seine Gefühlswelt eingesponnen vorstellte. In ihrer Sentimentalität vermag sie sich nach dem vermeintlichen Tode des Verlobten mit dem Gedanken zu trösten, derselbe habe sterben müssen, weil sie für diese Welt zu glücklich geworden wären, und auf der Bühne läßt der Dichter sie den Geist aufgeben mit der Versicherung, der Tod durch Bräutigams Hand sei etwas Süßes.

Aber mitten in der Ausgestaltung ihres Bildes begann der realistisch auf Naturwahrheit hindrängende Sinn, der ihn in der Zeichnung des Karl und des Franz bereits weit von Klopstock ent=

fernt hatte, sich auch hier geltend zu machen. An des Dichters feuriger Brust erwachte die seraphische Amalia zu feurigem Leben. In ihrem Herzen glüht es, Temperament durchströmt ihr Wesen, Affekt und Leidenschaft reden aus ihren Worten. Natürlich trifft da ganz Unvereinbares widerspruchsvoll zusammen: Amalia ein Engel und dann doch wieder kein Engel, ein Weib, und dieses Weib noch dazu höchst unweiblich! Schiller läßt ihren Zorn mit Maulschellen sich äußern und in Tiernamen sich „ausgeifern", er läßt sie in ihrem Freiheitsdrange „wild werden wie ein funkensprühendes Roß". Derartiges entsprach dem Tone der Karlsschüler und des Dichters eigenen jungmännlichen Regungen, der zarten Jungfrau aber will es nicht zu Gesicht stehen. Und vor allem ihre Liebesleidenschaft — dieses Lied ihrer Liebe, das wir oben angeführt haben, redet von keinem mädchenhaften Empfinden. Solche Gluthitze mit ihren verzehrenden Flammen im liebewütigen Herzen, wofür in einer „Edelreich" gar nicht der Brennstoff liegt, verträgt sich jedenfalls nicht mit dem blonden deutschen Haar, und die stürmische Aktivität, die hier ihrem Gefühlsleben eigen ist, hebt das Allerweiblichste im Weibe, die keusche Zurückhaltung, die sich suchen läßt, auf.

Es ist übrigens nicht unmöglich, daß Amalia in gewissen Grundstrichen ihrer Gestalt aus dem vernichteten Jugendstück „Kosmus von Medici" herrührt. Schiller soll aus diesem dramatischen Versuche, den er bereits in seinem 18. Lebensjahre in der Gefolgschaft des Leisewitzschen „Julius von Tarent" unternommen und mit glühender Seele durchgeführt hatte, vieles in die „Räuber" herübergenommen haben. Dann wäre Karl Moors Geliebte die Umdichtung der Florentinerin Camilla Cafarelli, der jungen Gattin des Mediceers Julian, mit der dieser, während sein Freund Franz Pazzi nach ihrem Besitze trachtete, sich heimlich hatte trauen lassen. So würde es sich erklären, daß Amalia, was jedem Leser auffallen muß, zuweilen nicht den Eindruck einer Braut, sondern einer Gattin macht, und an dem jungen italienischen Weibe wäre manches, was an dem deutschen Mädchen fremdartig erscheint, um vieles verständlicher. Immerhin bleibt auch bei dieser Beleuchtung noch genug Unweibliches an dem Bilde. Aber wer will es dem auf männliche Jugend-

genossen angewiesenen Dichter zur Last legen, daß er bei dem ersten Versuche, das Sinnenleben des Weibes darzustellen, das Frauenbild ins Männliche hinein verzeichnet hat? Das Bestreben, die Naturbasis des weiblichen Seelenlebens zu finden, ist bei der Amalia doch immerhin schon zu bemerken. Die Frau stieg ihm während der Arbeit an seinen „Räubern" aus den Ätherhöhen absoluter Geistigkeit auf die Erde herab, um ihren Anteil an der menschlichen Doppelwesenheit zu beanspruchen. Ich bin keine Göttin, wie ich in deinem Traume erschien, sondern, wie in Geist und Seele, so auch in Fleisch und Blut deines Lebens verwandte Genossin! — so klang ihre Stimme hinein in ihres Sängers weltferne Klause. Da wird nun bei der alles in die Extreme treibenden Geistesart des jungen Schiller zu erwarten sein, daß im folgenden ein Frauenbild entsteht, in dem Geistigkeit und Sinnlichkeit erst einmal einen titanisch ungeheuerlichen Ausbruch nehmen.

Die Anthologie.

Fanny. Laura. Luise Vischer.

Ein merkwürdigeres Dichterheim als das, welches für die Jahre 1781 und 1782 das Haus „am kleinen Graben" in Stuttgart, der jetzigen Eberhardsstraße, umschloß, hat es wohl nie gegeben. In der Mitte ein Tisch und zwei Bänke, im Hintergrunde das ärmliche Schlaflager, dies die gesamte Ausstattung. Die spärliche Garderobe hing an der nackten Wand. In der einen Ecke des Zimmers lag ein großer Bücherhaufen, das waren „die Räuber", die der Dichter im Selbstverlag hatte. In einer anderen Ecke ein mächtiger Kartoffelvorrat, darauf Teller und Flaschen, Messer und Gabeln, bunt durcheinander. Abends kamen oft die alten Akademiefreunde, um hier räubermäßig zu singen, zu lachen und zu schwelgen — „Ein freies Leben führen wir, ein Leben voller Wonne" — in Knackwurst, selbstbereitetem Kartoffelsalat und beim Glase Wasser. Ging der Verkauf gut, dann wurde wohl auch einmal

„im Traubensaft die Gurgel ausgebadet". Die Pfeife wurde nie kalt, und was in der Pfeife brannte, das war fürchterlich; ein schauriger Qualm war die beständige Atmosphäre dieses Raumes.

Das ist der Ort, wo Schiller seine Anthologie redigierte, ein lyrisches Sammelwerk, in dem aber die meisten Gedichte unter den verschiedensten Chiffren von ihm selbst herrührten. In seine Werke ist nur ein Teil dieser Jugendarbeiten übergegangen, und auch diese verkürzt und geändert. Hier also entstanden seine Liebeslieder an Fanny und Minna, vor allem seine überschwenglichen Lauraoden, in denen sich seine Seele in „Himmelmaienglanz lichtete", während ihn in Wirklichkeit düsterer Rauch umgab, und in denen er traumverloren wie einer, der gewesen ist, auf seines „Glückes Nietentonne" herniederschaute. Wie eine „Nietentonne", wenigstens in Bezug auf die Liebe, mußte sein Leben ihm allerdings erscheinen. Alle Freunde hatten aus liebenden Mädchenherzen schon irgendwie einen Gewinn gezogen, er allein schien völlig leer ausgehen zu sollen. Wenn seine hagere Gestalt in der steifen, geschmacklosen Uniform des Feldschers durch die Straßen Stuttgarts schritt — der lange Hals in eine schmale Binde gezwängt, an jeder Seite des Gesichts die vorschriftmäßigen drei Gipsrollen, auf dem Haupte ein kleiner blecherner Hut, aus dem ein dicker Zopf herabhing, die ganze Figur nach der Aussage eines Kameraden das Bild eines Storches, dabei in seinen Bewegungen ungelenk, in seinem Auftreten schüchtern und durchaus nicht im Besitze feiner Manieren, das Antlitz damals ganz mit Sommersprossen bedeckt, von den edlen Zügen des uns bekannten Schillerkopfes noch wenig zu bemerken, — da war's begreiflich, daß kein Mädchenauge mit hold verschämtem Wohlgefallen den jungen Militärarzt betrachtete. „Meine Minna geht vorüber, meine Minna kennt mich nicht," so klagt der Schmerz über das Nichtbeachtetwerden aus der fingierten Situation eines seiner damaligen Lieder. Der junge Goethe, strahlend wie ein Apollo, konnte sich der Herzen, die ihm zuflogen, nicht erwehren, unser armer Schiller, den die Männerwelt bereits als den Räuberdichter bewunderte, war für die jungen Schönen, weil er äußerlich so wenig vorstellte, einfach nicht da. Der Anstalt glücklich entschlüpft, war er, was weiblichen Umgang betrifft, auch jetzt noch nicht viel besser

daran, als in den Jahren seiner Absperrung. Unter diesen Umständen war es ihm ein Bedürfnis, in die Ferne der Zeiten zu schauen und sich vorzustellen, wie doch wohl auch ihn einmal eine lieben werde, und diese sich von einem dem seinigen ähnlichen Verlangen erfüllt zu denken:

O Mädchen, die voll unschuldsvoller Triebe
Das Laster höhnt,
Und sich nach edlen Freuden reiner Liebe
Unwissend sehnt;

O du, die stets geheimen ernsten Kummer
Im Busen nährt,
Du, deren Klagen oft im tiefsten Schlummer
Die Nacht gehört;

Wer du auch bist, du bist für mich geboren,
Uns unerkannt
Hat dir mein Herz, hat mir dein Herz geschworen
Zum süßen Band.

Längst, längst, o du Geliebteste von allen!
Fleh ich nach dir,
Und alle Seufzer dieses Herzens wallen
Entgegen dir.

Ein Engel lisple, schlummerst du auf Rosen
In holder Ruh,
Dir meinen Namen, und mir Ruhelosen
Den deinen zu.

Doch Schiller war nicht mehr klopstockisch sentimental genug, um sich bei solchem Schmachten zu beruhigen. Weit entfernt, der Dereinstigen diesen holden Schlummer zu gönnen, riß er sie vielmehr aus ihrer Ruhe in der Zeiten Schoße ungestüm auf, daß sie ihm seine liebearme Gegenwart versüßen sollte. Da ward aus der melancholisch sinnigen „Fanny“ seine „Laura“, seine Glutenbraut, seines Sturmes und Dranges wilde Genossin. Man verlange keine Beschreibung dieses Schillerschen Phantasiebildes. Der so ganz von Ideen lebende junge Dichter hatte noch so wenig Bedürfnis nach

sinnlicher Anschauung des Gegenstandes, an dessen Hervorbringung doch gerade sein heißer Sinnendrang vornehmlich mitbeteiligt war, daß er gar nicht daran dachte, sich von Wuchs, Gestalt und Auftreten der erträumten Geliebten eine Vorstellung zu machen. Nur ganz dunkel steht sie einmal vor ihm im Wirbeltanze flüchtig dahingleitend. Aber was er oft und deutlich zu sehen glaubt, das ist ihr „süßer Mund“, entzückend in seinen Küssen wie in seinem Gesange, und ihr Auge, sanft und blau, aus dessen feuchtem Glanze es doch auch wieder brennen kann „golden wie Sonnenaufgangsglut“. Vor allem ist Laura eine Meisterin im Klavierspiel. Schiller hat es Zeit seines Lebens gern gesehen, daß, während er arbeitete, aus gewisser Ferne Klavierspiel an sein Ohr drang. Was die Sonne der Erde ist, der sie ihre Blumen entlockt, das war die Musik für des Dichters Geist. Meisterhaft malt er in der bekannten Ode die seelenvolle Kunst seiner Laura:

> Lieblich itzt, wie über glatten Kieseln
> Silberhelle Fluten rieseln, —
> Majestätisch prächtig nun,
> Wie des Donners Orgelton,
>
> Stürmend von hinnen itzt, wie sich von Felsen
> Rauschende, schäumende Gießbäche wälzen,
> Holdes Gesäusel bald,
> Schmeichlerisch linde,
> Wie durch den Espenwald
> Buhlende Winde,
>
> Schwerer nun und melancholisch düster,
> Wie durch toter Wüsten Schauernachtgeflüster,
> Wo verlornes Heulen schweift,
> Thränenwellen der Cocytus schleift.

In diesem Tongemälde steht die Seele der Geliebten vor uns, ein reiches, vielseitiges Wesen. Der Geist, der mild und weich aus ihr spricht, umkost des Dichters Brust und verheißt zur Ruhe zu bringen, was darin stürmt. Ja, mehr noch, in dem „Vorwurf an Laura“ wird die Geliebte zu einem Wesen, das geradezu etwas Seelenbetäubendes an sich hat. Durch die Liebe wird er, in seinen

Projekten bisher ein Riese, zum Zwerge. Nicht lauscht er mehr des Ruhmes Donnerglocken, der Lorbeer hat seinen Reiz für ihn verloren; er hat ganz vergessen, daß er mit seinen Werken sich ein Monument bauen wollte, an dem die Sense der Zeit splitternd niederfallen sollte. An des Mädchens Herzen zu ruhen, ersetzt ihm dies alles. In was für einen falschen Begriff von Liebe träumt sich hier Schiller hinein! Frauenliebe ist kein Schlummergift, sondern vielmehr ein Trank der Begeisterung, der des Mannes beste Kräfte erst recht weckt. Sie bringt freilich das Gemüt zur Ruhe, aber zu jener Ruhe innerer Sammlung, aus der ein reiches und reifes Wirken erwächst. Keiner hat das so schön erfahren dürfen, wie eben hier dieser Träumer, als ihm später die wirklich Liebende entgegentrat. Wahre Liebe ist eine sittliche und versittlichende Macht; was er hier als Liebe feiert, dieses Entnervende, dieses Entmannende ist ein rein sinnliches Schwelgen.

Aber Schiller ist eine viel zu ethisch gerichtete Natur, um das nicht zu fühlen, und so schaut er in seine Laura, wie zur Ergänzung dieser einschläfernden Stimmung ihrer Seele, sofort eine andere hinein und die denkt er sich als die in der Geliebten vorherrschende. Gleich ihrem Spiele hat ihre Liebe etwas Gewaltiges, etwas Erregendes und Hinreißendes. Nun schießt sein unreales Liebesgefühl jedoch wieder an dieser anderen Seite der Lebenswahrheit vorüber. Wie er eben den beruhigenden Einfluß des Frauenherzens ungeheuer übertrieben hat, so übertreibt er jetzt das anregende Element der weiblichen Liebe. Seine Geliebte wird ihm in der „Entzückung an Laura“ zu einer wahrhaft dämonischen Existenz, die ihn in rasender Umarmung emporwirbelt, nicht bloß über hemmende Schranken im Leben, sondern weit hinaus über alle Endlichkeit des Raumes und der Zeit, daß er mit ihr, das Weltall durchsegelnd, ruhelos zum Lande einer anderen Sonne strebt. Sie wird in der „Phantasie an Laura“ zu der grausig schönen Unholdin, die, „wenn mit Ewigkeit die Zeit sich traut,“ und tief unter ihnen die Welt in Feuer aufgeht, in dem Glutschein dieser Hochzeitsfackel ihn an ihre Brust zieht und ihn eine Liebeslust genießen läßt, die keine Sättigung kennt. Also auch hier schließlich doch wieder ein Enden in kreatürlichem Schwelgen. Überhaupt gießen die Quellen leidenschaftlicher

Empfindungen, die unter der Entwicklung seiner Natur und unter Wielands und Bürgers derb-erotischem Einflusse in Schiller aufgebrochen waren, heiße Wogen durch die Gedanken, Worte und Bilder dieser Oden.

Aber ebenso energisch redet in den Oden des Dichters große Seele mit, die allen jugendlichen Bedrängnissen zum Trotz ihr edles Selbst mutig zu wahren sucht. Durch seiner Seele Einsprache vergeistigt sich Lauras glühendes Bild, und das Dämonische in ihr verweiblicht sich. Wenn es in diesem Phantasieverhältnisse „an Körper Körper mächtig reißt,“ so waltet darin doch eine Liebe, die zugleich „zum Geist gewaltig zwingt den Geist.“ Die Verwandtschaft ihres inneren Lebens läßt ihn mit seiner Laura den stolzen Ideenflug thun „zu der Wahrheit lichtem Sonnenhügel“, wo ihrem Winke alle Riegel springen, und vor ihren Augen „reißt der Dinge Schleier“. Es ist die Genossin seines hohen Denkens und Strebens, die er in ihr liebt. Diese dem jungen Dichter zur Liebe unbedingt gehörende Anteilnahme des Weibes an dem Geistesleben ihres Geliebten steigert sich ihm zu sublimster Geistigkeit in dem „Geheimnis der Reminiscenz“. Hier mutet er es seiner Laura zu, mit ihm ihr Lieben und Leben als ein Wiederfinden ihrer in einer höheren Existenzform schon einmal vereint gewesenen Seelen aufzufassen:

Waren unsre Wesen schon verflochten?
War es darum, daß die Herzen pochten?
Waren wir im Strahl erloschner Sonnen,
In den Tagen lang verrauschter Wonnen,
Schon in Eins zerronnen?

Ja, wir waren's! — Innig mir verbunden
Warst du in Aeonen, die verschwunden;
Meine Muse sah es auf der trüben
Tafel der Vergangenheit geschrieben,
Eins mit deinem Lieben!

Und in ewig festverbundnem Wesen,
Also hab' ich's staunend dort gelesen,
Waren wir ein Gott, ein schaffend Leben,
Und uns ward, sie herrschend zu durchweben,
Frei die Welt gegeben.

Weine, Laura! Dieser Gott ist nimmer,
Du und ich des Gottes schöne Trümmer,
Und in uns ein unersättlich Dringen,
Das verlorne Wesen einzuschlingen,
Gottheit zu erschwingen!

Interessant ist es zu sehen, wie Goethe, damals aber bedeutend älter als der Lauradichter, in der ersten erregtesten Zeit seiner Liebe zu Charlotte von Stein ebenfalls die Idee der Präexistenz ergriffen hat, um sein überschwellendes Herz ihr mitzuteilen. Er schrieb ihr:

Sag', was will das Schicksal uns bereiten?
Sag', wie band es uns so rein genau?
Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau.
Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
Spähtest, wie die reinste Nerve klingt,
Konntest mich mit einem Blicke lesen,
Den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt.
Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden, irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf,
Hieltest zauberleicht ihn angebunden
Und vergaukeltest ihm manchen Tag.
Welche Seligkeit glich jenen Wonnestunden,
Da er dankbar dir zu Füßen lag,
Fühlt' sein Herz an deinem Herzen schwellen,
Fühlte sich in deinem Auge gut,
Alle seine Sinnen sich erhellen
Und beruhigen sein brausend Blut!
Und von allem dem schwebt ein Erinnern
Nur noch um das ungewisse Herz . . .

Ein Vergleich beider Liebesgedichte fällt zunächst unbedingt zu Gunsten des Goetheschen aus. Welche Fülle anmutenden Gefühls in diesen schlichten Versen, wie gar nichts dagegen, was unmittelbar das Gemüt anspräche, in der glanzvoll sich entfaltenden Ode

Schillers! In derselben ist die Liebe eben lediglich noch Gedanke und Phantasie, während man dort sofort den warmen Herzschlag des wirklich Empfundenen, weil Durchlebten verspürt. Außerdem aber mutet Goethe mit der Hinausverlegung seiner Liebe in die platonischen Regionen eines vorirdischen Daseins dem Leser nichts zu. Man merkt gleich, daß das nur dichterische Form ist. Was er hier als etwas Vergangenes und Jenseitiges darstellt, das ist sein gegenwärtiges Verhältnis mit Charlotte von Stein, wie es freilich so unbefangen liebevolle Hingabe auf ihrer Seite nicht ist, wie er aber hofft, daß es noch werden soll. Das Zukünftige zeigt er ihr in der Gestalt eines vorgeblich Gewesenen. Schiller dagegen fordert von seinem Leser thatsächlich einen Aufflug ins Reich des Transcendenten, wozu aber Flügel der Seele nötig sind, die nicht jedem zu Gebote stehen. Wer ihm jedoch zu folgen vermag, den belohnt er in seiner Ode mit einer unendlich tiefen Auffassung der Liebe, wie sie Goethe weder in seinem Leben noch in seinem Dichten je erlangt hat. Hinter der mythologischen Vorstellung der Schillerschen „Reminiscenz“ liegt der große Gedanke, daß der, den man liebt, aus einer höheren Welt her einem zugehört, daß man füreinander bestimmt gewesen ist im Rat und im Willen der Gottheit, daß in dem Zusammentreffen beider Lebensläufe das eine Lebensbild ersteht, das die Vorsehung planend und wirkend längst erschaut hat. Aus dieser echten Liebesmystik ergiebt sich dem Dichter die Wahrheit, daß zwei liebende Menschenherzen durch das, was sie sich gegenseitig in innigster Empfänglichkeit füreinander sind, zu einer ideellen Gesamtpersönlichkeit werden: die Liebe ist das als naturgewaltig elementarer Drang sich äußernde, in seinem innersten Wesen aber sittliche Streben, die noch bestehende Differenz zwischen beider Leben immer mehr auszugleichen und die von Gott gewollte Wesenseinheit herzustellen; je mehr dies sich verwirklicht, desto mehr wird man göttlicher Kräfte teilhaftig und desto reicher und freier wird man schaffensmächtiges und weltbestimmendes Gottesleben in die Umgebung hineinzuwirken vermögen. So gipfeln die Lauraoden, auf sinnlicher Basis sich aufbauend, mit der „Reminiscenz“ in eine hohe Liebesphilosophie aus. Das scheinbar nur aus Materie geschaffene Frauenbild seiner Phantasie entkörpert sich schließlich ganz

zu einem die Gedanken des Dichters über die Liebe darstellenden Lichtbilde.

Vielfach besteht die Ansicht, die Lauraoden seien aus einem wirklichen Liebesverhältnisse Schillers mit seiner Zimmervermieterin, der verwitweten Frau Hauptmann Luise Vischer, hervorgegangen. Einige zeitgenössische Stimmen haben sich dahin ausgesprochen, doch lauten sie so unsicher und in sich selbst so widerspruchsvoll, daß sie als historisches Beweismaterial nicht zu verwenden sind. Wenn Schiller diese Frau, die, nebenbei gesagt, seiner Familie nahe befreundet war, wirklich geliebt hätte, und die Lauralieder der Ausdruck dieser Liebe wären, so müßte dieses Verhältnis ein ungemein leidenschaftliches, wild jeglichem Zügel entsprungenes gewesen sein. Alsdann wäre aber der hohe Geistesflug, der durch die Oden geht, psychologisch unerklärlich. Eine Frau aus Fleisch und Blut, die wirklich die Laura der „Entzückung" gewesen wäre, — in unseren Ausgaben ist dieses Gedicht zur Unkenntlichkeit abgeschwächt — würde ihn nie und nimmer zum Dichten der „Reminiscenz" haben kommen lassen. Nur einem Phantasiebilde gegenüber konnten sich diese widersprechenden Regungen in Schillers Brust nebeneinander behaupten. Außerdem war Frau Vischer zwar eine ganz niedliche, etwas kokett angelegte Frau, aber nichts weniger als ein glutiges Weib; und was ihr geistiges Leben betrifft, so war sie wohl imstande zu erkennen, daß Schiller ein bedeutender Mann war, aber die innere Beanlagung hatte sie nicht, daß er sie als seine Schwesterseele hätte umfangen können. Mit Schillers Laura, der immer als Mädchen Besungenen, hatte die Witwe Vischer nicht viel mehr als die blauen Augen gemeinsam. Und dann denke man an „die Melancholie an Laura", in der er, was er als Arzt von dem Verfall des Menschenleibes wußte, wie sich derselbe anbahnt, während er noch äußerlich gar nicht zu merken ist, wie eine jede Lebensäußerung, jede freudige Erregung leise an der Zerstörung des Organismus arbeitet, der Geliebten in schauriger Malerei vor Augen hält. Er schildert ihr allmähliches Erwürgtwerden, ihr Sichselbstaufzehren, ihr Verblühen und Verwesen — „dann wird Laura, Laura nicht mehr lieben, Laura nicht mehr liebenswürdig sein" — und das sollte er einem lebensdurstig vor ihm stehenden Wesen zu-

gesungen haben? In den Armen einer Geliebten wäre ihm diese Weisheit des Mediziners sicher nicht eingefallen. Laura ist ein Phantasiegebilde, das viel älter ist als seine Bekanntschaft mit der Frau Hauptmann. „Die glutvollen Gedichte an Laura schlummerten schon lange in Schillers Brust", bemerkt sein Freund Scharffenstein, indem er damit auf die Akademie hinweist, aus der sie Schiller bereits mitgebracht habe, wenn auch noch nicht ausgestaltet. Redet dann Scharffenstein aber weiter von einer platonischen Liebe zur Frau Vischer, durch die das Schlummernde bei dem Dichter geweckt worden wäre, so scheint uns auch dies noch zu viel zu sagen. Die acht Jahre ältere Frau, mit deren Kindern er am Abend, wenn er heimkehrte, zu spielen liebte, mit der er als guter Zimmerherr in schwäbisch-gemütlichem Tone verkehrte, die er auch nebst einer anderen mütterlichen Freundin, von der später die Rede sein wird, zur Aufführung seiner „Räuber" mit nach Mannheim nahm, hat ihm damals offenbar ein freundliches Interesse an seinem Leben und Arbeiten erzeigt, und das that ihm wohl. Aber über das Wohlbehagen an der ihm ja so karg zugemessenen weiblichen Freundlichkeit wird seine Empfindung schwerlich hinweggegangen sein; die Lauraoden wären in jeder anderen Mietswohnung Stuttgarts genau dasselbe geworden. Zu der Auffassung, daß seine Wirtin die Heldin der Lieder sei, mag er den Anlaß gegeben haben durch einige mit jugendlichem Übermut im Freundeskreise hingeworfene Scherze, die sich die Frau, halb aus Gutmütigkeit, halb aus weiblicher Eitelkeit, gefallen ließ. So entstand das Stadtgerede, das sich dann weiter verbreitete.

Semele. Juno.

Einen großen Raum nimmt in der Anthologie die „Semele" ein, „eine lyrische Operette in zwo Scenen", ein nach Ovids Metamorphosen leicht über die Hand hin gearbeitetes Werkchen, wohl noch aus der Akademiezeit. Semele, die hübsche Prinzessin von Theben, wird von Zeus geliebt. Juno, die darüber in rachsüchtiger Eifersucht entbrennt, beschließt, die Nebenbuhlerin zu verderben. Sie naht ihr in der Gestalt von Semeles alter Amme

Beroe, die aus Epidaurus kommt, weiß ihr das Geheimnis ihrer Liebe zu entlocken und überredet sie, daß sie Zeus bitte, sich vor ihr in seiner Gottheit zu enthüllen und ihr so zu beweisen, daß er wirklich der große Gott und nicht ein Betrüger sei. Semele läßt sich in die Falle locken, sie ahnt nicht, daß sie in der Umarmung eines Gottes vergehen muß. Zeus weigert sich lange, muß sich aber doch schließlich, um seine Ehre zu retten, zu der Manifestation entschließen und damit die Geliebte umbringen, was aber in dem matt abbrechenden Schlusse nicht zur Darstellung kommt. Schiller hat hernach seiner Braut in Bezug auf dieses Stück geschrieben: „Mögen mir's Apoll und seine neun Musen vergeben, daß ich mich so gröblich an ihnen versündigt habe.“ Aber das ist zu hart über die Jugendarbeit geurteilt. Grade in diesem nicht sehr aus dem Inneren geschaffenen Spiel ist ihm in der kontrastierenden Charakteristik der beiden Frauen, in der Zeichnung des eitlen, schwatzhaften und vertrauensseligen Mädchens und der leidenschaftlich grollenden Göttin, die ihre Erbitterung gegen die Gehaßte, mit der sie freundlich reden muß, doch kaum zu verbergen vermag, manches recht hübsch gelungen.

Die Verschwörung des Fiesko zu Genua.

Bertha. Julia Imperiali. Leonore.

Die Geschichte des zweiten Schillerschen Trauerspiels ist selbst etwas wie ein Trauerspiel. An dieses Stück, das in der Zeit des Zerwürfnisses mit dem Herzoge und besonders in den Septembertagen 1782, da in ihm der Entschluß zur Flucht reifte, entstanden ist, hatte der junge Dichter die stolzesten Hoffnungen geknüpft. Aber der Freiherr von Dalberg, der sich aus schwächlicher Furcht vor dem Herzoge von Württemberg dem bedrängten Dichter gegenüber in keiner Weise als ein Edelmann bewiesen hat, nahm das Stück nicht nur nicht an, sondern verweigerte sogar jeden Vorschuß darauf. Um nicht verhungern zu müssen, war Schiller schließlich genötigt,

das Werk so vieler Liebe und Mühe, nachdem es inzwischen in einer armseligen Bodenkammer des Dorfes Oggersheim bei Mannheim vollendet worden war, für den Spottpreis von 11½ Louisdors an den Buchhändler Schwan zu verkaufen. In dieser Gestalt besitzen wir es in unseren Schillerausgaben. Nach einigen Monaten übertrug Dalberg dem, wie es sich inzwischen gezeigt hatte, unverfolgt Bleibenden die festdotierte Stelle des Mannheimer Theaterdichters. Aber nun beutete er die Abhängigkeit des Mannes, der in seiner Not und Hilflosigkeit ganz auf ihn angewiesen war, dazu aus, das Drama nach seinen eigenen verschrobenen Intentionen umwälzen zu lassen. Aus dem von Natur tieftragischen Stücke wurde mit Vernichtung der zu Grunde liegenden Idee und mit Zerreißung des Fieskocharakters ein solches, in dem sich schließlich alles in dulci jubilo auflöst. So mußte der arme Schiller, noch dazu in Tagen entsetzlicher Fieberanfälle, seine zum Schaffen geweihte Hand dazu hergeben, sein Geistesprodukt zu zerstören. Kein Wunder, daß es nun auf der Bühne gegen „Die Räuber" sehr abfiel. Nirgends mehr wird nach dieser unglücklichen Schillerschen Theaterbearbeitung gespielt.

Im denkbar größten Gegensatze zu der Armut und dem Leiden des Dichters steht nun das Bild, das seine Dichtung von dem glanzerfüllten, freudendurchrauschten italienischen Leben entwirft, von dem Genua des Jahres 1547, wo Silber und Gold wie Pfennige weggeschleudert werden, wo bei den Festgelagen des Adels cyprischer Nektar den Boden der Zimmer leckt, wo beim heitern Tanzgewühl der seidenen Masken Musik die Mitternacht aus ihrem bleiernen Schlummer lärmt, und tausend brennende Lampen die Morgensonne hinwegspotten, die feurig aus dem Meere aufsteigt. Schiller ist mit der gegen die Vorherrschaft des Dogen Andreas Doria versuchten Umwälzung, was die Zeichnung der Personen und der politischen Zustände betrifft, dichterisch frei gestaltend umgegangen. Für ihn ist der Doge geradezu Herzog, geschmückt mit allen Tugenden des Alters. Er herrscht mit Weisheit und Güte, aber sein Neffe Gianettino, den der kinderlose Greis, um einen Nachfolger zu haben, aus der niederen Sphäre eines verarmten Zweiges der Familie emporgezogen hat, ist ein roher Gesell voll

wüster Leidenschaften, der hochmütig die Reste der republikanischen Freiheiten niedertritt. So hat sich eine Erbitterung gegen das Haus Doria festgesetzt, die immer mehr zum Verlangen nach der früheren freistaatlichen Verfassung geworden ist. Mitten in dieser Gärung steht nun, gefürchtet von dem Prätendenten, der ihn durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen sucht, geliebt von der Menge, die seine Leutseligkeit und Wohlthätigkeit preist, umworben von dem Adel, der ohne seinen führenden Geist die Verschwörung nicht wagen dürfte, der 23jährige Graf Fiesko von Lavagna, eine bezaubernd schöne Erscheinung, ein Jugendherz voll Drang nach großen Thaten. Anfänglich hatte das Streben dieses verschlagenen und geschickten Versteckspielers der Wiederherstellung der Republik gegolten; aber das Bewußtsein, daß von seinen Händen „dahin, dorthin sich gängeln lasse das furchtbare Genua", hat in der Brust des ehrgeizigen Mannes die Herrschsucht geweckt und damit den Entschluß, die zur Befreiungsthat ihm verfügbaren Kräfte seinen persönlichen Interessen dienstbar zu machen. So taucht denn aus den Fluten der Revolution, in denen Gianettino untergeht, Fiesko auf im Herzogsschmuck. Doch das Verhängnis hat sich dem Schuldigen an die Fersen geheftet. In dem Augenblicke, wo der Caesar seinen Triumph erlebt, stürzt es ihn durch die Hand des starren Republikaners Verrina in des Meeres Fluten. Mit Fiesko ist zugleich der Aufstand untergegangen, und Andreas kehrt zurück.

Das Drama giebt sich in seiner starken, von Übertreibung nicht freien Zeichnung, in seinem kräftigen Subjektivismus und in der Unfertigkeit, mit der aus der Überfülle des dem Dichter Zuströmenden manches aufgegriffen wird, um dann wieder fallen gelassen zu werden, als ein Werk dieser kraftgenialen Jugendperiode zu erkennen, ohne daß ihm die elementar fortreißende Gewalt der „Räuber" innewohnte. Aber es bietet in Scenenführung und Charakterzeichnung viel Schönes und dramatisch Bedeutendes. Von dem Helden nicht zu reden, sichert allein schon die Gestalt des Muley Hassan der Dichtung die Unvergänglichkeit, denn dieser „konfiszierte Mohrenkopf", dessen Teufelei durch das ganze Drama federt, ist in seiner originellen Mischung von Frechheit, Spaßhaftigkeit und Verbrecherdünkel in jeder Bewegung ein vollendetes Meisterstück rea-

listischer Charaktermalerei. Wie steht es nun mit den Frauengestalten dieses Trauerspiels?

Da ist zunächst Bertha, die Tochter des Verrina, deren Leben und Lieben aber nicht weiter charakterisiert wird. Von dem Wüstling Gianettino überfallen und entehrt, — in der Mannheimer Theaterüberarbeitung nur entführt und bedroht, dann glücklich entkommen, — dient sie, die der Vater zum Vertrauern ihres Lebens im untersten Gewölbe seines Hauses verurteilt, bis der Schänder ihrer Ehre den letzten Odem verröchelt haben würde, dem Dichter nur dazu, Zorn und Eifer der Verschworenen zu entflammen. Auch im letzten Akte, wo sie, auf die Siegesnachricht befreit, sich ins Kampfgetümmel stürzt, von ihrem Verlobten trotz der Verkleidung erkannt und in das Glück der Liebe hinausgetragen wird, ist diese kurze Scene, in der Bertha wieder ganz farblos bleibt, nur geschrieben, um die gleich darauf folgende tragische Begegnung Fieskos mit der verkleideten Leonore recht herauszuheben. Noch mehr sind die beiden treu ergebenen Kammermädchen der Gräfin von Lavagna Nebenrollen, obwohl ihre Gestalten ausgeprägter hervortreten. Sie werden von ihrer Herrin ins Vertrauen gezogen und zu Mitwisserinnen ihres Kummers gemacht; natürlich sind sie nun geneigt, die von der übertriebenen Leutseligkeit überschrittenen Schranken auch ihrerseits in ungebührlicher Vertraulichkeit zu überspringen. Besonders die lebenslustige, kecke und vorlaute Rosa, aber auch die sanft anschmiegsame, tiefer und ernster gerichtete Arabella erlauben sich gelegentlich ihrer Gebieterin und deren Gästen gegenüber manches, was der Dienerin nicht zukommt.

In enger Verbindung mit dem Zentrum der Handlung steht zunächst die junge Witwe Julia Imperiali. Dieselbe, fast ganz ein Geschöpf der Phantasie des Dichters, zeigt gleich durch ihr protziges Auftreten, daß sie sich in Kreisen bewegt, in die sie von Natur nicht hineingehört. Trotz ihres adeligen Namens doch durch und durch eine Plebejerin, hat sie infolge ihres Lebens in der hocharistokratischen Region wohl einen gewissen Firnis angenommen, dabei ist sie jedoch die ungebildete Person geblieben, ja das Niedrige ihrer Natur ist durch die Fülle der ihr zu Kopfe gestiegenen Macht zu einer, besonders der vornehmen Frauenwelt gegenüber sich äußern-

den, unerträglichen Frechheit geworden. So wird sie gegen Leonore, wo sie beleidigend spitz sein will, bäurisch grob; sie behandelt die echte Aristokratin mit einer Ungezogenheit, die alles übersteigt, wie ein Dienstmädchen. Sie ist eben die Schwester des vom Seidenweber emporgekommenen Gianettino, und — „Doria donnert in Genua."

Dieses durch sein Auftreten so abstoßende, tückische und boshaft brutale Weib ist nun aber eine üppige Schönheit, ausgestattet mit Reizen, in denen sich keine Frau ihrer Kreise mit ihr messen kann, und die, recht aufdringlich zur Schau getragen, ihre Erscheinung mit einer verführerischen Atmosphäre umgeben. So wird sie denn auch von den Lebemännern des Adels huldigend umflattert. Der am trunkensten an dieser äußerlich so prächtigen, innerlich so giftigen Blume hängt, ist Fiesko. Er scheint ganz zu vergessen, daß er eine hübsche achtzehnjährige Gattin hat, die ihm erst vor sieben Monaten angetraut ist. Immer in der Nähe der stolzen Imperiali, gleicht er „dem gemalten Entzücken, als wäre um ihn her die Welt weggeblasen, und er allein mit dieser Julia im ewigen Leeren". „Doria mag über Genua herrschen, Fiesko wird lieben!" ruft er wonneselig aller Welt ins Gesicht, und während draußen die Patrioten ernste Beratungen pflegen, umschwärmt er im Beisein Gianettinos dessen „göttliche" Schwester, wie eine Kammerzofe mit ihrem Haarputz beschäftigt und bemüht, ihre nachlässige Morgentoilette nach seiner Art in Ordnung zu bringen. Durch diesen „tollen Roman mit Genuas größter Närrin", den aber sämtliche Personen des Stückes für ehrliche Leidenschaft halten, eine Auffassung, die der Dichter anfangs sogar den Zuschauern beizubringen sucht, erreicht der listige Italiener, was er will: kein Doria durchkreuzt seine verborgenen Pfade. Als schließlich alles zum Sturze der Gewalthaber fertig geworden ist, führt er sein geheucheltes Liebesverhältnis zu einem sonderbaren Abschluß. Er weiß die Umworbene in sein Schloß zu locken und sie dort durch stürmische Galanterien so weit zu bringen, daß sie selbst alle Schranken niederwirft und in rasender Leidenschaft vor ihm ins Knie sinkt. In dem Augenblicke zieht Fiesko seine versteckt gehaltene Gemahlin hervor, mit ihr die versammelten Verschworenen und die Damen Genuas,

daß sie Zeugen von Julias Schande werden, — eine schmähliche Bloßstellung des Weibes, die ein Schiller seinem Helden nicht hätte gestatten dürfen. Von diesem argen Fehlgriffe abgesehen, ist nun aber dieser zwölfte Auftritt des vierten Aktes eine interessante Scene, weil er uns den Dichter beim Schaffen seiner Frauengestalten belauschen läßt.

Was wollte Schiller eigentlich mit seiner Julia Imperiali? Wir erinnern uns, daß ihm das Weib, das er in Franziska noch ganz als ein Himmelsbild voll sittlich geistigen Gehaltes angeschaut hatte, in seiner Amalia und noch mehr in der Laura zu einem Wesen geworden war, in dem mit hohem, reinem Seelenleben ein glühendes, leidenschaftliches Empfinden, der Erde Mitgift, sich paart. Da lag es ihm denn nahe, sich nun eine Gestalt auszumalen, in der dieser irdische Anteil mit überwuchernder Gewalt die höhere, seelische Frauennatur erstickt hat, ein Weib, das ganz Erdenkreatur geworden ist. So zeichnet er in Julia die Frau, die nach ihres Bruders zärtlicher Charakteristik nichts weiter ist, als „ein Stück Weiberfleisch in einen großen Adelsbrief gewickelt". Er zeichnet diese ihre absolute Fleischlichkeit zwar nicht in wüsten Ausschweifungen, wie bei Gianettino dem Manne, aber in dem nicht minder unlauteren Treiben der Kokette, deren Sinnlichkeit darin Befriedigung findet, daß sie begehrliche Leidenschaften zu wecken sucht. Wehe aber dem Manne, der sich von ihren Anreizungen hinreißen ließe! Der Spinne gleich, die das in ihren Fäden gefangene Opfer, wenn sie es ausgesogen hat, nichtachtend beiseite wirft, würde dieselbe, wenn sie einen so weit gebracht hätte, die stolze Doria vorkehren und den Thörichten verächtlich von sich stoßen. Das ist die Julia, „die mit himmlischen Reizen einen höllischen Wucher treibt und den schrecklichen Sieg ihrer Schönheit in den Mumien hinwelkender Bewunderer feiert," wie es in der Theaterbearbeitung heißt, wo Schiller ihr Bild weiter ausführt.

Auch Fiesko hat auf dieses Weib, das nur Fleisch ist, keinen Eindruck zu machen vermocht. Ihr ganzes Verhalten bis zu dieser Scene zeigt außer dem Wohlgefallen an seiner prickelnden Unterhaltung nur das Bestreben, auch Genuas gefeiertsten Mann als ihren willenlosen Sklaven aufzuführen und auf den Trümmern

seines ehelichen Glückes die siegreiche Fahne ihrer Allmacht aufzupflanzen, aber nichts von dem Wunsche, diesen Mann zu besitzen. Ein sich zu Besitz Geben wäre ihr bei ihrer unersättlichen Gier so gut wie ein Erwürgtwerden. Auch das Vergiftungsattentat war nach Schillers anfänglicher Intention sichtlich nur von Julias Zorn über die von Leonoren ihr widerfahrene Kränkung ausgegangen. So stand der Dichter nun vor der Aufgabe, die berechnende Koketterie der Imperiali in dem Augenblicke, wo sie auch einen Fiesko demütigen will, zu schanden werden zu lassen an ihrer in wilder Lüsternheit durchbrechenden, aller idealeren Gefühle baren Sinnennatur. Die Julia, die in dieser Scene, während sie sich dem Grafen willenlos in die Arme wirft, nichts anderes im Herzen und auf den Lippen trägt als den Schwur, daß sie ihm, der sie überwunden hat, eine Furie zu werden vermag, ist ganz die Julia, wie sie für diesen Auftritt ursprünglich gedacht war. Auch in einigen anderen Zügen tritt ihr Bild noch heraus, besonders nach ihrer Demütigung in der schäumenden Wut, mit der sie da förmlich um sich beißt.

Im ganzen aber ist die Julia dieser Scene eine von der des Dramas sehr abweichende Gestalt. Zwischen die Linien und Striche des dämonischen, spinnenartigen Weibes, von dem Fiesko sagt, daß es ein schlechtes, von der Hölle in Besitz genommenes Wesen sei, hat sich dem Dichter hier das Bild einer Frau gedrängt, die noch etwas, „was heilig ist", zu respektieren hat, der die in ihr aufflammende Leidenschaft ein „frevelndes Feuer" heißt, und die etwas weiß von weiblichem Ehrgefühl. „Laß uns das Licht suchen, ich bitte. Die aufgewiegelten Sinne könnten den gefährlichen Wink der Finsternis merken. Geh unter Menschen, ich beschwöre Dich." Moralische Bedenken wollen sie davon zurückhalten, sich dem Fiesko hinzugeben. Freilich, von der eben so schönen wie bedeutenden Erscheinung des Mannes, von dem seine Gestalt umgebenden idealen Hauche betroffen, läßt sie sich doch nur zu gern erobern. Sie ist „das schwache Weib", und all ihr Widerstreben war, wie sie ihm eingesteht, „prahlerische Armut". Ja sie bekennt noch mehr: „Dich zu fangen, Fiesko, mutete ich dreist meinen Reizen zu, aber ich mißtraue ihnen die Allmacht, Dich festzuhalten." So zu reden

wäre die Julia des Dramas weder willens noch imstande gewesen. Was sie zu Fiesko hinzieht, ist allerdings keine der Tiefe der Seele entquollene Empfindung, obwohl es ihr wie ein Gefühl der Anbetung erscheint; aber durch die wüst sinnliche Raserei, zu der die stolze Kokette in dieser Scene hingerissen werden soll, schimmert nun doch etwas von einer sie vergeistigenden Seelenregung durch. Schiller dachte eben zu groß von der weiblichen Natur, als daß er sein Vorhaben, ein Weib zu schildern, das nur ein Stück Fleisch wäre, durchzuführen vermocht hätte. Unwillkürlich schob er in der letzten Juliascene die Gestalt derselben aus ihrem dunklen Grunde etwas hinauf, daß wenigstens ein Strahl höherer Empfindung sie berührte. Diese Hinaufbewegung des von dem Adel seines Geschlechtes abgefallenen Weibes setzte sich dann in seinem dichterischen Schaffen weiter fort, bis schließlich in seiner Maria Stuart die Sünderin zur vollen Läuterung gelangt. Natürlich konnte die Verschiebung, die sich hier beim „Fiesko“ mitten in der Arbeit vollzog, nur auf Kosten der Einheit der Juliagestalt geschehen.

Von dem Eindrucke, den die Gräfin Imperiali hervorruft, ruhen des Zuschauers Blicke mit Wohlgefallen auf Leonorens liebenswürdigem Bilde aus. Weinend stürzt sie aus dem Ballsaale, wo sie in ihrem eigenen Hause Zeugin von Fieskos offenkundig scheinender Untreue hat sein müssen. Wie erschütternd da auch der Anblick ihrer leidenden Liebe ist, so breitet doch ihr Wort, wo sie vergangener, noch gar nicht ferner Tage gedenkt, gleich einen warmen Hauch über die Handlung:

> Da er noch Fiesko war — dahertrat im Pomeranzenhain, wo wir Mädchen lustwandeln gingen; ein blühender Apoll, verschmolzen in den männlich schönen Antinous. Stolz und herrlich trat er daher, nicht anders, als wenn das durchlauchtige Genua auf seinen jungen Schultern sich wiegte. Unsere Augen schlichen diebisch ihm nach und zuckten zurück, wie auf dem Kirchenraub ergriffen, wenn sein wetterleuchtender Blick sie traf. Ach Bella! Wie verschlangen wir seine Blicke! Wie parteiisch zählte sie der ängstliche Neid der Nachbarin zu! Sie fielen unter uns wie der Goldapfel des Zanks, zärtliche Augen brannten wilder, sanfte Busen pochten stürmischer, Eifersucht hatte unsere

> Eintracht zerrissen. Und nun mein ihn zu nennen! Verwegenes, entsetzliches Glück! Mein Genuas größten Mann — der vollendet sprang aus dem Meißel der unerschöpflichen Künstlerin, alle Größen seines Geschlechtes im lieblichsten Schmelze verband. Höret, Mädchen, ich vertraue euch etwas, einen Gedanken — als ich am Altar stand neben Fiesko — seine Hand in meine gelegt — hatte ich den Gedanken, den zu denken dem Weibe verboten ist: — dieser Fiesko, dessen Hand itzt in der deinigen liegt — dein Fiesko — wehe euch, wenn das Gefühl euch nicht höher wirft! — wird — Genua von seinen Tyrannen erlösen! Erstaune, Rosa! Der Braut in der Wonne des Brauttags! Ich bin ein Weib — aber ich fühle den Adel meines Blutes, kann es nicht dulden, daß dieses Haus Doria über unsere Ahnen hinauswachsen will.

Man merkt, daß Leonore und Amalia Schwestern sind, die zum Vater dasselbe jugendlich schwärmerische Dichterherz haben. Doch viel mehr schon als in der erstgeborenen Tochter hat sich in diesem zweiten Kinde seines Geistes Schillers männlicher Enthusiasmus in weibliches Empfinden umgesetzt. Was sie da von des herrlichen Jünglings Erscheinung sagt, wie derselbe auf den Freundinnenkreis gewirkt habe, was sie von ihren Gefühlen berichtet, als der Allbegehrte sie, grade sie, die sanfte, zarte, wohl vor mancher auffallenderen Schönheit schüchtern zurücktretende Jungfrau erkoren habe, wie das selige Glück, von Genuas Abgott geliebt zu werden, ihr fast zu gewaltig erschienen sei, um es tragen zu können, das ist alles naturwahr aus dem Herzen der Achtzehnjährigen gesprochen. Besonders hat der Dichter mit Leonorens Empfindungen am Traualtare einen glücklichen Griff in das liebende Frauenherz gethan, das, wenn es das Herz eines hochgesinnten Weibes ist, in dieser Stunde mindestens ebenso sehr, wie an das eigene Liebesglück, an des Mannes Bestimmung denkt und in diese halb erflehend, halb schon bewundernd hineinschaut, was ihr, der Frau, als das Köstlichste gilt. So sah an heiliger Stätte die Tochter des unterdrückten Adels und der vergewaltigten Republik ihren Fiesko als ihres Genuas Befreier. Leonore, das kann gar nicht scharf genug ins Auge gefaßt werden, ist eine begeisterte Republikanerin, die

wohl dem guten alten Andreas, — recht weiblich inkonsequent, — den Herzogstitel gönnen will, aber sehnlich die Wiederherstellung des Freistaates nach dessen Tode erhofft. Zwei Gedanken erfüllen gleich stark ihr Leben, beide sind erwachsen aus derselben enthusiastischen Sinnesart, wie aus einer Wurzel zwei Stämme aufschießen, um sich unlösbar miteinander zu verschlingen: Fieskos Liebe und Genuas Freiheit. Sie könnte in ihrem republikanischen Freisinn mit Fiesko nicht glücklich sein, wenn er nicht Genuas Ketten löste, und Genuas Erlösung aus Despotenbanden kann sie sich wieder nicht anders denken als durch ihres Fieskos Hand. Daher der tiefe Schmerz, in dem wir sie beim Beginn des Stückes vorfinden. Mit einem Schlage ist ihr zugleich beides genommen: mit ihren Erwartungen ehelichen Glückes wurden zugleich ihre Hoffnungen für die Republik zerstört, denn die, um deretwillen Fiesko sie preisgegeben hat, ist gerade die Schwester dessen, vor dem das Vaterland zittert. Sie ist in doppelter Trauer.

Mit Feinheit und Wahrheit sucht der junge Dichter die Haltung seiner Dulderin zu zeichnen, wenn ihm auch die Kunst, die Grazie des Schmerzes zu malen, noch nicht voll genügend zu Gebote steht. So wird eine Leonore gewißlich nicht ihr Leid ausgeklagt haben. Die wahrhaft liebende Frau verschließt, wenn der Gatte ihr wehe gethan, ihren Kummer in die verschwiegenste Tiefe der Brust, am allerwenigsten offenbart sie denselben ihren Kammerzofen, zu denen sie in keinem seelischen Verhältnisse steht. Dagegen ist es vollständig dem Charakter seiner Heldin entsprechend, daß in ihrer Klage der Schmerz sich bald abklärt von der tiefen Erschütterung über das ihr angethane Unrecht, das sie in den grellsten Farben sieht, um es in demselben Atemzuge, wo sie es straft, doch wieder vor sich und anderen abzustreiten, zu dem stillen Herzeleid über das, was Fiesko damit sich selbst gethan hat. Daß er nicht mehr der Fiesko ist, nicht mehr der göttliche Mann, daß er seinem idealen Wesen untreu geworden ist, dieser Anblick des vom Himmel gefallenen Sternes erfüllt ihre Seele mit einem heiligen Gram. Aufreizend greift in das stille, weihevolle Herzensweh Julias rohe Bosheit hinein. Mit vornehmer Überlegenheit in Rede und Benehmen tritt sie diesem Weibe entgegen. Aber die Erkenntnis, daß

Fiesko selbst ihren Schattenriß, wohl ihr Brautgeschenk, an Julia zu verschenken vermocht hat, empört doch wieder ihr Selbstgefühl gegen den „heillosen Mann“, und wie ein Dammbruch ergießt sich nun von ihren Lippen zornig anklagende Rede in das Ohr des grade eintretenden Kalkagno. Doch als Fieskos falscher Freund in das Herz der sich verraten glaubenden Gattin das Gift lasterhaft verführerischen Trostes zu träufeln versucht, richtet sie sich wieder zur ganzen Hoheit ihrer Seele auf. Viel weiblicher als Amalia schlägt Leonore ihren Versucher ab: „Das wußtest du nicht, daß schon allein das erhabene Unglück, um den Fiesko zu brechen, ein Weiberherz adelt. Geh, Fieskos Schande macht keinen Kalkagno bei mir steigen, aber — die Menschheit sinken!“

Bei allem, was sie erlitten hat, ist ihre Liebe im Herzen ungebrochen geblieben. Rührend giebt sich dies kund in ihrer Angst um sein teures Leben, das sie bei einem im Palaste ausbrechenden Tumulte in Mörderhände gefallen wähnt. Doch so wenig auch ihre Liebe entwurzelt ist, die seinige, davon ist sie überzeugt, ist völlig erstorben. Dies täglich mitansehen zu müssen, wäre der einst so heiß Geliebten unerträglich. Aus solchem qualvollen Zustande muß sie Erlösung suchen, sie muß sich von ihm trennen. So bringt sie ihm denn die Pfänder seiner Liebe zurück und in edler Würde, durch die aber doch vernehmlich das Seufzen ihres Herzens zittert, verabschiedet sie sich von Fiesko. Dieser ist erschüttert von dem Einblick in den durch sein Ränkespiel angerichteten Schaden, er kann das Entsetzen über seinen Verlust nicht verbergen. Da läßt der Dichter Leonore leise vor sich hinsprechen: „Ach erwünscht, er wird blaß und rot. Jetzt bin ich mutig.“ Man hat in diesem Worte leisen Selbstgespräches einen Leonorens Charakter entstellenden raffinierten Zug gefunden. Aber das ist ganz und gar kein Raffinement. Eine Schauspielerin, die es auch nur mit einem Anfluge von List spräche, würde des Dichters Intention völlig zerstören. Es ist vielmehr das verhaltene Aufjauchzen des Herzens, das bei Fiesko wider Erwarten ein Sichregen der alten Liebe gespürt zu haben glaubt und sich nun zur Hoffnung auf neues Lebensglück ermutigt fühlt. Jener Ausruf will den Moment der beginnenden Auferstehung ihres Herzens markieren. Es ist natürlich, daß jetzt

von dieser Frauenseele, die aus des Grames schauerlicher Gruft ersteht, erst einmal Worte schmerzlichster Erinnerung fließen, Worte, die dem Manne tief ins Herz bohren. Wie aus dem Munde einer noch Betäubten, die sein Einreden auf sie gar nicht vernimmt, fluten dieselben daher. Aber als er sie flehend „Meine Leonore!“ nennt, da entweichen die garstigen Erinnerungen, „ächter Goldklang der Liebe“ hat ihre Seele geweckt, und mit unendlicher Innigkeit erschließt sie sich ihm. Daß Fiesko, indem er die Bitte ausspricht, nur noch zwei Tage, ohne zu fragen, sein Verhalten mitansehen zu wollen, in einer merkwürdig kühlen Weise eine solche Unterredung abbricht, zeigt, daß der Dichter denn doch noch nie liebend einem liebenden Weibe gegenüber gestanden hat.

Leonore lebt jetzt wieder ganz in Glück und Vertrauen. Ihres Fieskos Thaten müssen gut sein, wenn sie dieselben auch nicht versteht! So folgt sie unbedenklich seiner Weisung in den verdunkelten Saal, wo sie erst versteckte, dann offenbare Zeugin von Julias Demütigung wird, die ihren weiblichen Zartsinn verletzt und zu warmem Mitleid stimmt. Doch das Glück ihres Lebens, das sie wiedergefunden zu haben glaubt, soll ihr nur allzu bald wieder entrissen werden! Besitzt sie auch ihren Gemahl wieder, der ihr genommen zu sein schien, so ist ihr doch längst genommen, was sie in ihm wiedererlangt zu haben hoffen durfte, ihr Freiheitsheld: Fiesko, im Begriff, in den Kampf zu ziehen, enthüllt ihr, der überzeugten Republikanerin, seine herrschsüchtigen Absichten. „Ich bin verloren!“ — so hören wir es nun schluchzend von denselben Lippen dringen, die vor kurzem noch das Wort neuen Lebensmutes gesprochen hatten. Vor ihrer Seele thut sich des Grames finstere Gruft, der sie erst erstiegen ist, von neuem auf. Während Fiesko vor ihr glänzende Träume spinnt, sieht sie in geängstigten Phantasien nur des Kampfes Schrecken; sie sieht ihn, verlassen von seinen treulosen Mitrebellen, im Handgemenge fallen, sieht tot ihn zurückgebracht werden in den verödeten Palast zu der vereinsamten Witwe — entsetzliche Bilder, die ihr sicherlich nicht kommen würden, wenn Fiesko zum Freiheitskriege das Schwert erhöbe, und die sie nur deshalb heimsuchen, weil seine That in ihren Augen eine Unthat ist, eine Herausforderung des Himmels, eine Gotteslästerung. Und

angenommen auch, er siegte, sie wäre dennoch verloren: „Mein Gemahl ist hin, wenn ich den Herzog umarme!" Spricht aus dieser Warnung mit flehentlicher, von der Beredsamkeit der Herzensangst eingegebener Bitte zunächst das liebedurstige Weib, das „in der stürmischen Zone des Thrones das zarte Pflänzchen der Liebe verdorren" sieht, so tritt doch daraus scharf bewehrt auch die Republikanerin ihm entgegen. Die Waffe, mit der sie seinen Ehrgeiz bekämpft, ist die ihr innewohnende Überzeugung, daß Fürstengröße den Charakter verdirbt, daß die Krone aus Menschen Tyrannen macht, und an eines Tyrannen Seite kann eine Leonore nicht glücklich sein. „Fürsten, Fiesko, diese mißratenen Projekte der wollenden und nicht könnenden Natur, sitzen so gern zwischen Menschheit und Gottheit nieder, heillose Geschöpfe, schlechtere Schöpfer!" So schrieb der junge Militärarzt, während er die letzten Vorbereitungen dazu traf, sich einem Lebensglück zu entziehen, wie es Herzog Karls eigenmächtige Hand mit Vernichtung seines dichterischen Berufes ihm zu schaffen sich anschickte. Die Gräfin von Lavagna ist Schillers gelehrige Jüngerin, die mit Feuereifer dessen oppositionelle Gesinnung vertritt. Wohl in dem Gefühle, daß seine Frauengestalt hier etwas zu männlich ihr Empfinden zum Ausdruck bringe, sucht er sie nun recht weiblich zu zeichnen, indem er sie in ihren Gemahl dringen läßt mit der Bitte:

> „Komm zurück! Entsage! Die Liebe soll dich entschädigen. Ich will alle deine Wünsche auswendig lernen, will alle Zauber der Natur in einem Kuß der Liebe zusammenschmelzen, den erhabenen Flüchtling ewig in diesen himmlischen Banden zu halten. — Dein Herz ist unendlich — auch die Liebe sei es, Fiesko. Ein armes Geschöpf glücklich zu machen — ein Geschöpf, das seinen Himmel an deinem Busen lebt — sollte das eine Lücke in deinem Herzen lassen?
>
> Laß uns fliehen, Fiesko — laß in den Staub uns werfen alle diese prahlenden Nichts, laß in romantischen Fluren ganz der Liebe uns leben! Unsere Seelen, klar, wie über uns das heitere Blau des Himmels, nehmen dann den schwarzen Hauch des Grams nicht mehr an. Unser Leben rinnt dann melodisch wie die flötende Quelle zum Schöpfer."

Es sind gewaltigliche Weisen aus den Lauraliedern, die hier, ins Idyllische übersetzt, nachklingen. Damit ist des Dichters Hand aber über die Umrisse von Leonorens Charakter hinweggeglitten. Wie lieblich diese Worte auch unser Ohr umschmeicheln, und wie entzückend sie besonders einer jungen Leserin erscheinen mögen, so hätte doch die Leonore, wie wir sie vom Brautaltare her kennen, in solchem Schäferleben ihr Glück nicht zu suchen vermocht. Hätte Schiller damals schon lebendige Berührung mit dem weiblichen Empfinden gehabt, so würde seine Leonore, statt von der Liebe süßem Müßiggange zu schwärmen, als eine Stauffachersche Gertrud ihres Fieskos Seele bestürmt haben mit dem Ideale des durch rastloses Wirken für das Gemeinwohl beglückten und in des Hauses lieberfüllten Räumen zu neuem Schaffen sich erfrischenden freien Bürgers.

Am Ende dieser Scene ist sie zum zweitenmal die ihres Glückes beraubte, aber auch hier wieder die in ihrer Liebe nicht erschütterte Frau. Draußen tobt der Kampf, die Trommeln wirbeln, und von den Türmen läutet es Sturm, ganz Genua ist in Aufruhr. Da packt sie namenlose Angst um das Leben des geliebten Mannes. In männlicher Kleidung stürzt sie sich auf die Straßen, um den Bedrängten zu schützen, dem Sterbenden nahe zu sein. Das ist gewiß ein erstaunlicher Heroismus, aber sollte derselbe unweiblich sein? Unweiblich und unwahrscheinlich in der Welt der christlichen Liebe? Man wird das, wenn man sich lebhaft in die Situation hineinversetzt, nicht zu sagen wagen. Oder sollte diese opferfreudige, alle Furchtsamkeit überwindende Entschlossenheit gerade einer Leonore nicht zuzutrauen sein, weil sie von Gestalt blaß und schmächtig ist, und weil sie selbst ihr Herz einmal „ein schwaches, verzärteltes Ding“ genannt hat? Dieses Wort, mit dem sie ihre Unfähigkeit, länger seine Untreue mitanzusehen, motiviert hatte, läßt noch lange nicht auf eine espenlaubartige Organisation ihrer Seele schließen. Das Gefühl, verstoßen zu sein, macht auch eine starke Frauenseele mürbe, während der Gedanke, daß der Geliebte in Todesgefahr schwebt, auch im zarten Weibe ein wunderbares Vermögen weckt.

Umtobt von des Aufruhrs Lärm, glaubt sie nun, indem sie ihren Gatten sucht, ein Wort zu hören, das ihr so klingt, als kämpfe Fiesko für Genuas Freiheit. Ein Taumel des Entzückens

kommt über sie: so ist sie also nicht verloren! — auch aus dem Grame, ihren Helden nicht mehr zu besitzen, soll sie wieder auferstehen! — sie soll wieder ganz die glückliche Leonore werden, die sie einst gewesen! — ihr guter Fiesko hat sich von seines Weibes Liebe zu seiner Heldengröße zurückrufen lassen! Diese Wonnelust, die ihre Seele ausspannt zu einem wahrhaft rasenden Jubel, reißt in derselben mächtig die Republikanerin empor, die all ihrer Jugendträume schöne Erfüllung schaut. Getrieben von einer excentrischen Begeisterung, vor der alles Fragen und Denken der Vernunft verstummt, greift sie zu einem Schwerte, das zu ihren Füßen liegt, und zu dem Kriegermantel und dem Hut daneben. Was kümmert es sie in diesem Seelenzustande, woher die Rüstung stammt? Und nun fort! Dahin, wo in Person ihr Fiesko für die Freiheit die eisernen Würfel schwingt! Zur Porzia ist sie geworden, die an ihres Brutus Seite gehört! Eine Heldin soll ihr Held umarmen! — — Wir ahnen den Fortgang. Der Mantel gehörte dem Gianettino, der erschlagen und dann von seinen Getreuen fortgeschleppt war. Nach dem Scharlachmantel des Doria aber spähen durch das Kampfgewühl Fieskos Blicke, er sieht denselben, er stößt in jähem Überfall den Gegner nieder, er hat — sein Weib erstochen. Leonore, für die es an des Herzogs Seite kein Glück mehr gegeben hätte, ist gefallen im süßen Rausche eines eingebildeten Glückes, das versöhnt uns mit ihrem Tode. Während nun Siegesfanfaren Fiesko als Herzog begrüßen, — der er freilich nur auf kurze Augenblicke sein soll — liegt der in seinem Triumphe so entsetzlich Vereinsamte mit zerrissenem Gemüte über Leonorens Leiche geworfen, und herzerschütternd ist die Trauerklage, mit der er von der Geliebten, die seine eigene Hand niedergestreckt hat, Abschied nimmt. Das ist die Strafe für den um der Politik willen an seiner Liebe begangenen Frevel.

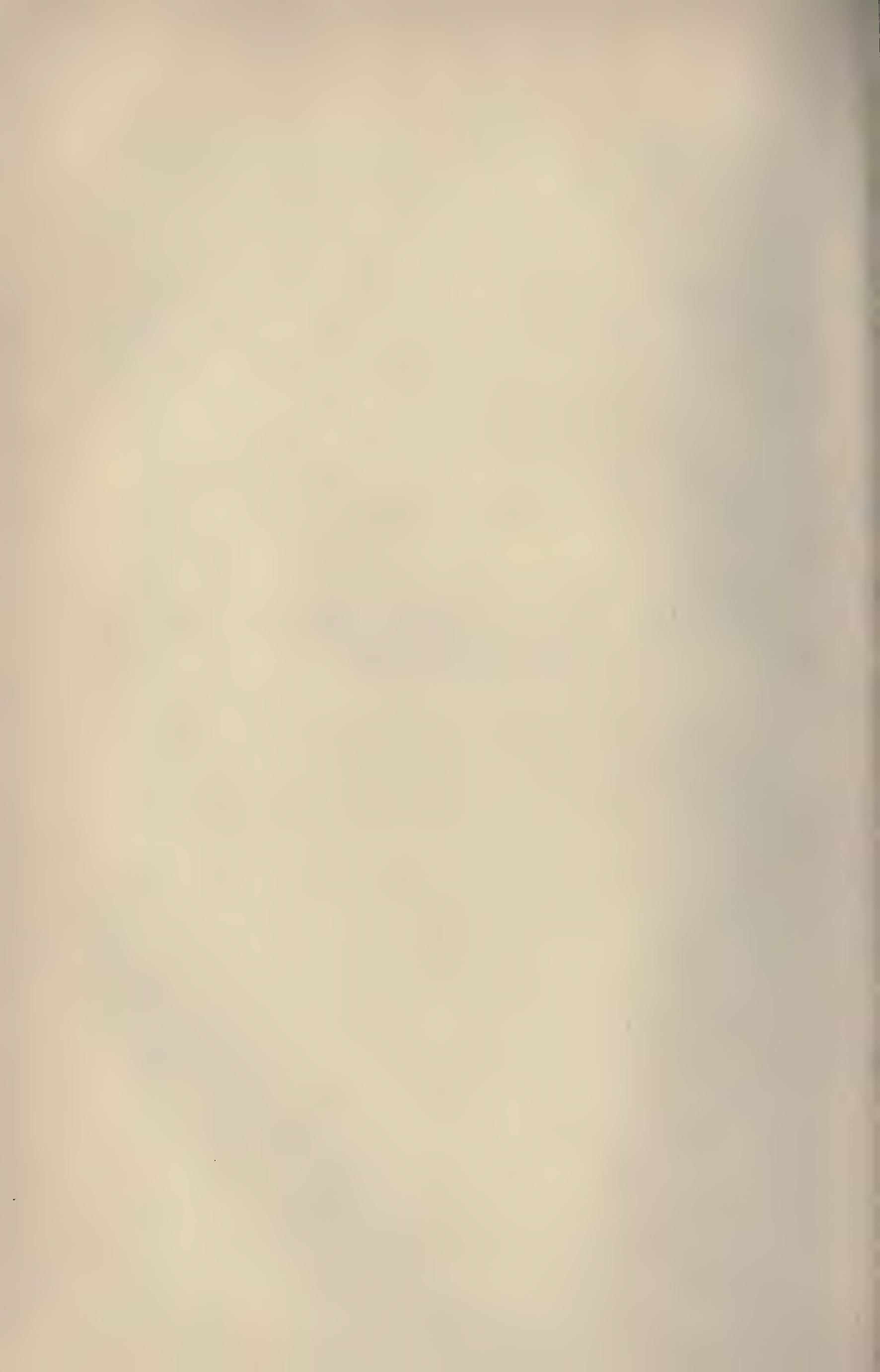
Die Gräfin von Lavagna bedeutet einen großen Fortschritt in der Frauenzeichnung des Dichters. Springt auch ihre Ausdrucksweise manchmal aus der Diktion der vornehmen Dame heraus, trägt sie auch noch Spuren von Schillers männlicher Empfindung und von seinem schwärmerisch übersprudelnden Jugendsinn an sich, und liegt auch über ihrer Gestalt noch nicht jener Schmelz, der

einen vollen Kunstgenuß bereitet, so ist doch in ihrem Charakter bei weitem nicht mehr so wie bisher das Auseinanderfließen gegenseitig sich aufhebender Elemente zu bemerken. Die Bestandteile, aus denen ihr Wesen besteht, verdichten sich bereits zu einer im ganzen faßbaren, in den Bewegungen ihres Herzens lebensvollen und wahrscheinlichen Persönlichkeit, die ebenso lieblich ist in ihrer innigen Liebe, wie groß in ihrem Denken, Handeln und Streben. Diese Größe auch im Streben und Wollen ist bei ihr nicht zu verkennen. Leonore ist nicht mehr die passive, zur That unfähige Natur wie Amalia, und es ist falsch, wenn man das Tragische dieser Frauengestalt in einem Mangel an Stärke ihrer hohen Seele sehen will. In ihr verbindet sich die Zartheit weiblichen Wesens mit einer reichen Anlage zu aktiver Heldenkraft. Allerdings zur Gattin eines Fiesko ist sie nicht geschaffen; aber nur deshalb kann sie nicht Schulter an Schulter mit ihm stehen in seines Lebens Kämpfen, weil sie zu sehr Republikanerin ist. In diesem Konflikt zwischen der Tochter Genuas und der Gattin des ehrgeizigen Strebers liegt die Tragik, die sie im Drama zu einer fast durchgehends leidenden Erscheinung macht.

Mit dem schon recht ansprechenden Leonorebilde treten wir aus Schillers erster, weltferner Dichterperiode heraus. In derselben war er, besonders was seine Zeichnung von Frauenliebe und Frauenleben betrifft, aufs Vermuten und Ahnen angewiesen gewesen, und damit war er von vornherein zu manchem Fehlgreifen und Verzeichnen, zu mancher unwirklichen Phantasie verurteilt. Aber ihm war eine wunderbare Gabe verliehen, die sich sein Leben lang nach so mancher Seite seines poetischen Schaffens großartig erwiesen hat, die Fähigkeit, ohne die geringste Anschauung etwas tief wahr zu ergreifen und zu gestalten. So hat in diesen Jahren der Erfahrungslosigkeit auch weibliches Empfinden und Leben sich seinem Dichterauge schon vielfach freundlich aufgethan.

Drittes Kapitel.

Vielerlei Frauenbekanntschaften und Herzenswirren.



Henriette von Wolzogen.

Solange des Dichters Name durch deutsche Herzen klingt, wird mit Dankbarkeit auch der Name der Frau genannt werden, die in fast mütterlicher Liebe sich seiner angenommen hat, als er nach der Ablehnung des „Fiesko“ hilflos in der Welt umherirrte und, durch Entbehrungen körperlich schwer mitgenommen, einer Verdüsterung der Seele anheimzufallen in Gefahr war. Man stelle sich folgende drei Bilder nebeneinander: Schiller mit bitter enttäuschter Seele in der Begleitung seines treuen Streichers auf dem Wege von Mannheim nach Frankfurt, den er zu Fuße zurückzulegen gezwungen ist; sorgenschwer wandert er die Bergstraße hinab, wenige Stunden vor seinem Ziele bricht er vor Anstrengung und vor Hunger entkräftet zusammen — Schiller dann auf der Mainbrücke der großen Handelsstadt, wie er traurig auf das bewegte, reiche Leben schaut: alle diese Tausende haben ein Heim, da sie ruhen und schaffen können, und in demselben ein Herz, das für sie sorgt; ihm schließt in der fremden Welt kein Herz, kein Haus sich auf — und einige Wochen darauf, in der ersten Dezemberwoche des Jahres 1782, Schiller im dünnen Mäntelchen durch die Schneelandschaften Thüringens dahinfahrend, bis ins Mark erfroren von der langen Reise, Finsternis ringsum; da tauchen in der Ferne Lichter auf, kleine Häuser kommen zum Vorschein, vor dem größten und besten derselben hält der Wagen. Ein freundlicher Verwalter nimmt im Namen seiner verreisten Herrin den unter dem Pseudonym eines „Doktor Ritter“ ihm angemeldeten Dichter in Empfang und führt ihn hinauf in ein zwar niedriges, aber äußerst behagliches Zimmer. Am großen, gemütlich durchwärmten Ofen steht ein alter Polsterstuhl, da muß er niedersitzen, Essen und Trinken ist ihm reichlich gerüstet, ein schönes Bett ladet zur Ruhe ein: hier darf er nun

bleiben und vorerst einmal die Welt da draußen vergessen mit allem, was sie ihm an Unruhe und Qual bereitet hat; hier soll er all sein Sorgen und Fragen um die Zukunft sich vorläufig aus dem Sinne schlagen und ruhig studieren, was er will, und dichten, was der Geist ihm giebt. Ein treues Frauenherz hatte ihm in Mangel, Verlassenheit und herbem Winterfroste dieses trauliche Asyl bereitet, wo er zum erstenmal in seinem Leben sich selbst gehörte.

Frau Henriette von Wolzogen, damals 38 Jahre alt, seit langer Zeit verwitwet, lebte, obwohl reichsritterschaftliche Herrin von Bauerbach, in ziemlich beschränkten Vermögensverhältnissen. Sie hatte eine Tochter, bei deren Ausbildung zur Hofdame sie auf fürstliche Unterstützung angewiesen war, und vier Söhne, die sich sämtlich auf der Karlsschule befanden, wo sie die ihr sehr gewogene Gräfin von Hohenheim untergebracht hatte. Von dem Herzoge von Württemberg hing also die Zukunft ihrer Kinder ab, und ihre Sinnesart ließ sie die Rücksicht, die sie deshalb auf den Herzog zu nehmen hatte, als eine Herzensverpflichtung empfinden. Aber mit ihrem Herzen verpflichtet fühlte sie sich auch dem jungen Schiller, dessen Verehrerin sie durch „Die Räuber" geworden war. Durch ihren Sohn Wilhelm hatte sie ihn bereits in Stuttgart kennen gelernt, sie war in das elterliche Haus Schillers eingeführt und von ihm bei der heimlichen Reise zur Aufführung seines Stückes nach Mannheim mitgenommen worden. Als sie ihn nun in Not und Gefahr wußte, hatte sie in dem Herzens- und Gewissenskonflikte, in den sie sich gestellt sah, die Klarheit, sich für die Rettung des dem Herzoge mißliebigen Dichters zu entscheiden, und den Mut, für dieselbe alles aufs Spiel zu setzen. Wieder eine heroische Frau, mit der das Leben ihn zusammengeführt hatte!

Mehr als der Künstler zog sie in Schiller der Mensch an. Sein jugendlicher Seelenschwung, der Adel seiner Gesinnung und sein reiches Herzensleben, dazu sein gegen allen Zwang, alle Verfälschung der Natur mächtig sich auflehnender Freiheitssinn, was alles ihr „Die Räuber" so lieb gemacht hatte, begegnete bei ihr verwandten Empfindungen, und der schwärmerische Zug, der sein Wesen durchglühte, war auch ihr eigen. Sie verfügte über einen schier unermeßlichen Reichtum an Menschenliebe, der sich an ihren

Kindern in der fürsorgendsten mütterlichen Treue bethätigte und der, soweit es ihre bescheidenen Mittel erlaubten, als ein Strom des Wohlthuns und steter Hilfsbereitschaft durch die Hütten ihres armen Dorfes floß, weshalb sie auch von groß und klein auf den Händen getragen wurde. Ihre Mutterliebe veranlaßte sie, den größten Teil des Jahres in der Nähe ihrer Söhne in Stuttgart zu verleben; wenn sie dann nach Bauerbach zurückkehrte, war das für ihre ländlichen Unterthanen ein Freudenfest, das diese in dem Hause der leutseligen Herrin durch ein Tanzvergnügen zu feiern pflegten. Mit großer Herzensgüte verband sich in ihrem Wesen aber ein starker Trieb jener Selbstbestimmung, die ihre eigenen Wege zu gehen liebt, wie dies auch in dem Bilde ihres feinen, ansprechenden Gesichtes der etwas eigenwillige Zug um Mund und Nase verrät. Man machte ihr eine weitgehende Mißachtung des Hergebrachten zum Vorwurf, und das Stück, das in Bauerbach entstand, „Kabale und Liebe“, läßt vermuten, daß Schiller in der seinen Jugendwerken eigenen Protestſtellung gegen die Vorurteile und das kleinliche Phlegma seiner Zeit von Frau von Wolzogen, wenn auch nur indirekt, bestärkt worden ist. Obwohl sie von hocharistokratischem Herkommen war, scheint sie auf ihren Adel wenig Wert gelegt zu haben, der Ferdinand des Dramas ist nach dieser Seite hin ganz ihres Geistes Kind. Durfte sich doch der Dichter in einem Hochzeitscarmen, das er damals für die Pflegetochter Henriette Sturm verfaßte, in Bezug auf die Mutter die Wendung erlauben: „Ihr Adelsbrief — ein schönes Leben! Den haß ich, den sie mitgebracht.“

Ohne Verlangen nach regerem Verkehr mit ihresgleichen führte sie draußen in Bauerbach ein beschauliches Stillleben. Hatte nun Schiller schon als mütterliches Erbteil eine gewisse Neigung zur Weltflucht mitgebracht, so nahm unter dem Einflusse seiner Gönnerin diese idyllische Richtung seines Wesens sehr zu. Von den Bauerbacher Tagen her klingt durch alle aufs Große und Weite des Lebens gerichteten Bestrebungen seines Geistes doch immer wieder der Wunsch hindurch, daß es ihm einmal vergönnt sein möchte, zurückgezogen von dem verworrenen Treiben der großen Welt, in der Stille der ländlichen Flur sich selbst, wenigen Freunden und

einer glücklichen Weisheit zu leben. Damals freilich hat er, so oft Frau von Wolzogen abwesend war, in seiner Weltabgeschiedenheit viel geklagt. Durch trübe Laune, sogar durch misanthropische Anwandlungen wurde sein Gemüt geplagt, und der Umgang mit Reinwald, von dem wir bereits gesprochen haben, bestärkte ihn darin. Ihr Wiederkommen pflegte solche Stimmungen zu verdrängen, aber nach ihrer Entfernung litt er dann unter der Sehnsucht nach ihr um so mehr. „Seit Ihrer Abwesenheit," schreibt er ihr einmal, „bin ich mir selbst gestohlen. Es geht uns mit großen lebhaften Entzückungen wie demjenigen, der lange in die Sonne gesehen. Sie steht noch vor ihm, wenn er das Auge längst davon weggewandt. Es ist für jede geringeren Strahlen erblindet."

Ganz merkwürdig ist das Verhältnis, das sich zu dieser Frau in den sieben Monaten des Bauerbacher Aufenthalts herausbildete. Es ist ein Band, das sich aus tief empfundener Dankbarkeit und aus unaussprechlicher, fast religiöser Verehrung, durchmischt mit einer gewissen thränenseligen Sentimentalität der Jugend, zusammenwob; und aus dieser mystischen Verschlingung, die ihn die Sprache des zärtlichen Sohnes, doch mit mancherlei Tönen eines verliebten Herzens führen ließ, strömte ihm läuternde und festigende Seelenkraft zu. Hier einige Stellen aus Briefen, die er ihr später von Mannheim aus schrieb: „Ich will mich oft aus dem Zirkel der Gesellschaften losreißen und auf meinem Zimmer schwermütig nach Ihnen mich hinträumen und weinen. Bleiben Sie meine liebe, bleiben Sie, was Sie mir bisher gewesen sind, meine erste und teuerste Freundin, und lassen Sie uns ohne Zeugen ein Beispiel unverfälschter Freundschaft sein." „Sie waren die erste Person, an welcher mein Herz mit reiner Zuneigung hing. Fahren Sie fort, meine Teuerste, mich Ihren Sohn zu nennen, und seien Sie versichert, daß ich das Herz einer solchen Mutter zu schätzen weiß." „Gedenken Sie meiner in Ihren einsamen Augenblicken, nennen Sie mich in Ihrem Gebete mit Ihren Kindern Gott, und flehen Sie ihn um Schutz für mein Herz und meine Jugend. Meine Freundschaft bleibt Ihnen unwandelbar und gewiß, und soll mein allmächtiges Gegengift gegen alle Verführung sein." „Wie viel, wie unendlich viel haben Sie nicht schon an meinem Herzen ver-

besſert. Fühlen Sie ihn ganz den Gedanken, denjenigen zu einem guten Menſchen gebildet zu haben und noch zu bilden, der, wenn er ſchlecht wäre, Gelegenheit hätte, Tauſende zu verderben.“ Frau Henriette von Wolzogen war ihm offenbar in ſchwärmeriſcher, dem Freundſchaftsenthuſiasmus jener Zeit entſprechender, aber dabei doch mütterlich empfindender Zärtlichkeit zugethan. Aus ſeinen Antworten zu ſchließen, muß nach ſeiner Entfernung oft ein ſchmerzlicher Ton des Vermiſſens durch ihre Briefe geklungen haben.

Es wird ihr gewiß ſchwer geworden ſein, Schiller von Bauerbach wegzuſchicken; doch war ſie eine viel zu verſtändige Frau, um nicht einzuſehen, daß ihr Schützling, nachdem er ſich an Leib und Seele einigermaßen erholt hatte, aufs ſchnellſte wieder in die Welt zurückgebracht werden mußte. Im Juli 1783 brach er nach Mannheim auf, erſt nach 4½ Jahren traf er wieder mit ihr zuſammen und zwar als ein ſehr veränderter Menſch. Aber alle Wandlungen dieſer Zwiſchenzeit überdauerte ſeine dankbare Liebe, wenn er auch bald im ſchriftlichen Ausdrucke derſelben durch etwas gehemmt wurde, was ſchon ſo oft in der Welt die idealſten Verhältniſſe getrübt hat. Frau von Wolzogen hatte dem Dichter, da er keinen Groſchen beſaß und auch vorläufig keine Einnahmen erwarten durfte, 500 Gulden verſchafft, die ſie bald als eigene Schuld übernehmen mußte. Sie geriet dadurch in die peinlichſten Verlegenheiten, konnte aber von ihrem jungen Freunde, der als Theaterdichter mit 300 Gulden Jahreseinnahme in namenloſen Sorgen lebte, keine Hilfe erlangen. Nach längerer Unterbrechung des Briefwechſels leſen wir als Antwort auf einige ſein Stillſchweigen ihm vorhaltende Zeilen folgenden erſchütternden Herzenserguß: „Unglückliches Schickſal, das mich zwingen mußte, in Ihren Augen etwas zu ſcheinen, was ich niemals geweſen bin und niemals werden kann, niederträchtig und undankbar. Urteilen Sie ſelbſt, meine Beſte, wie weh es mir thun muß, auch nur einen Augenblick auf der Liſte derjenigen zu ſtehen, die an Ihnen zu Betrügern geworden ſind. Gott iſt mein Zeuge, daß ich es nicht verdiene. . . . Wie oft und gern wäre ich in den Bedrängniſſen meines Herzens, in dem Bedürfnis nach Freundſchaft zu Ihnen geflogen, wenn nicht eben die ſchreckliche Empfindung meiner Ohnmacht, Ihren Wunſch zu erfüllen und meine Schulden

zu entrichten, mich wieder zurückgeworfen hätte. Der Gedanke an Sie, der mir jederzeit soviel Freude machte, wurde mir durch die Erinnerung an mein Unvermögen eine Quelle von Marter.“ Schiller hat die Schuld bei Lebzeiten seiner Wohlthäterin nicht zurückzuzahlen vermocht, und er ist infolgedessen dieses Gefühl der Beklommenheit ihr gegenüber leider nie mehr losgeworden. Ihr Herz blieb ihm jedoch freundlich zugewandt, und sie zeigte ihm ihr Vertrauen dadurch, daß sie ihn in wichtigen Familienfragen zu ihrem Ratgeber und Helfer erwählte. Nachdem Schiller sie in einer solchen Angelegenheit im Dezember 1787 wieder besucht und mit ihr noch einmal zehn schöne Tage der Erinnerung verlebt hatte, erlag sie im darauf folgenden Sommer nach erfolgloser Operation einem schmerzhaften Krebsleiden, und das war gerade in den Wonnetagen seiner Liebe, da seines Lebens reiches Glück begann! In dem Briefe, den ihr Sohn Wilhelm, der mit dem Dichter später nahe verwandt werden sollte, vom Totenbette der Mutter an diesen richtete, durfte er in Schillers Sinne schreiben: „In Ihrem Namen drücke ich einen Kuß auf die kalten Lippen.“ Das Andenken dieser hochgestimmten Frau hat er sein Leben lang heilig gehalten.

Charlotte von Wolzogen.

Zu der Herzlichkeit seiner Empfindungen für Frau von Wolzogen trug nicht wenig ihre Tochter bei. Charlotte von Wolzogen war des Dichters erste Liebe. Als Schiller sie in jenen Wintertagen, wo sie mit der Mutter nach Bauerbach kam, kennen lernte, war sie ein niedliches Geschöpf, aber, ohne irgendwelche fesselnde Eigenart in Wesen und Erscheinung, noch so recht die verschlossene Blüte, das weltunkundige und über sich selbst noch völlig unklare Kind, das mit nichtssagenden Augen in das Leben blickte. Lediglich sein Liebebedürfnis war die Ursache, daß er dieses junge Mädchen, das plötzlich in seinem verschneiten Dorfe auftauchte, mit entzücktem Sinne umschwärmte. Seine Phantasie, stets geschäftig, an den

Gegenständen seiner Neigung begeisternde Gesichtspunkte aufzufinden, redete ihn dann immer mehr in diese Liebe hinein, indem sie ihm die junge Charlotte zu dem Wesen idealisierte, das, als Henriettens Tochter doch wohl reich an allen schönen Seeleneigenschaften der Mutter, so recht das Weib sein müßte, wie er es brauchte. So wurde aus dem Traumlieben der Stuttgarter Odenzeit jetzt der Liebeswahn von Bauerbach. Derselbe hatte aber von realen Gefühlen doch immerhin schon so viel in sich, daß er die Plagegeister der Eifersucht in des Dichters Herzen wachzurufen vermochte. Nachdem die Damen Ende Januar 1783 nach Württemberg zurückgekehrt waren, hatte sich ein Herr von Winkelmann, ein ehemaliger Studiengenosse Schillers, mit der Absicht auf Charlottens Hand ihnen angeschlossen, und dieser ging, wie ihm gemeldet wurde, mit dem Gedanken um, Mutter und Tochter im Frühjahr nach Thüringen zu begleiten. Auf diese Nachricht hin geberdete sich Schiller wie ein von der Tarantel Gestochener, und in dem Briefe, den er nun an Frau von Wolzogen schrieb, machte sein eifersüchtiges Herz die wunderlichsten Sprünge, die er mit der Angst des Flüchtlings vor der durch den Landsmann ihm drohenden Entdeckung zu begründen suchte. Er erklärte, sofort abreisen zu wollen, und dabei that er so, als ob die ganze Welt sich um ihn risse. Aus der Begleitung wurde nichts, die Damen kehrten im Mai allein zurück, und mit freudiger Seele setzte Schiller nun das ganze Dorf in Bewegung, um sie großartig zu empfangen.

Die Siebzehnjährige hatte sich in den Monaten der Abwesenheit nicht unwesentlich verändert. Die Blüte war aufgebrochen, und wenn sie auch nicht den Duft eines reichen und interessanten Geisteslebens ausströmte, so hatte sie doch etwas herzlich Empfindendes und natürlich Wahres in den Äußerungen ihrer Seele, das jetzt in reicherer Mitteilung aus sich herausging. Aber zu seinem Schmerze mußte Schiller aus ihrem Tagebuche, das ihm die Mutter heimlich vorlegte, ersehen, daß ihr Herz nicht mehr frei war. Ihn betrachtete sie nur als ihren und ihrer Mutter werten Freund. Da gedachte er denn wohl, auf sie Verzicht zu leisten; andererseits reizte ihn das doch wieder dazu, sich ihre Liebe zu erwerben. Während nun der Mai seine Freuden über die Welt ausschüttete,

warf Schiller seine Arbeit an „Kabale und Liebe“ ganz beiseite, immer blieb er in der Nähe der beiden Frauen, mit ihnen wandelte er durch die Wälder, mit ihnen saß er plaudernd in der Gartenhütte, und indem er jetzt in den Namen „Sohn“ merklich einen Doppelklang zu legen suchte, redete sich sein Herz immer mehr in schöne Liebesgefühle hinein. Lotte mußte einige Zeit nach Meiningen gehen, es handelte sich um eine ihre Zukunft betreffende Audienz bei der Herzogin von Gotha, die aber ergebnislos ausfiel. Schiller hatte das Gegenteil befürchtet, er schickte deshalb drängende Briefe hinterher, um die Mutter von ihrem Plane abzubringen. „Sagen Sie die ganze Pension ab, so will ich alle Jahre eine Tragödie mehr schreiben und auf den Titel setzen: Trauerspiel für die Lotte, und die Lotte soll die Praenumeration davon haben.“

Der Dichter ging in seinem Rausch noch weiter. Es beschäftigte ihn damals der Gedanke, für immer in Bauerbach zu bleiben, die Tochter des Hauses zu heiraten und sich auf ländliche Berufsarbeiten einzurichten. Diese Phantastereien, die unklar und unreif seine Brust durchwallten, deutete er an, wenn er Frau von Wolzogen schrieb: „Es war eine Zeit, wo mich die Hoffnung eines unsterblichen Ruhmes, so gut als eine Galanterie ein Frauenzimmer, gekitzelt hat. Jetzt gilt mir alles gleich, und ich schenke Ihnen meinen dichterischen Lorbeer in die nächste Boeuf à la mode, und trete Ihnen meine tragische Muse zu einer Stallmagd ab, wenn Sie sich Vieh halten. Wie klein ist doch die höchste Größe eines Dichters gegen den Gedanken glücklich zu leben!“ Es sind das wieder Klänge aus den Lauraoden, wie man sich erinnern wird, allerdings sehr ins Prosaische übersetzt. Dieser Ausspruch, der einen Verehrer Schillers nach der einen Seite hin ebenso entsetzt, wie er nach der andern hin ihn rührt, war für das kundige Frauenherz Beweis genug dafür, daß die Liebe ihres Schützlings zu ihrem Kinde nicht echtes Himmelsfeuer war, sondern etwas Anempfundenes, ein künstlich entfachtes Strohfeuer. Es ist denn auch sehr bald niedergebrannt.

Nachdem der Verliebte an Charlottens Seite, die in Masfeld zur Erlernung der Wirtschaft untergebracht und zum Besuche herübergekommen war, fröhlich das Pfingstfest gefeiert hatte,

innerlich erhoben durch die Beobachtung, daß das junge Mädchen sich dem Winkelmann wegen einer impertinenten Äußerung desselben immer mehr entfremdete, und durch die Entdeckung, „daß eine ansehnliche Provinz ihres Herzens dem bewußten Götzen noch nicht erb- und eigentümlich gehört,“ sah er sie wieder abreisen, ohne den Mut gefunden zu haben, ihr sein Herz zu entdecken. Bald darauf schied er selbst von seiner traulichen Idylle. Von Mannheim aus redete er zwar noch öfter von „unserer Lotte“, er bestellte ihr viele Grüße, die er in Millionenzahlen ausschrieb, er war selbst naiv genug, ihr durch die Mutter Küsse zu schicken, aber unterdessen war doch in Margarete Schwan bereits ein anderer Stern an seinem Himmel aufgegangen.

Ein Jahr war so seit seiner Abreise verstrichen, da wurde ihm unter herzlichen Worten, mit denen ihm Frau von Wolzogen in seiner vielfach bedrängten Lage Trost zugesprochen hatte, das Bild ihrer Tochter noch einmal lebendig. Er setzte sich hin, und während er selber nichts zu leben hatte, schrieb er in momentanem Impulse: „Mein Herz sehnt sich nach Mitteilung und inniger Teilnahme. Die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geschäften geben und meine Seele von tausend wilden Affekten reinigen, die mich ewig herumzerren. Auch mein überzeugendes Bewußtsein, daß ich gewiß eine Frau glücklich machen würde, wenn anders innige Liebe und Anteil glücklich machen kann, dieses Bewußtsein hat mich schon oft zu dem Entschlusse zu heiraten hingerissen. Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen teuer genug wäre! Oder könnte ich Sie beim Worte nehmen und Ihr Sohn werden. Reich würde freilich Ihre Lotte nie — aber gewiß glücklich.“ Frau von Wolzogen hat diese Zeilen lächelnd beiseite gelegt, und der Dichter hat sie auch niemals wieder daran erinnert. In der That war die Bewerbung bei der Mutter nur das letzte Aufflackern seiner Liebe vor dem völligen Erlöschen gewesen. Später hat Charlotte von Wolzogen den hildburghausenschen Regierungsrat August von Lilienstern geheiratet, ist aber schon im 28. Lebensjahre bei der Geburt ihres ersten Kindes gestorben.

Margarete Schwan.

Auf einige Wochen nur wollte Schiller, als er von Bauerbach aufbrach, nach Mannheim gehen, aber es wurden fast zwei Jahre daraus. Dalberg stellte ihn beim Theater an mit der Verpflichtung, den „Fiesko“ für die Bühne zurecht zu machen, „Kabale und Liebe“ zu vollenden und den „Don Karlos“ zu schreiben. Einer der ersten Gänge des Dichters galt dem Laden des Verlagsbuchhändlers und Hofkammerrats Schwan, der sich um den Übergang der „Räuber“ auf die Bühne verdient gemacht hatte; fortan war Schiller fast täglich unten im Geschäfte zu finden, die Abende aber verbrachte er zumeist in der Familie seines Freundes und Gönners. Schwan war nicht nur ein sehr vermögender, sondern auch ein sehr intelligenter Mann, ein Förderer der Künste und Wissenschaften, einer der Führer der Aufklärung in der Pfalz. In seinem Hause verkehrten Offiziere, Gelehrte und Künstler, besonders die hervorragendsten Schauspieler. Da er seit einigen Jahren verwitwet war, so galt die Repräsentation des Hauses als Obliegenheit der achtzehnjährigen Margarete, die im stillen dem Geschäftsteilhaber Götz, einem trockenen und finsteren Manne, versprochen war. Sie hatte durch den Unterricht des Vaters sowie durch den Verkehr der Familie und nicht am wenigsten durch große Reisen, die Schwan mit ihr und der um acht Jahre jüngeren Tochter zu machen pflegte, eine ansehnliche Bildung erlangt, eine tüchtige Kenntnis der Litteratur und große Gewandtheit in der Auffassung fremder und in der Aussprache der eigenen Gedanken. Die Herren dieses schöngeistigen Zirkels unterhielten sich gern mit der jungen Dame und gaben etwas auf ihr Urteil, und sie wußte das. Noch mehr aber wußte sie, daß sie ein hübsches Mädchen war, und daß die Männer mit Bewunderung in ihre schönen, ausdrucksvollen Augen schauten. Darauf hin glaubte das sehr selbstbewußte Mädchen sich in moquantem Wesen, in abweisender Kühle und in verletzender Launenhaftigkeit manches gestatten zu dürfen. Sie hieß allgemein die stolze Schwanin, und viel Herzensleben traute man ihr nicht zu. Gegen Schiller hat sie denn doch eine wärmere Seite vorgekehrt.

Sie nahm es als eine Huldigung, die ihr galt, wenn er am Abend die während des Tages entstandenen Stücke seiner Dramen dem Vater vorlas, und vor dieser Huldigung des viel genannten Dichters traten die der anderen in ihrem Werte zurück, vor allem aber vermochte das Bild des ihr bestimmten langweiligen Geschäftsmannes sich neben dem des schaffenden Geistes nicht zu behaupten. Gewisse gerade an das Frauenherz anpochende Stellen, die Schiller mit eigener Betonung hervorhob, blieben auf das Mädchen in ihr nicht ohne Eindruck, und der Empfindung kam die Empfindung entgegen, die vielleicht darum, weil sie vor dem Ohre und dem Blicke des stets anwesenden Vaters Zurückhaltung üben mußte, sich um so mehr verfestigte.

Schiller war wieder ganz Feuer und Flamme, mit Enthusiasmus verkündete er seinen Eltern die Vorzüge Margaretens. Um Ostern 1784 war in Mannheim das bereits Stadtgespräch, was bei den Liebenden noch gänzlich unausgesprochenes Gefühl war, und der alte Schiller wußte sich vor Freude über „die Mariage, die dem verschuldeten Sohne seine Haushaltung arrangieren“ werde, nicht zu lassen. Unterdessen aber wurde der Dichter schon zwischen Wonne und Weh hin und her geworfen, denn das unbeständige Wesen des eitlen und im Grunde doch recht selbstsüchtigen Mädchens konnte sich auf die Dauer auch gegen ihn nicht verleugnen, und da er damals unter den Fieberdünsten Mannheims von den furchtbarsten Anfällen heimgesucht wurde, die seine Gesundheit leider für immer unterwühlten, so litt bei der Schwäche des Körpers seine empfindliche Seele doppelt unter Margaretens launischer Behandlung. Da trat im Spätsommer dieses Jahres die Frauengestalt ihm näher, die auf lange einen so gewaltigen Einfluß auf Schiller gewinnen sollte, die junge Freifrau Charlotte von Kalb. Das Verhältnis zu Schwans Tochter blieb bestehen, wurde aber von seiner Seite nicht mehr mit der früheren Hingebung gepflegt, wenngleich er sie immer noch als seine stille Geliebte und Charlotte, von der später eingehend die Rede sein wird, nur als seine Freundin betrachtete.

Als er im Frühjahr 1785 nach Leipzig übersiedelte, ging er weg, ohne seine Herzensangelegenheit durch Aussprache seiner Em-

pfindungen, die nur noch sehr wenig lebendig waren, ins Reine gebracht zu haben. Margarete soll ihn nicht ohne Schmerz scheiden gesehen haben, sie überreichte ihm zum Andenken eine schön gearbeitete Brieftasche. Er aber verließ sie mit dem Versprechen, oft schreiben zu wollen, doch sein Herz wußte nichts von dem, was in der Bewegung des Abschieds der Mund verhieß. Und wieder ist hier das Getrenntsein die Macht geworden, die eine verglimmende Neigung in ihm zu neuer Glut entfachte. Rings um sich sah er seine Leipziger Freunde als liebende Paare. Da verklärte sich ihm Margaretens Bild, die Züge, die in der Nähe ihn abgestoßen hatten, verblaßten in der Ferne, er sah vor seiner Seele nur noch die schöne und geistig belebte Gestalt, und verlangend streckte er die Arme nach ihr aus. Wie er vor einem Jahre an Frau von Wolzogen geschrieben hatte, ähnlich schrieb er jetzt an Herrn Schwan, wobei er dem auf die Versorgung seiner Tochter bedachten Vater die Aussicht eröffnete, daß er sich nun mit ganzem Eifer der Medizin zuwenden und das Dichten nur noch in Mußestunden betreiben wollte. Das ist das letzte historische Dokument über dieses Liebesverhältnis. Schiller hat sich später oft glücklich gepriesen, daß Margarete nicht die Seine geworden sei, da sie ihrem ganzen Charakter nach so gar nicht zu seiner Gattin gepaßt hätte. Ob ihn zu dieser Einsicht Schwan geführt hat, oder ob Schiller, vielleicht bald nach Absendung jenes Schreibens, selbst zu dieser Erkenntnis gekommen ist und deshalb den versprochenen Briefwechsel gar nicht eröffnet hat, das läßt sich nicht sagen. Er wurde mit dieser Herzensaffaire bald in sich fertig, wenngleich die Liebe zu Margarete Schwan schon etwas tiefer und wahrer gewesen zu sein scheint, als die zu Charlotte von Wolzogen. Als das junge Mädchen im folgenden Jahre mit Vater und Schwester durch Dresden kam, führte Schiller sie freundschaftlich durch die Stadt. Mit ihrer Abreise tritt die Jugendgeliebte für unsere Blicke in völlige Dunkelheit zurück. Erst ziemlich spät, im 31. Lebensjahre, hat sie sich verheiratet und zwar auffallenderweise mit einem Subalternbeamten, mit dem sie in keiner glücklichen Ehe lebte. Auch sie soll sehr früh aus dem Leben geschieden sein.

Unter den Schauspielern.

Karoline Ziegler. Katharina Baumann. Sophie Albrecht.

Als Theaterdichter sah sich Schiller auf den Verkehr mit den Mannheimer Schauspielern hingewiesen, und er hat sich von dem flotten Leben derselben wie zum Ersatz für die nicht genossene akademische Freiheit eine Zeit lang in trunkener Lust umrauschen lassen. Das gab ihm manchen Einblick in das theatralische Treiben, sowohl in die Geheimnisse der Bühnentechnik wie in den trüben Wirrwarr der die Kunst entweihenden Menschlichkeiten. Es war ein geistig sehr belebter Kreis, den er vorfand, Böck, Beck, Beil und Iffland waren sämtlich hervorragende Künstler. Aber während er die übrigen mehr und mehr von sehr wenig sympathischen Seiten ihres Charakters kennen lernen mußte, fühlte er sich zu dem jungen Beckschen Ehepaare, das beiderseits den schauspielerischen Beruf von hochidealem Gesichtspunkte auffaßte, verwandtschaftlich hingezogen. Heinrich Beck aus Gotha, in Gesinnung und äußerer Erscheinung dem Dichter ähnlich, eine schwärmerisch gerichtete, feine, edle und grundehrliche Natur, auf der Bühne sein Kosinsky, sein Bourgognino, sein Ferdinand und später sein Karlos, ein aufrichtiger Bewunderer Schillers, wurde ihm ein lieber Freund. Die Gattin desselben war die vielgefeierte Karoline Ziegler. In ihrer lieblichen durchgeistigten Erscheinung die verkörperte Poesie, war sie das Entzücken Schillers, wenn sie ihm seine Leonore spielte oder in ihrer Glanzrolle als Louise auftrat. Aus reinster Liebe zur Kunst hatte sie sich mit siebzehn Jahren der Bühne gewidmet, zum großen Leidwesen ihrer vornehmen Mannheimer Familie; als sie diese durch ihren künstlerischen Ruhm mit ihrem Schritte endlich ausgesöhnt hatte, entstanden ihr neue schwere Kämpfe, weil sie, die Katholikin, dem Protestanten Beck die Hand zum Ehebunde reichen wollte. Im Januar 1784 setzte sie es dann doch durch. Schiller hat in dem jungen Hause viele genußreiche Abende verlebt. Er tauschte mit dem gesinnungsgleichen Paare seine Kunstideen aus,

und die junge Freundin hat ihn dabei neckisch auf manches, was ihr in seinen Dramen und wohl zunächst in seinen Frauengestalten nicht zusagen wollte, hingewiesen. Seine größte Freude in diesem Kreise war aber das Anschauen des reinen, tiefen Liebesglückes der beiden. Mit jähem Schlage wurde dasselbe vernichtet, denn kaum ein Jahr nach ihrer Verheiratung starb die noch nicht zwanzigjährige Frau an den Folgen eines unglücklichen Falles bei der Aufführung der „Emilia Galotti“.

Ihre Rollen gingen an die junge Katharina Baumann über, die sich schon in den „Räubern“ ausgezeichnet hatte. Sie hieß deshalb unserem Dichter einfach Amalia. Als eines Tages in größerer Gesellschaft das Gespräch auf sie kam, überlief heiße Röte Schillers Angesicht, und wie in Verzückung rief er ihren Namen aus. Er sieht im Geiste das anmutige Kind vor sich, die holde jungfräuliche Gestalt in ein violettes Taftgewand gehüllt, der Locken prachtvollen Schmuck von einem duftigen Schleier umwoben und die Augen von dunklen Wimpern träumerisch überschattet. Von diesen Reizen ganz hingenommen, bricht er in ein Lob ihrer Schönheit aus, das einem leidenschaftlichen Umarmen geglichen haben soll. So wenig nun die romanhaften und gegen Schiller etwas animos gehaltenen Memoiren der Charlotte von Kalb, in denen diese Scene berichtet wird, ohne weiteres als Geschichtsquelle zu benutzen sind, so wird doch damit immerhin der Ton verraten sein, den sie in der Spürkraft der Eifersucht seinen Empfindungen für dieses Mädchen richtig abgelauscht hat. Das ist keine Frage, Schiller hat sich in einer Begehrlichkeit, die vielen auffallen mußte, um die junge Künstlerin beworben, die deshalb, weil sie so meisterhaft seine dichterischen Frauengestalten darstellen konnte, seinem jugendlichen Gemüte als die leibhaftige Verwirklichung seiner Amalia, seiner Leonore und seiner Louise erscheinen mochte. Drang doch bis nach Stuttgart das Gerücht, daß sich der ehemalige Regimentsmedikus mit einer „Komödiantin verheurasselt“ habe. Man könnte versucht sein, sich das Verhältnis Schillers zur Baumann mit den Farben auszumalen, die Goethe für die Darstellung des Verkehrs zwischen Wilhelm Meister und der jungen Schauspielerin Mariane gewählt hat. Denn in Bezug auf diesen schrieb Schiller in späteren Jahren dem Freunde,

indem er die Naturwahrheit in dessen Schilderung lobte: „Von der Treue des Gemäldes einer theatralischen Wirtschaft und Liebschaft kann ich mit vieler Kompetenz urteilen, da ich mit beiden besser bekannt bin, als ich zu wünschen Ursache habe.“ Aber wie wenig diese Anspielung ernst zu nehmen ist, zeigt folgender Vorgang. Nach einer Vorstellung von „Kabale und Liebe“, am 18. Januar 1785, in der die Schauspieler, da der Kritiker Schiller ihnen lästig geworden war, in einer ihn empörenden Weise sein Werk absichtlich mißhandelt hatten, — nur Beck und die weiblichen Kräfte hatten zu seiner Zufriedenheit, Katharina hatte hinreißend gespielt, — fühlte Schiller sich gedrungen, letztere nach Hause zu begleiten. Als er sich vor der Hausthüre von ihr verabschiedete, drückte er ihr in großer Aufregung, ohne ein Wort zu sagen, sein Miniaturbild in die Hand. Die junge Dame, über das Geschenk hocherfreut, weiß doch nicht recht, wie sie es auffassen soll, ob es ihr von der Dankbarkeit des Dichters oder von der Leidenschaft des Mannes gegeben sei, und sie fragt ihn in irgend einer Form nach der Bedeutung dieser Gabe. „Ja, sehet Sie, i bin a kurioser Kauz, das kann i Ihne nit sage,“ giebt er stammelnd zur Antwort und dabei läuft er verlegen davon. Diese noch von der Greisin gern vorgetragene Anekdote kennzeichnet trefflich den fünfundzwanzigjährigen Schiller. Die also Umworbene heiratete später den Kapellmeister Ritter in Mannheim, des Dichters Neigung hat sie nie erwidert. Obwohl sein Aussehen sich damals schon sehr zu seinem Gunsten verändert hatte, und nach einem im Dichterhause zu Weimar aufbewahrten Gemälde aus jenen Tagen in seinem Antlitz die edlen Züge schon merklich hervortraten, wenn auch noch nicht in der imponierenden Hoheit seiner männlichen Kraft, und obwohl der früher in seiner äußeren Erscheinung so genial Nachlässige jetzt viel auf feine Wäsche, elegante Kleidung und immer ordentlich gepudertes Haar gab, so bot er doch nach Katharinas eigenem Geständnisse zu wenig, was ihrem Auge wohlgefiel. Ihr fehlte das Seelenauge, mit dem ein Schiller betrachtet werden wollte.

Ganz anderer Art war die Anziehung, die eine dritte Schauspielerin auf ihn ausübte, Frau Sophie Albrecht, die Gattin eines damals viel genannten Schriftstellers, die er im Mai 1784

auf einem Ausfluge nach Frankfurt kennen gelernt hatte, und die sich seinem Urteile darstellte als „ein Herz ganz zur Teilnahme geschaffen, über den Kleinigkeitsgeist der gewöhnlichen Zirkel erhaben, voll edlen, reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend,“ so daß er sich göttliche Tage in ihrer Nähe versprechen zu dürfen glaubte. Ihr Vater, der Universitätsprofessor Baumer, hatte einst aus dem hochbegabten Mädchen eine Gelehrte machen wollen. Aber das weibliche Gefühl stieß ihm seine Rechnung um, schon mit 14 Jahren verlobte sie sich mit einem seiner Schüler, dem Arzt Dr. Albrecht, den sie bald darauf ins Ausland begleitete. Dort jedoch duldete es sie nicht lange, sie drängte ihren Gatten zur Rückkehr nach Deutschland. Im Leben der Hausfrau fand sie auch hier kein Genüge, sie warf sich auf das Studium der Philosophie. Nachdem sie dieses eine Zeit lang betrieben hatte, ohne rechte Freude daran zu finden, wandte sie sich der Poesie zu. Etwas Unfrohes, Friedloses, Schwermütiges klagt aus allen ihren Gedichten. Bald suchte die unbefriedigte Seele wieder ein Neues. Sophie wurde Schauspielerin. Wenn nun die schlanke Gestalt der Blondine in edler Bewegung über die Bretter schritt, war alles gefesselt. In den bleichen Zügen, in dem unruhig flackernden Glanze ihrer Augen lag eine tiefergreifende Sehnsucht nach einem unbekannten, noch nicht genossenen Leben, die sie für viele hoch interessant machte. Auch bei Schiller war dies der eigentliche seelische Berührungspunkt. „Gleich in den ersten Stunden ketteten wir uns fest und innig aneinander, unsere Seelen verstanden sich.“ War doch sein Wesen damals noch von einer ähnlichen Unruhe des Suchens erfüllt. Das war bei ihm der heiße Drang nach Abklärung seiner Persönlichkeit und das Bedürfnis, sich seinem innersten Sein entsprechend das äußere Leben zu gestalten. Da glaubte er, in Sophie Albrecht einen verwandten Geist begrüßen zu dürfen, der auf gleicher Bahn zu gleichem Ziele strebte. Aber darin irrte er sich sehr. Sophie war vielmehr eines von jenen bedauernswerten Geschöpfen, die, mit kostbaren Schätzen des Verstandes und Gemütes ausgestattet, aber in ihrer Jugend nie auf ihren innersten Menschen angeredet, ihr Leben lang nicht zu sich selber kommen. Ob sie auch noch so viel in sich haben, sind und bleiben sie doch stets persönlichkeitslose Wesen. Und weil sie

sich selbst nicht finden können, finden sie auch das Glück nicht, denn das Glück ist etwas Innerliches, — erst wenn im Innern Harmonien walten, durchrauscht Musik die Welt. Das Leben solcher Menschen, die ohne eigenes Selbst ihre Befriedigung lediglich in dem suchen zu müssen glauben, was das äußere Leben ihnen bringen soll, wird zu einer unsteten Hetzjagd, mit der sie sich und andere elend machen. Sie brauchen Aufregung, Abwechselung, beständigen Scenenwechsel. Weil sie nun aber doch irgendwie ein Gefühl dafür haben, daß der Friede des Lebens auf einem reichen, reinen Innenleben beruhe, so mühen sie sich krampfhaft, alle Äußerungen selbständiger Charaktere, deren sie habhaft werden, in sich einzusaugen, damit dieses Konglomerat von fremder Seele ihnen die eigene Seele ersetze. Dadurch entsteht in ihnen eine Welt von Widersprüchen, von Unwahrheit und Überspanntheit. Reinwald, der die Tochter Baumers kannte, hat in seiner Trübseherei hier einmal klar gesehen, wenn er die Schillersche Beurteilung dieser Frau mit der abkühlenden Kritik beantwortete: „Madame Albrecht ist ein liebenswürdiges Geschöpf, aber sie empfindelt zu viel. Ich nenne das Empfindelei, wenn einem dünkt, man empfinde was, wo man leer bleibt; oder wenn man sich zwingt, gewisse Dinge zu empfinden, sollt' auch Leib und Seele zu Grunde gehen, weil gerade das empfunden werden muß. Auch ist an ihrem Charakter zu viel Roman, und solcher, der mich schreckt. Nicht die heftige unwillkürliche Naturleidenschaft, die endlich vom richtigen Denken glücklich besiegt wird, sondern die schwärmerische, unnatürliche, unheilbare, deren Ende der Tod ist." In der That hat Sophie Albrecht schließlich traurig geendet. Nachdem sie sich in ihrer Sucht, auf immer neuen Wegen das Glück zu erhaschen, noch nach 26jähriger Ehe hatte scheiden lassen — das war fünfzehn Jahre nach der Zeit, in der wir hier stehen — und in stetem Nimmerzufriedenwerden noch durch ein langes Leben hingetaumelt war, starb sie in Hamburg als öffentliche Almosenempfängerin. Schiller ist durch Reinwalds Warnung nicht unbeeinflußt geblieben. Als er Sophie hernach in Dresden als bedeutende Künstlerin wiederfand, freute er sich wohl dessen, denn sie war eine interessante und geistreiche Erscheinung in dem damals an Geist sehr armen Dresdener Leben, und so hat er öfter in dem gastfreien Hause

verkehrt. Aber es war doch ein nur äußerlicher gesellschaftlicher Umgang, ein engeres seelisches Nahetreten hat er vermieden.

Sophie von La Roche.

Zu den Frauengestalten der Mannheimer Zeit gehörte auch die als Romanschriftstellerin damals viel gefeierte Gattin des Staatsrates von La Roche (die Großmutter der Bettina von Arnim), die durch das Außerordentliche ihres Geistes und durch ihr eigenartig fesselndes Wesen den zusammenhaltenden Mittelpunkt der litterarischen Kreise in Koblenz, dann in Speier bildete. Hatte sie einst als Sophie Gutermann Wieland zu seinen Jugendpoesien begeistert und später auf den in ihre Tochter Maximiliane verliebten Goethe einen tiefen Eindruck gemacht, so sollte sie nun auch in Schillers Leben eine Rolle spielen. Schwan hatte ihn zu ihr nach Speier geführt, und er „fand gleich, was der Ruf von ihr ausbreitete, die sanfte, gute, geistvolle Frau, die zwischen fünfzig und sechzig alt ist und das Herz eines neunzehnjährigen Mädchens hat.“ Später ist er noch wiederholt zu ihr gereist, und im Winter 1784 auf 1785, den Frau von La Roche in Mannheim verlebte, wurde der Verkehr mit ihr ein äußerst reger. Selten fehlte Schiller in den durch Geist und Witz glänzenden Zirkeln, die die berühmte Frau auch hier sofort um sich gesammelt hatte, und oft war er auch allein bei ihr zu vertraulicher Aussprache über künstlerische Fragen.

Die Berührung war anfangs eine mehr gegensätzliche gewesen. Ob sie in Schiller auch den genialen Geist anerkannte und sich für die Zukunft Großes von seinem Schaffen versprach, so war ihr doch das, was er bisher geleistet hatte, im höchsten Grade unsympathisch. Ihrer ästhetischen Überzeugung nach eine unbedingte Vertreterin des französischen Geschmacks, dabei als Schriftstellerin von gefühlsseliger Zartheit, eine Führerin der Sentimentalen jener Zeit, vermochte sie in den „Räubern“, in „Fiesko“ und in „Kabale und Liebe“ nur Mißgeburten zu sehen. Einzelnes darin ließ

sie als schön gelten, im ganzen aber, meinte sie, könnten diese Stücke nur von Teufeln oder Wahnsinnigen dargestellt werden, von Menschen, die imstande wären, Leib und Seele unschön zu verrenken. Sie mißbilligte die oppositionellen Tendenzen dieser Jugendwerke als Riesenideen, die ihre Seele bedrückten, und die Heftigkeit der Empfindung, die Gewalt der Leidenschaften, das oft überschäumende Kraftgefühl erschienen ihr als wüste Barbarei. Ihr war Schiller der Herkules, der im Gegensatze zu dem der alten Sage seine Götterkräfte dazu gebrauchte, neue Ungeheuer zu schaffen, und sie fürchtete von dieser unholden Poesie eine demoralisierende Wirkung. Der bereits mit den Riesenideen des „Don Karlos" beschäftigte Dichter hat sich von dieser zwerghaften Scheu vor dem Geistesgewaltigen in seinem kühnen Drange nicht beirren lassen. Aber die Kritik dieser Frau, so einseitig sie war, wurde doch, weil nicht mit männlicher Schärfe, sondern mit der rücksichtsvollen Feinheit des Weibes abgegeben, umsomehr, da sie aus dem Munde einer ihm Verehrung abnötigenden Matrone kam, für den Dichter ein Anlaß, sein jugendliches Schaffen auf die unfeinen Auswüchse des kraftgenialen Wesens strenger zu kontrollieren. Durch ihre stete Betonung des edlen französischen Maßes wurde er auf die in seinem lebhaften Temperamente liegende Neigung zum Ausschweifen der Phantasie in Gedanken, Bild und Sprache aufmerksam, und seine dichterischen Ideen suchten nach einer das Excentrische ausschließenden, neuen, schönen Form. An dem ästhetischen Prachtgewande der Schillerschen Poesie, das sich bald in der edlen, nun in wohllautenden Jamben dahinfließenden Sprache des „Don Karlos" der Welt präsentieren sollte, haben die Einflüsse der Frau von La Roche nicht unbedeutend mitgewoben.

Anna Hölzel.

Was dem Dichter in Mannheim schließlich „Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel zuwider" machte, waren nicht am wenigsten seine entsetzlichen Geldverlegenheiten. Schiller ist nie ein

leichtsinniger Verschwender gewesen, das tägliche Rechnen war ihm von der Mutter her zur zweiten Natur geworden. Wohl aber hatte er bei seiner Unerfahrenheit, indem er anfangs sein Gehalt nicht nach dem Maßstabe des dortigen teuren Lebens, sondern etwa nach Bauerbacher Verhältnissen beurteilte und Nebeneinnahmen, die ihm verheißen waren, die aber bei dem schlechten Theaterbesuch in der Fieberepidemie gänzlich ausblieben, mit in die Rechnung hineinzog, mancherlei Fehler in seiner Ökonomie gemacht. Doch auch der größten Einschränkung, die er sich immer mehr auferlegte, war bei dem jämmerlichen Gehalte, mit dem man ihn abfand, das Auskommen unmöglich. Dazu kam, daß er mit bedeutenden Lasten ins Leben eingetreten war. Hatte er ja doch schon in Stuttgart, um „Die Räuber" zum Druck zu bringen, eine große Geldsumme aufnehmen müssen, deren Verzinsung ihn nötigte, Schulden auf Schulden zu machen. Er hatte gehofft, durch „Fiesko" und „Kabale und Liebe" wieder flott zu werden. Aber je mehr er der Welt wurde, desto größer schien für ihn die Bedrängnis des Lebens werden zu sollen. Da begingen im August 1784 die Schauspieler die Niederträchtigkeit, diesen ehrliebenden Mann, dem jeder schuldige Gulden zentnerschwer auf der Seele lag, in einer Posse als hungernden und schamlos gefräßigen Bettelpoeten, der überall entnähme und nicht bezahlte, dem öffentlichen Gelächter preiszugeben. Noch tiefer schmerzten ihn in diesen Tagen der entsetzlichsten Fieberanfälle die immer vorwurfsvoller werdenden Briefe des Vaters, der es mit seinen ewigen Mahnungen zu Sparsamkeit und vernünftiger Ordnung der Finanzen gut meinte, aber gar nicht imstande war, die Lage des Sohnes richtig zu beurteilen. Ein völliger Zerfall mit dem Elternhause bedrohte sein ohnehin schon schwer genug bedrücktes Gemüt, besonders von dem Augenblicke an, wo der Stuttgarter Gläubiger den Vater um des geliehenen Geldes willen zu bedrängen anfing. Schiller wußte sich in seiner Angst keinen Rat und er war der Verzweiflung nahe, als sein Bürge, von dem dortigen Gläubiger zur Deckung der Schuld angehalten, nach Mannheim entfloh und, hier festgenommen, in den Schuldturm geworfen wurde.

In dieser qualvollen Situation wurde ein Weib sein rettender Engel. Anna Hölzel war nur niederen Standes, die Frau eines

Bauhandwerkers, brav, arbeitsam und von menschenfreundlicher Sinnesart. Sie hatte an den Dichter eine Stube vermietet und sich schon immer, treuer als es von ihr gefordert werden konnte, um sein äußeres Wohlsein bekümmert. In hochachtungsvollster Verehrung blickte sie zu ihrem leutseligen und soliden Zimmerherrn hinauf, mit jenem ahnenden Verständnis für die Schwierigkeit geistigen Schaffens, das manchmal das geringe Volk in einem viel höheren Grade besitzt, als die vornehme und gebildete Welt. Sie sah, wie tiefer Kummer ihm das Angesicht furchte, und mit dem Scharfsinn der Liebe, der das Helfenwollen wirklich Ernst ist, wußte sie die Ursache zu erforschen. 300 Gulden brauchte ihr „lieber Schiller", gerade soviel hatte sie sich durch mühevolles Tagewerk im Laufe der Jahre erspart. Da nahm sie alles, was sie hatte, und brachte es mit Zustimmung ihres Mannes dem tief gerührten Dichter, der ihr keinerlei Sicherheit dafür geben konnte als sein Ehrenwort, das bei seiner damaligen Kränklichkeit ein recht unsicheres Pfand war. Es war eine große That, hochherzig legte sie den Ertrag ihres Schweißes als ein freudiges Opfer vor ihm nieder.

Vierzehn Jahre waren seit jenen drangvollen Tagen vergangen. Die biedere, fleißige Handwerkerfamilie war durch Krieg und Krankheit und allerlei Umstände in tiefe Armut gesunken. Lange arbeitete die Frau sich mit eigener Kraft tapfer durch das Unglück hindurch. Als aber die Flut über sie zusammenschlagen wollte, rief sie hilfeflehend zu dem hinüber, den sie einst gerettet hatte. Eilend schrieb ihr Schiller in Tagen des angestrengtesten poetischen Schaffens, wo er auch für die Höchsten der Erde nicht zu sprechen war, einen langen Trostbrief. Er wies ihr 55 Gulden als Geschenk an, später noch einmal die gleiche Summe mit der Bitte, ihn doch ja nicht zu schonen, wenn sie wieder einmal in Not sein sollte, und als sie nach einigen Jahren noch einmal seine Hilfe nachsuchen mußte, verschaffte er ihrem Sohne am Mannheimer Theater durch seinen Freund Beck eine einträgliche Dekorateurstelle.

Die noch erhaltenen Dankbriefe, reich an Zügen aus dem Leben und Leiden des Volkes, zeigen uns das Bild eines bei aller äußeren Unbildung doch so herzenstüchtigen und biederen Frauenwesens. Zugleich sind sie in ihrer vertrauensseligen Aussprache ein beredtes

Zeugnis für des Dichters Seelengüte. Er ist jetzt Professor, gar Hofrat, er sitzt an der Fürsten Tische und ist selber etwas wie ein Fürst, aber für sie bleibt er schlichtweg der „liebe schieler", den sie mit der Eröffnung all ihrer kleinen und für sie doch so großen Not nicht zu belästigen fürchtet. „Wie sehr freide mich ihr Brif da ich weis, wie uhngern Sie schreiben, und mir so Vüll geschrieben, daß über zeigte mich ihrer ganzen freindschaft. Wan Sie mich sehen thäten, wie es einer frau, der alles zu Grund gegangen ist, were! ich habe den Verstand ganz schwach und die schmärzen haben mein Herz eingenommen mitt beständigen bangen Klagen und keinen Schlaf mehr; die schulten, wo wir haben, muß ich arm Thier noch mitt meinem Leben bezahlen." Und nun schildert sie ihm ihr heißes Ringen mit den Verhältnissen, wie sie nach der Überschwemmung Kalksteine aufgelesen und diese gebrannt und verkauft habe; von dem Ertrage habe sie sich Bier und Wein angeschafft und draußen vor der Stadt für die Spaziergänger einen Ausschank eröffnet. Das wäre ganz gut gegangen: „ich besorgte die Vülle Mänschen, ich quelte mich daß mir von mütigkeit daß blut des abends zu hals rausschießt;" da hätten die Franzosen sie überfallen, alle Vorräte ausgetrunken und Geschirr und Bude zerschlagen. „Wir hatten anoch einen gulten und konten schon lange nicht mehr schlafen aus Besorgniß, wo wärten wir hülfe hernehmen? Von Gott und gute Mänschen sagt ich. War hab ich gesprochen!" Mit weinendem Danke erzählt sie nun dem Dichter, wie sie mit seinem Gelde seit langer Zeit das erste Licht wieder habe anzünden können, und wie sie damit ihre Tochter, ihr jüngstes Kind, zur Konfirmation ausgestattet habe; dann später, wie ihr Adolf vor Freude auf den Stuhl gesunken sei, als ihm Beck die Stelle übergab. „Mutter," sagte er, „nicht daß gelt machte würkung, sonden wie ich hörte, daß der grose schiler seine kostbare Zeit an uns verlaßen wähnte." „Beck sagte zu mir, dies haben Sie dem grosen Schiller zu danken. Röhmer und Abold, Müsikus, Zimmermann, der erste Liebhaber war zu Adolf kommen und fragte ihn mitt freide: schiller ist ihr Freund? Sie beneiden uns orntlich darum, jetzt ging ich nach Hauſ, kein Mänsch wußte, daß ich an ihnen geschrieben, ich fing an zu erzehlen und der alte liebe Ehrliche Vatter fing an zu weinen:

folgt eirer Mutter und es wirt uns alle wohl ergehen! Vüleicht noch ein järgen und ich kan meinem wohlthäder schreiben ich habe meine familie vür Mangel geschütz. Man sagt, daß der Mänsch einmal in seinem Leben glück zu erwarten häte, ich glaub das ich in die Eboche kome! Gott erhalte Sie gesund in ihren grosen Geschäften, ich bin ihre dankbare Anna Höltzlin im Materiallhof."

Mit diesem treuherzigen Frauenbilde, das damals nicht geahnt hat, daß der Trunk der Erquickung, den ihre Liebe dem großen Sohne des Volkes auf seiner Leidensstraße reichte, sie unsterblich machen werde, scheiden wir von der Mannheimer Zeit. Bemerkt sei nur noch, daß Schiller bei seiner Abreise die Hölzelsche Schuld wie alle dortigen Rückstände, durch Körners treue und in der zartfühlendsten Weise ihm erwiesene Hilfe dazu instand gesetzt, gewissenhaft beglichen hatte.

Minna Körner und Dora Stock.

In einer Biographie des Dichters hätte nun hier breit und voll das Bild des Mannes einzusetzen, der ihm in des Wortes ganzer Bedeutung ein Freund geworden und Zeit seines Lebens geblieben ist, und dessen Herz er nie auf einem falschen Klange überrascht hat. Theodor Körner hat seinem deutschen Volke viel geleistet mit seinem Heldentod und seinem Freiheitssang; aber Größeres als der vielgenannte Sohn hat uns der unberühmt gebliebene Vater gegeben durch das Verdienst, das er still verborgen sich um unseren Schiller erworben hat. Dieser hat in den zwei Jahren seines Zusammenseins mit Körner, vom September 1785 bis zum Juli 1787, in fast täglichen, oft bis in die Nacht sich hineinziehenden Debatten mit dem um drei Jahre älteren Freunde den ganzen Geistesgehalt seines Lebens in der mannigfaltigsten Weise durchgearbeitet. Was er an Fragen, die ihn beschäftigten, aufwarf, was er aus dem Reichtume seiner Ideen und poetischen Empfindungen vorbrachte, das kam ihm von seinem Körner, dem Schüler Kants, der mit einem aufgeklärten Kopfe ein feines und

warmes Gefühl, mit festem Ernste und großer Gemütsruhe eine edle Begeisterungsfähigkeit verband, beantwortet, gestaltet, vielfach geläutert und zur Produktion anregend zurück. Unter diesem beständigen Ineinanderfließen der auf die höchsten Interessen der Menschheit gerichteten jungen Männerherzen wuchs und reifte das Drama von der Freundschaft des Karlos mit seinem Posa, dem man etwas von dem Seelenschwunge abspürt, mit dem Schiller damals Körnern zurief: „O wie schön und göttlich ist die Berührung zweier Seelen, die sich auf dem Wege zur Gottheit begegnen!“ Durch diesen intimen Geistesaustausch der beiden, von denen der Ältere den Jüngeren als den unbedingt Reicheren, zu Großem Bestimmten, dieser jenen als den Geklärteren und Gefestigteren verehrte, wuchs und reifte vor allem Schiller selbst derartig, daß er im Rückblick auf die Dresdener Zeit von einer vollständigen Verwandlung und einer ganz neuen Epoche seines Denkens reden durfte. Aber nicht minder segensvoll wie die Aussprache mit dem Freunde für seine Gedankenwelt, wurde für sein Gemüt das Familienleben des Freundes. Körner war juristischer Oberkonsistorialrat in Dresden — was er bereits mit 27 Jahren geworden war — und bewohnte in der Residenz ein hübsches Haus, das in seiner Einrichtung eine schlicht sich darstellende Wohlhabenheit verriet. Außerdem besaß er in dem eine Stunde von der Stadt entfernten Loschwitz einen freundlich an der Elbe gelegenen Weinberg. Am Fuße desselben stand das geräumige Sommerhaus, dahinter stieg der mit Reben bepflanzte Garten steil an, um in einem niedlichen Berghäuschen seine Krönung zu finden und von hier aus eine weite Aussicht zu eröffnen, zur Linken über das in Baumgrün gebettete Dorf, zur Rechten über die schöne Stadt; jenseits des Flusses lag in weitem Kornlande Blasewitz, und im Hintergrunde sah man die Hügelkette der Sächsischen Schweiz. Das war so recht eine Stätte des Wohlbehagens für eine in sich glückliche Familie.

Zwei Frauengestalten erfüllten ihm sein Haus mit Sonnenschein: neben seiner Gattin Minna deren Schwester Dora. Minna war durch fast fremdländischen Typus, durch ihre in Bronze spielende Gesichtsfarbe, durch ihr dunkel glühendes, lebhaft sprechendes Auge und die Fülle der pechschwarzen Locken eine fesselnde Schönheit, aber

das feurige Temperament wurde gemildert durch innige Herzlichkeit der Empfindung. Das Gemütsleben war in ihr vorherrschend; es äußerte sich nicht so wie bei ihrem Manne in schwärmerischer Begeisterungsfähigkeit, als vielmehr in einem kräftigen Triebe zu praktischer Liebesbethätigung. Die um zwei Jahre ältere Schwester war eine mehr verstandesmäßig gerichtete Natur, schwärmerischer Regungen kaum fähig, dabei aber von launigem Humor, geistig noch lebendiger als Minna, vor allem eine sehr begabte Malerin, die auch Bedeutendes geleistet hat. In Bezug auf selbstbewußte Vornehmheit der Züge hat die jüngere graziöse Schwester sie übertroffen, auch war Dora in Gestalt etwas verwachsen. An Charaktertüchtigkeit und Herzensvorzügen gab keine Schwester der anderen etwas nach. Körner hat sein Weib sich tapfer erringen müssen, und er hat sie sich selbstbildend zu eigen gemacht. In dem bräutlich innigen Geiste dieser beiden Ehegatten spiegelte sich eine schöne, große Liebeszeit. In einer Dachstube Leipzigs hatte er, der Sohn eines wohlhabenden Hauses, einst seine Minna gefunden. Dort oben, wo in einem großen Raume, der Werkstatt und Wohnzimmer zugleich war, einst ihr Vater, der humoristische Kupferstecher Stock, mit dem Goethe als Leipziger Student so gern verkehrte, sein Geschäft betrieben hatte, führten die beiden Schwestern nun ihrem Stiefbruder die Wirtschaft. Es ging da recht bescheiden her, aber über alles wußten der Mädchen Hände Anmut auszubreiten.

Sie hatten keinen eigentlichen Schulunterricht gehabt. Doch mit der Elastizität jenes angeborenen Geistesadels, der sich spielend aneignet, was ihm in der Kindheit versagt war, und der schnell in die höheren Sphären des Lebens als in das für ihn ganz selbstverständliche Gebiet hineinwächst, rankte sich der Sinn der Jungfrauen an dem jungen Universitätsdozenten empor, der ihnen ein reich sich erschließender Lehrer wurde, dies alles in der Kraft einer lange unausgesprochen gelassenen Liebe zu Minna. Dann trat sein jüngerer Freund Huber als Doras Geliebter hinzu. Nun führte man im festgeschlossenen Kreise glücklicher Jugendliebe ein Leben voll reger geistiger Interessen. Alle großen Erscheinungen der Litteratur wurden miteinander gelesen und besprochen, aber ihr Lieblingsdichter war der Dichter der „Räuber“. Für seinen gegen die verrotteten

Verhältnisse anstürmenden Drang entflammte sich der Jünglinge Brust, und die Mädchen bewunderten seinen reinen, ernsten Sinn. Körners Vater, ein hochgestellter, sehr finster gerichteter Leipziger Theologe, setzte dem Verhältnisse seines Sohnes mit der „Kupferstechermamsell“ einen leidenschaftlichen Widerstand entgegen. Doch umsonst. Wie sehr der gute Sohn auch den Vater liebte, so war er doch fest entschlossen, seine ihm von höherer Macht verbundene Minna nicht zu lassen. Er ging nach Dresden, um sich mit Treue und Fleiß den Platz der Zukunft zu erobern, und nur zu kurzen Besuchen kehrte er zuweilen in der Dachstube ein. Da war es bei einem Zusammensein der vier Liebenden im Frühjahr 1784, daß das neueste Werk ihres Dichters, „Kabale und Liebe“, ihnen in die Hände kam. Das durchzuckte sie mit elektrischem Schlage: in den poesievollen Gestalten des Präsidentensohnes und der Geigerstochter verkündete Schiller das unbestreitbare Recht des Herzens wider die in Vernunft und Moral nicht begründeten Vorurteile gesellschaftlichen Herkommens. Wie eines Seelsorgers Glaubensstärkung wurde dieses Stück von ihnen aufgenommen, und die dankbare Empfindung drängte, alle Scheu der Fremdheit überwindend, nach einem Ausdrucke. Minna setzte sich hin und stickte für den Mannheimer Theaterdichter eine kostbare grün-weiß-seidene Brieftasche, Dora zeichnete mit dem Silberstifte ihre vier Bilder, Körner komponierte ein Lied aus den „Räubern“ und schrieb dazu einige verehrungsvolle, an ihren „Wohlthäter“ gerichtete Huldigungsworte voll des Verlangens, auch seinerseits dem Dichter einmal etwas sein zu können, „wenn ihn etwa der Zweifel müde machte, ob seine Zeitgenossen wert wären, daß er für sie arbeitete.“

Schiller war aufs freudigste überrascht. Herrlich ist das Wort, mit dem er das dargereichte Band knüpfte: „Wenn Sie mit einem Menschen vorlieb nehmen wollen, der große Dinge im Herzen herumgetragen und kleine gethan hat; der bis jetzt nur aus seinen Thorheiten schließen kann, daß die Natur ein eigenes Projekt mit ihm vorhatte; der in seiner Liebe schrecklich viel fordert und bis hierher noch nicht einmal weiß, wie viel er leisten kann; der aber etwas anderes mehr lieben kann als sich selbst, und keinen nagenderen Kummer hat, als daß er das so wenig ist, was er so gern sein

möchte, wenn Ihnen ein Mensch wie dieser lieb und teuer werden kann, so ist unsere Freundschaft ewig, denn ich bin dieser Mensch!" — Im April 1785 brach er von Mannheim nach Sachsen auf. Dort waren aber in den neun Monaten große Veränderungen vorgegangen. Der alte Körner war gestorben, und der Verbindung der Liebenden stand kein Hindernis mehr entgegen. Im August erfolgte dieselbe, Dora siedelte mit nach Dresden über. Mitten in den Zurüstungen war nun der Dichter in Leipzig eingetroffen, er hatte noch reichlich Gelegenheit gehabt, Huber und den beiden Mädchen, später auch Körner, näher zu treten. Einige Wochen nach der Hochzeit hielt es ihn nicht länger in Gohlis, seinem Leipziger Sommeraufenthalte, er folgte den Glücklichen nach Dresden, nach Loschwitz in ihren Weinberg.

Draußen ein wunderschöner Herbst, um ihn eine behagliche Häuslichkeit, in ihm das Gefühl völliger Sorgenfreiheit, vor ihm das Liebesglück dieser beiden ihm so verwandten Seelen — von dem Hauche ihres Idealismus beständig berührt, getragen von dem Bewußtsein, von diesen drei treuen Anhängern verstanden zu werden: wie ins Paradies fühlte er sich versetzt! „Ich bin hier im Schoße unserer Lieben aufgehoben wie im Himmel," schrieb er am Tage nach der Ankunft an Huber. „Ich würde es wagen, Dich in das Innere meiner Seele hineinzuführen, wenn ich Dich so lange könnte vergessen machen, daß ich Dichter bin. In der jetzigen Fassung meines Gemütes kenne ich keine andere Besorgnis als die Furcht vor dem allgemeinen Los der zerstörenden Zeit. Der gestrige Abend hier auf dem Weinberge war mir ein Vorgeschmack von allen folgenden. Während daß Dorchen und Minna auspackten und im Hause sich beschäftigten, hatten Körner und ich philosophische Gespräche. O liebster Freund, das sollen göttliche Tage werden! Diese Nacht habe ich zum erstenmal unter einem Dache mit unseren Lieben geschlafen. Sie haben mich gestern Nacht in Prozession auf mein Zimmer gebracht, wo ich alles zu meiner Bequemlichkeit schon bereitet fand. Heute beim Erwachen hörte ich über mir auf dem Klavier spielen. Du glaubst nicht, wie mich das belebte. Eben sind sie aus meinem Zimmer gegangen, um mich diesen Brief an Dich schreiben zu lassen. Er ist fertig, und Du hast die kurze Ge-

schichte meines Hierseins bis auf den Augenblick, wo ich mich unterschreibe Deinen glücklichen Schiller."

So war denn nach der dunklen Nacht der Mannheimer Zeit endlich wieder die Sonne über des Dichters Leben aufgegangen, und von ihrem Strahle geweckt, stieg nun wie Lerchensang das Hohelied von der Freude schönem Götterfunken zum Himmel auf. In den köstlichen Loschwitzer Herbsttagen, da man abends unter dem Nußbaum saß, draußen vor dem Sommerhause, während der volle Römer kreiste, und Lebensfreude aus allen Augen blitzte, da die Liebenden der vergangenen Kämpfe gedachten und der treugehaltenen Eide, da mit ihrem Dichter sich die Seelen enger und enger verbanden, und man in dem Gelöbnis, miteinander zu der Tugend steilem Hügel emporklimmen zu wollen, dem guten Geiste, der alle Liebe segnet, „feuertrunken" ein Glas weihte, — in solchen Stunden losgebundener Freundschaftsbegeisterung kam ihm die Inspiration zu diesem Hymnus. Als dann im Oktober durch Hubers Besuch sich der Zirkel in der Dresdener Stadtwohnung zur „heiligen Fünf" zusammenschloß, gestaltete sich das Bundeslied, das seitdem zahllose begeisterungsfähige Menschenherzen zu seliger Wonne emporgehoben hat.

Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!

Wie eine liebliche Ahnung dessen, was ihm selbst noch beschieden werden sollte, wird es oft durch Schillers Brust gezogen sein, wenn er die reine, große Liebe der beiden vor Augen hatte. Für sie dichtete er damals einen erst vor kurzem aufgefundenen „Wechselgesang", dessen Anfang hier stehen mag:

Leontes.

Delia — Mein dich zu fühlen!
Mein durch ein ewiges Band.

Göttern auf irdischen Stühlen
Gönn' ich den dürftigen Tand.
Dich in die Arme zu drücken —
O wie verdien' ich mein Glück!
Geb' ich auch dir dies Entzücken,
Dir dieser Seligkeit Fülle zurück!

Delia.

Ach, nur ein einziges Leben,
Teurer Leontes, ist mein.
Tausende, könnt' ich sie geben,
Tausende wollt' ich dir weihn!
Einmal nur kann ich mich schenken,
Einmal durchschauert von Lust,
Einmal auf ewig nur sinken,
Sinken an deine hochschlagende Brust.

Beide.

Höre den Dank deiner glücklichen Seelen,
Glücklich durch deinen allmächtigen Wink!
Glühenden Dank dir! Du lehrtest uns wählen,
Glühenden Dank für dein bestes Geschenk!

Es herrschte in dem konsistorialrätlichen Hause eine der geistesfreien Religiosität jener Zeit entsprechende, aus edler Humanität und heiterem, kunstsinnigem Lebensgenusse gewobene harmonische Seelenstimmung. Minna gab derselben die Wärme, Dora die Frische, Körner die Tiefe und Schiller den Schwung; eine kleine Zahl von Freunden aus dem Künstler- und Gelehrtenstande brachte in das Familienleben die notwendige Bewegung. Besonders wurde viel musiziert und gesungen; Körner selbst hatte ein nicht unbedeutendes Talent zum Komponieren. Durch dieses Beieinanderwohnen, so oft man in Loschwitz war, und den engen nachbarlichen Verkehr in Dresden erstarkte der in Schiller von Natur schon groß angelegte Familiensinn derart, daß er ganz verstört und arbeitsunfähig wurde, wenn Körner mit den Frauen einmal verreiste. Häusliche Glückseligkeit wurde ihm fortan Grundbedingung seiner Existenz als Mensch und Dichter. Mit den „lieben Weiberchens", die aufs treuste ihn hegten und pflegten, stand er oft auf friedlichem Kriegs-

fuße. Doras Zunge war ein bißchen spitz, und wenn sie ihn neckte und in die Begeisterung des Karlosdichters zuweilen kaltes Wasser goß, so war er nicht der Mann, ihr etwas schuldig zu bleiben. Nicht selten wird wohl ihre Neigung, sich ein wenig auffallend herauszuputzen, dem Freunde den Stoff zur Widerrede gegeben haben. Dann mußte sie sich gewöhnlich den Frieden damit erkaufen, daß sie sich von ihm einen Haufen Kommissionen aufladen ließ „zur schleunigsten, gewissenhaftesten und pünktlichst-gütigsten Besorgung“. Mit der anmutigen Wirtin aber, deren häusliche Tummelei seine herzliche Freude war, führte deren allzu häufiges und allzu gründliches Reinemachen, das ihm zuweilen seine Gemütlichkeit störte, manchen drolligen Konflikt herbei. Sie selbst redete später in Briefen an seine Frau scherzend von ihrer „oft ungezogenen Thätigkeit“. Wie lieb es ihm auch war, wenn etwas von dem wirtschaftlichen Getriebe vernehmbar wurde, so wurde ihm doch einmal in Abwesenheit der Herrin die Sache zu bunt, da die Waschfrauen gerade vor seinem Fenster rücksichtslos schwatzend rumorten. Als Minna zurückkehrte, überreichte er ihr eine Bittschrift des „Haus- und Wirtschaftsdichters“, in der er sein Tagewerk, die Entstehung der großen Eboliscene schildert, wie er ganz mit dem Liebesrausche der jungen Fürstin beschäftigt gewesen sei —

Jetzt sinkt sie an des Prinzen Brust
Mit wonnevollem Schauer,
In ihren Augen Götterlust,
Doch in den seinen Trauer.

Schon ruft das schöne Weib: Triumph!
Schon hör' ich — Tod und Hölle!
Was hör' ich? — einen nassen Strumpf,
Geworfen in die Welle.

Und weg ist Traum und Feerei!
Prinzessin Gott befohlen!
Der Teufel soll die Dichterei
Beim Hemderwaschen holen!

Diese zwei an geistiger Anregung so reichen, von frischem Humor gewürzten und von der Frauen sanfter Hand verschönten Jahre sind eine gar freundliche Idylle im Leben Schillers gewesen, deren

Erinnerung ihm nur durch Hubers spätere Haltung getrübt wurde. Dieser, ein sehr enthusiastischer, aber infolge einer ganz verkehrten, unfreien Erziehung nicht gefestigter Charakter, wurde seiner Braut, nachdem er sie noch lange Jahre hingehalten hatte, untreu und kam auf falsche Wege; Schiller, der sich anfangs zu ihm ganz besonders hingezogen gefühlt hatte, zerfiel deshalb vollständig mit ihm. Dora blieb bis an ihr spätes Lebensende unverheiratet im Hause der Schwester, die im Jahre 1815 mit ihrem Gatten nach Berlin übersiedelte, wo derselbe in das geistliche Ministerium eintrat. Solange Schiller lebte, durfte er die drei ihm so lieben Menschen mit seinen Gedanken, seinen Briefen — auch persönlich sah man sich wiederholt — an der Stätte der einst mit ihnen verlebten schönen Tage suchen. Er hat seine Dichterhand segnend auf das Lockenhaupt des hoffnungsvoll dem Hause erblühenden Knaben gelegt! Wie Körner selbst, so blieben auch die beiden Frauen auf das herzlichste ihrem großen Bundesbruder zugethan, und Schillers Gattin, an Hubers Stelle als Fünfte in diesen Seelenbund aufgenommen, fand in Minna und Dora zwei treue Freundinnen.

Henriette von Arnim.

Jene an Glück erst so reiche Zeit fand einen wenig erquicklichen Abschluß durch leidenschaftliche Herzenswirren des Dichters. Die neunzehnjährige Dresdener Geliebte Schillers, die Tochter einer in ihrem Vermögensstande heruntergekommenen Offizierswitwe, war eine üppige Schönheit, in der Formvollendung ihrer Gestalt und in der Fülle ihrer jugendfrischen Reize unbedingt das prangendste Frauenbild, das unserem Dichter je begegnet ist. Sie war ein Feuerwein in einem feingeschliffenen Krystallglase. Schiller hatte bei aller Geistigkeit seines Wesens damals noch übergenug Empfänglichkeit für dieses Funkensprühen aus der Sinnenwelt. „Es ist sonderbar," so lautet ein späteres Geständnis an Körner, „ich liebe die herzliche, empfindende Natur, und eine Kokette, jede Kokette

kann mich fesseln. Jede hat eine unfehlbare Macht auf mich durch meine Eitelkeit und Sinnlichkeit; entzünden kann mich keine, aber beunruhigen genug." Nun, die reizende Zigeunerin, die ihm im Januar 1787 auf einem Maskenballe mit der schmeichelhaftesten Wahrsagung in Bezug auf seine Dichterzukunft entgegengetreten war, hat ihn denn doch mehr wie beunruhigt. Gleich an jenem Abend flammte in ihm die Leidenschaft fast bis zur Besinnungslosigkeit auf. Im Salon der Frau Sophie Albrecht sah er dann das Mädchen wieder, bald war er bei der Mutter eingeführt, und es währte nicht lange, so verkehrte er hier fast täglich als der ausgesprochene Liebhaber der schönsten ihrer Töchter, die es verstand, seine Erregung in beständiger Steigerung zu erhalten.

Es ist kein erfreulicher Anblick, den der Dichter in diesen Monaten des Arnimschen Verhältnisses bietet. Sein ganzes Verhalten hat etwas Schlaffes, Unfreies, die Klarheit seines Urteilens und Entschließens ist getrübt, und über die besten Kräfte seines Gemütslebens kommt ein Geist des Schlafes. In dem Taumel, der ihn ergriffen hatte, vergaß Schiller nicht nur seine Arbeit, sondern auch die Freundschaft im Körnerschen Kreise, dem er sich, allerdings nur auf kurze Zeit, innerlich und äußerlich ganz entfremdete. Und wenn den nun bereits Siebenundzwanzigjährigen, der noch ohne die geringste Aussicht auf eine ihn ernährende Wirksamkeit dastand, in letzter Zeit manchmal recht trübe Stimmungen heimgesucht hatten, so traten diese sorgenden Zukunftsgedanken jetzt so völlig zurück, daß er den Erlös von der Theaterbearbeitung des „Karlos" in wertvollen Geschenken und sogar in baren Geldbeträgen in das Arnimsche Haus trug. Die Leidenschaft des armen Dichters scheint die Leihbank gewesen zu sein, auf die die gnädige Frau ungeniert Wechsel zog.

Die putzsüchtige und prachtliebende Dame stand in keinem besonderen Rufe. Man sagte ihr nach, daß sie ihre Töchter zum Männerfang dressierte, um aus einer möglichst großen Zahl angelockter Anbeter sich und ihnen den besten Goldfisch auszuwählen. Selbst ihr Wertlegen auf die geistige Ausbildung der Töchter betrachtete man als die lediglich zu diesem Zwecke angeschaffte geistige Toilette. Thatsache ist, daß damals gleichzeitig mit Schiller ein

jüdischer Banquier und ein herabgekommener Graf aus dem Geschlechte der Wallenstein, jeder mit gleicher Hoffnung auf Erfolg, sich um Henriettens Hand bewerben durften. Die Mutter hat offenbar Schillers Liebe nur begünstigt, um durch den Glanz des berühmten Dichters die Tochter für die anderen Verehrer im Werte steigen zu lassen. Wesentlich anders stand die junge Arnim zu ihm. Sein inniges Einsprechen auf ihr Herz war an diesem nicht spurlos vorübergegangen. Das ehrliche Gefühl, das ideale Leben, das seine heiße Leidenschaft beseelte, war ihr etwas so Neues und im Unterschiede von der Öde dessen, was sie als Liebe zu empfangen gewohnt war, etwas so Wohlthuendes, daß es in ihrer Seele warme Empfindungen hervorrief. Sie liebte Schiller, und sie liebte ihn mit der ganzen Tiefe, deren sie fähig war; aber diese Tiefe ging bei dem oberflächlichen Weltkinde doch nicht bis zu der Idealität des Verständnisses für sein geistiges Schaffen, noch weniger bis zu der Opferfreudigkeit der Hingabe an den vermögenslosen, zu sorglosem Lebensgenusse nicht berufenen Mann. Wohl gab es bei ihr Augenblicke erhöhter Seelenstimmung, wo sie, ergriffen von seinem Geiste und seiner Liebe, ihm schreiben konnte: „Ich muß Ihnen sagen, daß ich immer und unaufhörlich an Sie denke, mich nur mit Ihnen beschäftige. Sie sind jetzt der Einzige, der mir wichtig ist. Wenn ichs bedenke, wie sehr ich mich verändert finde seit den drei Monaten, daß ich Sie kenne, — Sie haben alle meine gefaßten Vorsätze vernichtet. Denn ich hatte mir erst fest vorgenommen, nie wieder zu lieben, nie wieder zu glauben, daß man mich liebe, ich wollte leichtsinnig wie die mehresten Mannespersonen werden und mich vor allem, was meine Empfindung erregen könnte, hüten und doch ein Heer von Verehrern um mich versammelt halten, wollte einen jeden anhören, aber keinem mehr etwas glauben. Kaum als ich Sie zweimal gesprochen hatte, so fand ich gar bald, daß ich mich in meiner Rechnung, mein Herz vor aller Liebe zu bewahren, geirrt hatte."

Wenn sie so schrieb, so meinte sie es wirklich so. Dann war sie wohl gewillt, um seinetwillen sich aus ihrem bisherigen Treiben herauszuwinden. Doch gewann unter der Mutter Einfluß ihre eigentliche Natur über solche Regungen edleren weiblichen Sinnes

bald wieder die Oberhand; wurde ihr doch immer von neuem gesagt, sie dürfe sich der glänzenderen Aussichten nicht entschlagen, sie müsse wenigstens vorerst einmal den einen festhalten und den anderen nicht lassen. So fand denn Schiller an manchen Abenden an dem Fenster der Geliebten ein Licht: dann — das war die Abrede mit ihm — hatte sie sich ganz der Familie zu widmen. Hätte er jedoch trotzdem einmal Einlaß gesucht, so würde er alsdann Gelegenheit gehabt haben, einen reichen Nebenbuhler im Besitze seines so fest geglaubten Glückes zu überraschen.

Im Körnerschen Hause, wo man über dieses Verhältnis ganz klar sah, und wo man ihm von Anfang an warnend zugerufen hatte, daß seine Neigung zu idealisieren hier seiner Menschenkenntnis einen üblen Streich spiele, verfehlte man nicht, den Verblendeten über das merkwürdige Lichtzeichen aufzuklären. Von da ab wurde er bedenklich, aber seine Leidenschaft wurde nur noch heftiger. Da griff der treue Freund zu einem Gewaltmittel. Durch eine List lockte er den Dichter im April nach dem einige Stunden entfernten Tharandt und durch moralischen Zwang nötigte er ihn, bei Schnee und Regen hier eine Frühlingskur zu nehmen. Die Trennung sollte, wie er hoffte, eine allmähliche Genesung bringen. Und in der That hat das Tharandter Exil, trotz eines Besuches der Arnimschen Damen, schließlich die Lösung herbeigeführt.

Nicht ohne Rührung vermag man diesen Auflösungsprozeß zu verfolgen. In der ländlichen Stille schwoll der Zweifel an der Treugesinnung der Geliebten mächtig an, und das quälende Irrewerden an ihrem Herzen erzeugte die immer mehr ihn beängstigende Frage nach Henriettens Vergangenheit. „Sie verlangen, daß ich Ihnen Briefe zeigen soll,“ antwortete sie, „ich habe die wenigsten von denen, die ich je bekommen und die mir wichtig waren, aufgehoben, die meisten sind dem Feuer geopfert worden, um mir alle Erinnerung zu ersparen, und die übrigen sind nicht der Mühe wert, daß man sie liest. Denn Sie würden große Erbärmlichkeiten darin finden, und es auch manchem von den schönen Briefen gleich beim ersten Blicke ansehen, daß er aus einem alten Roman geschrieben ist.“ Das war zum Teil ein Ausweichen, das nicht grade Vertrauen erwecken konnte, zum Teil das Eingeständnis einer für die

Neunzehnjährige auffallend reichen Vergangenheit, die von den gleichzeitigen Beteuerungen der weiter oben citierten Briefstelle nicht ausgelöscht wurde. Dennoch ging Schiller mit der ganzen Energie seiner Leidenschaft und mit seinem großen Glauben an das Frauenherz gegen solche Zweifel an: seine Henriette sollte durchaus das wirklich sein, was der Idealist an ihr zu besitzen nötig gehabt hätte! Und so gewinnt er sich zu ihrem Geburtstage im Mai noch eine poetische Widmung ab, aber schon während des Dichtens kommt ihm die Ernüchterung; je fester sein Herz die Geliebte an sich zu ziehen sucht, desto unaufhaltsamer zerfließt sein Ideal als trügerischer Schein. Dem Geburtstagsgeschenke folgte fast unmittelbar ein Brief nach, der aus tief verletzter Mannesseele ihr die Anklage entgegengeschleudert haben muß, sie lüge ihm Liebe, und sie mißbrauche ihn, um ihn an ihren Triumphwagen zu spannen. Dieser Vorwurf war allerdings nicht ganz berechtigt, darauf durfte sie in ihrem Erwiderungsschreiben wohl sagen: „Das habe ich bei Gott nicht verdient!“ Aber noch viel unberechtigter war nun doch auf ihrer Seite der Versuch, sich von Flatterhaftigkeit freizusprechen und ihm die Schuld an dem Zerwürfnis aufzubürden. Die daran Schuldige ist allein Henriette von Arnim gewesen oder, wenn man so will, deren Mutter. Was das Leben durch verkehrte Erziehung und schlechte Umgebung aus dem Mädchen gemacht hatte, das hat sie eines Schillers unwürdig werden lassen und unfähig, ihm die Liebe entgegenzubringen, zu der sie die mächtigen Antriebe in sich wohl verspürte. Henriette hat das doch auch gefühlt. Durch ihr ganzes Schreiben zittert ein weher Schmerz, der hervorbricht in den Worten: „Sie sind es überdrüssig, Ihre Zeit an ein so armseliges Geschöpf, wie ich in Ihren Augen sein mag, zu verschwenden.“

Für ein höheres Lebensgefühl, das in Schillers Liebe lockend vor ihr gestanden, verloren, heiratete sie später zwei reiche Edelleute, erst den Neffen, dann den Onkel, keinen mit ihrem Herzen. Bis zu ihrem späten Lebensende hat sie aber das Andenken Schillers in Ehren gehalten, und dieser dachte an sie ohne Groll zurück, wenn ihm auch hernach der Gedanke, einmal eine Henriette von Arnim geliebt zu haben, närrisch erschien. Jedenfalls hatte nach seiner Rückkunft aus Tharandt eine persönliche Aussprache ihm die bittere

Empfindung, mit berechnender Heuchelei getäuscht zu sein, von der Seele genommen. Immerhin war dem Dichter durch diese Erlebnisse der Dresdener Boden so verleidet, daß er denselben vorläufig — nur eine Abwesenheit von einigen Monaten war in Aussicht genommen — zu verlassen beschloß. Am 20. Juli 1787 reiste er nach Weimar ab. Anfangs unterhielt er noch einen gewissen Briefwechsel mit Henrietten, den er aber als „sündlichen Zeitaufwand" bald einschlafen ließ.

Charlotte von Kalb.

Nach Weimar zog Schiller damals weniger der Glanz der Dichterstadt, als die Anwesenheit einer Frau, auf die schon wiederholt hingedeutet worden ist. Bereits in Bauerbach hatte er von Frau von Wolzogen viel über das mit ihr verwandte Fräulein Charlotte Marschalk von Ostheim vernommen; im Mai 1784 lernte er dann in Mannheim die noch nicht 23jährige, kürzlich verheiratete Edelfrau an der Seite ihres Gatten, eines in französischem Dienste stehenden Majors von Kalb, kennen. Lassen wir sie selbst diese erste Begegnung mit dem Dichter schildern: „In der Blüte des Lebens, bezeichnete er des Wesens reiche Mannigfalt, sein Auge glänzend von der Jugend Mut; feierlicher Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt. Bedeutsam war ihm so manches, was ich ihm sagen konnte, und die Beachtung bezeigte, wie gern er Gesinnungen mitempfand. Durch Scheu nicht begrenzt, traulich, da gegenseitig mit dem Gefühl des Verstandenseins das Wort gesprochen werden konnte, löste der Gedanke den folgenden Gedanken ohne Wahl oder Nachsinnen. Wohl die Rede eines Sehers. Am folgenden Tage sahen wir den reichen Schatz der Antiken, die hier bewahrt und schön geordnet. Was klar der Geist ersonnen, ist Lust dem Aug', ergreift, entzückt des Menschen Herz. Schauer der Sehnsucht bewegten ihn, denn er fühlte wohl: auch ich vermag!" So lesen wir in ihren Memoiren.

In der genialischen Überschwänglichkeit dieser im Leben Schillers so hervorragenden Frau scheint der in der damaligen gebildeten Frauenwelt fieberhaft erregte Drang nach eigener Geistesentfaltung seinen Gipfel gehabt zu haben. Sie ist von Zeitgenossen die Geistvollste ihres Geschlechtes genannt worden. Goethe, Herder, W. v. Humboldt, Fichte und viele andere haben sie um ihrer Bedeutsamkeit willen verehrungsvollster Huldigungen gewürdigt. Das läßt sich aus den Memoiren im ganzen schwer begreifen. Ist ihr Erzählen auch mitunter hochinteressant, dramatisch spannend, an einigen Stellen echte Poesie der Empfindung,*) eine teils zarte, teils gewaltige Lyrik, so ist doch in weiten Strecken des Buches die Ausführung recht trocken, der Inhalt nichtssagend. Fast immer verschweben die Gestalten ohne scharfe Umrisse wie in einem Nebel, oft werden die Gedanken nur flüchtig, stückweise angedeutet, man ist sehr viel aufs Raten angewiesen, dadurch bekommt die Lektüre etwas Beunruhigendes. Die Sprache ist manchmal von reiner Schönheit, lichtvoll und klangvoll, dann aber wieder überwuchert von Verschrobenheiten, zuweilen bis zur Unverständlichkeit verrenkt: die Rede einer Sibylle, die geheimnisvolle Sprüche in diese Welt hineinzuflüstern für ihren Beruf hält, und daneben das Aufjauchzen einer

*) So schreibt Charlotte bei der Geburt ihres Kindes: „Leben, Sterben, Leben — wie nahe berühren sich in einer Stunde diese Zustände. Könnte man in diesem Leben Auferstehung fühlen, dann wäre es in der Stunde, wo das Auge der Mutter den Erstgeborenen segnet. In Schwäche und Freude hat sie sich selbst und die Welt vergessen, im reinsten Frieden, in sanfter Lust empfängt sie der Schlummer, gestärkter fühlt sie am Morgen der Liebe Band zu dem Geborenen; auch die Wehmut, daß ihre Bestimmung vollbracht. Nun lebt ja durch sie ein Wesen, welches den Äther atmen, das die goldene Sonne wärmen wird. Dunkel, wie die meinige, ist mir deine Zukunft, doch ich bin dir geweiht und du mir. Mutter und Kind — das schönste Bild, das höchste Gleichnis im Himmel und auf Erden. In der Liebe zum Kinde ist der Neid noch süß. O wenn alles Fremde, Störende entfernt bliebe, allein, mit dir allein in treuer Pflege, — ‚ich will dich lehren Kränze winden, dir Mährlein erzählen und über goldene Schmetterlinge mit dir lächeln.‘ O wäre das mütterliche Leben also geweiht! Auf so holdem Dienst ruht der Engel Freudenblick.“

Titanin, der es eine Lust ist, die Bestandteile ihrer Gedanken wild durcheinander zu schleudern.*) Nicht selten wird man gefesselt von einem ringenden Geiste, von einer in hohen Anschauungen des Schönen erglühenden Seele; Ideen erheben sich vor uns wie Zinnen, die ins Blaue ragen; aber je höher die Empfindung aufsteigt, desto mehr zeigt sie sich durchbrochen von einer an Trübsinn grenzenden Schwermut. Lebensfrisch sprießt aus diesen Spalten und Rissen dann wohl eine tief religiöse Betrachtung der Dinge, die edle Mystik eines nach innen gewandten Herzens; aber in diesem grünen Geranke nistet viel Abergläubisches. Nachtvögeln gleich, die die unwirtlichen Hallen einer Ruine durchschwirren, flattert durch Charlottens Memoiren jener Sinn, der begierig auf beängstigende Träume, auf finstere Ahnungen und böse Vorbedeutungen, auf jedwedes Unheimliche lauscht.

In der That haben wir in diesen Aufzeichnungen eine Ruine vor Augen. Die Charlotte von Kalb, von der diese Blätter herrühren, ist eine achtzigjährige Greisin. Es ist die auf dornenvollem Lebenspfade von Stufe zu Stufe tiefer ins Elend gesunkene, ihres großen Vermögens beraubte, durch die gewaltigsten Nervenerschütterungen wiederholt dem Wahnsinn nahegebrachte Frau, die, seit zwei Jahrzehnten vollständig erblindet und seitdem fast von allem Verkehre geschieden, vor ihrem eigenen Gefühle eine vom Tode Vergessene war, ein Wesen aus einer anderen Welt. Da sehen wir sie oben in einem Zimmer des Berliner Königsschlosses, das die Hochherzigkeit einer Prinzessin ihr als Zufluchtsstätte eingeräumt hat, einem teilnahmsvollen Menschen ihre Lebenserinnerungen diktieren.

*) Jener Bericht ihrer Begegnung mit Schiller schließt folgendermaßen: „Begünstigt von dem Maientag, noch mehr durch die milde Freiheit der Seele, wähnend, Schöpfer des Lebens zu sein, so verborgene Quellen ahnend, daß einst Denken und Wollen leiblicher, als jetzt der Begeisterung Trauer. Das Wohl des Daseins wähnt, die Kraft, die unter so viele verteilt, sei ihr Eigenstes; es ruft die Liebe zu dem All in noch nicht getrennter Fülle der Begeisterung, und blühend ersprießt das Wort, welches die Flamme der Jugend dahinsät. Wer da kennt die Beseligung des Worts, der hat empfunden die Offenbarung des Geistes.“

Hoch aufgerichtet wie eine Seherin steht sie da, nach Varnhagens Beschreibung damals auch im Äußeren eine sibyllenhafte Gestalt. Mit ihren einst von aller Welt bewunderten großen blauen Märchenaugen, die jetzt so schwarz und tot sind, starrt sie, mehr träumend als wachend, hinaus in die Ferne vergangener Zeiten, wo ihr ihres Lebens Genossen in verschleierten Gestalten, wo ihr ihre eigenen Erlebnisse in verschwommenen Zügen erscheinen. Manches lichtet sich ihr wunderbar unter dem nochmaligen Aufflackern der Liebe ihres Herzens, aber ihre Anschauung ist getrübt, ihr Gedächtnis ist verwirrt, ihr Geist zum Teil überschattet. Durch das gewaltsame Neudurchleben ist ihre Empfindung unnatürlich aufgewühlt, und während sie das Ernsteste spricht, bricht sie oft in ein unheimliches Lachen aus. Sie hatte früher einmal prophetisch gesagt, zu ihrem Leben gehöre „Entlaubung—Sturm—Frost—Erstarrung." Nun steht in den Memoiren, was sie einst gewesen, vor uns von der Zeiten Wintersturm verwittert, entstellt und zertrümmert, ein verfallener Bau, nur noch Reste von dem Seelenleben, das einstmals den Dichter entzückt und gefesselt hat.

Es hat seine Schwierigkeiten, aus dem Geistesbilde der Achtzigjährigen das der jungen Freundin Schillers herauszuerschauen. Da bis auf weniges ihre zahlreichen Briefe an ihn, die sie sich zurückgefordert und mit den seinigen dem Feuer übergeben hat, uns fehlen, so ist man auf ihre anderweitige Korrespondenz, auf einige Auslassungen von Zeitgenossen und auf Schillers zahlreiche Äußerungen in den Körnerbriefen als Hilfsmittel dieses Restaurierungswerkes angewiesen. Man darf nun nicht die in den Memoiren uns störenden Züge an der Jugendgestalt einfach wegdenken. Die wunderliche, dunkle und zerklüftete Diktion ist allerdings nach allem, was wir sehen, erst die Laune einer späteren Zeit, etwa vom 40. Lebensjahre ab, wahrscheinlich der Einfluß ihres geliebten Jean Paul, des großen Sprachverderbers. Etwas eigenartig Gedrängtes, Sprühendes war ihrer Ausdrucksweise freilich immer eigen. Anderes aber, wie die hinter äußerer Gemessenheit, oft geradezu hinter Kälte sich bergende beständige Aufgeregtheit ihrer Seele, in der es nie still wurde, und in der die Bewegtheit sich plötzlich zu einem Sturme der Leidenschaft entfesseln konnte; bei scharf ausgeprägtem

Selbstgefühle eine Passivität der Willensentschließungen, dazu eine weiche Empfänglichkeit gerade für die trüben Eindrücke des Lebens und der Drang, denselben nachzuhängen und von der Zukunft mehr zu fürchten als zu hoffen; trotz großen Verstandes ein Übergewicht der Phantasie und daher die Neigung, die Welt anders zu sehen, wie sie ist, ein stark phantastischer Zug; infolge dieses überreichen Phantasielebens auch eine eigentümlich mysteriöse Stimmung und eine offenbare Hinneigung zum Geheimnisvollen — dieses alles bei der jungen Charlotte noch in einer Form, die für den damals ihr vielfach so verwandten Dichter etwas Anziehendes hatte, und erst später durch Lebensschicksale und durch die Abnahme der Geistes- und Gemütskräfte zu abstoßenden Gestalten entartet, lag tief in ihrer Natur.

Es war das in ihrer Jugendentwicklung begründet. Das mittelalterlich düstere Schloß zu Waltershausen im Grabfelde (Franken) war die Stätte ihrer ersten Kindheit, und die Erzählungen von traurigen Familienerlebnissen und schaurigen Ortssagen waren die dem kindlichen Gemüte dargereichte Nahrung. Früh starben die Eltern, sofort wurden die Thüren zugestoßen, verschlossen und versiegelt — „unter klirrendem Geräusch gingen wir langsam, leise die Stufen der hohen Treppe hinab,“ hinaus in die Fremde. Meist getrennt voneinander wurden die fünf Geschwister unter der vornehmen Verwandtschaft umhergeschleppt, und immer wieder waren es Bilder vom Sterben und Vergehen, die Charlotte zu sehen bekam. Kein Wunder, daß ihr hernach das Leben als ein großer Leichenzug erschien. Wirkliche Herzensteilnahme wurde dem Mädchen wenig erwiesen, Heimatsgefühl zog dem Kinde nie in die Seele ein. „Du solltest nicht dasein!“ hatte die Großmutter bei ihrer Geburt gesagt, weil ein Sohn erwartet worden war. Das Brüderchen hatte es gehört und nannte sie nun so; sie nahm es als Schicksalsspruch über ihr Leben und verschloß sich dem Leben. Das sensitive Mädchen wurde weltflüchtig, menschenscheu, durch finstere Wälder irrte sein Fuß, und, freudenlos selbst unter der Lustbarkeit der Gespielen, lebte es still in Harm versenkt: „schon als Kind hatte ich ausgeweint.“ Träume, in denen sie mit den Eltern verkehrte, waren ihr Trost, sehnsüchtig haschte sie nach solchen nächtlichen Visionen, traurig, wenn im Lichte des Frührots die geliebte Mutter ihr wieder erstarb.

Was das äußere Dasein ihr versagte, mußte das innere hergeben. Die Sterne des Himmels, die sie bei ihrer ungemeinen Kurzsichtigkeit nie gesehen hat, gingen ihr leuchtend am Himmel ihrer Seele auf, und die Welt des Geistes wurde die Welt, in der sie lebte. Dieser idealische Trieb des Kindes regte sich zuerst als Bedürfnis nach religiöser Beschaulichkeit, die der im Bambergischen ihr nahetretende katholische Kultus und pietistische Einflüsse mit Bildern nach ihrer Art erfüllten. Imponierend wirkten aber auch freimauerische Ideen auf sie ein, die sich durch ihr ganzes Leben hindurchziehen. Mit zunehmenden Jahren, noch im Kindesalter, ergab sie sich einer vielseitigen Lektüre, die ihr jedoch, ohne verständige Beratung ausgewählt, mehr innere Verwirrung als wirkliche Bereicherung einbrachte und manchen später aufgegangenen Keim unklarer und ungesunder Denkweise legte. Ihr Liebstes wurden Musik und Poesie, und ein feinbesaitetes Kunstgefühl, der beste Teil ihrer glänzenden Veranlagung, erschloß der Jungfrau reiche Tiefen des Verständnisses für das Wesen echter Schönheit.

Hier ist nun der Punkt, wo sich Charlottens sehr passive Natur zu höchster Aktivität erhob. Als sie in Mannheim Schiller kennen lernte und sah, wie derselbe im Begriff war, sich aus der Periode wildkräftiger Jugendpoesie zu geläuterten künstlerischen Empfindungen durchzuringen, scheint sich ihrer das Gefühl einer ästhetischen Mission bemächtigt zu haben. Sie muß ihm von Anfang an mit der Sicherheit, die solcher Berufsgewißheit eigen zu sein pflegt, gegenübergetreten sein, denn bedingungslos begab er sich in ihren leitenden Einfluß, er, der herrschmächtige Geist, der nach zahllosen Zeugnissen von Jugend auf etwas andere Bestimmendes und alles vor seiner Überlegenheit Beugendes gehabt hat. Zu dieser um zwei Jahre jüngeren Freundin schaute er zum erstenmal als zu einem ihm überlegenen Wesen auf. Wie ein Mittelding zwischen Mutter und Schwester sah er sie an. Frau von Kalb hat den ehemaligen Karlsschüler, der es noch wenig verstand, sich unter Menschen der vornehmen Gesellschaft zu bewegen, für den Umgang mit Goethe herangebildet. Sie hat dem edlen Dichtergeiste auch das edle Äußere gegeben, und ihre wachsende Zufriedenheit mit seinen Manieren flößte ihm hier in Mannheim wie später in Weimar Zuversicht des

Auftretens ein. Ebenso viel aber galt ihm das nicht immer bewundernde, sondern oft auch streng richtende Urteil Charlottens in Bezug auf sein dichterisches Schaffen. Ihr Wort war damals sein ästhetisches Gesetz, und was ihre Billigung fand, das hielt er für gelungen. Ihre Gespräche regten ihn an, und ihre Gefühle wurden in ihm produktive Kraft zu neuen Schöpfungen seines Geistes. Vollständig stand er unter der Gewalt des Eindruckes, in dieser Frau die ihm für die Arbeit am „Don Karlos" notwendige begeisternde Macht gefunden zu haben.

Wie bedeutend ihre persönliche Einwirkung auf seine Dichterseele zu jener Zeit gewesen sein muß, erkennt man am besten daran, daß Schiller noch fern von ihr unter dem Nachklange derselben fortarbeitete. So redet er später von Scenen aus den Dresdener Tagen, in denen ihm Charlotte beim Dichten vorgeschwebt, die er „auf sie gleichsam berechnet" habe. Wem daher bei einer Karlosaufführung die edle Schönheit, Zartheit und Feinheit Schillerscher Poesie wohlthuend die Seele erhebt, der freue sich des Dichters, denn es ist sein Geist, der da spricht; aber freundlich gedenke er auch derjenigen, die diesen Geist in ihm belebt und die den Frauengestalten des Dramas nicht wenig von ihrer Seele eingeflößt hat. Charlotte hat sich um Schiller in seiner Übergangszeit unzweifelhafte Verdienste erworben. Als er viele Jahre später durch seinen „Wallenstein" zu den Hochgipfeln dichterischen Schaffens aufgestiegen war, schrieb er ihr, auf eine Beglückwünschung von ihrer Seite, im Hinblicke auf jene Zeit ihres Umgangs: „Damals trugen Sie das Schicksal meines Geistes an Ihrem freundschaftlichen Herzen und ehrten in mir ein unentwickeltes, noch mit dem Stoffe unsicher kämpfendes Talent. Nicht durch das, was ich war und was ich wirklich geleistet hatte, sondern durch das, was ich vielleicht noch werden und leisten konnte, war ich Ihnen wert. Ist es mir jetzt gelungen, Ihre damaligen Hoffnungen von mir wirklich zu machen und Ihren Anteil an mir zu rechtfertigen, so werde ich nie vergessen, wie viel ich davon jenem schönen und reinen Verhältnis schuldig bin." Das ist ihr Denkmal in der Litteraturgeschichte, dessen goldene Inschrift auch das Folgende nicht verdecken soll.

Es war die Tragik ihres Lebens, daß sie ihre Sendung nicht

auf so rein idealer Höhe zu halten verstanden und daß sie sich das Bewußtsein, einen hohen Beruf erfüllt zu haben, selbst getrübt hat. Zu dem vielen Leid ihres Lebens gehörte als das schwerste, daß sie nicht frei über ihr Herz hatte verfügen dürfen. Wie schon vor ihr zwei anderen Schwestern, so war auch ihr der Gatte aufgezwungen worden. Die Rücksicht auf die Erhaltung des großen Ostheimischen Besitzes, der nach dem Tode des einzigen Bruders als erledigtes Mannslehen von anderen Seiten in Anspruch genommen wurde, hatte den Familienrat bestimmt, ihr einen Vetter und Schwager zum Lebensgefährten zu geben. Dem durch die Umstände gebieterisch an sie herantretenden Beschlusse hatte sie sich „im Gleichmut des Leidens“ gefügt, ihr Hochzeitstag war der Begräbnistag ihrer jugendlichen Wünsche gewesen: „Uns lockt die Hoffnung nicht, uns bindet kein Vertrauen!“ Obwohl der Major von Kalb bemüht war, sich die Zuneigung seiner jungen Gattin zu erwerben, so ging doch dem rauhen Krieger, dem nüchternen Geschäftsmanne das Verständnis für die nach innen gewandte Richtung ihres Geistes ab. Charlotte aber, die dem weltkundig tüchtigen Manne die Achtung nicht versagen konnte, fühlte sich doch von einem Geiste, der unfähig war, ihr „die Strahlen des Himmels zu deuten, in tiefster Wesenheit geschieden“, und je länger desto mehr empfand sie die Gattenliebe dieses Mannes als eine sie gegen ihn aufregende Vergewaltigung, mit der auch ihr Muttergefühl sie nicht zu versöhnen vermochte.

War es ihr in solcher Verfassung eine Wohlthat, daß die damalige französische Sitte der Offiziersfrau das Leben in der Garnisonstadt versagte, und gewährte ihr nun der Verkehr mit Schiller für das, was ihre Seele entbehrte, eine reiche Entschädigung, so barg doch eben dieser Geistesaustausch mit dem ihr so gesinnungsverwandten Dichter die Gefahr in sich, daß ihr in der Ehe kalt gebliebenes Herz sich daran unmerklich erwärmte. In ihre anfangs unbefangen freundschaftliche Anteilnahme an Schillers Liebesangelegenheiten — das Verhältnis zur jungen Schwan hatte an ihr eine eifrige Förderin — mischten sich allmählich, ihr selbst sicherlich erst gar nicht bewußt, eifersüchtige Regungen. Als Schillers Neigung auf Katharina Baumann überging, waren dieselben bereits zu solcher Stärke angewachsen, daß sie sich gegen diese wie gegen

eine Nebenbuhlerin aufbäumte, ohne daß der Dichter die eigentliche Ursache ihres Widerstandes erkannt hätte. Sie war ein Weib, das früh gelernt hatte, vor dem Ausdruck in Blick und Wort zu verwahren, was in der Tiefe der Brust vor sich ging, und den Riegel der Natur hütete das sittliche Bewußtsein der durch einen Eid sich gebunden fühlenden Frau. Als der Dichter nun aber im Anfange des Jahres 1785 unter allerlei trüben Erfahrungen von seinem Drange, auf anderem Boden der Dichtkunst Ruhmeskränze zu suchen, zu sprechen begann, als er eines Tages dann gar mit der bestimmten Absicht, Mannheim baldigst zu verlassen, vor sie hintrat, da brach ihre Liebe mit elementarer Gewalt hervor. Vergessen waren alle besseren Vorsätze und alle Rücksichten auf Schillers Wohl und Herzensfrieden. Nur auf den eigenen Verlust bedacht und willenlos dem Schmerze hingegeben, muß sie dem Dichter eine namenlose Leidenschaft gezeigt haben. Das ist Charlottens Abfall von dem uneigennützigen Idealismus ihres Berufes, wie sich das Bild aus der dichterisch verklärenden und dabei doch so ehrlichen Darstellung der Memoiren abhebt, ein trübes Bild, das damit nicht lichter wird, daß sie Schiller nur für ihr Herz in Anspruch zu nehmen willens war, das aber doch, aus ihrer Lage verstanden, mehr zum Bedauern als zum Verdammen auffordern sollte.

Die Anhänglichkeit, die der Dichter ihr entgegengebracht hatte, ist gewiß sehr enthusiastischer Art gewesen; sahen wir doch schon bei Frau von Wolzogen, wie bei ihm Dankbarkeit und Verehrung des Herzens einer Frau gegenüber eine ins Goldene schimmernde Farbe annahmen, die man auf den ersten Blick für Liebe halten könnte. Insofern ist Schiller selbst an diesem Auftritt schuld gewesen. Wirkliche Liebesgefühle aber lagen ihm bei Charlotten schon deshalb vollständig fern, weil die so selbstbestimmte und äußerlich so kalte Frau ganz und gar nicht seinem Ideale der liebenswerten Weiblichkeit entsprach, was er ihr auch einmal offenherzig gesagt hat. Seines Herzens Liebebedürfnis suchte das innig Warme und Schwärmerische, das lieblich Anmutige, das in sich noch nicht gefertigte, anschmiegsame jungfräuliche Leben. Auch war Schiller eine viel zu sittlich strenge Natur, als daß er sein Auge versuchlich zu der Gattin eines andern Mannes aufzuschlagen gewagt hätte. Da

hört diese in ihrer leidenschaftlichen Wallung auf einmal auf, vor seinen Augen die vornehme, hoheitvolle Frau von Kalb zu sein, — halb entsetzt, halb entzückt sieht er das dämonische Traumbild seiner Jugend, wie mit einem Zauberschlage zu Fleisch und Blut geworden, vor sich stehen: aus Charlottens heißen Vorwürfen und Bitten umfängt ihn seine Laura, um mit Feuerarmen ihn an sich zu ziehen, daß er nie mehr von ihr gehen solle. Es ist die Rache der Oden, die ihn hier ergreift! Und dieses Weib, das er einst geträumt, und das jetzt Leben angenommen hat, reißt ihn nun hinein — nicht in die Seligkeit der Liebe — in die Raserei wilder Sinnenglut, wo mit seiner Seele Reinheit und Glück auch seine herrliche Schaffenskraft auf dem Spiele stand. Wohl im Gedanken an diese Bedrohung seiner moralischen Existenz hat er später zu seiner Braut von der „miserablen Leidenschaft“ gesprochen, mit der er als ein armer Thor in Mannheim umhergewandelt sei. Gewiß Schiller wäre uns als Schiller verloren gewesen, wenn sein großes Leben einem von Trug und Schuld belasteten Verhältnisse anheimgefallen wäre.

Aber er hat vom ersten Augenblicke an mannhaft gerungen und verhältnismäßig rasch die volle Freiheit seiner sittlichen Entschließung wiedergefunden. Am 10. Februar 1785, in einer Abendstunde, hatte sich Schiller hingesetzt, um seine Leipziger Freunde leise auf sein Kommen vorzubereiten. Aus dem Briefe spricht noch eine ganz ruhige, noch ganz in idealen Gedankenkreisen sich bewegende Stimmung, nicht die geringste Seelenbewegung. Plötzlich wird er, mitten im Satze, durch einen Besuch unterbrochen, und der Brief bleibt bis zum 22. Februar unfortgesetzt liegen. In diese Zwischenzeit fällt offenbar jene Mitteilung an Frau von Kalb, daß er schon Schritte thue, von Mannheim wegzugehen, dann der leidenschaftliche Auftritt und damit heißlodernd das, was ihm als Liebe erschien, zugleich aber auch sein Seelenkampf und sein Sieg. Denn als er endlich wieder zur Feder greift, geschieht es in atemloser Erregung. Der Schluß muß geschrieben sein in der Stunde, da sich der erlösende Willensentschluß in ihm durchgerungen hatte. Nach einer in fliegender Hast hingeworfenen großen Anzahl von Gedankenstrichen redet er von einer „Revolution“, die an ihm

und in ihm vorgegangen sei: „Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben. In einer unnennbaren Bedrängnis meines Herzens schreibe ich Ihnen, meine Besten. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen wie den Entschluß aus der Welt zu gehen ... Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund, und was mir vielleicht noch teuer sein könnte, davon scheiden mich Konvenienz und Situationen ... Der hiesige Horizont liegt schwer und drückend auf mir wie das Bewußtsein eines Mordes!"

Tieferen Einblick in die inneren Vorgänge jener Tage geben uns die beiden Dichtungen „Der Kampf" und „Resignation", von denen die erstere, in ihrer ursprünglichen Gestalt bedeutsam als Lauraode gekennzeichnet und um sechzehn sehr charakteristische Verse länger, erst „Freigeisterei der Leidenschaft" hieß. Dieses Gedicht stellt uns vor die Abgründe der Denkweise, in die ihn die Liebesleidenschaft damals zu zerren im Begriff war. „Des Herzens Flammentriebe" kündigen der Tugend, der er sich und sein Leben gelobt hat, den Gehorsam:

Zerrissen sei, was du und ich bedungen haben,
Sie liebt mich — deine Krone sei verscherzt.
Glückselig, wer in Wonnetrunkenheit begraben,
So leicht wie ich, den tiefen Fall verschmerzt.

Das Fallen wird nun aber doch einem Schiller nicht so leicht! Sein Gewissen setzt sich zur Wehr. Um die Leidenschaft zu entwaffnen, stellt ihm sein sittliches Gefühl Charlottens Liebeserklärung lediglich als eine That ihres Mitleids dar: sie habe ihn mit dem Bewußtsein, von ihr geliebt zu werden, für sein bis dahin so trübes Leben entschädigen, für sein heldenmütiges Entsagen der Freuden, die anderen zu teil wurden, belohnen wollen. Gleichviel, — die Leidenschaft ist einmal geweckt und will sich damit nicht zufrieden geben! Stürmisch verlangt sie nach dem Besitze der Geliebten, ob es auch ein verbrecherisches, nur durch Beraubung eines anderen ermöglichtes Besitzen wäre. Kuß und Umarmung, die ihm schließlich gewährt werden, nimmt der erhitzte Sinn als Verheißung völliger Erhörung, die er zu erhoffen habe. Da zeigt ihm sein sittliches

Bewußtsein zwischen ihm und ihr des Eides hehre Majestät! Taumelnd weicht die Begehrlichkeit zurück: „Mir schauerte vor dem so nahen Glücke, und ich errang es nicht!“ Doch warum vor dem Eidbruch erschrecken?

Weil ein Gebrauch, den die Gesetze heilig prägen,
Des Zufalls schwere Missethat geweiht?
Nein — unerschrocken trotz' ich einem Bund entgegen,
Den die errötende Natur bereut.

O zittre nicht, — du hast als Sünderin geschworen,
Ein Meineid ist der Reue fromme Pflicht.
Das Herz war mein, das du vor dem Altar verloren,
Mit Menschenfreuden spielt der Himmel nicht.

Solche Sophistik wird schließlich, um den letzten Widerstand der Sittlichkeit zu brechen, kein Bedenken tragen, die Heiligkeit aus dem Wesen Gottes wegzudisputieren:

Sanftmütigster der fühlenden Dämonen,
Zum Wüterich verzerrt dich Menschenwahn?
Dich sollten meine Qualen nur belohnen,
Und diesen Nero beten Geister an?

Aber an solchem Wahnsinn der Freigeisterei, in den sich hier wie in einen grausig düsteren Felsentobel die wild erregten Affekte stürzen, rast sich die Leidenschaft tot, um schließlich als Resignation in dem anderen Gedichte wieder zu Tage zu treten. Aus dem Rausche des Sinnenmenschen entrang sich — und Charlottens Widerstand gegen sein ungestüm gewordenes Wesen wird mit dazu beigetragen haben — mehr und mehr der Geistesmensch, der, weil er glauben kann, zu entbehren vermag, weil er die Harmonie in sich als den höchsten Lebensgenuß schätzt, Genüsse, die diesen inneren Einklang stören, zu opfern willens ist. Die göttliche Wahrheit hatte zu dem Idealisten gesprochen: „gieb deine Laura mir“ — —

Ich riß sie blutend aus dem wunden Herzen,
Und weinte laut, und gab sie ihr!

Ohne Aussprache über die jüngste Vergangenheit wird er, nachdem er sich einige Wochen fern gehalten hatte, von Charlotten

geschieden sein mit innigen Worten der Dankbarkeit und der Zusage einer stets allgegenwärtigen Geistesverbundenheit. In den Memoiren und in dem Abschiedsgespräche „Maya—Fimanté“ zeichnete sie später romanhafte Scenen voll inneren Widerspruchs, die in ihrer unwahrscheinlichen Überschwenglichkeit doch nicht verbergen können, was sie ihm damals abgefühlt hat, seine Entschlossenheit, „der freie Mann“ zu sein, der „die Natur unter sein Gesetz beugt.“ In Dresden schlief die Korrespondenz bald ein. Nach längerer Zeit eröffnete er sich Charlotten durch den Mund seines Karlos: „Ich liebte — jetzt bin ich erwacht. Vergessen sei das Vergangene! Es ist vorbei. Ein reiner Feuer hat mein Wesen geläutert. Meine Leidenschaft wohnt in den Gräbern der Toten.“ Nun, die Flammen verzehrender Sinnenliebe sind ja, wie wir bei Henriette von Arnim bereits gesehen haben, in Dresden doch noch einmal mächtig in Schiller aufgelodert. Aber mit diesem Verhältnis sind sie dann für immer erloschen. Zu Asche gebrannt ist nun das Ungeistige in seinem Liebesempfinden, und im Grunde der Seele zuwider sind ihm fortan jene Erhitzungen, die sich als Liebe ankündigen und Glück verheißen, die aber doch nur den Geist verwirren und das Herz mit Unruhe erfüllen. Das steht ihm, nach einem Geständnis gegen Körner, jetzt fest: eine Verbindung, die ihn für sein Leben beglücken soll, darf nicht von solchen Regungen geschlossen werden!

Drei Perioden haben wir in seinem Verhältnis zur Frau von Kalb unterschieden: das Aufblicken zu der vornehmen, so teilnahmsvoll ihn beratenden Frau und das Lauschen seines Genius auf die Töne ihrer Inspiration; dann die Tage voll Sturm und Drang, da er in ihr nur das liebende und im Werben und Versagen für ihn so verführerische Weib erblickte; und schließlich die beiden Dresdener Jahre, die in seinem allerlei Wandlungen unterworfenen Geiste das Gefühl der Entsagung fast bis zum völligen Vergessen des zuletzt mit Charlotten Durchlebten steigerten, wobei aber ihre geistigen Anregungen in ihm beständig nachklangen.

Je mehr nun unter den anödenden Erlebnissen von Tharandt die Sehnsucht nach neuem Schaffen in ihm erwachte, desto lauter und lockender wurden diese Klänge der Erinnerung. Ende Juli 1787, zur Zeit, da Goethe in Italien war, traf er in Weimar

ein, und nun begann eine vierte, wesentlich anders geartete Periode seiner Beziehungen zur Frau von Kalb. Nicht die Laura „der Freigeisterei der Leidenschaft“, die für sein Bewußtsein nicht mehr existierte, sondern die Muse des „Don Karlos“ wiederzusuchen war er gekommen, und gleich die ersten Begegnungen erweckten ihm in dieser Hinsicht freudige Hoffnungen. Begeistert rühmt er Körnern Charlottens große, sonderbar weibliche Seele, in der er mit jedem Fortschritte ihres Umgangs wie schöne Partien in einer weiten Landschaft neue entzückende Erscheinungen entdecke. So entwickelte sich ein täglicher, auf halbe, ja ganze Tage ausgedehnter Verkehr, der anfangs sein gesamtes Interesse in Anspruch nahm. Die Unterlage ihrer Gespräche bildete das nun fertige Drama. Auf diesem Boden stand er ihr jetzt gegenüber, vor seinem Gefühl als der Mann, der ein großes Werk in der Gemeinschaft mit ihrem Innenleben vollbracht habe und der sich dadurch mit ihrer Seele vermählt ansah. In dem Bewußtsein solcher inneren Zusammengehörigkeit faßte er die Idee einer Vereinigung Charlottens mit sich und seinem ihm so eng zugehörigen Dresdener Kreise ins Auge und flugs setzte er sich hin, um mit dem Major darüber zu verhandeln. Zum Oktober soll, so hofft er, ihre Verbindung vor sich gehen. Körner, Minna, Huber, Dora, dazu Charlotte und er, natürlich für die Zeit seiner jährlichen Ferien auch der Major, alle zusammen ein schöner geistesverwandter Zirkel — für ihn, den früheren Anstaltszögling, hätte wohl selbst der Gedanke eines allgemeinen Zusammenwohnens nichts Ungeheuerliches gehabt. Doch das Weitere zu arrangieren, soll dem praktischen Körner überlassen bleiben!

Ein ähnlicher phantastischer Plan, dort von ihm ausführlicher erörtert, wird uns später in seinen Beziehungen zu seiner Schwägerin Karoline von Beulwitz begegnen. Nach der Analogie jenes Falles dürfen wir annehmen, daß ihn auch hier die Hoffnung beseelte, solches enge Zusammenleben mit Gleichgesinnten werde die in ihrer Ehe nicht Glückliche mit der Zeit ihrem Manne innerlich näher bringen. Jedenfalls hat er sein damaliges Verhältnis zu Charlotte, die ihm nichts anderes als sein weiblicher Körner war, als ein den Gatten in keiner Weise schädigendes empfunden und es vor seinem Bewußtsein in Parallele gestellt mit dem Goethes und der

Frau von Stein, das er, und das ist bezeichnend, für „ganz rein und untadelhaft“ hielt. Er bewunderte wohl die Stärke des Majors von Kalb, der dieses beständige Aus- und Eingehen im Hause seiner Gattin zu ertragen vermöge; aber er hatte ein so gutes Gewissen, daß er ihn doch nur in Bezug auf die vielleicht zu erduldende Beargwöhnung der Welt bewunderte, und um diese zu entwaffnen, gab er seinem Umgange mit dessen Frau die größtmögliche Öffentlichkeit. Wenn wir nun auch einem so intimen Seelenbunde des Dichters mit einer verheirateten Frau, zumal in der Abwesenheit des Gatten, keinen Geschmack abgewinnen können, so sprach doch das Weimar jener Zeit davon mit achtungsvollster Anerkennung. Durch Charlottens Vermittlung thaten sich die litterarisch-künstlerischen Kreise, die die Herzogin-Witwe Anna Amalia um sich versammelte, ihm auf, und die Fürstin, die mit ihren Einladungen immer beide zusammen zu bedenken pflegte, erwies ihm ihre Huld. Bei Charlotten lernte er Frau von Imhoff, die Schwester der Frau von Stein, kennen, auch mit dieser selbst trat er in Berührung. Die berühmte Schauspielerin Korona Schröter bat Schiller und Frau von Kalb öfter zu sich, um ihnen Goethes Iphigenie vorzulesen, deren Manuskript bereits in ihren Händen war. Überhaupt wanderte er mit der Freundin durch viele der hervorragendsten Zirkel der Stadt. Man konnte sie nicht ohne ihn, Schiller nicht ohne seine vertraute Geistesgenossin denken, und keinem fiel es ein, das sonderbare Verhältnis in Frage zu ziehen.

Die platonisch-idealistische Seelenliebe der ersten Wochen trug nun aber einen doppelten Keim des Zerfalles in sich. Schon sehr bald spricht Schiller in einem religionsgeschichtlichen Vergleiche seinem Körner gegenüber die Ahnung aus, wie er mit Charlotten einst durch den Fanatismus der Leidenschaft hindurchgegangen wäre, so würden sie beide nun auch in einer Epoche des Skepticismus ihre mystische Stellung zueinander durch den Verstand untersuchen müssen, um schließlich wohl zu einem recht vernunftgläubigen Freundschaftsverhältnisse zu gelangen. Und in der That, die kritisierende Frage, ob sie denn wirklich so geistesverwandt wären, wie sein Enthusiasmus es erst gläubig angenommen hatte, konnte nicht ausbleiben. War er ja doch inzwischen viel zu gereift, viel zu klar,

fest und konzentriert geworden, hatte ja doch seine Seele einen viel zu hohen Aufschwung zu optimistischer Lebensbetrachtung genommen, um nicht bei längerem Zusammensein durch manches, was einst ganz seinem eigenen Wesen entsprochen hatte, recht fremdartig berührt zu werden. Ihre melancholisch düstere Seelenstimmung fröstelte ihn allmählich an, die Ungebundenheit ihres über alle Realitäten hinausschweifenden Phantasietriebes erschien ihm manchmal als Überspanntheit, und vor allem mußte das unruhig peitschende Gewoge ihres Innern, zumal dieses seit den Mannheimer Tagen durch Nervenleiden bedeutend zugenommen hatte, ihm mit der Zeit geradezu zur Qual werden. Sein ganzes Leben drängte sehnsuchtsvoll nach Sammlung des Geistes, nach Freiheit von allen leidenschaftlichen Aufregungen, nach Herzensfrieden. Und ob da Charlottens reicher Geist aus aufgewühlter Tiefe auch manche köstliche Perle an den Strand seines Dichterlebens spülte, es konnte ihm dieser Gewinn des Dichters kein Ersatz sein für den Verlust, den in ihm der Mensch erlitt durch den beständigen Verkehr mit der nervös exaltierten, hysterisch launischen und, weil sie in ihrer innersten Sinnesrichtung so weltfern war, deshalb auch in ihren Ansichten gewiß oft recht unverständigen Frau, die, wenn er sich im Beurteilen der Dinge ihr überließ, etwas Irreführendes, die gesunde Empfindung Beeinträchtigendes hatte. So dringen denn auch nach Dresden bald schmerzliche Klagen über die Verwüstung, welche Hypochondrie, Überspannung, Eigensinn der Vorstellung in seinem Geist und Herzen anrichten, über das Erlahmen seiner Triebe zu Leben und Thätigkeit, über seine Verirrung aus dem natürlichen Geleise menschlicher Denkungsart, über eine schlimme Verrenkung seines Wesens — „so kennt mich Charlotte seit langer Zeit." Daß das im wesentlichen ihre Einwirkung war, hat er anfangs nicht gefühlt; aber kaum ein Jahr vergeht, so steht es klar und rund da: „Ich widerrufe nicht, sie ist ein geistvolles, edles Geschöpf — ihr Einfluß auf mich ist aber nicht wohlthätig gewesen." Es besaß eben diese Frau einen wahren Zauber über ihn, wie im Förderlichen, so im Schädigenden, dem sein großer, freier Geist lange wie gebannt stille hielt.

Ein Zweites, was ihr Verhältnis auf die Dauer unmöglich

machte, war die Verschiedenheit ihrer Gefühle füreinander. Schiller hatte in der „Resignation“ einen ehrlichen Läuterungsprozeß durchlebt, sie aber hatte diese sittliche Entsagungskraft nicht gehabt, wozu bei ihr allerdings auch mehr gehört hätte, denn er hatte ja doch im Grunde nur einen Aufruhr seiner Sinne überwältigen brauchen, sie aber hätte ihr Herz, ihre Liebe überwinden müssen. Ungebrochen bestand in ihr noch der Anspruch des Herzens auf den Menschen im Dichter. Schiller hat dies anfangs nicht bemerkt. In Zuständen und Anfällen, die ihm ein inneres Wühlen hätten verraten sollen, sah er nur Kränklichkeit, und wo sich ihm ein leidendes Gemüt zeigte, erklärte er sich dasselbe aus Verstimmung und seelischer Öde der so isoliert dahinlebenden Ehefrau. „Lange Einsamkeit und ein eigensinniger Hang ihres Wesens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und fester gegründet, als bei mir der Fall sein konnte mit dem ihrigen,“ schreibt er nach seiner Ankunft. Aber auf die Dauer konnten ihm die Augen nicht verschlossen bleiben. Schon bald spricht er die Einsicht aus, daß ein weiblicher Freund doch kein Freund zu sein vermöge. Das läßt auf seine veränderte Auffassung ihres Verhältnisses zu ihm schließen.

Wie hat man sich nun seine Beziehungen zu Frau von Kalb von dem Augenblicke an, wo er ihren Herzenszustand durchschaute, zu denken? Denn das ist klar, damit mußte sein Verhältnis zu ihr, ob so oder so, in ein neues Stadium treten. Völlig ausgeschlossen ist die Annahme eines Zurücksinkens in die leidenschaftlichen Stimmungen früherer Zeiten. Nur durch voreingenommene Auslegung läßt sich aus den Worten an Körner, die von seiner Seelenliebe handeln, begehrliche Verliebtheit und gar der Gedanke, Charlotte zur Scheidung von ihrem Manne veranlassen zu wollen, herausdeuten. Schiller macht in diesen Herbsttagen 1787 nicht im geringsten den Eindruck eines von ungestümen Passionen erregten Mannes, sondern vielmehr den eines in seinem Empfindungs- und Begehrungsvermögen ganz apathisch gewordenen. Wir besitzen einen Brief an Körner aus dem November, der auf den ersten Blick gar närrisch erscheint und der etwa folgende Gedankengänge vor uns aufthut: Der Dichter beschäftigt sich mit der Frage, ob er die junge Wieland heiraten solle. Er liebt dieselbe freilich nicht, er kennt sie

noch gar nicht einmal. Aber das macht nichts! Wielands Tochter würde ihm jedenfalls eine traute Häuslichkeit bereiten. Sie gilt als ein gutes, gemütvolles, freundlich anschmiegsames, dabei sehr wirtschaftliches Wesen. Aber wie könnte er sie denn heiraten? Er habe ja nicht einmal mehr so viel Sinn, sich häusliche Freude, die immer seine größte Sehnsucht gewesen sei, zu wünschen. Ihm sei es wohl überhaupt nicht bestimmt, einmal ein glückseliger Mensch zu werden. Nur immer naschen habe er dürfen, doch der Genuß, ein liebes Weib zu haben, werde ihm wohl auf ewig versagt bleiben! Er traut seinem Herzen die Fähigkeit, Glück zu geben, überhaupt nicht mehr zu. Oder ob er das doch noch vermöge? Körner soll es ihm sagen, auch ob für ihn, den nun Vielerfahrenen, das naive Mädchen noch passe? Wenn Körner dies bejahen sollte, würde er sofort zur Werbung und zur Ehe schreiten. Aber nur nichts davon an Frau von Kalb verlauten lassen! „Charlotte weiß von diesem Monologe meiner Vernunft nichts!"

Hier haben wir das Bild des Gebannten, des Gelähmten vor uns. Er weiß, daß in der Sprache der Seelenfreundschaft Frau von Kalb ihm ganz andersartige Gefühle entgegenbringt. Erwidern kann er dieselben nicht, Gewissen und Geschmack machen ihm das unmöglich, Charlotte ist nicht das Weib, das seines Mannesherzens Wünsche befriedigen könnte. Ebenso wenig aber kann er sich ihrer Gewalt, die auf das Besitzen seines Herzens ausgeht und die seine Person immer mehr für sich annektiert, entziehen. Er muß ihre Liebe über sich ergehen lassen wie ein Verhängnis, das ihm geworden ist. Willenlos, empfindungslos lebt er hin und sucht sich zu betäuben in einem wahrhaft fieberhaften Arbeiten an seiner Geschichte der niederländischen Rebellion. Charlotte, die ihn auf etwaige Regungen seines Herzens gegen andere weibliche Wesen mit durchforschendem Blicke streng bewacht, kann mit ihm machen, was sie will, und sie wird ihn — schon deutet sie wohl ihre Absicht an, sich von dem Major scheiden zu lassen — schließlich heiraten wollen! Bei diesem Gedanken greift er erschreckt nach einem ihm ganz unbekannten Mädchen. Wieland hat eine Tochter, von der er so viel Liebes und Gutes gehört hat, könnte die ihn nicht retten vor dem Geschick, Charlottens Gatte werden zu müssen?

Der so wunderliche Brief an Körner ist ein tief aus der Seele dringender Schrei nach Erlösung!

Kaum hat er nun die Feder weggelegt, so ladet ihn Frau von Wolzogen herzlich nach Bauerbach ein. Er braucht Zerstreuung. In miserabler Stimmung tritt er die Reise an. Nachdem er einige Tage an dem Orte seines einstigen Exils verlebt hat, reitet er auf der Rückreise mit Wilhelm von Wolzogen über Rudolstadt, wo dieser seine Cousinen besuchen wollte. Schiller am 6. Dezember 1787 zum erstenmal bei Lotte von Lengefeld!! Nur einen Tag, dann muß er sein Pferd wieder satteln: kalt und öde liegt der Wald da, tiefer Schnee auf allen Wegen, aber über die weiße Hülle breitet sich ein Rosenschimmer, denn hinter ihm, golden schön, leuchtet von Rudolstadts Hügeln her das Morgenrot! Eine Sonne steigt auf, — eine Hoffnung, — ein Glück, so groß und herrlich, wie er es sich zu erträumen nie gewagt hatte!

Zwischen der ersten Reise nach Bauerbach, er war damals dreiundzwanzig Jahre alt, und dieser zweiten Reise des nun Achtundzwanzigjährigen liegen genau fünf Jahre. Es war die Zeit seiner Liebeswirren, seines suchenden und irrenden Herzens. Wir sind am Abschluß dieser Periode angelangt, daher das Folgende kurz.

Es gelingt ihm nun, den Bann der Frau von Kalb zu durchbrechen, allerdings nur sehr allmählich und erst recht zaghaft. Schon jetzt aber hat er den rechten Sinn für den Seelenbund verloren, und er hält es für angezeigt, unmittelbar nach seiner Rückkunft, nach flüchtiger Begrüßung Charlottens und ihres Gatten, den Freund in Dresden darauf vorzubereiten: „Ich weiß nicht, ob die Gegenwart des Mannes mich lassen wird, wie ich bin. Ich fühle in mir schon einige Veränderung, die weiter gehen kann.“ Da man sich dort schon sehr an den Gedanken der Vereinigung mit der Freundin Schillers gewöhnt hatte, so soll Körner seinen Frauen diese Stelle des Briefes noch nicht mitteilen. Und es vergeht auch noch ein gutes Jahr, bis er ihnen ganz die Augen öffnet: „Ich habe einige Prinzipien von Freiheit und Unabhängigkeit in mir aufkommen lassen, denen sich mein Verhältnis zu Charlotten blindlings unterwerfen muß. Alle romantischen Luftschlösser fallen ein, nur was wahr und natürlich ist, bleibt stehen!“ Dazu rechnete er freilich

auch die herzliche Gesinnung für Frau von Kalb, nur gab er der Freundin nicht das Recht, mehr als freundschaftliches Wohlwollen zu beanspruchen. Aus Teilnahme an ihrem Geschick riet er jetzt nach der Abreise des Majors, da er sich überzeugt hatte, wie sehr sie unter der ehelichen Verbindung mit diesem litt, zur Scheidung; von Rudolstadt aus, wo er dann den Sommer 1788 über weilte, antwortete er auf ihre Klagebriefe, sie sollte doch durch völlige Trennung von ihrem Manne ihren Frieden wiederzugewinnen suchen. Es war Charlotten bekannt, welche Entwicklung die Dinge dort nahmen, und noch glaubte sie dieselbe aufhalten zu können, wenn sie ihm nun ihren Scheidungsentschluß mitteilte als Erhörung seines „Eifers des Sehnens und des Wollens“, den sie aus seinem Briefe herausgelesen haben wollte. Aber dieser Versuch, den Dichter an sich zu reißen, schlug fehl. Als sie sah, daß sie über ihn keine Macht mehr hatte, als er sich dann verlobte und verehelichte, zerschnitt sie ergrimmt jedes Band. In diesen Monaten der Verstimmung und in den Jahren des Zerwürfnisses hat Schiller, entrüstet über ihre Versuche, ihm sein Glück zu stören, und über die wenig großgesinnte Art, wie sie sich zu ihm und seiner Braut gestellt hatte,*) manchmal hart und nicht immer gerecht über Frau von Kalb geurteilt.

Später gewann bei ihm die Dankbarkeit, auf ihrer Seite die Bewunderung vor dem großen Meister wieder die Oberhand. Man besuchte sich hin und wieder, man schrieb sich gelegentlich Briefe, der Dichter diente ihr mit Rat und That, sie erwies seiner Gattin Freundlichkeiten und ihm die Huldigungen seines Genius, aber der Verkehr war doch nur ein äußerlicher, und auf sein Dichten und Schaffen hatte sie keinen persönlichen Einfluß mehr. Doch wird man aus einer seiner großen dramatischen Gestalten Erinnerungen an Frau von Kalb heraushören, wovon dort die Rede sein wird. Obwohl wir aus Schillers Feder keinen Beleg dafür haben, erscheint

---

*) Es ist trotz Palleske durchaus nicht unwahrscheinlich, daß ein anonymer Brief, den Lotte von Lengefeld erhielt, und der sie hämisch aufforderte, nicht nach Poeten zu jagen, sondern sich lieber zu einer guten Hausfrau auszubilden, von Frau von Kalb herrührte.

es uns unzweifelhaft, daß ihm auch bei der „Kassandra“ Charlottens Bild vorgeschwebt hat. Man lese das Gedicht nur einmal daraufhin durch, und man wird ihr Jugendwesen, ihr ungeselliges Wandern durch Waldesdunkel, ihr einsames Trauern und Weinen, ihr Klagen, daß sie von keinem verstanden werde, das Hinschwinden ihres ungenossenen Lenzes, ihr Verkehren mit den Geistern der Verstorbenen, man wird ihr ganzes trübes Leben und Erleben darin finden. „Wer erfreute sich des Lebens, der in seine Tiefen blickt“, — dieses so schwermütig ernste Wort der trojanischen Jungfrau ist geradezu das Thema der Memoiren, das dort hundertfach behandelt wird. Und der düstere Prophetenblick, der erbebend des Gottes Schreiten hört und geflügelt der Familie das Verderben nahen sieht, — „Warum gabst du mir zu sehen, was ich doch nicht wenden kann?“ — war der stets und schon früh auf ihrem Gemüte lastende Schmerz, den sie gewiß oft vor Schiller ausgesprochen und als ihr Verhängnis beklagt hat. Wie greifbare Gestalten hatte sie immer entsetzliche Ereignisse der Zukunft vor ihrer Seele Blick. Und es kam, wie sie gedacht. Das große Ostheimsche Erbe ging im Prozeß verloren, die Familie versank in Armut, ihr Mann und ihr hoffnungsvoller Sohn, ein preußischer Offizier, nahmen sich aus Verzweiflung das Leben. Ihr weiteres trübes Geschick, das sie übrigens mit wahrhaft stoischem Gleichmut ertrug, haben wir schon früher dargelegt. Lange Jahre hat sie sich durch einen kleinen Theehandel kümmerlich zu ernähren gesucht, von Schillers Witwe ist sie dabei liebreich unterstützt worden.

Ein Bild voll grausigen, tiefen Ernstes schließt vor uns ab, das Bild eines Lebens, dessen Los es gewesen ist, auf alles verzichten, alles hingeben zu müssen. Das einzige, was ihrem Dasein Wert verlieh, war die Liebe zu Schiller, und auch die lief auf Enttäuschung aus. Man kann und muß die Frau aufrichtig bedauern, aber man wird darum den Dichter nicht verurteilen wollen. Er hat sie nicht betrogen, er durfte, ohne Untreue zu üben, über sein Herz anderweitig verfügen. Dasselbe hatte ihr, dem Weibe in ihr, nie gehört, und als es ihr einmal zu gehören schien, da war es nicht sein H e r z. Trotz der in ihrer Natur liegenden Schwierig-

keit, das Leben klar anzusehen, hätte dies ihrem sittlichen Frauengefühle nicht verborgen bleiben sollen, und sie hätte auf seine längst erloschene Mannheimer Leidenschaft um so weniger ihre Ansprüche bauen dürfen, als sie selbst diese erst mit gewaltsamem Schüren in ihm entzündet hatte.

Aber damals in Mannheim begann in selbstverschuldeter Trübung des sittlichen Gefühls die Erblindung ihres inneren Auges, und nun sah sie in Weimar die ob auch phantastisch schwärmerische, so doch rein seelische, von menschlich eigensüchtigen Motiven freie Hingabe des Dichters durch einen täuschenden Schleier an. Und als er das merkte, als er der umklammernden Gewalt ihres Herzens sich entzog, — hielt sie sich für die verlassene Geliebte. Die Trübung ihres sittlichen Gefühls beeinflußte aber nicht nur ihre Urteilskraft, sondern ihr ganzes Wesen. Von dem Augenblicke an, wo sie, das Weib geworden, in Mannheim von der Höhe ihrer Sendung herniederstieg, machte sich eine merklich fortschreitende Entgeistigung ihrer Persönlichkeit, ein Abnehmen an Hoheit, Reinheit und Schönheit des Charakters geltend. Daß Schiller die Weimarer Charlotte nicht mehr als die Mannheimer Charlotte erfand, lag, wie wir oben sagten, an seinem eigenen Reiferwerden, aber doch nicht an dem allein. In ihrem geistigen Bilde traten Züge kleinlicher, gewaltthätiger und starkgeistiger Gesinnung hervor. Das scheint, nachdem sie Schillers Einfluß fern gerückt war, immer mehr zugenommen zu haben. Ihr späteres Verhältnis zu Jean Paul (1796), der sie in seinem „Titan“ als die heißglühende, aus den Grenzen der Weiblichkeit heraustretende und nach Liebe ohne Ehezwang verlangende Linda vorführt, ist zweifelhafter Art gewesen. Ihr ganzes Verhalten diesem Dichter gegenüber war aufdringlich, er mußte sie am Ende förmlich von sich abschütteln. Und im Jahre 1798, als die Beziehung zum Schillerschen Hause längst wiederhergestellt war, klagt Schiller doch gegen Goethe, daß Frau von Kalb leider immer materieller werde. Ein Glück, von höheren Mächten gefügt, daß unser Dichter vor ihr als Lebensgefährtin bewahrt geblieben ist! Was das für ein trauriges Dasein geworden wäre, mag man sich etwa vorstellen, wenn man aus seinem Munde das in den Tagen innerer Befreiung abgegebene Urteil vernimmt: „Charlotte ist durch-

aus keiner Herzlichkeit fähig. Ihr lauernder Verstand, ihre prüfende kalte Klugheit, die auch die zärtesten Gefühle, ihre eigenen sowohl als fremde, zerschneidet, fordert einen immer auf, auf seiner Hut zu sein."

Aber wenn der Baum, vom Wurm benagt, vom Frost angegriffen, in wenig freundlicher Gestalt dasteht, so ist es doch ungerecht, ihn zu schmähen, als wäre er nie etwas wert gewesen.*) Er stand einmal da in herrlicher Schönheit, durch sein breites Gezweige rauschte der Odem der Poesie, der flüsterte in des Dichters Seele wundersame Weisen; und der Dichter ging hin, ein Größerer, als er gewesen, und betroffen von dem, was eine Frau ihm gegeben, trägt er nun in sich das Bewußtsein, daß das Weib nicht nur da sei, um in Reinheit, Lieblichkeit und Anmut des Lebens Schmuck zu sein, sondern daß es auch sein könne des Geistes reiche Offenbarung, zum Manne gesellt, um wirkend an ihm des Geistes Werk zu vollbringen. Für den Großen ist fortan nur noch die Große da! — das ist die Segensfrucht der langen Jahre der Wirren. Charlotte von Kalb war für Schiller die Brücke, die den Menschen von einer Lotte von Wolzogen zu einer Lotte von Lengefeld und die — damit haben wir uns nun zunächst zu beschäftigen — den Dichter von einer Louise Millerin zu einer Elisabeth von Valois geführt hat.

---

*) Dies thut Adolf Stahr, der in einem in Westermanns Jahrbuche Band 49 Seite 246—255 erschienenen Aufsatze ein ganz unwahres Zerrbild von Charlotte von Kalb entwirft. Nach ihm war die Freundin Schillers „eine der glänzendsten geistigen Hetären jener Zeit" (Seite 251 ebenda), eine in ihrer Seele durchaus ungesunde Frau, an der „fast alles gemacht, nichts naturwüchsig war", eine leere „Anempfindlerin", die sich egoistisch an den berühmten Dichter herangedrängt hat, ohne ihm im geringsten etwas geben zu können, die auch nie irgend einen positiven Einfluß auf sein Schaffen ausgeübt hat. Im einzelnen sieht Stahr manches richtig, aber er sieht merkwürdigerweise nichts von einer Entwicklung. Für ihn ist die Mannheimer Charlotte ganz dieselbe wie die Weimarer, die Charlotte Schillers die nämliche wie die Jean Pauls, die Charlotte der Memoiren die gleiche wie die der Jugendzeit. Diese unhistorische und unpsychologische, diese so oberflächliche und höchst ungerechte Betrachtungsweise läßt sich bei dem in der Beurteilung Goethischer Frauengestalten doch so feinen Schriftsteller kaum begreifen.

Viertes Kapitel.

Die Frauengestalten der Übergangswerke.



Wie mit dem Bauerbacher Exil ein neuer Abschnitt in Schillers Leben, so begann mit dem Bauerbacher Werke, mit „Kabale und Liebe“, auch eine neue Periode seiner dichterischen Entwicklung. Dieses bürgerlich soziale Drama, das von den Zeitgenossen mit wahrhaft stürmischem Enthusiasmus aufgenommen worden ist, das dann von A. W. Schlegel, Gervinus, Hoffmeister und Vilmar sehr abfällig beurteilt wurde, von der heutigen Kritik dagegen mit anderen Augen betrachtet wird — nur in vielen Schullitteraturgeschichten pflanzt sich die Verwerfung in gedankenloser Abschreiberei fort — und das Bulthaupts maßgebendes Kunstverständnis sogar die größte deutsche Bühnentragödie nennt, die man aber gesehen haben müsse, um sie ganz zu kennen, dieses Stück pflegt man zu seinen Jugenddichtungen zu rechnen. Es ist auch in vieler Hinsicht den „Räubern“ und dem „Fiesko“ verwandter als dem „Don Karlos“: in seiner engen Berührung mit dem Geiste Shakespeares, in seinem dramatisch lebhaften Pulsschlage, der die Handlung in fortreißender Schnelle zur Krise und zum Ausgang treibt, in der Freude an realistischer Zeichnung, in der aus übervollem jugendlichem Dichterherzen fortwährend hervorbrechenden polemischen Tendenz, im Aufbau und in der Ausführung der Scenen, am sichtbarsten in der Prosaform, in der hier zum letztenmal die Rede einhergeht. Dennoch hebt sich dieses Trauerspiel bereits merklich von den beiden Stuttgarter Werken ab. Wie viel idealer Sinn auch einen Fiesko und noch viel mehr einen Karl Moor in ihrer Opposition gegen die bestehenden Verhältnisse beseelen mag, beide sind doch die Kraftgenies, die die Überfülle in ihrem Mark zum Ansturm wider die Welt bestimmt hat, und im letzten Grunde geht ihr Kampf auf das Verlangen hinaus, Spielraum zu schaffen für ihr Genie.

Ganz anders Ferdinand von Walter und Prinz Karlos. Es ist bei ihnen doch nicht mehr der kecke Jugenddrang, dem es eine Lust ist, tüchtig die Ellenbogen zu benutzen, nur notgedrungen werden sie Widersacher ihrer Umgebung. Ihre heiligsten Herzensgefühle sind es, für die sie eintreten, ihre tief innerlichsten Lebensbedingungen, in welche die kalte Welt mit ihrer herzlosen Interessenpolitik, mit ihrem brutalen Konvenienzenzwang, mit ihrer Unnatur, mit ihren erbärmlichen Standesvorurteilen, mit ihren unmoralischen Zumutungen eingegriffen hat. Der diese beiden Dramen gedichtet hat, ist eben nicht mehr der Zögling, dem es in der Disziplin der Anstalt, nicht mehr der Regimentsmedikus, dem es in der Schnürbrust der Uniform zu eng geworden ist; sondern es ist der in Not und Leid des Lebens, in wirkliche Feindschaft, in Gefahren und Anfechtungen Hinausgeworfene, der um die Freiheit und Reinheit seiner Seele ringen muß. Dieser Kampf des Dichters für sein Herz setzt sich bei seinen Helden um in einen Kampf für ihre Liebe und ihr Liebesglück. Und aus diesem heiligen Boden erwächst nun in beiden Dramen eine von allen persönlichen Interessen freie, rein ideale Geisteserhebung wider die stumpfsinnigen und moralisch faulen Weltmächte, die der Menschheit ewige Rechte beugen. In „Kabale und Liebe“ wird Schiller der Volkstribun, der mit der Tendenz des sozialen Ausgleiches für das unterdrückte und sich ängstlich duckende Bürgertum seiner Zeit drohend seine Stimme erhebt wider die Großen, die das Volk zum ekeln Spiel ihrer Wollust und ihres Ehrgeizes mißbrauchten, — in „Don Karlos“ steht er da als der Herold der Vernunft und der Wahrheit, der mit Posaunen, die bis in Grabestiefen dringen, das schlummernde Geschlecht zur Gedankenfreiheit aufruft, daß es aus den Fesseln despotischen Fürstenregimentes sich aufzuraffen und jeglichen priesterlich-pfäffischen Geistesbann zu durchbrechen sich ein Herz fassen möge. So gehören nach unserer Auffassung diese beiden Dramen eng zusammen als der dichterische Anfangs- und Endpunkt einer wichtigen Entwicklungsperiode: aus seinem vielfach excentrischen und gefühlsselig unfruchtbaren Fürsichsein erwacht das Genie zum Bewußtsein seines ethischen Menschheitsberufes.

Und diese Zeit war zugleich in ästhetischer Beziehung eine Ent-

wicklungs- und Übergangszeit. Wenn man die während derselben vorgegangene Wandlung des Künstlers im „Don Karlos“ greifbar vor sich sieht, so kündet sich das Gefühl des Dichters, von dem wild Überschäumenden, von dem Maßlosen und Übertreibenden, von dem rücksichtslos Derben seines Jugenddichtens sich befreien zu müssen, für den tiefer Blickenden bereits in „Kabale und Liebe“ an. Wie sich dies in der Ausgestaltung der Frauencharaktere geltend machte, wird das Folgende darthun.

Kabale und Liebe.

Frau Millerin. Louise. Lady Milford.

Gleich der Anfang des Stückes, eine Scene in der Millerschen Wohnung, die uns völlig das Theater vergessen läßt, zeigt uns, so recht aus dem Leben herausgehoben, die Frau des Hauses, wie sie bei vorgeschrittenem Tage, während ihr fleißiger Mann schon tüchtig gearbeitet hat, noch im behaglichen Morgengewande am Tische sitzt und ihren Kaffee schlürft und Tabak schnupft. Frau Millerin ist das personifizierte Phlegma. Eingebildet auf die Schönheit ihrer Tochter, die sicherlich „zu was Hohem gemünzt“ sei, zweifelt sie nicht im geringsten daran, daß die dreimonatliche Liebschaft Louisens mit dem Major, dem Präsidentensohne, jene und damit sie selbst bald zu Ehren und Reichtümern führen werde. Ganz anders ihr verständiger Gatte, der Geiger. Rauh und derb in seinem Wesen, bei aller Unterwürfigkeit vor dem Range und dem Golde der Großen, der dem geringen Manne und dem gedrückten Bürgerstande jener Zeit eigen war, ist er doch ein fester, lauterer, ehrlicher Charakter von gesundem Gefühle, eine treuherzige, fromme Seele, vor allem ein wahrhaft fürsorglicher Vater. Deshalb schon lange durch die häufigen Besuche seines hochgeborenen Schülers im Gemüte beunruhigt, erhebt derselbe gegen die Frau den Vorwurf, daß sie, bestochen durch die verwünschten „Presenter“ des jungen

Adligen, einen Liebesverkehr begünstige, der sein Kind auf diese oder jene Weise ins Verderben stürzen werde.

Die erbärmliche Mutter, der die Ehre der Tochter als eine feile Ware gilt, ist diese Frau nicht. Aber sie ist eine von jenen Müttern, wie der Dichter sie später in der Frau von Arnim kennen lernen sollte, deren Denkweise von der Erwägung beherrscht wird: Wozu hat man denn eine hübsche Tochter aufgezogen, wenn man nicht durch eine glänzende Partie einmal seine Vorteile von ihr haben soll? Frau Millerin würde nie den Umgang Ferdinands mit Louisen unterstützt haben, wenn sie nicht von der lauteren Absicht des Majors überzeugt gewesen wäre. Damit aber war ihr Gewissen beruhigt. Über die Schwierigkeiten, die dieser Verbindung im Wege standen, und über die Schmerzen, durch die ihre Tochter würde hindurchgehen müssen, machte sie sich in ihrer eigennützigen Gesinnung keine Gedanken. Noch ferner lag es ihr, darüber nachzudenken, ob Louise die Fähigkeit haben werde, sich in solchem Kampfe zu behaupten. Die Frau des Stadtmusikanten ist überhaupt in ihrer Schlaffheit ein geistig lahmes und beschränktes Wesen. Wie ein thörichtes Kind wertet sie die Bücher, die Louise als Geschenk erhält, nach der Pracht des Einbandes, und ihre Ansichten vom Leben sind ebenso von äußeren Eindrücken gebildet. Was sie spricht, ist einfältig, und in dem, wie sie es spricht, fortwährend mit entstellten französischen Brocken um sich werfend und gedankenlos hinschwatzend, was sie gerade beschäftigt, ohne sich die Menschen anzusehen, mit denen sie redet, steht sie da als das Bild der halb lächerlichen, halb gefährlichen Dummheit.

Es lag für den Zeichner dieses weiblichen Bildes die Versuchung zu übertreiben sehr nahe. Aber Schiller hat die Karrikatur fein vermieden, auch in der meisterhaften Scene, wo sie Wurm, den schurkischen Sekretär des Präsidenten, der sich um Louisens Hand beworben hat, mit bäurisch stolzer Vornehmheit abtrumpft und dem gereizten Manne, um ihrem protzigen Dünkel dem Subalternbeamten gegenüber einmal recht Luft zu machen, noch das Geheimnis mit auf den Weg giebt, daß „eben halt der liebe Gott ihre Tochter baardu zur gnädigen Frau will haben“. Damit ist das Verhängnis heraufbeschworen. Als dann das Entsetzen furchtbar groß in der

Gestalt des Präsidenten und seiner Schergen in ihrem Hause steht, sinkt sie natürlich aus ihrer Aufgeblasenheit, die sich nicht mehr zu lassen wußte, zu einem Nichts zusammen, haltlos winselt sie auf ihren Knien um Erbarmen. Am tragischen Schlusse des Dramas müßte sie wieder zugegen sein; aber der Dichter hatte für diese zu keiner irgendwie edlen Erscheinung aufzurichtende Frauengestalt in der Hochstimmung des Ausgangs keine Verwendung. Er nahm sich etwas kühn die Freiheit, sie dort einfach aus dem Spiele zu streichen.

Die zentrale Frauengestalt, nach der das Stück ursprünglich auch genannt wurde, ist Louise Millerin. Jener Rest des der weiblichen Natur Fremdartigen, der in Leonore noch vorhanden war, schwindet in derselben fast bis zur Unkenntlichkeit, deutlich erkennt man den Einfluß des beginnenden weiblichen Umgangs. Schiller soll die Louise ausdrücklich für Karoline Ziegler geplant haben, und in Bauerbach war des Menschen Auge auf Lotte von Wolzogen gerichtet, während des Dichters Hand Ferdinands Geliebte zeichnete. So zeichnete er Louise nach der Charakteristik, die er Freund Wolzogen von dessen Schwester gegeben hatte: „Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, weichste, empfindsamste Seele, und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbnisses am lauteren Spiegel ihres Gemütes.“ Auch führte er sie, wie es Lotte war, als 16jährige Blondine ein, ein Alter, das wir dem Dichter nach der ganzen Haltung des Mädchens, besonders in der Milfordscene, allerdings nicht recht glauben. Der Karoline Ziegler verdankt die Geigerstochter die „Vergißmeinnichtaugen“ und die süße melodische Stimme, vor allem aber den Duft der Poesie, der sich über ihre schöne, schlanke Erscheinung breitet.

In Louise erscheint des alten Millers biederes Wesen zusammen mit dessen Kunstsinn idealisiert wieder als Empfänglichkeit für jedwedes Wahre und Schöne. Und wie der rechtschaffene Bürger sein sittliches Selbstgefühl hat, so bäumt sich dieses auch in der Tochter spröde und trotzend auf, wo sie der fürstlichen Maitresse gegenübersteht. Sie ist eine so zart organisierte, gegen alles Schlechte so lebhaft reagierende Seele, daß sie allein schon durch das Nahesein des Bösewichts Wurm, den sie noch gar nicht sieht, von einem unbestimmten Angstgefühl ergriffen wird. Andererseits fühlte sie sich

sofort innig angezogen von dem hochgesinnten Jüngling, der aus der moralisch verpesteten Atmosphäre seines Vaters zum alten Miller geeilt war, um bei ihm das Flötenspiel zu lernen. Das anmutige Mädchen begleitete den Major auf dem Klavier, und in der Musik schmolzen die Herzen zusammen. Jauchzendes Glück hob Ferdinand über alle Erbärmlichkeiten seines Standes und seiner Umgebung hinweg und schenkte ihm ein neues Leben; und ein neues Leben mit tausend jungen Gefühlen ersproßte auch in Louisens Brust. Ihr ganzes Sinnen und Denken wurde ahnungsselig ihn umschwärmende Empfindung. Täglich kam er zu ihr, und die Sehnsucht nach ihm „hing sich an die Gewichte der zögernden Wanduhr“. Was der Jüngling auf der Akademie begeistert in sich aufgenommen hatte — Wahres, Gutes, wenn auch vielfach noch einseitig, überschwenglich und unverarbeitet, wie es eben in Schiller selbst damals noch gährte — die Ideen von Humanität, von Seelengröße und Adel der Gesinnung, vom ewigen Rechte des Menschen und von der Freiheit, die absprengen werde alle die verhaßten Hülsen des Standes, daß der Mensch dann nur als Mensch etwas gilt; freisinnig religiöse Ideen, die den Geist erhellen und das Herz erweitern, ästhetische Ideen aus der Vorstellungswelt der Alten und aus den litterarischen Schätzen der Gegenwart — dieses alles goß er in feuriger Sprache und bildreicher Rede, unterstützt von der Lektüre, die er ihr brachte, in die Seele der Jungfrau, die es lernbegierig in sich aufnahm, war es ja doch die Welt des Geliebten! Immer freier bewegte sich ihr Denken und Urteilen in seinen Regionen. Wenn wir das Mädchen des schlichten Bürgerhauses mit der ganzen Fülle und Beredsamkeit geistigen Lebens der geistreichen Lady entgegentreten sehen, so ist es uns zwar verwunderlich, daß Ferdinands Umgang das bereits in drei Monaten gezeitigt haben soll; im übrigen aber sind ihm hernach Körners Gattin und Schwägerin eine Bestätigung für solche aus niederer Bildungssphäre emporhebende, weckende und entfaltende Geistesmacht der Liebe geworden. So wuchs auch Louise völlig über die Ideen und den Interessenkreis ihres Standes hinaus, sie reifte heran zu Ferdinands ebenbürtiger Genossin. Da sie nun überzeugt ist, daß, wie er zu ihrem, so sie zu seinem Lebensglücke erforderlich ist, daß sie zueinander gehören „wie zwei Töne in einem

Akkorde", so war sie dazu berufen, als die heldenhafte Trägerin eines großen freiheitlichen Gedankens fest und treu zu dem Geliebten zu stehen, um — ob siegend, ob unterliegend, gleichviel — den Kampf mit den solche Verbindung versagenden Standesvorurteilen ihrer Zeit aufzunehmen.

Aber für diese ihr so deutlich vorgeschriebene individuelle Aufgabe gehen Louisen auch nicht an einem einzigen Punkte des Dramas die Augen auf! Es ist etwas in ihr, was sie hindert, sich zu der Seelengröße zu entfalten, welche die Situation von ihr fordert. Schon der Gedanke an den Widerstand der Welt läßt sie, ehe dieselbe noch störend eingreift, in eine Mutlosigkeit versinken, daß sie den Kampf um den realen Besitz ihrer Liebe gar nicht aufzunehmen wagt. Begehrungslos will sie nur in ihrem Herzen sich mit dem Geliebten beschäftigen. Und „dies bischen Leben — dürft' ich es hinhauchen in ein leises schmeichelndes Lüftchen, sein Gesicht abzukühlen! Dies Blümchen Jugend — wär' es ein Veilchen, und er träte darauf, und es dürfte bescheiden unter ihm sterben! Damit genügte mir." Woher diese Verfälschung des natürlich gesunden Gefühls? Es ist nicht ausreichend, auf die „höllische Pestilenzküche der Belletristen" hinzuweisen, von welcher der Alte scheltend spricht. Hätte sie sich ihre Kopf- und Herzverwirrung nur durch verschrobene Romane zugezogen, so würde dieselbe unter den furchtbaren Schauern des fünften Aktes sicherlich einer vernünftigeren und sie rettenden Auffassung der Dinge Platz machen. Die Romanlektüre mag ihr für ihre leidensselige Entsagungsstimmung Bilder und Ausdrücke darbieten, vielleicht auch eine gewisse Bekräftigung darin, deren Ursache aber muß denn doch wohl tiefer in ihrer ganzen Wesensart begründet sein.

Louisens inneres Leben war von jeher ein vorwiegend religiöses gewesen, und zwar gebunden an die dogmatischen Lehren und Anschauungen der katholischen Kirche. Wie viele abweichende Ideen ihr auch die Aufklärung Ferdinands eingeflößt hatte, der innerste Kern ihrer religiösen Empfindungsweise war doch davon unberührt geblieben. Viel mehr als unter das Regiment eines himmlischen Vaters, wovon wohl ihr Mund spricht und worauf ihre neue humane Bildung sie hinweisen sollte, wußte ihr Herz sich unter Zorn

und Gericht gestellt, unter das Walten eines finsteren, streng gesetzlichen Gottes. Furcht um ihr Seelenheil war die Grundstimmung ihres frommen Gemütes. Solche furchtsame Religiosität aber kennt kein freudiges Sichverlassen auf die eigene Gewissensentscheidung und auf die göttliche Wahrheit in den Forderungen des Herzens, ängstlich klammert sie sich vielmehr an den Halt der Autorität. So von klein auf in ihrem sittlichen Urteile unter das Joch gebeugt, ist Louise gewohnt, in dem, was autoritativ vor ihr steht, sei es, daß es durch die Kirche oder durch das Herkommen oder durch die allgemeine Anschauung der Gesellschaft geheiligt worden ist, einen höheren Willen und eine ewige Ordnung anzuschauen und in dem, was davon abweicht, ohne weiteres Sünde zu sehen. Kein Wunder, daß sie bei solcher ungeistigen und unfreien Frömmigkeit, beeinflußt durch die Reden des Vaters, an dem sie mit großer Pietät hängt, nach dem holden Rausch der ersten Küsse zu dem Ergebnis kommt: Das Bündnis der Niedrigen mit dem Vornehmen ist ein Unterfangen, „das die Fugen der Bürgerwelt auseinandertreiben und die gemeine ewige Ordnung zu Grunde stürzen würde"; der Anspruch ihrer Liebe ist ein frevelhafter „Kirchenraub", den sie um ihres Seelenheils willen aufzugeben hat. Unklare Gebundenheit in starrem, zu keinem persönlichen Empfinden gewordenem Glauben ist der seelische Hintergrund dieser Frauengestalt, den man sich klar machen muß, wenn man die Louise Millerin verstehen will. Das ist es, was es ihr unmöglich macht, die Heldin zu sein, die sie sein sollte. Wohl hat sie eine gewisse Neigung dazu, sich als Heldin zu fühlen. Wie die Mutter gern die Vornehme spielt, so liebt es Louise, sich als die Große zu denken. Wiederholt tritt dies hervor. Aber ihre Herzensgröße schrumpft zusammen zu der in ihrer Lage recht schwächlichen Stärke frommer Resignation.

Gleich bei ihrem ersten Auftreten liegt auf ihrem Wesen ein seelischer Druck; ihr erstes Wort bei der Rückkehr aus der Kirche ist das Bekenntnis: „O ich bin eine schwere Sünderin!" Freilich noch ist sie schwankend, „der Himmel und Ferdinand reißen an ihrer Seele." Da verschafft die Klage des bekümmerten Vaters der Forderung ihres Glaubens das Übergewicht. Allerdings will sie ihre Liebe nicht aufgeben, doch sie schickt sich bereits an, das schöne

Hoffnungsziel in fahnenflüchtiger Frömmigkeit aus diesem Erdenleben hinüberzuschieben in das von allen Standesunterschieden freie Jenseits. Das so schon zum Verzichten gestimmte Herz stürzen dann die rührenden Beteuerungen des Majors, dem sie ihre Entsagung, solange sie mit ihrem Entschlusse noch nicht völlig im reinen ist, zu verbergen sucht, in qualvolle Unruhe. Inzwischen ist aber der Präsident von dem Verhältnisse benachrichtigt. Es erfolgt ein heftiger Auftritt zwischen Vater und Sohn. Ferdinand soll zur Stärkung der ministeriellen Machtstellung seines Vaters die Maitresse des Fürsten, die Lady Milford, heiraten, da diese um der jungen Fürstin willen zum Schein an den Mann gebracht werden muß. Das führt zu einer scharfen Auseinandersetzung des Majors mit der Lady. Nun rollen die Ereignisse dem gewaltigen Finale des zweiten Aktes entgegen, dem Einbruche des Präsidenten in das Millersche Haus.

Eben hatte die anstürmende Entschlossenheit des Majors — „Durchreißen will ich alle diese eisernen Ketten des Vorurteils! Frei wie ein Mann will ich wählen, daß diese Insektenseelen am Riesenwerke meiner Liebe hinaufschwindeln!“ — und sein flammender Schwur, ihr ewig angehören und für sie, wenn es sein müsse, alle Familienbande opfern zu wollen, ihr den Nerv ihres Liebesmutes gestählt. Wenn man sie sich am Ausgange dieser Schwurscene und nun jetzt, wo sie dem Todfeinde ihres Herzensbündnisses in unerschrockenem Rechtsbewußtsein gegenübersteht, nahe daran denken muß, die Fesseln ihrer religiösen Bedenken zu sprengen und sich zu Ferdinands heldenhafter Mitkämpferin gegen die Konvenienzen aufzurichten, so wirft des Präsidenten gemeine Beschimpfung sie nicht bloß körperlich, sondern auch seelisch nieder. Was sie hier erleidet, durch die Obrigkeit erleidet, betrachtet sie als des Himmels Strafe für die „frechen, thörichten Wünsche“, mit denen sich ihr Busen getragen habe. Als eine „Verbrecherin“ kommt sie sich in ihrer Liebe jetzt vor, und schaudernd sucht sie diese von sich zu schleudern. Wir sind im dritten Akte, in der Entsagungsscene. Auf der einen Seite der zur vollen Schwärmerei erglühte und auf Entführung sinnende Liebhaber. Ihm gegenüber kalt und streng ein Sinn, der sich gegen alle feurigen Bitten, auch als ihr das Mitnehmen ihres

Vaters angeboten wird, wie gegen Anläufe des Bösen wahren zu müssen glaubt; ein Sinn, der, der Gewissensunterscheidung unfähig, Ferdinand an das Gebot der Sohnespflicht zu gemahnen vermag und der vor dem Fluche über ihre Verbindung — dem Fluche aus solchem Munde! — erbebt. Damit hat die fromme Beschränktheit vollständig die Oberhand über Louise gewonnen. Nun ist von ihrer Liebe nichts mehr zu hoffen. Statt sich aus ihrem eigenen göttlichen Charakter heraus zu großer, freier That zu erheben, hat sie sich von den verkehrten religiösen Mächten ihrer Kindheit und ihrer Umgebung in Bande schlagen lassen — das ist Louisens tragische Schuld! — jetzt ist sie zur Ohnmacht verurteilt. Schweigend wird sie es nun mit ansehen müssen, wie die Geistesunfreiheit fortan ihr Thun und Lassen bedingungslos bestimmt und sie und Ferdinand ins Verderben stürzt.

Das Schurkenpaar, der Präsident und sein Sekretär, hat den Plan ausgeheckt, die Eltern heimlich in Haft zu nehmen, mit der Androhung eines Kriminalprozesses, den von Mutter und Vater abzuwenden in ihrer Macht stehe, die Tochter zur Abfassung eines leichtfertigen Billetdoux an einen berüchtigten Lebemann und zugleich zu einem sakramentalen Eide der Verschwiegenheit zu zwingen und diesen Brief Ferdinand in die Hände zu spielen, um Louise so als eine verworfene Dirne zu verdächtigen. Die Intrigue gelingt. Erschütternd ist die Scene, in der das arme, verzweifelte Mädchen, die gute Tochter, unter den fascinierenden Krallen des Sekretärs die sie schändenden Zeilen schreibt; nicht minder ergreifend die andere, in der die heiße Liebe Ferdinands in einen rasenden, auf Vernichtung der Falschen drängenden Haß und in selbstmörderische Verzweiflung umschlägt. Wir eilen hinweg über die Begegnung Louisens mit der Milford, die zum Fortgange der Handlung nichts beiträgt,*) und treten hinein in die düsteren Schauer der Kata=

*) Diese 7. Scene des 4. Aktes, vor allem um der Milford willen geschaffen, ist für die Charakteristik Louisens wichtig, indem das geistig Bedeutende an ihr erst hier recht Gelegenheit hat hervorzutreten. Aber man darf sich nicht zu der Auffassung verleiten lassen, daß das Gespräch mit der Lady irgendwie Louisens Entschluß beeinflußt oder gar

strophe. Dieser fünfte Akt ist eine Kerkerscene, bildlich verstanden: Louise in den Banden des Wahnglaubens, daß ein Eid, der ihr mit so verbrecherischer Gewaltthat und zu so offenbar gottwidrigen Zwecken aufgenötigt worden ist, um der Seele Seligkeit willen unverbrüchlich gehalten werden müsse. Nur „im Tode schmilzt der Sakramente eisernes Band!" So will sie denn Ferdinand schreiben, ein Bubenstück habe den Bund ihrer Herzen zerrissen, ein schrecklicher Schwur binde ihre Zunge; wenn er den Mut dazu habe, möge er nachts 12 Uhr sich aufmachen, die finstere Straße zu wandeln nach jenem dritten Orte, wo kein Eidschwur mehr binde. Diese Idee des Doppelselbstmordes, von der Romanleserin höchst schwärmerisch empfunden und von dem frommen Mädchen in eine Beleuchtung gestellt, die so recht das Ungesunde und Ungeistige ihrer Religiosität darthut, scheitert an des gottesfürchtigen Millers flehentlicher Vermahnung. Louise vernichtet den Todesbrief. Von dem Tochtergefühle hingerissen, hält sie es einen Augenblick für statthaft, ohne jede Auseinandersetzung mit dem so arg Getäuschten an des Vaters Seite heimlich aus der Stadt zu fliehen, — da steht der Geliebte plötzlich vor ihr, ein erschreckliches Bild des Zornes und der Rache, ein herzzerreißendes Bild des durch Eifersucht und Verachtung verstörten Gemütes.

Es folgen peinlich schwüle und entsetzlich erregende Auftritte im Toben wahnsinniger Leidenschaft, in Worten und Thaten der Verwüstung. Unter den Qualen, die auf sie einstürmen, läßt der Dichter sie die ganze Skala der von der Situation gegebenen Empfindungen durchmessen. Ihre Liebe rüttelt in verzweifeltem Schmerze an der fürchterlichen Kette, aber sie darf es ja nicht sprechen das eine erlösende Wort, das das verheerende Unwetter sofort in einen lichten Frühlingshimmel verwandeln würde. Es ist ein Anblick, der einem tief das Herz bewegt, doch die Stimmung des Zuschauers ist zwischen Mitgefühl und Vorwurf geteilt. Man beklagt das arme, unglückliche Mädchen, das, so rein und treu, sich unverdient

---

erst hervorgerufen habe. Auf die furchtbare Diktatscene folgt in der Logik der Handlnng unmittelbar als das notwendige Ergebnis aus Louisens Empfindung der fünfte Akt mit ihrem Selbstmordentschlusse.

von dem Geliebten beschimpfen lassen muß und das im nächsten Augenblicke seiner Empörung zum Opfer fallen wird. Aber man kann es ihr nicht zugeben, daß, was sie wehrlos mache, ein unabwendbares Verhängnis sei; man kann sie nicht, wie es das Durchschnittspublikum thut, als die ideale Märtyrerin betrachten, die schuldlos der thörichten und bösen Welt erliegt. Vom Lichte der Aufklärung schon reichlich durchhellt, in ihrem Innern schon wiederholt von dem Gedanken angesprochen, daß ihr reiner Herzensbund das Werk einer höheren Macht sei, hätte sie in dieser Stunde, wo sie ihren Ferdinand infolge des Lügenbriefes so zermartert sah, unbedingt die Kraft finden müssen, den von Bösewichtern ihr aufgezwungenen Eid der Verschwiegenheit als einen von Gott gar nicht angenommenen zu brechen und damit zu durchbrechen die Schranken ihres unseligen Autoritätsglaubens.

Warum gelingt ihr das nicht? Warum ringt sie sich nicht durch zum Vertrauen auf ihr Herz, auf ihre reine, schöne, göttliche Liebe und damit zu freiem, thatenmutigem Gottvertrauen? Weil sie doch auch die Tochter ihrer Mutter ist! Weil etwas von deren Phlegma leider auch ihr anhaftet! Es fehlt ihrem Herzen bei aller Innigkeit und Tiefe die Energie des Gefühls, ihrer Liebe bei aller Treue und allem Idealismus die Aktivität der Seele. Indem sie erst sterbend dem zu ihrem Mörder Gewordenen und durch den gleichen Gifttrank dem Tode Verfallenen das, was ihre Zunge und ihre Liebe band, enthüllt, verharrt sie bis zum Ende in voller Passivität. Man möchte der Louise im Laufe des Stückes wohl hundertmal zurufen: Mädchen, du schläfst ja, wach auf aus deiner Betäubung und erhebe dich frisch und frei zur Größe dessen, was in dir so herrlich angelegt ist! Diese seelische Schwerfälligkeit, verbunden mit so großer gemütlicher Lebendigkeit, — daß diese die Liebende aus ihrer Niedrigkeit zu einer Position emporhebt, deren Schwierigkeiten ihre Willenskraft doch nicht gewachsen ist — das ist ihre tragische Charakterveranlagung. Aber so unfähig ihre Seele auch war, sich kühn und groß zu entfalten, in dieser guten, edlen Frauenseele, die sterbend noch vergiebt und im Vergeben rettende und versöhnende Liebe spendet, leuchtet doch der Herzensliebe heilige Majestät; und wie am Schlusse des Dramas vor diesem Altare das

Böse gerichtet zusammenbricht, so wird die Stimme der Natur, die den Präsidentensohn mit der Geigerstochter verband, alle Unnatur der Konvenienzen und Standesvorurteile, diese Ausgeburten der Beschränktheit und diese Bundesgenossen der Immoralität, einmal überwinden, daß sie dann auch im Leben sich besitzen dürfen die Herzen, die zueinander gehören „wie die Töne in einem Akkord", — das ist unausgesprochen, aber von jedem empfunden, die prophetische Verheißung, mit der der Dichter den Vorhang vor dem im Tode vereinten Liebespaare fallen läßt.

Freilich, große Ideen, sollen sie wirklich einmal siegen, fordern große Seelen, eine im Denken und Handeln größere, als sie der jungen Millerin eigen war, — das ist dabei die Unterströmung unserer Empfindung, und zweifellos eine vom Dichter gewollte. Es ist ganz in seinem Sinne, wenn wir zu dem Eindrucke gelangen, das Drama wäre keine Tragödie geworden, wenn Louise und Lady Milford, die Reingesinnte und die Großgestimmte, eine Person gewesen wären.

Die Milford unseres Stückes ist, nach einigen ungelöschten Strichen einer ersten Zeichnung zu schließen, nicht die des ursprünglichen, in die Zeit seines Zerfalls mit dem Herzoge hineinreichenden Planes. Der mit den Sünden seines Fürsten abrechnende Dichter scheint erst eine Gestalt vorgesehen zu haben, in der die ganze Abscheulichkeit der Maitressenwirtschaft sich verkörpern sollte. War er nun aber schon bei der Julia von seinem anfänglichen Vorhaben mitten in der Arbeit mannigfach abgewichen, so fühlte er in Bauerbach unter dem Anhauche der reinen Natur noch viel weniger den Antrieb, seinen schöpferischen Geist in den Schmutz des Lebens zu versenken. Als der Frühling ins Land zog, sprach er zu seinem Freunde Reinwald von großen Veränderungen, die im Drama vorgingen, er sei daran, viel schon Gemachtes zu zernichten, sein Interesse für die Lady habe sehr zugenommen. Das bedeutet für jeden, der Schiller kennt, ein Hineinwachsen dieser Gestalt in die Region der großen, hohen Empfindung. Und das ist begreiflich. Wurde doch im Wolzogenschen Hause oft mit Dankbarkeit und Verehrung der Name der Franziska von Hohenheim genannt. Bei diesem Namen klangen in seiner eigenen Brust Jugendempfindungen

mit: die des Fürsten Favoritin hieß, nannte sein Schwabenland des Volkes rettenden Engel! Da erhob sich vor seinem inneren Auge allmählich eine ganz andere Milfordgestalt, keine Kopie der Gräfin, aber auch wie sie „ein großes Herz“.

Die Lady, zur Zeit des Dramas 23 Jahre alt, eine eminente Schönheit, mit Witz und reichem Geiste ausgestattet, von feurigem Temperamente, dabei von sentimentaler Gemütsanlage, stammt aus dem herzoglichen Hause der englischen Norfolk. Ihr Vater fiel als Haupt einer Verschwörung, die Mutter starb am Tage seiner Hinrichtung und hinterließ, da alle Güter der Familie von der Krone eingezogen wurden, der vierzehnjährigen, des Landes verwiesenen Tochter außer einem Familienkreuze nur ein Kästchen mit Juwelen.

> „Krank, ohne Namen, ohne Schutz und Vermögen, eine ausländische Waise, kam ich nach Hamburg! Ich hatte nichts gelernt als ein bischen Französisch, ein wenig Filet und den Flügel — desto besser verstand ich auf Gold und Silber zu speisen, unter damastenen Decken zu schlafen, mit einem Wink zehn Bediente fliegen zu machen, und die Schmeicheleien der Großen Ihres Geschlechts aufzunehmen. — Sechs Jahre waren schon hingeweint. — Die letzte Schmucknadel flog dahin — meine Wärterin starb — und jetzt führte mein Schicksal Ihren Herzog nach Hamburg. Ich spazierte damals an den Ufern der Elbe, sah in den Strom und fing eben an zu phantasieren, ob dieses Wasser oder mein Leiden das Tiefste wäre? Der Herzog sah mich, verfolgte mich, fand meinen Aufenthalt, lag zu meinen Füßen und schwur, daß er mich liebe. Alle Bilder meiner glücklichen Kindheit wachten jetzt wieder mit verführendem Schimmer auf. — Mein Herz brannte nach Herzen — Ich sank an das seinige.“

Aber der Fürst war der lasterhafteste Mensch, sein vielversprechender Hof war ein Serail, wo der weibliche Auswurf Italiens und der Seinestadt zum Schrecken des Landes mit dem Zepter spielte. Mit Entsetzen sah sie, welchem schmachvollen Lose sie anheimgefallen war. Das stolze Blut der Norfolk empörte sich dagegen. Doch die Kette war eine goldene, und durch ihre ganze Erziehung zu einer anspruchslosen Lebensführung unfähig, vermochte sie ihre Bande nicht abzustreifen. Sie blieb. Aus der Sklavin

seiner Begierden wurde seine Herrin. Alle Nebenbuhlerinnen fielen, sie herrschte am Hofe und herrschte im Lande, — das Land fühlte zum erstenmal eine Menschenhand und sank voll Dank an ihr Herz. Aber die Thränen der Bedrückten, die sie trocknete, stillten nicht die eigenen Thränen, die im Verborgenen flossen. Im Vollauf der Sinne hungerte ihr Herz, dem ein Mann, der nur das Geschlecht in ihr bewunderte, nichts zu geben hatte. Sie verlangte danach, geliebt zu werden und lieben zu können. Statt dessen mußte sie ihn verachten, diesen Fürsten, der ihre Drahtpuppe war, und dem sie nie anders als auf dem Bettelstabe seiner Sinnlichkeit begegnete. Nicht minder, wie ihr Herz, litt ihre Seele. Die schrie unter dem Gefühle der Schande, und das Bewußtsein ihres Wohlthuns vermochte Lady Milford immer weniger über ihre unwürdige Stellung zu beruhigen. Trotzdem war sie außer stande, ihrem besseren Selbst nachzugeben, denn der Ehrgeiz hatte alle Gewalt über ihre Seele gewonnen; die stolze Britin konnte sich nicht entschließen, einer anderen die gebietende Stellung über den entmannten Fürsten und sein Fürstentum einzuräumen. Um die inneren Vorwürfe zu übertäuben, stürzte sie sich in die wildesten Ergötzungen.

So hatte sie nun schon drei Jahre hingejubelt und doch hingeseufzt, scheinbar das übermütige Weltkind, in Wirklichkeit so unbefriedigt und elend, wie es eine große, ihrer idealen Kraft bewußte und sehnsüchtig nach Entfaltung verlangende, dabei aber von erbärmlichen Verhältnissen eingeengte und von kreatürlichen Mächten in sich gebundene Seele eben sein muß. Da tritt der jugendschöne Ferdinand von Walter in ihren Gesichtskreis, die erste achtungswerte und imponierende Erscheinung an diesem öden Hofe. Ihr Herz erfaßt eine leidenschaftliche Sehnsucht nach ihm, und wie nach ihrem Erlöser greift sie nach ihm aus. Der könnte sie mit seiner Liebe für alles Entbehrte und Erduldete entschädigen! Schon dieser Gedanke wirkt auf ihr sittliches Dasein als ein Geist der Befreiung. Louisens schwache Seele vermochte trotz ihrer so reich besitzenden Liebe ihrer religiösen Bande nicht Herr zu werden; was der Milford Seele bindet, ist nicht minder stark, denn es sind Naturgewalten, der Trieb der Weltlust, des Sinnengenusses, des brennenden Ehrgeizes, aber die gebundenen Schwingen sind kräftige Adlerschwingen:

die treibt allein schon die Liebeshoffnung, zum Brechen stark, gegen ihre Fesseln an. Meisterhaft veranschaulicht Schiller dies in der kurzen Scene mit dem alten Kammerdiener, der ihr kostbare Brillanten überbringt, die aus dem Erlöse von siebentausend, ohne ihr Mitwissen im Subsidienvertrage verkauften Unterthanen erstanden sind. Sie weigert sich, den Fluch des Landes in ihren Haaren zu tragen, und opfert die Juwelen für die Armen, ohne sich auch nur im geringsten noch um die allerhöchste Ungnade zu kümmern, vor der ihre Vertraute*) sie warnt. Ja, sie fühlt, um Ferdinands willen würde sie die ganze „abscheuliche Herrlichkeit", in deren Banne sie liegt, unbedenklich von sich schleudern können, mit ihm vermöchte sie in das einsamste und dürftigste Leben hineinzugehen, durch ihn wäre sie imstande, sich vollständig wiederzufinden.

Aber wie wird denn dieser Mann nach einer Maitresse die Hand ausstrecken? Es giebt nur ein Mittel, ihn zu erlangen: er muß durch fürstlichen Befehl dazu gezwungen werden. Gezwungen zur Liebe! gezwungen zur Verbindung mit der Gefallenen, die jeder als solche kennt! — man sieht, der giftige Wind des Hofes hat mehr, als sie es weiß, auch ihr Inneres verunreinigt, ihr moralisches Empfinden getrübt. Und noch auffallender könnte es erscheinen, daß ihr nicht überhaupt das Verlangen nach einem Ferdinand von dem Gefühle ihrer Unwürdigkeit verwehrt wird. Aber diese Tiefe des Schuldgefühls, die sich von vornherein mit Entsagung für die Sünden des Lebens gestraft hätte, ist bei der Milford, jedenfalls in ihrer jetzigen seelischen Verfassung, noch nicht zu erwarten. Kurz also, sie überlistet den Herzog. Er und seine Kreaturen müssen, ohne ihre wahre Absicht zu durchschauen, ihrem Streben nach Ferdinands Besitze dienen. So erscheint denn jetzt der Angebetete. Zitternd und bebend, bedrückt von dem Bewußtsein ihrer Gewaltthat, hatte sie ihm entgegengesehen, stammelnd

*) Ihre Kammerzofe Sophie, ein von dem Geiste des Hauses, in dem es lebt, bedenklich um seine bürgerliche Unschuld gebrachtes Mädchen, das sich bereits trefflich auf das kokette und intrigante Wesen versteht.

und verlegen steht sie jetzt vor ihm, die Entehrte vor dem Makellosen. Sie muß es ertragen, daß er die Zornschalen seiner Verachtung über sie ausgießt. Als er mit der Berufung auf seine Ehre ihre ungeheuerliche Zumutung niederzustoßen sucht, enthüllt sie ihm das Geheimnis ihrer Abstammung, die Geschichte ihres Falles, das Bild ihres Elends — —

> „Höre, Walter, wenn eine Unglückliche — unwiderstehlich, allmächtig an dich gezogen — sich an dich preßt mit einem Busen voll glühender, unerschöpflicher Liebe — Walter! — und du jetzt noch das kalte Wort Ehre sprichst — diese Unglückliche, niedergedrückt vom Gefühl ihrer Schande — des Lasters überdrüssig — heldenmäßig emporgehoben vom Rufe der Tugend — sich so — in deine Arme wirft — — durch dich gerettet — durch dich dem Himmel wiedergeschenkt sein will, oder deinem Bilde zu entfliehen, dem fürchterlichen Rufe der Verzweiflung gehorsam, in noch abscheulichere Tiefen des Lasters wieder hinuntertaumelt — —“

Ferdinand ist verwirrt! Erschüttert durch den Hilferuf einer Seele, wie er sie in ihr nicht vermutet hatte, bekennt er ihr sein Verhältnis zu dem bürgerlichen Mädchen. Sie ist entsetzt über diese Eröffnung, doch sie giebt die Hoffnung nicht auf. Es kommt zu der Begegnung mit der jungen Millerin. Entfaltung ihres fürstlichen Pompes, stolzes einschüchterndes Gebaren, furchtbare Drohungen, herzliches Bitten sind die Mittel, mit denen Louise zum Verzicht gebracht werden soll. Die sonst gewiß sehr zielbewußt ihre Absichten auszuführen pflegte, hastet hier, wo ihr Herzensglück und Seelenheil von der Stunde abzuhängen scheinen, von einem Extrem unvermittelt in das andere, ohne doch auch in den wildesten Erregungen der Leidenschaft den edleren Grund ihrer Seele zu verleugnen. Louise entsagt, diese Entsagung ist jedoch das schauervolle Geschenk einer Verzweifelten, die im Wegeilen von Selbstmord geredet hat. Das rüttelt die Milford aus dem Taumel ihrer Affekte auf, aber es ist doch nur eine niedere Seelenkraft, die dadurch aufgerufen wird, ihr Stolz. Was? — sie, die Lady Milford, die vornehme Dame, die hochgeborene Brittin, „sollte heißhungrig erwarten, was einer Bettlerin Großmut aus ihrem letzten Todeskampfe ihr

zuwerfen wird?“ Das wäre ein Schimpf! Was diese elende Bürgerdirne vermag, das vermag sie erst recht, auch sie kann großmütig sein! So treibt die eine Woge die andere hoch, und die ist schon edlerer Art, die Großmut, aber Großmut, die der Stolz durchschäumt. Und aus der zweiten hebt sich eine dritte, eine gewisse Teilnahme für das liebende Paar, jedoch mit der Miene der Gönnerin. Sollen die beiden einander gehören, nur sie kann das bewirken, sie muß Ferdinand von der zwingenden Zumutung des Herzogs, seine Maitresse zu heiraten, erlösen! Das glaubt sie aber nur zu können, wenn dem Herzoge die Aussicht, sie, die Lady, sich zu erhalten, entzogen wird: dazu muß sie fliehen! Ja, fliehen! Stolz der Liebe entsagen, aber auch ihrer Stellung entsagen! Damit ist der Opfersinn angeregt, das ideale Seelenvermögen ist erwacht, und mächtig hebt sich nun ihre Seele, des Sündenlebens Ketten jauchzend durchbrechend:

> „In deine Arme werf' ich mich, Tugend! Nimm sie auf, deine reuige Tochter Emilie! — Ha! wie mir so wohl ist. Wie ich auf einmal so leicht, so gehoben mich fühle! — Groß wie eine fallende Sonne will ich heute vom Gipfel meiner Hoheit heruntersinken, meine Herrlichkeit sterbe mit meiner Liebe, und nichts als mein Herz begleite mich in diese stolze Verweisung!“

So hätte sie also endlich die lang ersehnte Freiheit gefunden! Sofort führt sie ihren Entschluß aus. In einer rührenden Abschiedsscene mit ihrer Dienerschaft schleudert sie ihr glänzendes Elend von sich. Nun ist sie nicht mehr die reiche, sündenumstrickte Lady Milford, nun ist sie wieder die arme Norfolk, die um Taglohn arbeiten will, um sich von ihrem Schimpfe zu reinigen. So der Dichter.

Das Thema, das er sich hier gestellt hat, ist ein schweres, gewaltiges: die Auferstehung einer großen, in unsittliche Zustände hineingezogenen Frauenseele. Eine solche Erlösung ist nur möglich durch den Zustrom einer höheren Geisteskraft, und zwar entweder mittels religiöser Faktoren, und ein religiöser Charakter ist die Milford nicht, oder aber vermittelst eines anderen hochidealen Impulses, vor allem der heiligen Macht der Liebe. Vielversprechend

stellt der Dichter sie auch zuerst unter diesen Einfluß. Wir trauen es seiner Milford zu, daß eine glückliche Liebe — das für sie ganz Undenkbare angenommen — sie vollständig zur sittlichen Freiheit gebracht hätte. Aber auch die verschmähte, ausdrücklich um ihrer Stellung verschmähte Liebe hätte das wohl schließlich vermocht. Weit entfernt, „dem fürchterlichen Rufe der Verzweiflung gehorsam in noch abscheulichere Tiefen des Lasters“ sie heruntertaumeln zu lassen, wie sie droht, hätte das Bewußtsein, eines edlen Mannes unwert erachtet zu sein, diesen Charakter in die Tiefe der Selbsterkenntnis führen können. Ferdinands schmerzumflortes Bild in der Seele, wäre sie aus derselben vielleicht geläutert hervorgegangen und in dieser Läuterung tüchtig zum inneren und äußeren Bruche mit der Vergangenheit. Wir würden sie nicht ohne Hoffnung in ein dornenvolles Leben hinausziehen sehen. Wie denn nun jetzt? Den oben nach dem Monologe der achten Scene des vierten Aktes entwickelten psychologischen Gang ihres Bruches mit der Vergangenheit könnten wir uns wohl als möglich vorstellen. Aber da in demselben zwar höhere Empfindungen angeregt werden, doch die eigentlich bewegende, bis in den Tugendgruß hinein und gerade dort in der Selbstbewunderung so recht deutlich zum Vorschein kommende Kraft ein recht ungeistiger Stolz ist, der gewaltsam zerstörend über alle Liebesempfindungen hinwegflutet, so ist der innere Kettenbruch eine vollständige Selbsttäuschung. Dieser Stolz der Vornehmheit und der Abkunft schafft keinen neuen Menschen. Das Höchste, was er vermag, ist momentane Exaltation. Die Tugendhitze wird sich bald legen, wenn erst die Luft des Lebens sie rauh umwehen, und der Arbeit schwere Zumutung an das verweichlichte Kind des Sinnengenusses herantreten wird. Dann wird Lady Milford irgendwo wieder Lady Milford werden!

So ist die aus dem Seelengehalt der Franziska von Hohenheim, aber doch nicht aus diesem allein geschaffene Maitresse des Fürsten ein schließlich verunglücktes Bild; dennoch ist sie eine interessante Skizze in der Gallerie der Schillerschen Frauengestalten. Von einer bedeutenden Schauspielerin mit Verständnis erfaßt, trägt sie viel zur Wirkung dieses ungemein dramatischen Werkes bei.

Don Karlos.

Prinzessin von Eboli. Königin Elisabeth.

An keinem seiner bisherigen Dramen hat Schiller so lange — fast fünf Jahre — und mit so vielem Stocken und so schwerer Mühe gearbeitet, wie an diesem. Durch mehrerlei Gestalten ist es hindurchgegangen, und sein Schaffen daran war ein heißes Ringen. Dennoch ist das Werk eine That des Genius. Nicht bloß Schillers Zeitgenossen haben es trotz seiner jugendlichen Unfertigkeit mit Lessings „Nathan" und Goethes „Iphigenie" verglichen, auch auf uns noch üben der Schwung der Ideen, die Schönheit der Sprache und die reine, erhabene Empfindung einen mächtigen Zauber aus. Besonders die junge gebildete Welt sieht das „dramatische Gedicht" — so hat Schiller das Stück genannt — immer wieder mit leuchtenden Augen an sich vorüberziehen. Die Anregung und den Stoff hat der Dichter aus der romanhaften Geschichtsumdichtung eines hundert Jahre vor ihm lebenden französischen Priesters St. Real entnommen. Mit diesem hat er den unversöhnlichen Zwiespalt zwischen Philipp und dem Infanten sowie des letzteren tragisches Geschick vorwiegend unter dem Gesichtspunkte eines Liebeskonfliktes zwischen Vater und Sohn betrachtet, der in Wirklichkeit nicht vorgelegen hat; denn als Philipp die einst durch die Politik dem Prinzen zugesprochene Elisabeth von Valois sich selbst zur Gattin nahm, war Karlos erst 14 Jahre alt. Die Eboli und der Posa sind fast ganz Geschöpfe seiner Phantasie. Der Charakter des Infanten ist von Schiller wenigstens sehr idealisiert. Wie der frei nach seinen Ideen malende Künstler zum Unterschiede von dem Portraitmaler, so hat auch der Dichter zum Unterschiede von dem Historiker das Recht, das Vorgefundene seinen höheren Zwecken entsprechend umzubilden, wenn dasselbe ein räumlich und zeitlich so Fernliegendes ist, wie diese Episode aus der spanischen Geschichte des 16. Jahrhunderts.

So frei nun Schiller auch mit der Historie umgeht, noch größere Freiheiten gestattet er sich innerhalb seines Werkes. Durch

alles, was zunächst geschieht, macht er den Infanten, der in der Dichtung 23 Jahre alt ist, zur dramatischen Hauptgestalt. Der königliche Beichtvater, der Schleicher Domingo, umschmeichelt ihn, um ihn auszuforschen. Sein Jugendgenosse, der edle Marquis von Posa, umwirbt ihn mit seinen weltbeglückenden Idealen. Die vom spanischen Glaubenseifer bedrohten Niederlande rufen ihn durch Posa zu ihrem Retter an. Des Fanatismus rauher Henkersknecht, der Herzog Alba, fürchtet von ihm eine Durchkreuzung seiner ehrgeizigen Pläne, und König Philipps Haß verfolgt ihn mit Eifersucht und politischem Argwohn. Mit tausend Augen bewacht derselbe alle seine Schritte, während andererseits die Frauen des Dramas mit den Gedanken ihrer Liebe um ihn sind: die Königin, seine einstige Braut, in herzlicher Sorge um sein Wohl, die Fürstin Eboli, ihre Hofdame, in lüsterner Begehrlichkeit. So ist Karlos derjenige, mit dem sich alles beschäftigt, und er ist auch durchaus der die Handlung bewegende Faktor. Den Marquis drängt er als seinen Vertrauten an die Seite Elisabeths, diese selbst reißt er aus ihrem still resignierten Dahingehen heraus, den König bestürmt er mit seiner Bitte um den Oberbefehl bei der Bewältigung des flandrischen Aufstandes, und er erreicht damit wenigstens das eine, daß Albas unumschränkter Einfluß auf Philipp erschüttert wird. Zugleich freilich beschwört er durch die Abweisung der Eboli die Wetterwolke eines ihn und die Königin furchtbar bedrohenden Komplottes herauf. So konzentriert sich immer mehr das Interesse auf den fürstlichen Jüngling, der bei aller unstäten Hitze, bei allem Mangel an Weisheit, bei allem unklaren Schwanken doch den zukünftigen großen Mann in sich zu tragen scheint. Man meint, er werde nun von Scene zu Scene mehr den Gang des Dramas bestimmen — da bekommt auf einmal in dem Karthäuserkloster gegen Ende des zweiten Aktes das Ganze einen Ruck, dem Karlos fällt die Leitung der Handlung aus den Händen, er wird der unselbständig Geschobene, über den Freundeshände in unbeschränkter Willkür verfügen, er verliert an Bedeutung für das Stück und an Interesse für den Zuschauer.

Während der Dichter nun so den Helden des Stückes beiseite schiebt, läßt er dagegen Marquis Posa riesengroß vor uns an-

wachsen. Aus dem kosmopolitischen Schwärmer wird der große Menschenkenner, der reiche und gewaltige Charakter, den die Königin wie der Infant als den Inbegriff aller hohen Tugend verehren, der erhabene Freiheitsheld, der auf der Bühne und vor der Bühne aller Augen auf sich lenkt. Er wird der klug bedachte und gewichtig handelnde Diplomat, der alles, auch seine Freundschaft, dem höheren Zwecke seines Lebens unterordnet, — der geniale staatsmännische Geist, der sich mit einer alle gegensätzlichen Prinzipien brechenden Seelenkraft zum allmächtigen Günstlinge des Königs und zum Mitwisser der Zweifel und Befürchtungen desselben aufschwingt, der das ganze durch die Eboli aus der Schatulle der Königin entwendete und scheinbar gegen Elisabeth und Karlos zeugende Material in seine Hände bekommt und nun im stande ist, das gefährliche Komplott der Eboli, des Domingo und des Herzogs Alba zu zertreten. Marquis Posa wird der Herr der Situation und der Beherrscher des Dramas, der dasselbe von dem Niveau einer Liebes- und Familientragödie immer mehr emporhebt, daß es in der großen Audienzscene des 3. Aktes zu einem Stücke hochpolitischen und weltbewegenden Inhalts wird. Wie eine flammend aufschießende Rakete in hoher Luft einen farbig leuchtenden Sprühregen entfaltet, so sprüht hier Posas begeisterter Sinn vor König Philipps staunenden Blicken jene Fülle von Ideen, Kraft und Leben aus, die ihn zu einer Lieblingsgestalt der deutschen Jugend gemacht hat. Aber wie die bunte Sternenwelt des Feuerwerks glitzernd herniederschwebt, und im Niederfallen Stern auf Stern rasch erlischt, so erlischt auch, kaum aufgegangen, dieser herrliche Geistes- und Charakterglanz sofort mit Beginn des vierten Aktes, und Posas Lichtgestalt versinkt wieder in Nacht.

Das geblendete Auge glaubt freilich in allem, was nun folgt, immer noch den Bewundernswürdigen vor sich zu haben. Vielgeschäftig und vielsinnend wandelt er vor uns dahin. Man findet ihn im Kabinette des Fürsten, man sieht ihn bei der Königin, man trifft ihn neben Karlos, und jeder von den dreien hat das Gefühl, durch Posas Weisheit in der Vorsehung Hand zu stehen. Aus dem Nimbus des Geheimnisses heraus erklingen seine Worte, erfolgen seine Thaten, und in diplomatisches Schweigen hüllt er alle

seine Pläne und Maßnahmen: der König weiß nicht, wie der Marquis zu seiner Gattin und seinem Sohne steht, und diese erfahren nichts von seinem Verhältnisse zu Philipp. Immer seltsamer wird seine Haltung. Dem Könige will er dienen, und dabei läßt er den Infanten zur Rebellion anstacheln; den Infanten will er vor der Eifersucht des Vaters, Elisabeth vor dem Verdachte der Untreue schützen, und dabei giebt er deren politische Absichten dem Ohre des Herrschers preis. Dem Freunde nötigt er zur Vorsicht seine Brieftasche ab und dann liefert er diese dem Fürsten aus; ja schließlich verhaftet er seinen Karlos, als derselbe, an ihm irre geworden, bei der Eboli um eine Unterredung mit der Königin nachsucht. Wie unverständlich einem dies auch ist, man meint doch, das müsse alles sehr zweckvoll, gut und weise sein und am Ende nach jeder Seite hin zum besten ausschlagen — da erfährt man auf einmal am Schluß des vierten Aktes, daß das Ganze ein verwegenes, unbesonnenes Spiel war, das verloren ist. Von dem Diplomaten, von dem weisen, überlegten Geiste ist nichts mehr übrig geblieben, und auch die Glorie sittlicher Unfehlbarkeit ist verschwunden. Es giebt wohl in unserer dramatischen Litteratur kein einziges Beispiel dafür, daß ein Dichter mit solcher Schonungslosigkeit ein herrliches Gebilde seines Geistes selbst wieder zerstört hat.

Das Originellste von dichterischer Souveränität bringt aber der fünfte Akt. Um wenigstens auf kurze Zeit den König von seinem Sohne abzulenken und letzterem eine rasche Flucht zu ermöglichen, hat Posa den auf Karlos lastenden Verdacht durch einen zum Abgefangenwerden bestimmten Brief auf sich gezogen; dadurch fällt er der zornigen Rache Philipps zum Opfer. Hier muß es sich nun der Zuschauer gefallen lassen, daß diese Selbstaufopferung, die übrigens nüchtern betrachtet eine ganz überflüssige, übereilte That war, jedenfalls aber nur eine Rettungsthat, sich in der Wehklage des Karlos zu einer That heiliger Blutweihe verwandelt, vollbracht zu dem Zwecke, den jungen fürstlichen Freund zu seinem hohen, Menschen beglückenden Berufe zu läutern und zu adeln. Auch Elisabeth nimmt diese Erklärung seines Todes auf, und des Dichters große Kunst weiß es wirklich dahin zu bringen, daß man unter

dem Eindrucke der ergreifenden Trauerscene sich dem Gefühle öffnet, etwas von dem Geiste des Seelen suchenden Dulders von Golgatha habe den Marquis in den Tod getrieben. So läßt Schiller die hehre Lichtgestalt des dritten Aktes, nach ihrer Verdunkelung ganz unerwartet, in Karlos ihre verklärte Auferstehung feiern: Karlos wird ein Posa, die Verkörperung schöner, edler, freier Menschlichkeit, eine Erscheinung, die das Drama nun wieder völlig beherrscht. Und ob schließlich auch des Großinquisitors verderbenschwere Hand sich auf Karlos legt in dem Augenblicke, da er seiner großen Zukunft entgegeneilt — den, der in seinem Karlos sich seinen Deutschen dargelebt hat, können die finsteren Mächte uns nicht rauben: sein hoher Dichtergeist zieht als ein Herold der Freiheit jedem jungen Geschlechte voran auf seinen Geistes-, seinen Siegesbahnen.

In Karlos und Posa hat Schiller sich selbst gedichtet. Unser Drama ist der poetische Reflex des großen Wandlungs- und Läuterungsprozesses, den Schiller in den Jahren der Arbeit an dem Werke in sich durchlebt hat. Aus diesem Umstande erklären sich die oben gezeigten Eigentümlichkeiten in der Komposition der Handlung. Dem Karlos, mit dem, Geist aus seinem noch ungeklärten Geiste, er in Mannheim und auch schon in Bauerbach zu dichten angefangen hatte, entfremdete sich der unter Körners Einflusse im Charakter heranreifende und in seiner Lebensanschauung bereicherte Mann: in Posa, dem Körnerverwandten, lebte der Dresdener Schiller nun dichterisch weiter, Posa wird die Abspiegelung seiner eigenen Persönlichkeit. Aber mit diesem seelengroßen Posa war das Stück nicht zum tragischen Ausgange zu bringen; deshalb knickte er die Charaktergestalt desselben ein und richtete sie, um ihren edlen Gehalt zu retten, in Karlos wieder auf. Jetzt zum Schluß ist wieder wie am Anfang Karlos, freilich nun ein anderer Karlos, Schillers Sympathie und bis zu einem gewissen Grade seine Selbstdarstellung. Die Handlung ist nicht aus dem Werke, sondern aus dem Dichter heraus zu verstehen. Dramaturgisch angesehen ist sie mithin mangelhaft; sie bleibt, wie sehr auch Schiller die Schäden in seinen „Briefen über Don Karlos“ wegzudisputieren suchte, für den Zuschauer vielfach unklar. Dagegen biographisch-psychologisch betrachtet, klärt sich alles auf, und das an tausendfachen Schönheiten so reiche

Kunstwerk wird gerade auch in seinen Unvollkommenheiten ein wertvolles Zeugnis für das, was mit Schiller vorging in den Jahren, die über sein Leben entschieden.

Nicht am wenigsten spiegelt sich sein eigenes Erleben in den Frauengestalten des Dramas. Um von der jungen Königin vorerst abzusehen, besteht ihr Hofstaat, der ihr in der Welt Augen zu ihrer Ehrung, nach des alternden Königs Absicht zu ihrer Bewachung beigegeben ist, aus der gestrengen Oberhofmeisterin, der ängstlich auf das Zeremoniell und den überlieferten Hofgebrauch haltenden Herzogin von Olivarez; aus der religiös hartherzigen Marquisin von Mondekar, die aber der Königin freundlich ergeben und ihren Wünschen gefällig ist; ferner aus der klatschsüchtig boshaften Gräfin Fuentes, die sich wenig bemerkbar macht, und aus der Prinzessin von Eboli, die mit in den Vordergrund der Handlung tritt. Was die Eboli zu sein sich müht, das ist nicht ihre eigentliche Natur. Schon ihr Amt steht zu derselben im Widerspruche. Als Hofdame muß sie eine streng gemessene Haltung annehmen, und finster wie der unfreudige Geist des spanischen Palastlebens sollte ihre Erscheinung sein; dabei kann sie es doch im Sprühen und Glühen ihrer Seele gar nicht verbergen, daß ihr Herz voll jugendlicher Lust nach Freude drängt. Und ihre munteren Augen sagen es nur allzu deutlich, daß sie sich in das steife, förmliche Wesen nur künstlich hineinzwängt. In sittlicher Beziehung nimmt man es dagegen an Philipps Hofe nicht sehr streng, hinter dem Rigorismus der Frömmigkeit geht es recht zuchtlos her, ziemlich jede Dame hat hier ihre Geschichte. Der Eboli aber kann man nichts nachsagen. Als die Ehrbare und Unnahbare steht sie da. Selbst der König, der, so eifersüchtig er auch seine junge Gattin belauert, doch im geheimen durch seinen Pfaffen um die Gunst der Prinzessin wirbt, ist unlängst von ihr mit Entrüstung abgewiesen. Sein Bote Domingo hat es zu seinem Ärger erfahren, was nachher Karlos zu seiner freudigen Überraschung vernimmt, daß es in dem weiblichen Hofstaate *eine* giebt, der die Liebe nicht verkäuflich ist, und hieße der Käufer auch Philipp. „Sie ist der unschätzbare Diamant, den ich verschenken oder, ewig ungenossen, verscharren muß." Wen sie liebe, könne sie zum Gott machen, aber sie teile ihre Freuden nicht:

Ich sollte,
Ich Rasende! ein abgeriss'nes Blatt
Aus dieser Blume schönem Kelch verschenken?
Ich selbst des Weibes hohe Majestät,
Der Gottheit großes Meisterstück, verstümmeln,
Den Abend eines Prassers zu versüßen?

So schön auch dieses Wort den Adel ihres Geschlechts zum Ausdruck bringt, dennoch ist es bei ihr keine wahrhaft sittliche Selbstschätzung. Ihre weibliche Ehre ist ihr nicht um ihrer selbst willen von so hohem Werte, all ihre Tugend ist nur Spekulation. In glühendem Verlangen trachtet sie nach dem Besitze des jugendschönen Don Karlos, der vor einigen Monaten von Alkalas hoher Schule heimgekehrt ist, den sie aber schon geliebt hatte, als er noch in der Ferne weilte. Sie will und muß die Seine werden, kann er, der Thronfolger, auch nicht der Ihre heißen! Kein Weg zu seinem Herzen soll ihr zu schwer sein! Nur um dem Sittenreinen als die Makellose begehrenswert zu gelten, hat die leidenschaftliche Spanierin, deren stets erregtes Sinnenleben zu freiem Sichgehenlassen hinneigte, ihrer Natur jeglichen Zwang auferlegt. „Erworbene Unschuld, dem erhitzten Blut durch List und schwere Kämpfe abgerungen — aus Eigennutz der Liebe", so beurteilt es Posa ganz richtig. Und diese Liebe, in der sich wallende Leidenschaft mit kühlster Berechnung mischt, scheint jetzt am Ziel zu sein. Veranlaßt durch gewisse Symptome einer, wie sie wähnt, ihr geltenden tiefen Neigung, die der den Damen gegenüber noch sehr unbeholfene Prinz nur zu scheu sei ihr auszusprechen, will sie ihn nun dazu ermutigen, und gleich die Art, wie sie dies anstellt, ist für ihr sittliches Niveau charakteristisch. Durch einen Pagen der Königin sendet sie ihm den Schlüssel zu einem geheimen Kabinette, dazu ein Billet mit der Einladung zu einem vertraulichen Stelldichein, und Karlos, der aus unbegreiflicher Verblendung die unterschriftlosen Zeilen für ein Schreiben der Königin hält, folgt in freudiger Erregung diesem Rufe.

Damit stehen wir, in der Mitte des zweiten Aktes, vor der großen Potipharscene des Dramas. In den mannigfachsten Versuchen, den Überraschten zum Liebesgeständnis zu bringen und, als

alles nicht anschlagen will, ihm als verfolgte Unschuld liebreizend zu werden, entfaltet die Eboli hier die ganze Fülle ihrer Reize. Dabei weiß der Dichter sie aber in eine Beleuchtung zu stellen, daß man manchmal geneigt ist, die Zauberkünstlerin mit ihrem umspinnenden Sinn zu vergessen, und unter dem Eindruck dessen, was sie so lebendig über den Adel ihres Geschlechtes zu empfinden scheint, mit Karlos ausrufen möchte: „Beim wunderbaren Gott — das Weib ist schön!“ Wenn nur die Luft um dieses „süße, seelenvolle Mädchen“ nicht so entsetzlich schwül wäre! Der arglose Königssohn freilich merkt das nicht. Zu einer zärtlich sich äußernden Fürsorge hingerissen, schließt er sie in seine Arme mit der Versicherung, ihr Engel sein zu wollen, der sie schützend durch des Hofes teufelvolle Hölle tragen werde. So hat sie es denn erreicht, sie ruht an seiner Brust! Und in der schwelgenden Lust dieses Augenblicks läßt die Liebende es sich von ihrer Leidenschaft nur gar zu gern einreden, daß es der glühende Mann, nicht der schwärmerische Idealist sei, der sie umfange. Kühn tritt sie jetzt mit ihren Absichten hervor:

Wie schön ist diese Hand!
Wie reich ist sie! — Prinz, diese Hand hat noch
Zwei kostbare Geschenke zu vergeben —
Ein Diadem und Karlos Herz — und beides
Vielleicht an Eine Sterbliche? — An Eine?
Ein großes göttliches Geschenk! — Beinahe
Für Eine Sterbliche zu groß! — Wie, Prinz?
Wenn Sie zu einer Teilung sich entschlössen?
Die Königinnen lieben schlecht — ein Weib,
Das lieben kann, versteht sich schlecht auf Kronen!
Drum besser, Prinz, Sie teilen, und gleich jetzt,
Gleich jetzt — Wie? oder hätten Sie wohl schon?
Sie hätten wirklich? O dann um so besser!
Und kenn' ich diese Glückliche?

Karlos.

Du sollst.
Dir Mädchen, dir entdeck' ich mich. — Der Unschuld,
Der lautern, unentheiligten Natur
Entdeck' ich mich. An diesem Hof bist du

Die Würdigste, die Einzige, die Erste,
Die meine Seele ganz versteht. — Ja denn!
Ich leug'n es nicht — ich liebe!

Prinzessin.

Böser Mensch!
So schwer ist das Geständnis dir geworden?
Beweinenswürdig mußt ich sein, wenn du
Mich liebenswürdig finden solltest?

Karlos.

Was?
Was ist das?

Prinzessin.

Solches Spiel mit mir zu treiben!
O wahrlich, Prinz, es war nicht schön! Sogar
Den Schlüssel zu verleugnen!

Karlos.

Schlüssel! Schlüssel!
Ja so — so war's — Nun merk ich — — O mein Gott!

Prinzessin.

Abscheulich! Was hab' ich gethan?

Beiden sind jetzt die Augen aufgegangen: ihm darüber, daß das Mädchen, welches er beinahe zur Vertrauten seines Liebesgeheimnisses gemacht hätte, selbst ihn begehrt, und daß Schlüssel und Einladung von der Eboli gekommen sind — ihr darüber, daß der Mann, dem sie sich im Wahn, seiner ganz sicher zu sein, eben so unzweideutig entgegengebracht hat, sie verschmäht und eine andere im Herzen trägt. Sie ist entsetzt. Aber was ihr die Situation so unerträglich macht, daß sie den Karlos anfleht, aus Großmut und Barmherzigkeit sie zu verlassen, ist bei ihr natürlich nicht die moralische Empfindung, ihre jungfräuliche Sittsamkeit verletzt zu haben, sondern der Umstand, daß sie sich von dem, den sie so grenzenlos liebt und von dem sie so gern geliebt sein möchte, trotz ihres leidenschaftlichen Anerbietens abgewiesen sieht. Ihr Herz lodert

wild auf in Haß gegen die unbekannte Nebenbuhlerin. Der Haß aber, der Flammenzungen hat, die verzehren, er hat auch Feueraugen, die in das tiefste Dunkel sehen. Mit diesen Raubtieraugen zorniger Leidenschaft erspäht sie in des Prinzen Seele das Bild der Elisabeth als des von ihm geliebten und in diesem Kabinette gesuchten Weibes. Aber wie könnte er diese hier vermutet haben, wenn ihn nicht Proben ermunterten?

Beim Himmel, diese Heilige empfindet!
Wie fein ist sie! . . . . Ich zitterte, ich selbst,
Vor dem erhabnen Schreckbild dieser Tugend.
Ein höh'res Wesen ragt sie neben mir.
In ihrem Glanz erlösch' ich. Ihrer Schönheit
Mißgönnt' ich diese hohe Ruhe, frei
Von jeder Wallung sterblicher Naturen.
Und diese Ruhe war nur Schein? Sie hätte
An beiden Tafeln schwelgen wollen? hätte
Den Götterschein der Tugend schaugetragen,
Und doch zugleich des Lasters heimliche
Entzückungen zu naschen sich erdreistet?
Das durfte sie? Das sollte ungerochen
Der Gauklerin gelungen sein? gelungen,
Weil sich kein Rächer meldet? —

und nun redet die Sophistik des Hasses sie in das vermessene Selbstgefühl hinein, daß sie berufen sei, die vermeintliche Heuchlerin vor dem Könige zu entlarven. Aber wie dürfte sie, die Hofdame, solche Anklage wagen? Die Hofdame kann es nicht, wohl aber des Königs — — Maitresse! So wirft sich die ehrbare und unnahbare Eboli weg, nur um ihre Rache an der Rivalin zu stillen. Ihre Tugend war ihr nur Mittel zum Zwecke gewesen. Wo sie sich damit keine Liebe erkaufen konnte, ist sie ihr wertlos geworden: geringschätzig giebt sie dieselbe hin, dessen froh, daß der Preis doch wenigstens noch genügt, um ihren Haß zu befriedigen.

Eine Zeit lang verschwindet uns die Prinzessin aus dem Gesicht. Im zweiten Teile des Dramas finden wir das inzwischen gefallene Weib als eine innerlich Gebrochene wieder. Als Posa sie erdolchen will, weil er fürchtet, Karlos habe ihr eben sein Geheimnis offen-

bart — was, nebenbei gesagt, gar nichts geschadet hätte, da sie beim Könige ihren Einfluß bereits wieder verloren hat — da ergiebt sie sich mit dem Bekenntnis, den Tod verdient zu haben, resigniert in das ihr drohende Los. Gleich darauf folgt die ergreifende Scene, in der sie der Elisabeth ihre Schuld und Schande gesteht. In Thränen zerflossen sinkt sie vor ihr nieder:

> Ich bin nicht würdig, den entweihten Blick
> Zu Ihrer Glorie emporzurichten.
> Zertreten Sie die Elende, die sich,
> Zerknirscht von Reue, Scham und Selbstverachtung,
> Zu Ihren Füßen krümmt.

Die Vermittelung dieser seelenverwandelnden Erschütterung haben wir wieder in der Liebe der Eboli zu suchen. So wenig echt auch ihre Sittsamkeit und ihre in manchen schönen Worten sich äußernde ideale Lebensanschauung gewesen ist, eins ist an ihr durchaus wahr gewesen, ihre Empfindung für Karlos, sie hat ihn wirklich geliebt. Nun hat sie es mit ansehen müssen, wie Posa ihn in den Kerker führte; seine Verhaftung erscheint ihr als eine Folge ihrer That, sie glaubt mit der Königin auch ihn ins Verderben gezogen zu haben, sie betrachtet sich als des Geliebten Mörderin! Dieser entsetzliche Vorwurf bricht in ihr des Gewissens Tiefen auf, und aus dem bis dahin ihr unbekannten Grunde der Seele ersteigt richtend die sittliche Wahrheit, die mit ihren heiligen Blicken des Hasses beschönigende Lügengeister verscheucht. Sie muß ihre That nun sehen, wie sie wirklich ist, und fühlen, was sie an sich selbst gesündigt, was sie gegen die Königin verbrochen hat. Erst jetzt kommt ihr der ungeheure Gegensatz zwischen dem sittlichen Charakter der Elisabeth und ihrer eigenen Beschaffenheit, den sie ja schon in ihrem Monologe nach der Potipharscene richtig getroffen, aber noch nicht ehrlich empfunden hatte, wirklich zum Bewußtsein. Damals war sie sich in ihrer gemachten Tugend doch noch als eine durchaus respektable Persönlichkeit vorgekommen; es fiel ihr gar nicht ein, sich in Wahrheit geringwertiger als Elisabeth zu denken. Nur der Haß hatte momentan deren Bild in Glanz gezeichnet als ein sie überstrahlendes, um es mit größerer Berechtigung

als das einer Betrügerin, einer Scheinheiligen in den Staub zerren zu können. Jetzt steht die Königin vor ihrer Seele wirklich als die „große Heilige“, vor der sie sich in ihrem Verbrechen so erbärmlich, in ihrem ganzen moralischen Sein als ein Nichts erkennt. Im Marienkloster, wohin sie Elisabeths treue Sorge um ihre Seele schickt, wird nun ihr Leben Buße sein.

Wir wenden uns zu der Lichtgestalt des Dramas. Von der Elisabeth gilt in Wahrheit, was Karlos, vom Schein bethört, zur Eboli sagte: „Hier an König Philipps Hof? Was, schöner Engel, willst du hier? Das ist kein Himmelsstrich für solche Blumen.“ An diesem Hofe, dem „Pfaffen und Pfaffenzucht“ das Gepräge geben, solche aufgeklärte, weitherzige, mit dem Glaubenskampfe der Niederlande sympathisierende Frau! In diesem geistesöden Zeremoniell, in dem die Königin das gehaltlose Dasein einer prächtig ausstaffierten Puppe zu führen hat, die Tochter der Valois, die geistig reich Belebte, die den Posa um die stille Freiheit eines Philosophen beneidet! Neben diesem finsteren, rauhen Despoten, der seine Gattin ebenso wie seine Völker in den Staub zu drücken gewohnt ist, Elisabeths zarte, feinfühlende Frauenseele! Aus dem edelsten Stoffe hat der Dichter die Gestalt der auch in der geschichtlichen Wirklichkeit viel vergötterten Königin geschaffen. Sie ist 22 Jahre alt, eine holde jugendliche Erscheinung. Unter der steifen Förmlichkeit der Spanierinnen fällt sie gleich durch die Anmut und Leichtigkeit der Französin auf, und in allem, was sie thut und wie sie es thut, ist Grazie. So in der Art, wie sie sich mit ihrer Umgebung unterhält, wie sie den Marquis empfängt und seine bedeutungsvolle Erzählung aufnimmt, wie sie den Anmaßungen der Olivarez begegnet und die Albas und Domingos in ihren Schleichereien abzufertigen weiß. Am reizendsten ist sie, wenn sie, wie bei Karlos und bei der verbannten Mondekar, ein leidendes Gemüt zu trösten hat. Lieblich und gefällig giebt sie sich, und was sich so giebt, ist eine über ihre weibliche Würde, über ihre Pflichten immer groß und rein denkende Seele. Sie ist die Adlige mitten unter diesen innerlich so ungesitteten Menschen, die Grade und Wahre in einer Welt, wo alles Masken trägt. Mit sicheren Schritten, eine freie Seele, geht sie ihren Gang durch die schwierigsten Situationen hindurch, nichts

vermag sie zu reizen oder einzuschüchtern. Die erstere Gefahr droht ihr von Karlos, die andere von Philipps Seite.

Im Schloßgarten von Aranjuez treffen auf Posas Veranlassung die einstmals Verlobten zum erstenmal seit ihrer gewaltsamen Trennung ohne Zeugen zusammen. In Philipps, ihres Gatten und seines Vaters drohender Gestalt, und in einem Kinde, das Elisabeths Tochter und des Karlos Schwester ist, sind unübersteigbare Schranken zwischen ihnen aufgerichtet. Der leidenschaftliche Jüngling will dieselben nicht anerkennen, stürmend geht seine Liebe dagegen an. Sein trunkenes Auge sieht nur die innig geliebte Elisabeth, nicht die Königin, die Mutter. Und die Königin, die Mutter, auch sie trägt in ihrer Brust noch das Herz der Geliebten. Aber klar erkennt ihr Auge, was jetzt ihre Pflicht geworden ist, und sie läßt sich auch durch die glühendste Sprache des Prinzen nicht beirren. Wie sie hier seinem begehrlichen Drängen entgegentritt, mit dem Ernste, der auch nicht durch ein Wort sich etwas vergiebt, mit der Entschiedenheit, die von Karlos unbedingte Beugung unter das Moralgesetz fordert, dabei jedoch mit der Milde, die den Eindruck ihrer gestrengen Rede immer wieder zu sänftigen, seinen Kummer zu heilen bestrebt ist; — wie sie sich hier ausspricht mit dem gegen den Vater ihres Kindes so rücksichtsvollen und bei der Aufgeopferten um so edleren Bemühen, zu verdecken, was ihr junges hochgesinntes Leben an der Seite dieses Gatten entbehrt, zugleich aber mit der Treue gegen sich selbst, die aus dem, was ihre erzwungene Ehe doch nie in ihr vernichten kann, keinen Hehl macht, die aber, wie sie es in sich selbst vollbracht hat, so nun auch in ihm die Liebe in Freundschaft zu verwandeln sich angelegen sein läßt — in dem allen steht die Königin da als eine seelenreife Frauengestalt. Die Scene erreicht ihren Höhepunkt in dem Geistesgruße, der seine im Gram erstorbene Seele zu neuem Leben ruft:

Beklagenswerter, teurer Karl! Ich fühle —
Ganz fühl' ich sie, die namenlose Pein,
Die jetzt in Ihrem Busen tobt. Unendlich,
Wie Ihre Liebe, ist Ihr Schmerz. Unendlich,
Wie er, ist auch der Ruhm, ihn zu besiegen.
Erringen Sie ihn, junger Held! — —

Die Liebe ist Ihr großes Amt. Bis jetzt
Verirrte sie zur Mutter. — Bringen Sie,
O bringen Sie sie Ihren künft'gen Reichen,
Und fühlen Sie, statt Dolchen des Gewissens,
Die Wollust, Gott zu sein. Elisabeth
War Ihre erste Liebe. Ihre zweite
Sei Spanien. Wie gerne, guter Karl,
Will ich der besseren Geliebten weichen.

Wie unter des Karlos lockender Liebe, so bleibt sie das würdevolle Weib auch unter der Kränkung, die im nächsten Auftritte Philipps eifersüchtiger Argwohn ihr zufügt. „Warum allein?" herrscht düster blickend der König, von seinen Granden umgeben, sie an, und der Schlag, der nun auf ihre Hofdame, die sie einige Augenblicke unbewacht gelassen hatte, niederfällt, trifft tief verletzend Elisabeths Ehrgefühl. Stolz richtet sie sich wider diese schmähliche Behandlung auf, doch sie thut es mit der leidenschaftslosen Ruhe des absolut reinen Gewissens und mit der Schonung seines Alters und seiner königlichen Stellung, die ihr adliger Sinn und ihr Mitleid mit seinem wüsten Gemütszustande, mit seinem armen, vertrauenslosen Menschenherzen, ihr gebieten. Furcht dagegen kennt sie nicht. Als hernach in der Residenz des Vorfalls vom Könige noch einmal gedacht wird, und dies in einer Stunde, wo Philipp durch die in Elisabeths erbrochener Schatulle vorgefundenen Briefe des Infanten und dessen Medaillonbild, diese Liebespfänder ihrer einstigen Brautzeit, in eine wutschnaubende Eifersucht geraten ist, da entfaltet sich die Wahrhaftigkeit und Unerschrockenheit der Königin und die Majestät ihrer Unschuld zur vollen Erscheinung.

Ich gestattete
Dem Prinzen die Zusammenkunft, um die
Er dringend bat. Ich that es, mein Gemahl,
Weil ich es w o l l t e — weil ich den Gebrauch
Nicht über Dinge will zum Richter setzen,
Die ich für tadellos erkannt — und Ihnen
Verbarg ich es, weil ich nicht lüstern war,
Mit Eurer Majestät um diese Freiheit
Vor meinem Hofgesinde mich zu streiten.

Warum soll ich es
Verbergen, Sire? — ich schätz' ihn sehr und lieb' ihn
Als meinen teuersten Verwandten, der
Einst wert befunden worden, einen Namen
Zu führen, der mich mehr anging. — Ich habe
Noch nicht recht einsehn lernen, daß er mir
Gerade darum fremder sollte sein,
Als jeder andre, weil er ehedem
Vor jedem andern teuer mir gewesen.
Wenn Ihre Staatsmaxime Bande knüpft,
Wie sie für gut es findet, soll es ihr
Doch etwas schwerer werden, sie zu lösen.
Ich will nicht hassen, wen ich soll —

Der aufs höchste aufgebrachte König, der diese Wendung falsch versteht im Sinne seines unlauteren Verdachtes, fährt zornig gegen seine Gattin los und vergißt sich soweit, ihr mit dem Blutgerüst zu drohen. Und als sie darauf nur die Erwiderung hat: „Wie sehr beklag' ich Eure Majestät —" schleudert er ihr außer Fassung die Lästerung ins Gesicht: „Beklagen! Das Mitleid einer Buhlerin!" Bei dieser entsetzlichen Beschimpfung verläßt sie ihre physische Widerstandskraft, ihre Seele aber bleibt unüberwunden. Ja mehr als das, wie sie, zu Boden gesunken, in schützender Mutterliebe das grimmig vom Könige weggestoßene Kind in ihre Arme drückt, wie sie auf den mit geballter Faust und mit häßlich verzerrten Zügen vor ihr stehenden Wüterich mit ihrem schönen, engelreinen Gesicht und mit ihren sanften Augen blickt, mit diesen Augen, aus denen nichts von Bitterkeit und Verachtung, sondern nur der tiefe Schmerz über die ihr widerfahrene Vergewaltigung, über die schmähliche Verkennung und das Weh über des großen Königs Selbstentwürdigung sprechen — da bricht vor dem Bilde der leidenden Unschuld der leidenschaftliche Mann moralisch in sich selbst zusammen.

Befremden könnte bei Elisabeths Redlichkeit und Edelsinn ihre Stellung zu Posas Verschwörungsplan. Dieser will den Infanten heimlich nach Brüssel schaffen, damit er sich neben Egmont und Oranien an die Spitze des Aufstandes stelle, die gute Sache durch das Ansehen des Königssohnes stärke und Philipp im Namen der Freiheit den Frieden diktiere. Mit einem Feuer, das ihre leiden-

schaftslose Haltung sonst nicht zeigt, ergreift sie das Projekt. „Die Idee ist groß und schön!“ Sie ist sofort bereit, das Rebellionswerk mit ihren reichen Geldmitteln zu unterstützen; sie selbst will ihn zur Flucht nach den Niederlanden veranlassen. Wie kommt eine Elisabeth zu diesem bedenklichen Schritte? Nun, Marquis Posa, von dem die Anregung ausgeht, ist ihr Ideal von Männlichkeit, Weisheit und Lauterkeit; was der für gut befindet, kann nicht schlecht sein! Und hat er ihr nicht ausdrücklich erklärt, daß es ihm fern liege, den König thatsächlich hintergehen zu wollen? Ist nicht, was er vorhat, in Wirklichkeit nur ein kühner Schachzug der Politik, darauf berechnet, den König, ohne daß es zum ernstlichen Waffengange kommen wird, dahin zu bringen, zu seinem eigenen Besten sowohl gegen seine Unterthanen, wie gegen seinen Sohn andere Saiten aufzuziehen? „Was in Madrid der Vater ihm verweigert, wird er in Brüssel ihm bewilligen,“ — das leuchtet ihr nach allem, wie sie den König zu kennen glaubt, ein. Karlos ist mit seiner jugendlich drängenden Kraft, mit seinen reichen Geistesgaben durch des Königs Mißtrauen zur vollen Unthätigkeit verurteilt. Wie ein Knabe wird er niedergehalten. Ihr Herz fühlt dem Prinzen dies mitleidend nach, und zugleich fühlt sie, wie aus dieser schmählichen Behandlung ein immer mehr das Sohnesverhältnis zersetzender Groll fließt. Das muß aufhören, sagt sie sich. Dem Prinzen muß in der Verwaltung der Niederlande Gelegenheit zum Handeln geboten werden: damit wird er zu neuem, freudigem Leben erstehen, zugleich wird er in frischer, großer Thätigkeit seine unglückliche Liebe loswerden, und damit ist auch dem Vater eine Wohlthat erwiesen. Freilich hinter dessen Rücken! Doch bei des Königs trotziger Unzugänglichkeit für besseres Zureden läßt es sich nicht anders machen. So muß sie sich zu seinem und seines Sohnes Heile mit dem Marquis zur Selbsthilfe verbinden! Auf diesen Gedankengängen gelangt eine Elisabeth, von idealen Antrieben geleitet, auf den tragischen Weg der politischen Umtriebe, auch in ihrem Fehlen verehrenswert.

Nun spitzen sich die Dinge rasch zu. Wir gehen hindurch durch die künstlerisch großartige und wegen ihrer tief weihevollen Abschiedsklänge so wirksame Scene, in der der zur Selbstopferung Entschlossene der Königin sein Testament für Karlos aufträgt.

Damit sie an diesem der Heldentugend Schöpferin und seines völkerbeglückenden Zukunftsberufes hehre Mittlerin werde, sucht Posa die Elisabeth in echt Schillerscher Weise, unbeschadet ihrer Pflichten gegen den ihr innerlich fremden Gatten, zur Seelenliebe zu stimmen:

Gehört die süße Harmonie, die in
Dem Saitenspiele schlummert, seinem Käufer,
Der es mit taubem Ohr bewacht? Er hat
Das Recht erkauft, in Trümmer es zu schlagen,
Doch nicht die Kunst, dem Silberton zu rufen,
Und in des Liedes Wonne zu zerschmelzen.
Die Wahrheit ist vorhanden für den Weisen,
Die Schönheit für ein fühlend Herz. Sie beide
Gehören für einander. Diesen Glauben
Soll mir kein feiges Vorurteil zerstören.
Versprechen Sie mir, ewig ihn zu lieben,
Von Menschenfurcht, von falschem Heldenmut
Zu nichtiger Verleugnung nie versucht,
Unwandelbar und ewig ihn zu lieben;
Versprechen Sie mir dieses? — Königin —
Versprechen Sie's in meine Hand?

Königin.

Mein Herz,
Versprech' ich Ihnen, soll allein und ewig
Der Richter meiner Liebe sein.

Marquis.

Jetzt sterb' ich
Beruhigt — meine Arbeit ist gethan.

So durch des gefallenen Posas Christustendenz vor ihrem Bewußtsein zu des Karlos führendem Genius geworden, bringt sie in der Schlußscene dem entfliehenden Infanten, der im Dunkel der Nacht als Mönch verkleidet von ihr Abschied nimmt, eine nun unbedenklich in innigster Empfindung sich äußernde Liebe entgegen. Aber das ist eine allen irdischen Beziehungen entwachsene, eine völlig

durchgeistigte, fast religiös gestimmte Liebe, die des Prinzen Seele sucht, um ihm Mittlerin zu seiner einstigen hohen Bestimmung zu werden. Karlos versteht sie nicht. Was Elisabeth aus diesem idealisch-mystischen Liebessinn zu ihm zu reden sich anschickt, das schneidet er ab, glaubt er doch aus ihrem Munde von neuem den Entsagung fordernden Mahnruf von Aranjuez hören zu sollen, und dessen bedarf es für ihn nicht mehr. Er ist durch die Erlebnisse im Kerker, durch Posas Abschiedsgespräch und Tod schnell zur Höhe seiner Aufgabe herangereift: seine Liebe ist in seinen Regentenpflichten untergegangen, überwunden ist der letzte Rest von Begierde nach der Geliebten. In der Wonne des neuen Lebens, das ihm geworden, drückt er — während Philipp mit dem Großinquisitor ungesehen in der Thür erscheint — Elisabeth als Mutter an seine Brust. Jetzt mag sie ihrem Manne ruhig die Gattin sein! Ein Brief aus Gent soll es dem Könige eröffnen, wie er sie geliebt, wie Elisabeth seiner Liebe widerstanden, wie er auf immer ihr entsagt hat! Er wird nun an die Spitze der Niederlande treten, auf ewig zerfallen mit dem Vater, der ihm seinen Posa gemordet hat, und einst wird sie als königliche Witwe ihn wiedersehen, wo er kommen wird, um seiner noch einzigen Liebe nachzuleben, um auf des Freundes Asche ein Paradies von Völkerglück erblühen zu lassen! So steht denn jetzt Elisabeth vor dem Werke, zu dem sie ihn am Anfange des Stückes aufgerufen, und das sie nun in Posas Nachfolge an ihm erst recht zu beginnen gedacht hatte, — sie findet es bereits vollbracht. Karl hat sie nicht mehr nötig, sie braucht und kann ihm nichts mehr sein! Das ist für sie ein wehmütiger Gedanke, und die Wehmut läßt sie weinen. Aber die Wehmutsthräne ist zugleich Freudenthräne, denn was er geworden, es ist ja das, was sie für ihn erstrebt, erfleht hat! Muß sie auch die Hoffnung auf seine Versöhnung mit dem Vater aufgeben, der für Karlos selbst und die Menschheit unendlich bedeutsamere Teil ihres Planes ist verwirklicht: den idealen Fürsten hatte sie aus ihm bilden wollen, und der steht jetzt vor ihr! Nun darf der hohe Genius sich wieder als Weib fühlen, und das Weib, dessen Seele im Garten von Aranjuez den Mann in ihm geschaffen hat, ruft im Entzücken aus, indem es bescheiden vor seinem Gebilde zurücktritt:

Ich darf mich nicht
Empor zu dieser Männergröße wagen;
Doch fassen und bewundern kann ich Sie!

— — da fährt in dieses hohe Glück ihrer Seele vernichtend die todeskalte Hand der Inquisition.

Es kann dem aufmerksamen Leser des „Don Karlos“ nicht entgehen, wie alle Empfindungen, die der Dichter in dem Verhältnis zur Frau von Kalb durchlebt hat, sich in diesem Drama spiegeln: sein Kampf und seine Resignation, seine Leidenschaft und sein Sieg; sein Berufenwerden zu einem großen, der Menschheit dienenden Amte, sein Geführt- und Beeinflußtwerden, sein Sichlosreißen von der leidenschaftlich nach ihm begehrenden Frau, sein Heranreifen in Dresden, getrennt von ihr und doch unter dem Nachwirken der von ihr empfangenen Anregung, und schließlich wie eine wunderbare Ahnung auch noch sein intimer Weimarer Seelenbund. Nur muß man, um in der schaffenden Dichterseele das Mitwirken seiner Herzensgeschicke zu erkennen, beide Frauengestalten des Dramas zusammenhalten. Es ist interessant, dies näher zu verfolgen.

Die Liebe des Prinzen Karlos zur Königin stand dem Dichter bereits fest, ehe er Charlotte kennen lernte; aber in einem Bauerbacher Entwurfe war Elisabeths Verhältnis zum Infanten noch nicht das von allem Begehrlichen freie, rein ideale unseres Dramas. Erst unter Schillers Aufschauen zu der gleich seiner Heldin aufgeopferten Freifrau und unter den Eindrücken ihres veredelnden Umgangs empfing die Königin ihren hohen Seelenadel. Sie wird das Weib, dessen affektlose Ruhe, dessen stilles Dulden, dessen schöne Sicherheit auf den jungen Dichter einen so tiefen Eindruck ausübte. Als solche ist sie der Mittelpunkt des 1. Aktes.

In angeborner stiller Glorie,
Mit sorgenlosem Leichtsinn, mit des Anstands
Schulmäßiger Berechnung unbekannt,
Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht,
Mit festem Heldenschritte wandelt sie
Die schmale Mittelbahn des Schicklichen,
Unwissend, daß sie Anbetung erzwungen,
Wo sie von eignem Beifall nie geträumt.

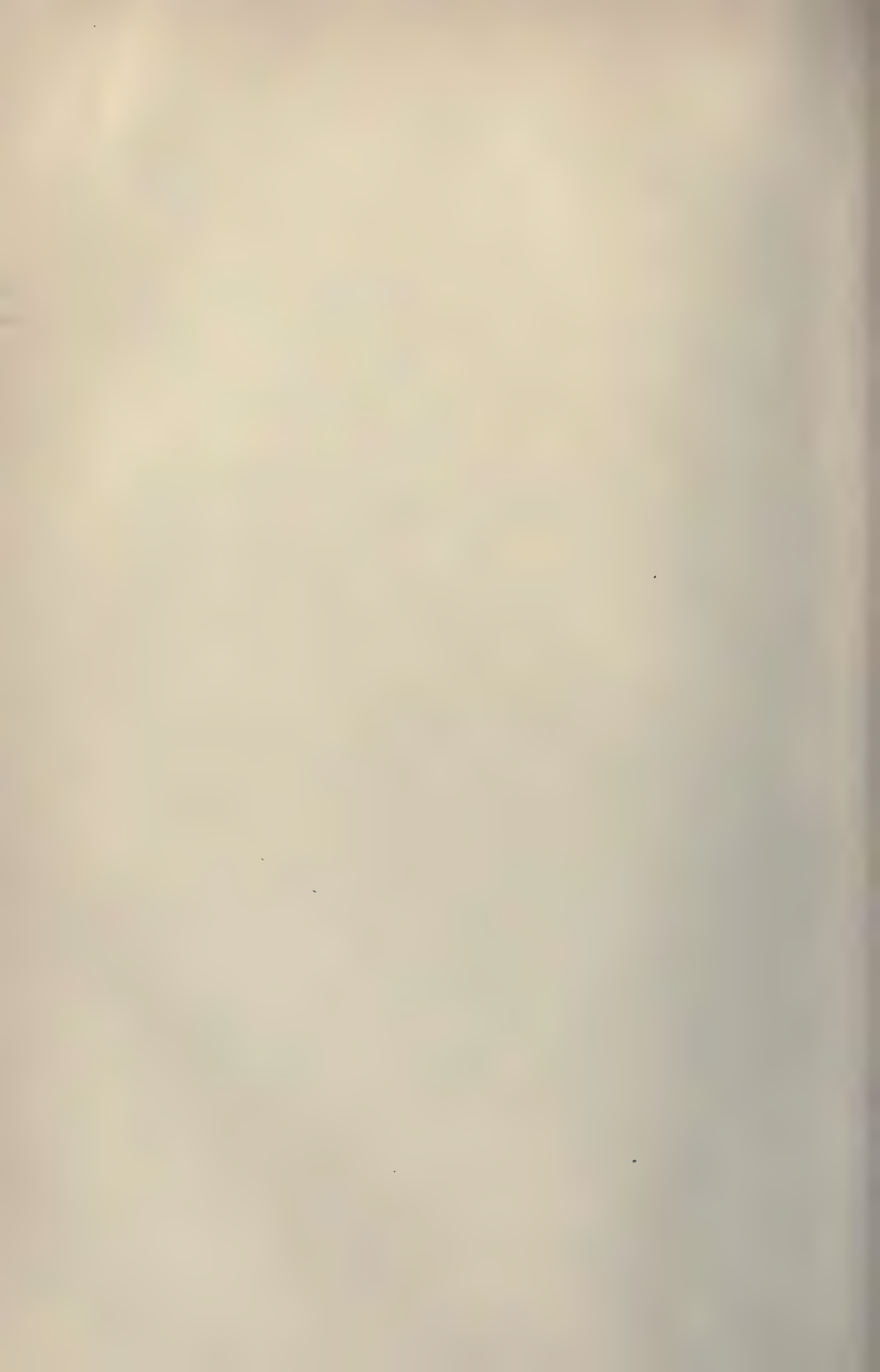
Als dann die Kalb zur glühenden Laura wurde, trat im zweiten Akte, der Arbeit der letzten Mannheimer Monate und der ersten Loschwitz-Dresdener Zeit, das Bild der Elisabeth merklich in den Hintergrund, und siehe, in seinem Pinsel fand er auf einmal wunderbar lebensfrische Farben für die leidenschaftliche Prinzessinscene mit ihrem verführerischen Ansturm auf Karlos. Sollte das, was er in der Kalb zu sehen geglaubt hatte, nur der äußere Anschein gewesen sein? Ist sie nicht doch innerlich eine andere, als sie vor der Welt sich giebt? Das ist die wenn auch ihm nicht klar bewußte Skepsis, aus der sich ihm in Dresden die Eboligestalt formte. Die Eboli ist natürlich nicht Frau von Kalb, die ja denn doch eine viel sittlichere Natur war als diese; aber seine Erfahrungen mit ihr halfen ihm, die Prinzessin zu zeichnen. In Dresden entschwand dann das Gedächtnis der Freundin fast ganz aus seinem Geiste, — auch im Drama kamen ihm den ganzen dritten Akt über die Frauengestalten aus den Augen. Im vierten Akte erscheinen sie wieder, aber nun die Eboli als Büßerin, die sich von ihrer Verirrung abkehrt, und die Elisabeth entwickelt sich immer reicher und schöner: in Schillers Erinnerung taucht Charlotte wieder auf, ihr Bild reinigt sich ihm von den Zügen peinlichen Gedenkens, es beseelt ihn bei seiner Arbeit und es verklärt sich vor dem Dichter so weit, daß es ihn in den Scenen, wo Posa und dann Karlos von der Elisabeth scheiden, zu einer Verherrlichung der Königin begeistert. Ja, deutlich kann man beobachten, wie sich im Stücke bereits jene Seelenliebe ankündigt, die ihn dann nach Abschluß des Werkes in Weimar enger, als je vorher, mit der Frau von Kalb verbinden sollte. Charlotte steht vor seinem idealisierenden Geiste als die Verkörperung echter Weiblichkeit, als der Inbegriff alles Großen und Herrlichen in der Frauennatur, und unter dieser Anschauung vollendet sich die Königin in der Überarbeitung des Werkes zu jener lichten Erscheinung, die zu den ansprechendsten Frauengestalten unserer deutschen Poesie gehört, zu der Schwester der Goetheschen Iphigenie.

Fast gleichzeitig und ganz unabhängig voneinander entstanden diese sich so geistesverwandten Frauenbilder. Wie Iphigenie ist auch Elisabeth die „schöne Seele“, in der die höchste Kultur völlig

Natur geworden ist, aus deren tiefem, lauterem und maßvoll feinem Empfinden alles Edle, „in stolzer, schöner Grazie empfangen, freiwillig sproßt und ohne Gärtners Hilfe verschwenderische Blüten treibt.“ In ihr hat Schiller seine Frauencharakteristik frei gemacht von allem Unnatürlichen und Unwahren, von allem Überschwenglichen und Widersprechenden. In ihr hat er das große und doch durchaus weibliche Wesen gezeichnet, und wie ihm im Verkehr mit Charlotte von Kalb eine ganz neue, seine bisherige Wertschätzung weit übersteigende Auffassung von der Bedeutung des Frauenlebens geworden war, so ist es ihm nun auch in der Dichtung gelungen, den Triumph reiner Weiblichkeit zum Ausdruck zu bringen. Seine bisherigen Frauengestalten sind weich empfindsame, durchaus anschmiegsame, in allen Stücken von dem Manne abhängige und ihm willenlos sich unterordnende Wesen, und wo sie eigenes Leben in sich haben, da zerscheitert dasselbe wirkungslos an des Mannes trotziger Kraft. Hier ist die Frauengestalt gefunden, die, völlig innerhalb der Grenzen weiblicher Zurückhaltung, in der göttlichen Kraft ihrer Seele machtvoll beeinflußend der männlichen Denkweise gegenübersteht. Philipps starrer Sinn muß sich vor ihrer richtenden Hoheit beugen, der leidenschaftlich verstörte Karlos verspürt die heiligende Berührung ihrer Tugend, ein Geist der Erlösung, der Weckung und reichen Entfaltung geht von ihrem Leben auf ihn aus, und selbst ein Posa huldigt ihr: was er nicht mehr vollbringen kann, legt er vertrauensvoll in ihre schöpferische Hand. Von nun ab wandeln durch des Dichters schöne Welt Frauenliebe und Frauenleben mit dem Charlottewort: „Auch ich vermag!“ Freilich mußte er ja in Weimar bald die Entdeckung machen, daß der Freundin von der Seelenschönheit seiner Elisabeth doch unendlich viel abging. Aber schon stand eine andere Charlotte auf dem Plan, die ihm aus der Fülle ihrer wahrhaft schönen Seele für sein weiteres Dichten und Leben den segensvollsten Dienst erweisen sollte.

Fünftes Kapitel.

Reiches Glück.



Lotte von Lengefeld.

Wir stehen nun vor Schillers schönem Herzensbunde und damit vor der lieblichen Gestalt, der die deutsche Nation nicht genug danken kann für die Lebensbefriedigung, die der von außen und in seinem Innern so viel beunruhigte Dichter in ihrer reichen, tiefen, wahrhaft weiblichen Seele gefunden hat. Lotte von Lengefeld, geboren am 22. November 1766, also fast genau sieben Jahre jünger als der Dichter, war eine Tochter Rudolstadts, wo ihr auch wissenschaftlich bedeutender Vater der oberste Leiter des Schwarzburgischen Forstwesens war. Freude an der Natur, zusammen mit einem lebhaften Sinn für alles Natürliche, Ungekünstelte in Wort und Wesen, gewichtiger Lebensernst verbunden mit heiterer, witziger Laune, hohes Wertlegen auf die Aneignung vielseitiger Kenntnisse, zugleich aber auf die Ausbildung des eigenen, verstandesklaren Urteils, dies auf väterlicher Seite, und bei der Mutter ein gütiges Wesen und feine, gesellschaftlich vornehme Haltung, bei beiden Erziehern gleich sehr reine Gesinnung, wankellose Pflichttreue und aufrichtige Frömmigkeit — das waren die Mächte, unter denen Charlotte mit ihrer um drei Jahre älteren Schwester Karoline in traulichen, wenn auch der bescheidenen Vermögenslage entsprechenden Verhältnissen aufwuchs. Ihre Kindheit, erfüllt von der fürsorglichen Liebe so trefflicher Eltern, war rosiges Glück. Doch früh wurde der Vater vom Schlage gerührt, und als Lotte neun Jahre alt war, traf sie der erste große Lebensschmerz. Aus den Aufzeichnungen über ihre Kinderjahre geht hervor, daß sie mit besonderer Hinneigung am Vater und an des Vaters Beschäftigung hing. „Er hatte die Wälder, die er anlegte, mit Liebe gepflegt; alles war ihm wichtig, jeder neu erworbene Baum vergrößerte sein Interesse. Ich hörte gar zu gerne zu, wenn solche Gespräche kamen, und dachte mir immer, wie

es da und dort aussehen müßte. Ich sah die Plätze im Geist und lebte mit den Bäumen der Wälder, mit den Höhen und Thälern, mit den Nebeln, wie Ossian in seiner Welt, am liebsten." — „Die Lage unserer Wohnung", schreibt sie an einer andern Stelle, „war höchst romantisch; an einer kleinen Anhöhe, die mit Obstbäumen bepflanzt war, lag unser Haus. Vor uns lag rechts eine alte Kirche, deren schöner Turm mir manche Phantasien erweckte, und das Geläute der Glocken stimmte mich oft ernst und melancholisch. Ich stand stundenlang an meinem Kammerfenster, sah in die dunkeln Fenster des Turms hinein, hörte den Glocken zu und sah die Wolken am Himmel sich bewegen. Mein Horizont war frei. In der Ferne sahen wir schöne Berge und ein altes Schloß liegen, das oft das Ziel meiner Wünsche war. Ich stellte es mir auch gar zu hübsch vor, über die Heide, so hieß die Reihe Berge vor meinen Augen, zu wandern und da neue Dörfer, eine neue Welt zu sehen."

Bei Lottens lebhaftem Natursinn wird die Physiognomie ihrer Heimat nicht wenig an der Bildung ihres Charakters mitgewirkt haben. Dieses liebliche Rudolstadt ist eine echt thüringische Idylle. Da ist nichts Aufregendes, Gewaltiges, nichts von grotesken Felspartien wie im Schwarzathal. In heiterer Ruhe breitet sich das weit überschaubare Thal der Saale, die still und sich immer gleichbleibend an der zwischen Gärten freundlich gebetteten Stadt dahinfließt. Sanft steigen die Höhen an, die hüben und drüben den Ort im grünen Kranze und mit allezeit frischem Waldesdufte umgeben, und traulich schmiegen sich die Straßen an das Fürstenschloß, das hochthronend Rudolstadt überragt. Das Ganze ist ein Bild mit Hoheit verschmolzener Anmut, und wenn die Natur eine Seele hat, so atmet diese Seele hier Frieden, und könnte sie reden, sie würde reden von Treue und Beständigkeit. So hat sie einst zu dem Herzen des jungen Mädchens gesprochen, das dazu berufen war, auf ein erregtes Dichterleben die mild versöhnende Frauenhand zu legen. Die junge Lotte, in ihrer schlanken, vornehmen Gestalt und in der Fülle ihrer die Schultern überwallenden dunklen Locken, vor allem in ihrer Art, sich zu geben, und in ihrer Denkweise eine adelige Erscheinung, besaß einen ebenso harmonisch gestimmten wie hochgesinnten Geist. Alles Leidenschaftliche war bei ihr durch Naturell

und Selbsterziehung völlig ausgeschlossen. „Ich habe die Ruhe im Charakter gern; bei jedem übertriebenen Gefühl und jeder zu heftigen Bewegung verliert doch die Seele an ihrer Würde. Es macht mir noch einmal so wohl, wenn ich die Menschen stark und fest in sich selbst sehe; wenn sie sich nicht so leicht von jedem Gefühle hinreißen lassen.“ Schon das heranwachsende Kind übte sich aus eigenem Antriebe in der Selbstbeherrschung; die Zwetschgenbäume im Garten mußten ihr, indem sie sich, unter ihnen ruhend, zeitweilig des Genusses der Lieblingsfrucht enthielt, dazu dienen, den Willen zu kräftigen und ihren inneren Menschen zu bilden. In ihren Kreisen wurde sie, aus Neckerei und doch mit unverkennbarer Hochachtung, die „Weisheit“ genannt.

Aber auf ihrer besonnenen, nie zu stürmischen Wallungen fortzureißenden Empfindung lag der Zauber phantasievoller Schwärmerei. Für alles Schöne im Leben und in der Kunst empfänglich, vermochte sie in Augenblicken erhöhter Stimmung das, was die Seele bewegte, in Gedichten voll sanfter Grazie auszusprechen. Auch besaß sie ein hübsches Talent zum Zeichnen, sowie einige musikalische Anlagen. Das Schönste jedoch an Lottens Bilde ist die holde Anmut, die aus der Tiefe und Stille des Gemütes ihre Gestalt umfloß. Sie hatte ein reiches Herz voll Treue in ihren Neigungen, und aus den Blicken ihres blauen Auges sprach reine Güte, viel Milde und Innigkeit. Vom Vater hatte sie das Frohsinnige, die Fähigkeit, zu erheitern und neckisch zu plaudern, den offenen Sinn für des Lebens Lust bei allem Ernste der Gesinnung. „Es ist meinem Alter angemessen,“ heißt es in einem Briefe der Neunzehnjährigen, „daß ich solche Art Vergnügungen nicht ungern genieße, wenn ich einmal dabei bin. Aber meine Tage nicht ohne sie hinbringen zu können, wäre mir äußerst traurig, und ich hielte nicht viel von meinem Herzen, wenn es die rauschenden Vergnügen dem kleinen ruhigen Zirkel einiger Freunde vorzöge. Außer uns sollen wir Menschen nie Freuden suchen; in unserem Herzen, in dem Bewußtsein, nach seiner Pflicht gehandelt und seinen Mitmenschen so viel wie möglich genützt zu haben, daraus nur können wir wahre Freude schöpfen. Die übrigen alle lassen nach ihrem Genusse eine Leere zurück, diese aber gewiß nie.“

Tief beeinflußte ihr Jugendleben die Bekanntschaft mit Frau von Stein, die in Kochberg bei Rudolstadt ihr Gut hatte und mit Lottens Mutter eng befreundet war. Dieselbe wandte auch dem jungen Mädchen, zu dem sie sich hingezogen fühlte, ihr Herz zu, und aus der mütterlichen Gesinnung wurde allmählich eine an Verehrung grenzende Freundschaft. Sie klagt später einmal, sie glaube, daß ihr Herz nach und nach versteinere; „aber wenn ich auch ganz versteinert bin, so wird nie der innere Funke, der meiner getreuen Lolo gehört, ausgelöscht werden". Lotte, die in ihrer Jugend zwischen Rudolstadt und Kochberg hin und her lebte, erwiderte, was die geistvolle Freundin Goethes ihr entgegenbrachte, mit schwärmerischer Liebe. Durch Frau von Stein wurde sie auch früh diesem bekannt, an seinen Dichtungen rankte sich das Geistesleben der beiden Schwestern empor. Öfter hat das Lengefeldsche Haus in der Neuen Gasse den Meister, wie er ihnen kurzweg hieß, in seinen Räumen gesehen, und in Rudolstadt sind sich hernach auch, von Lottens Hand einander vorgestellt, die beiden gegenübergetreten, die zusammen die Schöpfer einer neuen Litteraturperiode werden und zu gleichen Rechten den Dichterthron besitzen sollten. Goethe hat allezeit an Lotten ein besonderes Wohlgefallen gehabt, bereits dem jungen Mädchen brachte er viel Ehrerbietung entgegen. Durch seine und Frau von Steins Vermittlung wurde sie am Weimarer Hofe eingeführt, wo ihr Karl August in wiederholten Aufmerksamkeiten seine Gunst erwies, und wo die Fürstin, die Herzogin Luise, die sich nach einer jungen, verständnisvollen Freundin sehnte, sie einmal als Hofdame an ihrer Seite zu sehen wünschte.

Um ihr die dazu nötige Ausbildung zu geben, machte die Mutter mit ihr, der bald Siebzehnjährigen, und mit Karolinen eine länger als ein Jahr dauernde Reise nach der französischen Schweiz; dadurch erweiterte sich der Gesichtskreis des in den engen Rudolstädter Verhältnissen aufgewachsenen Mädchens, und reich an Kenntnissen von Ländern und Menschen kehrte sie in die Heimat zurück. Zu den ihr unterwegs persönlich bekannt Gewordenen gehörte auch der Dichter der „Räuber" und des „Fiesko", der eben seine „Kabale und Liebe" vollendet hatte; aber wie wunderbar, die beiden Menschen, die sich später so unaussprechlich lieb gewannen,

haben bei dieser ersten Begegnung in Mannheim nicht den geringsten Eindruck aufeinander gemacht. Die Berührung war allerdings nur eine ganz flüchtige gewesen, außerdem war Schiller gerade sehr leidend, das Fieber quälte ihn entsetzlich, und die Damen litten unter dem Schmerze, von der schönen Bergeswelt, in der sie sich so glücklich gefühlt hatten, geschieden zu sein. „So sahen wir Schiller zum erstenmal wie aus einer Wolke wehmütiger Sehnsucht, die uns nur schwankende Formen erkennen ließ," heißt es in Karolinens Biographie. Diese sehnsüchtige Rückerinnerung an die Schweiz begleitete Lotte durch ihr ganzes Leben. Als ihr zwanzig Jahre später der Gatte unter der Arbeit am „Tell" die ersten Vierwaldstädter Scenen vorlas, brach sie, hingerissen von der gewaltigen Schönheit, die er nie gesehen und doch so wahr geschildert hat, in Thränen des Heimwehs nach dem geliebten Lande aus.

Nach der Rückkehr aus der Schweiz widmete sich Lotte mit großem Fleiße dem Studium der französischen und englischen Schriftsteller. Ihre Lieblingsbeschäftigung war Ossian, aus dem sie auch vieles und mit feinem Verständnis übersetzt hat. Was sie an diesen angeblichen Bardengesängen Macphersons, die das ganze Zeitalter beherrschten und auch die Wertherstimmung miterzeugt haben, so anzog, war nicht so sehr die mondscheindämmerige Phantastik des Dichters, die ihrem Wesen fern lag. Es war vielmehr die tiefe Empfindung, die aus dem nichtigen Treiben der Gegenwart sich hinsehnt „zu dem Traumbild jener heiligen Tage", wo noch Heldengeist über die Erde schritt, — dieser Schiller so verwandte Zug ihrer Seele, sich über der unidealen Wirklichkeit ein Reich schönerer Gestalten zu gründen. Man meint ihn selbst zu hören, wenn sie in ihrem Gedichte „Ossians Abschiedsklage" den Sänger sprechen läßt:

Fremde Geister sind herauf gestiegen
Aus der finstern Mutter Erde Schoß,
Allen Wahn der Dichtung zu besiegen,
Und der Sänger ist nun heimatlos.
Wo er wandelt, stehen aufgetürmet
Kalte Zweifel ohne Maß und Ziel;
Nicht der Glaube an das Heil'ge schirmet:
Alles ist des frechen Witzes Spiel.

Von der Erde losgebunden, dringet
Ossian in seiner Wolken Land,
Wo des Sängers Harfe wieder klinget,
Da er seine Helden wiederfand.
Lebet hier in eurer Willensklarheit,
Deutet euch des Lebens dunkeln Traum,
Forschet grübelnd nach der strengen Wahrheit,
Aber lasset dort der Dichtung Raum!

Lotte war zwanzig Jahre alt, als sie bei Frau von Stein mit dem jungen schottischen Kapitän Heron, einem edlen, hochgebildeten Kunstfreunde, zusammentraf. Des Mannes ideale Gesinnung nahm ihr Herz gefangen, und auf beiden Seiten entwickelte sich eine innige Neigung zueinander. Aber es war eine unglückliche Liebe. Er mußte sich zu Ostern 1787 mit heißen Schmerzen von dem herrlichen Mädchen losreißen und dem Rufe der Ehre und des Vaterlands gehorsam nach Ostindien gehen. Heron that es mit dem bestimmten Bewußtsein, sie nie wieder sehen zu können, er ist auch in der Ferne gestorben. Über Lottens treues Gemüt breitete diese Trennung lange einen tiefen Schatten, und durch ihr Tagebuch aus jener Zeit zittert ein banger Wehmutschmerz: „Der Gedanke ist süß, daß du, schöner Abendhimmel, mit all deinen Sternen und dem schönen Monde alle meine Lieben umgiebst. Süß sei ihnen der Abend; möchten sie die Nähe meines Herzens fühlen. Wohl uns, daß die Seele über Berge, Thäler, Länder und Meere sich heben kann!“ — „Durch düstere Wolken brachen einige Strahlen der Sonne, doch sie schwanden, und ein undurchdringliches Dunkel hüllt die Gegend vor mir in Nacht. So schwebt auch die Zukunft vor mir! Soll ich Freuden fühlen oder Kummer tragen lernen? Vater der Wesen, ich kniee im Staube vor dir! Ich fühle innig tief, daß die Decke, die die Zukunft verhüllt, heilig ist.“ — „Mein Herz zieht sich zurück, fühlet Sehnen und Leere. Steig aus dem Schutt der Vergangenheit wieder hervor, Bild entflohener Freude, mir ewig lieb, und grüne um meinen Scheitel in unverwelklicher Blüte.“ In diesen und ähnlichen Tönen trauert es aus jenen Blättern ein ganzes Jahr hindurch bis hinein in die Junitage 1788. Da heißt es: „Wie die Sonne so schön auf die Wipfel meiner Pappeln

scheint; die Luft ist rein und klar, und die Erde duftet süß nach Stürmen. Vor wenig Stunden hallten die Donner fürchterlich wieder, die Blitze durchkreuzten die Luft, und nun wieder so schön! so still! Es kommt auch eine Zeit, wo unser Leben so ungetrübt und rein sein wird." Nach einigen Tagen fragt freilich das Herz in bangem Zweifel: „Was sind die Freuden des Lebens? Sie dünken uns ein Gaukelspiel der Phantasie, eine Lufterscheinung, die den Himmel auf einen Augenblick hellt und dann verschwindet." „Aber", fährt eine andere hoffnungsfrohe Stimme in ihr fort, „sind denn die Dinge wirklich so, ist wirklich alles nur Schein, Täuschung? Oder kommen sie nur zuweilen einer kranken Einbildungskraft so vor?" Dann nur noch wenige Wochen, und aus Lottens Brust jubelt es: „Der wahrste, reinste Genuß unserer selbst, unseres Seins ist, wenn wir die Verbindung der Schöpfung fühlen, und ein weites Wohlwollen unsere Seele erfüllt; wenn man gleichsam die ganze Welt an sein Herz drücken möchte und sagen: ich lebe nur für euch, nur in der Liebe für euch fühle ich meine Existenz; wenn unser Ich ganz weggewischt ist aus dem Herzen, und es nur für das große All schlägt! Schöne Momente unseres Lebens!" Das ist die Sprache glücklicher Liebe, und das sind zugleich Gedanken aus unseres Schillers Welt. Man merkt es, durch diese letzten Aufzeichnungen wandelt bereits seine hohe Dichtergestalt, die das aus der Trauer geweckte, aber nun hangende, bangende Mädchenherz näher und näher an sein Leben heranzieht — wir stehen damit schon tief in dem wonneseligen Volkstädter Sommer des Jahres 1788.

Aber erst müssen wir noch einmal zurück in die winterlichen Wochen dieses herrlichen Jahres. In denselben Tagen, wo in Rudolstadt Lottens Feder so melancholisch ihre Verlassenheit, die Öde und Leere ihres Herzens, ihr trostloses Schauen in die Zukunft ihrem verschwiegenen Tagebuche anvertraute, schrieb Schiller von Weimar aus an Körner: „Alle meine Triebe zu Leben und Thätigkeit sind in mir abgenützt. Ich führe eine elende Existenz, elend durch den inneren Zustand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das *mir* gehört, das ich glücklich machen *kann* und *muß*, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen

kann. Wenn ich nicht Hoffnung in mein Dasein verflechte, Hoffnung, die fast ganz aus mir verschwunden ist, wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens und Empfindens nicht von neuem aufwinden kann, so ist es unr mich geschehen. Eine philosophische Hypochondrie verzehrt meine Seele, alle ihre Blüten drohen abzufallen." Wir kennen diese Stimmung bereits aus dem Kapitel über Frau von Kalb. Wie wehe mußten solche Klagen, von denen der Neujahrsbrief voll ist, dem guten Körner thun, und wenn er nun weiter las, wie sein Schiller ihm den Besitz eines lieben Herzens und einer traulichen Häuslichkeit als das einzige Heilmittel angab — „Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die anderen Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner wohlthätiger häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt" — so wird sein treues Freundesherz wohl manchmal alle ihm bekannten Mädchen darauf angesehen haben, durch welches von ihnen dem armen Poeten in Weimar zu helfen sei. Der aber hielt seinen Körner mit solchen Bemühungen gehörig in Atem, er erkundigte sich nach diesem oder jenem weiblichen Wesen, so nach einer Körner verwandten Sophie, ob er wohl für die Sinn haben könnte, er rückt schließlich sogar mit dem Anspruch heraus, seine Zukünftige müsse 12000 Thaler Vermögen haben; dabei versichert er fortwährend, daß er sich noch in keinerlei Weise „attachiert" habe, und so geht es weit in das Jahr 1788 hinein — und alle solche Schreiberei ist eitel Schelmerei! Schon bei jenem Neujahrsbriefe hatte er deutlich vor Augen das Bild der lieblichen Rudolstädterin, bei der er vier Wochen vorher auf seinem Winterritte mit Wilhelm von Wolzogen Einkehr gehalten und einen Abend verlebt hatte, dessen Resultat der Entschluß gewesen war, den nächsten Sommer unbedingt in Rudolstadt zuzubringen.

Wenn nur für ein mit solcher Sehnsucht den Frühling erwartendes Herz der Winter nicht so heillos lang wäre! Trüb und schwerfällig schleichen die Wochen dahin. Draußen ist es bitter kalt. Grimmig schlagen die Schneeflocken an die Scheiben des einsamen Dichterstübchens. Da ertönt ein Schlittengeläute; neu-

gierig tritt Schiller ans Fenster. Im Schlitten sitzt Frau von Imhof, die Schwester der Frau von Stein, an ihrer Seite ein reizendes Lockenköpfchen — Lotte von Lengefeld! Die Angelegenheit ihrer zukünftigen Hofdamenstelle hatte sie nach Weimar gerufen. Und nun durfte er sie einige Wochen, wenn auch in der von den Verhältnissen gebotenen Zurückhaltung, genießen. Aber berührte man sich auch selten persönlich, so brachte doch die Erlaubnis, für ihre Lektüre sorgen zu dürfen, Gelegenheit zu allerlei Karten und Briefen, in denen der einer jungen Aristokratin gebührende Ton sich bei ihm ungemein rasch zu einem Herzenstone erwärmte, der an ihrer jungen Seele nicht ohne Einfluß vorübergehen konnte; und als er sich dann in ihr Stammbuch einschreiben sollte, gewann er sogar schon den Mut, sie bei ihrem Vornamen zu nennen. In Lottens von Heron eingenommenen Herzen ist es noch nicht Liebe, aber doch bereits eine gesteigerte Empfindung für Schiller, wenn sie ihm bei ihrer Abreise im April schreibt: „Auch Sie verlasse ich ungern; denn Ihr Umgang (ich mag nicht Freundschaft sagen, weil Sie das Wort nicht gern haben) hat mir manche Freude verschafft. Die Hoffnung, Sie bei uns zu sehen, macht mir den Abschied leichter. Kommen Sie, sobald als Sie können. Daß Sie eben nicht wohl sind, ist mir leid. Leben Sie wohl, recht wohl — und denken Sie meiner. Ich wünsche, daß es oft geschähe. Adieu. Adieu. Lotte Lengefeld." Dieses Auslassen der Adelsbenennung in ihrer Korrespondenz mit dem bürgerlichen Dichter ist für den Charakter des jungen Mädchens bezeichnend. Schiller entgegnete ihr: „Sie werden gehen, liebstes Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den besten Teil meiner jetzigen Freuden mit sich hinwegnehmen. — Meinem hiesigen Umgang mit Ihnen hat Ihre Güte seinen besten Wert gegeben; ich fühle selbst recht gut, wie zusammengebunden und zerknickt ich oft gewesen bin. Eine schönere Sonne, hoffe ich, wird etwas Besseres aus mir machen, und der Wunsch, Ihnen etwas sein zu können, wird dabei einen sehr großen Anteil haben. Auch in Ihrer Seele werde ich einmal lesen, und ich freue mich im voraus, bestes Fräulein, auf die schönen Entdeckungen, die ich darin machen werde. Vielleicht finde ich, daß wir in manchen Stücken miteinander sympathisieren, und das soll mir eine unendlich werte

Entdeckung sein. Sie wollen also, daß ich an Sie denken soll; dieses würde geschehen sein, auch wenn Sie mir es verboten hätten. Meine Phantasie soll so unermüdet sein, mir Ihr Bild vorzuführen, als wenn sie in den acht Jahren, daß ich sie den Musen verdingt habe, sich nur für dieses Bild geübt hätte. Sie müssen mir erlauben, bestes Fräulein, daß ich Ihnen zuweilen sage, wann ich mit Ihnen beschäftigt bin. Keine Korrespondenz, Gott bewahre! Das sieht so pflichtmäßig aus, und selbst die Antworten will ich Ihnen erlassen, wenn Sie glauben sollten, daß Sie mir sie schuldig sind. Einmal aber müssen Sie mir doch Nachricht geben, ob ich das bewußte Logis erhalten kann. — Leben Sie also recht wohl, erinnern Sie sich manchmal und gern daran, daß hier jemand ist, der es unter die schönsten Zufälle seines Lebens zählt, Sie gekannt zu haben. Noch einmal leben Sie recht glücklich." Und bald darauf schreibt er: „Die Einsamkeit macht jetzt meine Glückseligkeit aus, weil sie mich mit Ihnen zusammenbringt und mich ungestört bei dem Andenken der vergangenen Freuden und der Hoffnung auf die noch kommenden verweilen läßt. Was für schöne Träume bilde ich mir für diesen Sommer, die Sie alle wahr machen können. Aber ob Sie es auch wollen werden? Es beunruhigt mich oft, mein teuerstes Fräulein, wenn ich daran denke, daß das, was jetzt meine höchste Glückseligkeit ausmacht, Ihnen vielleicht nur ein vorübergehendes Vergnügen gab; und doch ist es so wesentlich für mich zu wissen, ob Sie Ihr eigenes Werk nicht bereuen, ob Sie das, was Sie mir in so kurzer Zeit geworden sind, nicht lieber zurücknehmen möchten, ob es Ihnen angenehm oder gleichgültig ist. Könnte ich hoffen, daß von der Glückseligkeit Ihres Lebens ein kleiner Anteil auf meine Rechnung käme, wie gern entsagte ich manchen Entwürfen für die Zukunft um des Vergnügens willen, Ihnen näher zu sein! Wie wenig sollte es mir kosten, den Bezirk, den Sie bewohnen, für meine Welt anzunehmen."

Unter der ahnungsvollen Berührung der Liebe hatte sich mit neuem Schwunge auch seine Muse wieder gemeldet. In den Tagen, da durch des holden Mädchens Anwesenheit in Weimar ihm Lebensfülle durch die keimende Schöpfung floß, entstanden seine oft so falsch ausgelegten „Götter Griechenlands", im wesentlichen ein

Protest seiner liebeseligen Naturbetrachtung nicht gegen die Wahrheit des christlichen Monotheismus, sondern gegen die Verkehrtheit, die die Natur zum starren Mechanismus entgeistigt und die nichts fühlt von der Glaubenserfahrung des Paulus: In ihm leben, weben und sind wir. Diesem öden scholastischen Monotheismus stellt der Dichter mit Recht die polytheistische Religion der Griechen als die dem Herzen viel wohlthuendere Weltanschauung entgegen:

An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur,
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Nun zog der Mai ins Land, der Mai 1788! Unter seinem Zauberschlage wird die Gegend von Rudolstadt ein Blütenmeer, und inmitten dieser Frühlingspracht schlägt der Dichter in dem ganz nahe an der Stadt gelegenen, damals noch sehr idyllischen Volkstädt sein Heim auf, das ihm Lotte mit freundlicher Sorgfalt bei dem Kantor Unbehaun ausgesucht hatte. Dem Dorfe gegenüber liegt, jenseits der Saale, die Schillerhöhe, wo der Dichter gerne weilte. Hierhin muß jeder, der Rudolstadt besucht, seine Schritte lenken, von hier aus muß man die anmutige Gegend überschauen; vor dem sinnenden Auge werden dann im Hinundherweben zwischen der Stadt und dem Dorfe die Gestalten der Tage erstehen, die zu den wonnereichsten in Schillers Leben gehören. Die Liebe dieses Sommers ist ja nach außen hin, und zwar nicht nur vor den Augen der Welt und der bei aller Herzensgüte doch auf ihren Adel sehr viel haltenden und jeglicher „Mesalliance" abgeneigten Mutter, sondern auch voreinander als Freundschaft, an der auch Karoline Teil hatte, gelebt worden. Aber unter der Hülle des freundschaftlichen Gedankenaustausches ging hier die innigste Herzensliebe nebeneinander her, bei Lotte in allmählichem Werden, bei Schiller trotz aller gegenteiligen Äußerungen der Körnerbriefe von Anfang an in voller Sicherheit des Gefühls.

Sein Verhalten gegen sie zeigt freilich nichts von einem leidenschaftlichen Drange, seine Seele ist diesem Mädchen gegenüber frei von jeder berauschten Empfindung, aus seinen Worten und Zeilen

spricht keinerlei Phantastik und Romantik; aber seine ganze Art sich zu geben ist das Bild eines Mannes, der, durchdrungen von der Überzeugung, am Ziele seiner Herzenswünsche angelangt zu sein, den Gegenstand seiner schönsten Jugendträume und seines Jahre langen Suchens endlich gefunden zu haben, nun in seliger Ruhe sich tragen und wiegen ließ von den linden Mächten, die in dem Namen Lengefeld sein viel zerwühltes Leben umfingen. „Wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Bande der Erde abfallen, und die sich in einem reinern, leichtern Elemente der Freiheit eines vollkommeneren Einverständnisses erfreuen, so war uns zu Mute.“ Diese Worte Karolinens aus ihrer dem Andenken Schillers gewidmeten Schrift bezeichnen, wie die Stimmung der Schwestern, so auch die des Dichters in dieser Zeit. Er selbst pries die Gegend von Rudolstadt als seinen Hain der Diana, in dem die beiden als seine wohlthätigen Göttinnen alles, was sein Leben qualvoll gemacht habe, von ihm nähmen. „In unserem Hause,“ schreibt Karoline, „begann für Schiller ein neues Leben. Lange hatte er den Reiz eines freien freundschaftlichen Umgangs entbehrt; uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben seine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poesie, Kunst und philosophischen Ansichten das mitteilen, was uns frommen könnte; und dies Bestreben gab ihm selbst eine milde harmonische Gemütsstimmung. Hoher Ernst und anmutige, geistreiche Leichtigkeit des offenen reinen Gemütes waren in Schillers Umgang immer lebendig; man wandelte wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels in seinen Gesprächen. Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde war das Leben dieses ganzen Sommers mit seinen genußreichen und bildenden Stunden für uns alle.“

Der Dichter hatte sich für seine ländliche Zurückgezogenheit ziemlich viel vorgenommen, besonders seine „Niederländische Rebellion“, und an manchen Tagen arbeitete er mit großer Anstrengung. War dann das Tagewerk vollbracht, dann griff er freudig zu Hut und Stock, er wußte, was ihm nun bevorstand. „Ein Waldbach, der sich in die Saale ergießt, und über den eine schmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröte auf uns zukommen sahen, dann erschloß sich ein

heiteres, ideales Leben unserem inneren Sinne.“ Man spazierte miteinander durch Wiesen und Felder dem traulichen Heim in der Neuen Gasse zu. Hier wurde gegessen und besprochen, was er am Tage geschrieben hatte. Er sah Lottens Ausarbeitungen durch, beriet und belehrte, und schließlich las er der Mutter und den Schwestern vor, indem er das Gelesene mit seinen feinen Bemerkungen begleitete. Den Stoff gaben Plutarch und die griechischen Tragiker, vorzüglich aber Homer. Mit Entzücken wanderten seine Zuhörerinnen unter seiner kunstverständigen Leitung durch die Welt der Odyssee: „Es war uns, als rieselte ein neuer Lebensquell um uns her.“ In der Sprachweise des großen Epikers wurde miteinander gescherzt, und den Scherz löste in reicher Fülle der Ideen der Ernst ab. Dann kam es wohl vor, daß er, noch ganz voll von den empfangenen Eindrücken, statt nach Hause zurückzukehren, im Mondschein auf den Bergen umherirrte. „Ich hatte,“ schreibt er am nächsten Morgen an Lotte, „bei dieser Gelegenheit einige glückliche dichterische Augenblicke, wofür ich Ihnen danken muß;“ und nach Dresden jubelt es: „Ich fühle meinen Genius wieder!“

Doch nicht immer ward ihm ein so schöner Heimweg. Oft mußte er in die dunkle Nacht, wohl gar in den Regen hinaus, und von den Bergen heulte der Sturm. Dann kam ihm sein Kantor freundlich mit der Laterne entgegen, in der Neuen Gasse aber stand noch lange eine liebliche Frauengestalt am Fenster und schaute in die Finsternis hinaus, bis sie wohl meinte, jetzt wäre er zu Hause. Wenn er dann in der Frühe erwachte, lag schon ein Briefchen neben seinem Bette: „Recht schönen guten Tag! Wie geht es Ihnen? Es war mir leid, als ich den Wind so hörte und die Wolken so düster waren; doch hat Sie der Geist der Freundschaft begleitet! Da wird Ihnen doch, denke ich, nichts zugestoßen sein. Adieu, adieu!“ Natürlich schreckten solche Nachtfahrten den liebefrohen Dichter nicht ab, am nächsten Abend saß er wieder am Tisch, auch wenn der Regen noch nicht aufgehört hatte, und er sich „den Gefahren einer Seereise deswegen aussetzen“ mußte. Aus den Abendbesuchen wurden bald Nachmittagbesuche mit immer späterer Heimkehr, oder es wurden bei besonders schönem Wetter mit den Schwestern Ausflüge nach den näheren oder ferneren Dörfern gemacht, und

im Waldesgrün vergingen die Stunden bei anregender Lektüre und gehaltvollem Gespräch. Da weihte er sie auch in seinen Don Karlos ein, den sie noch nicht kannten und den sie mit Begeisterung aufnahmen. Lottens Lieblingsstelle wurde die Begegnung der Freunde im Kloster, wo Posa dem Karlos so hinreißend das Bild der Königin entwirft, die nichts davon weiß, wie viel Anbetung sie in ihrer stillen Glorie erzwingt. Ebenso vermochte sie sich sehr für Leonore im „Fiesko" zu erwärmen, für ihre innige Liebe und für den Mut, mit dem dieselbe ihren Schmerz trägt. Die Louise Millerin dagegen scheint ihr weniger Interesse abgewonnen zu haben, und in den „Räubern" war ihr zu viel wildes Leben. Die Liebe der Amalia mit ihrer Umarmung wütendem Entzücken entsprach freilich auch zu wenig ihrer eigenen Natur.

Nicht immer war man bei diesen Spaziergängen und im Hause allein. Freundinnen Lottens, besonders die ihr sehr nahe stehende Friederike von Holleben (später die Schwiegermutter von Schillers Tochter Emilie) und ihr Bräutigam, der Baron von Gleichen-Rußwurm, viele interessante und bedeutende Männer, auch der spätere Fürst Ludwig Friedrich von Schwarzburg sprachen bei der Familie Lengefeld vor; an Abwechselung fehlte es also nicht, aber Schiller war immer froh, wenn die Abwechselung ausblieb. Die unliebsten Tage jedoch waren ihm diejenigen, wo ihn dringende Arbeit, wenn unbedingt ein Manuskript abgeliefert werden mußte, oder aber körperliches Leiden, was leider wiederholt der Fall war, in seiner Behausung festhielt. Dann flogen die Klagebriefe hinüber, manchmal voll bittersüßen Humors. „Ich bin auf meine vier Wände reduziert, und wenn nicht manchmal eine Kuh blöckte, oder meine Pfauen mir vor dem Hause mit ihrer Silberstimme die Honneurs machten, so würde ich gar nicht gewahr, daß Leben um mich ist." — „Mein Kopf ist ganz hin. Ein heilloser Zustand. Sagen Sie mir nur, daß Sie meiner gedenken, ich brauche diesen Trost." — „Im Ernste, ich muß für heute auf aller Menschen Umgang noch Verzicht thun, wobei die Welt und meine Freunde um so weniger verlieren, da ich nicht einmal deutlich und vernehmlich sprechen kann. Das kann Ihnen niemand besser bezeugen als mein Ludwig, denn verlange ich zu trinken, so bringt er mir die Pfeife, und will

ich Thee, so präsentiert er mir die Pantoffel." Er wußte schon, dann trafen nach wenigen Stunden einige Zeilen Lottens ein, die, ob auch immer gemessen und zurückhaltend, doch irgendwie ein niedliches Wort enthielten, das als freundlicher Sonnenstrahl in seine Klause drang, und der Bote brachte Blumen, frisches Obst, auch Kuchen, den sie schnell gebacken hatte. War aber sie einmal nicht wohl und gab sie ihm zu verstehen, daß sie ihm heute nichts sein könne, so bat er doch um die Erlaubnis, in ihrem Hause weilen zu dürfen, auch wenn sie nicht zum Vorschein kommen sollte. Und doch war es ihm gar nicht recht, wenn im Familienkreise die Hauptperson fehlte, oder sich gar um eines Vergnügens willen ihm entzogen hatte. Ganz gelungen nimmt sich in diesem Freundschaftsverkehre folgender Erguß des Dichterherzens aus: „So haben Sie mir also den Ball wohlbehalten zurückgelegt! Es ist mir ordentlich lieb, daß er vorbei ist. So sehr ich das Vergnügen meiner Freunde liebe, so wünsche ich Sie doch so selten als möglich auf Bällen. Ich weiß nicht warum — aber ich habe aus eigener Erfahrung, daß ein Vergnügen, das das Blut so unordentlich erhitzt, und das die bessern Menschen den armseligen so nahe bringt und mit ihnen vermischt, die feinen Gefühle und die edlern Genüsse des Geistes gern auf eine Zeit lang hinwegschwemmt. Ihr Fall ist dieses nun wohl nicht, — aber die Erfahrung ist mir so geläufig, daß ich mich einer geheimen Furcht nicht erwehren kann, wenn ich das, was mir lieb ist, durch eine Reihe fliegen sehe, die mir nicht lieb ist. Doch vor dem Sehen werde ich mich wohl hüten. Heute früh war es einer meiner ersten Gedanken, daß — Sie nicht mehr auf dem Ball wären."

So war es Mitte August geworden, als wiederholte Erkältungen auf seinen Wegen ihm der erwünschte Anlaß wurden, sein Domizil von Volkstädt nach der Stadt zu verlegen. Er wählte, als ob in ganz Rudolstadt keine andere Wohnung zu haben gewesen wäre, Lottens Straße. „Mein Logis hätte gar keinen Fehler," schreibt er ihr, „wenn es Ihnen gegenüber wäre. Ich brächte dann Spiegel in meinem Zimmer an, daß mir Ihr Bild gerade vor den Schreibtisch zu stehen käme, und dann könnte ich mit Ihnen sprechen, ohne daß es ein Mensch wüßte." Doch wozu das?

Zumeist war er ja doch in ihrem Hause, und in den Stunden, wo er in seiner „Einsamkeit“ weilte, wechselten die Briefe hin und her. Schon vor seinem Wegzuge aus dem Dorfe hatte er es einzurichten gewußt, daß ihm Karolinens Zimmer auf einige Stunden des Tages zum Arbeiten überlassen wurde; bald aber erfand er dasselbe zu laut und nun bat er Lotte um das ihrige. Sie antwortete: „Mein Stübchen erwartet Sie und mein Schreibtisch. Es ist mir lieb, daß Sie auch in meinem Eigentum einmal leben; es wird mir eine freundliche Erinnerung geben, wenn wir nicht mehr zusammen sind!“ Damals entstand, wenigstens in seinen Grundstrichen und in seiner ersten Ausführung, als die Frucht seiner griechischen Studien in Rudolstadt und wohl als das Resultat der Gespräche im Lengefeldschen Hause jenes gewaltige philosophische Gedicht „Die Künstler“, an Gedankenreichtum und an Form- und Sprachschönheit die Krone aller seiner bisherigen Schöpfungen. Schiller, der hier das Schöne als das Symbol des Wahren und Guten und die Kunst als das Mittel der Erhebung des Menschen über seine sinnliche und selbstsüchtige Natur auffaßt, überschätzt darin das erzieherische Vermögen der Kunst; aber die hohe Meinung vom Künstler, die so wohlthuend aus diesem Werke spricht:

Die ihrem keuschen Dienste leben,
Versucht kein nied'rer Trieb, bleicht kein Geschick;
Wie unter heilige Gewalt gegeben,
Empfangen sie das reine Geisterleben,
Der Freiheit süßes Recht, zurück.

— ist der Abglanz des Verhältnisses mit Lotte von Lengefeld, das ihn nach seinem eigenen Geständnisse innerlich immer mehr läuterte und weihte. Und ob wir nicht auch annehmen dürfen, daß die eigentlichen Inspirationsstunden dieser Dichtung die Stunden an Lottens Schreibtisch waren? Dort umwob ihn am lebendigsten ihre Seele, — „und was könnte ich mehr wünschen, als die lieblichen Gestalten ihres Geistes anzuschauen und immer und immer um mich her zu fühlen!“ So schrieb er ihr im September, als sie auf einige Tage in Kochberg weilte, wohin die ahnungsvolle Mutter sie damals zu Schillers großem Leidwesen auffallend oft verschickte.

In diesem Briefe taucht auch zum erstenmal statt der Anrede „bestes Fräulein“ ein „bestes Lottchen“, bald ein „freundliches Lolochen“ auf. Aber das junge Mädchen, das, so herzlich sie damals schon den Dichter liebte, doch nicht imstande gewesen wäre, ihm aufmunternde Brücken zu schlagen, und das nicht bloß zu züchtig, sondern auch zu bescheiden war, um sich ihm entgegenzubringen, bewahrt auch jetzt noch den reserviert freundschaftlichen Ton, wenngleich ein wärmerer Klang aus dem liebenden Herzen sich unverkennbar in ihre Worte mischt. Sie schreibt ihm, der die Stunden bis zu ihrer Rückkehr zählt: „Es freut mich, daß ich Ihnen zu fehlen scheine; so etwas höre ich gern von meinen Freunden. Ich sehe oft nach den Bergen von Rudolstadt. — Sie werden wohl jetzt am Tische sitzen und sprechen und Nüsse essen, nicht wahr? Und ich muß Ihnen doch auch einen guten Abend wünschen, daß Sie sehen, daß ich Ihrer gedenke. Doch das wissen Sie wohl, Sie wären sonst mein Freund nicht. Ich bin gestern nicht allein in den düstern Wäldern gewesen. Die lieblichen Götter Griechenlands waren mit mir. Ich las und freute mich der schönen Stellen und lernte sie. Und heute habe ich in der Niederländischen Geschichte gelesen.“ — „Wenn das Schicksal Sie in unserer Nähe ließe (antwortet Sie auf eine Bemerkung seines Briefes), wäre ich noch einmal so zufrieden. Es ist ein schmerzliches Gefühl, Menschen, die einem lieb sind, so entfernt zu wissen.“ An Schiller war nämlich der Gedanke, nach Hamburg überzusiedeln, herangebracht, was er dann glücklicherweise ablehnte; in der Kaufmannsstadt und fern von Goethe hätte sich sein Genius schwerlich zu dem großen Schaffen der kommenden Jahre entfalten können. Ein andermal heißt es: „Gestern Abend habe ich noch in der Anthologie gelesen, und der schwermütige Ton, der in Ihren Gedichten herrscht, that mir wehe. Ich möchte, Sie sehen die Welt immer heiter an, und das Schicksal gäbe Ihnen nur Freuden. — Trennung ist traurig; aber es ist doch besser, sich zu kennen, Anteil an einander zu nehmen, als so in der Welt zu leben, ohne etwas von einander zu wissen.“

Die Zeit der Trennung war unterdes herangekommen. Bis in den November, als schon wieder Schneeflocken flogen, hatte Schiller ge-

zögert und er hätte am liebsten noch das Weihnachtsfest in die Sommeridylle 1788 mit hineingezogen, wenn ihm nicht von hausfraulicher Seite zu verstehen gegeben worden wäre, daß Karoline und Lotte unbedingt eine längere Reise nach Erfurt antreten müßten. Sein Geburtstag wurde noch zusammen verlebt und so froh, wie es bei der Abschiedsstimmung möglich war; dann schloß sich die Thür hinter seiner schönen Welt. Der Morgen des 12. November war für beide Teile als Reisetermin bestimmt. In der Nacht setzte sich Lotte noch hin und die Grenzen ihrer Zurückhaltung nun durchbrechend, so weit es ihr weibliches Gefühl ihr nur irgend gestattete, schrieb sie ihm: „So sind wir denn wirklich getrennt! Kaum ist's mir denkbar, daß der lang gefürchtete Moment nun vorbei ist. Noch sehen wir einerlei Gegenstände; die nämlichen Berge, die Sie umschließen, umgeben auch uns. Und morgen soll dies alles nicht mehr so sein? Mögen Sie immer gute und frohe Geister umschweben, und die Welt in einem schönen Glanz Sie umhüllen, lieber Freund! Ich möchte Ihnen gern sagen, wie lieb mir Ihre Freundschaft ist, und wie sie meine Freuden erhöht. Aber ich hoffe, Sie fühlen es ohne Worte. Sie wissen, daß ich wenig Worte finden kann, meine Gefühle zu erklären, um sie andern deutlich zu machen. Aber glauben Sie, daß ich nicht weniger den Wert Ihrer Freundschaft zu schätzen weiß. Lassen Sie so oft, wie Sie können und Lust haben, von sich hören, daß der Gang Ihres Geistes mir nicht fremd wird, und ich ihm folgen kann. Es würde die Trennung leichter machen und mir so manchen freundlichen Augenblick geben. Gute Nacht! Gute Nacht! Leben Sie so wohl, als ich's wünsche. Denken Sie gern meiner und oft. Adieu! Adieu! Lotte." Ach, sie hätte gern mehr geschrieben; aber sie mußte es zurückdrängen in die verschämte Mädchenbrust. In der Frühe jedoch brach sie den Brief noch einmal auf und setzte darunter: „Noch einen schönen freundlichen guten Morgen von mir. Leben Sie noch einmal wohl, und vergessen Sie uns nicht; nein, dies werden Sie nicht. Adieu. Adieu." Und als der Reisewagen kam, noch schnell das Wort: „Mir ist's heut früh, als sähen wir uns bald wieder!" Schiller schrieb hinüber: „Die Vorstellung unserer Wiedervereinigung steht hell und heiter vor mir. Nie werde ich Sie

verlieren, als wenn ich mir selbst fremd werde," — und dann von Weimar aus in einem langen Briefe: „Seien Sie mir tausendmal gegrüßt und empfangen Sie hier meine ganze Seele. Es wird alles wieder so lebendig in mir. Ich darf der Erinnerung nicht nachhängen. Ewig Ihr Schiller."

Nach einigen Tagen, am Abend ihres Geburtstages, greift er wieder zur Feder und berichtet ihr, wie die Ideen, die der trauliche Sommer in ihm getrieben und zum Keimen gebracht habe, jetzt in stillen Augenblicken eine nach der andern an ihm vorüberziehen; heute aber habe er, umschwebt von ihr, der „Heiligen dieses Tages", die herrlichsten Stunden süßer dichterischer Träume verlebt, für die er ihr dankbar sei. Er sei durch ihre Vermittelung gewesen

— — in der schönen Welt,
Wo aus nimmer versiegenden Bächen
Lebensfluten der Dürstende trinkt,
Und, gereinigt von sterblichen Schwächen,
Der Geist in des Geistes Umarmungen sinkt.*)

In reicher Zahl liegen uns Lottens Briefe aus den darauf folgenden Monaten vor, meist lange gehaltvolle Aufzeichnungen. In zunehmender Deutlichkeit tritt nun aus der Aussprache der Freundin das zarte Bild der Liebenden hervor. „Wir kennen uns erst ein Jahr," schreibt sie ihm, „und mir ist's, als wären wir immer Freunde gewesen. Ihr Geist war mir zwar nie fremd, denn immer fühlte ich mich zu ihm gezogen, wenn ich von Ihnen las; aber nun ist es doch noch anders, denn jetzt wird es mir fast unmöglich, mir meine Freuden ohne Sie zu denken." Er fehlt ihr überall. Abends ist es ihr zu Mute, als müßte ihr jemand sagen, daß er angekommen sei, und oft glaubt sie seine Tritte zu hören. Am 6. Dezember erinnert sie ihn an den Jahrestag seines ersten Besuches, es wäre ein guter Geist gewesen, der ihn damals nach Rudolstadt geführt hätte. In ernster, gedankenreicher Darlegung

*) Diese Stelle findet sich in dem Gedichte „Die Künstler", wie wir es in den gewöhnlichen Ausgaben besitzen, leider nicht mehr. Der Dichter hat sie später gestrichen.

und dazwischen immer wieder in reizendem mädchenhaftem Geplauder, neckisch und munter, schreibt sie ihm, wie sie lebt, was in ihrer Umgebung vorgeht, und wie ihr die Welt vorkommt. Aber nun soll auch er ihr nichts verschweigen, nicht bloß seine guten Geister, sondern auch die bösen, die ihn plagen, soll er ihr schicken. „Warum glauben Sie, lieber Freund, mir nicht alles, was Sie denken, sagen zu dürfen? Um meine Freuden nicht zu stören? Freundschaft, die nur die angenehmen Dinge teilen mag, ist eigennützig. Ich teile gern auch das Unangenehme mit Menschen, die mir lieb sind." Mit feinem Gefühle hört sie es sofort aus seinen Briefen heraus, ob seine Seele froh und frisch, oder ob sie niedergedrückt und müde ist. Alles ist ihr wichtig, was ihn angeht, seine Hoffnungen und Bestrebungen, seine Lebenspläne und seine schriftstellerischen wie dichterischen Entwürfe. Auch in die letzteren giebt er ihr und Karolinen Einblicke, und es ist ihr eine Freude, sein Schaffen verfolgen zu können. Als er, in der Arbeit am „Geisterseher" beim 5. Briefe des 2. Buches angelangt, eine Griechin zeichnen will von berückend liebenswürdiger Schönheit, die aber — es handelt sich darum, den Prinzen zum Katholizismus zu bekehren und zu hierarchischen Zwecken auszunutzen — eine abgefeimte Betrügerin sein müsse, sollen die Schwestern ihm sagen, wie Zwang und Grazie sich in dem Bilde vereinigen ließen. Lotte ist grade sehr leidend, dennoch interessiert sie das „schöne Ungeheuer", und sie schreibt ihm: „Ich will doch sehen, wie Sie sich da herauswickeln werden, und wie die Menschen betrogen werden; ich kann mir es nicht denken, daß das Geschöpf so ganz wahr und schön erscheinen sollte, ohne gezwungen zu sein; wahre moralische Schönheit hat ein so eigenes Gepräge, das doch so leicht nicht nachgeahmt werden kann; und wenn sie nur als Hülle, eine schwarze Seele zu verbergen, umgehängt wird, müßte man es doch gleich merken. Mich haben noch wenige Menschen so betrogen; mein Gefühl läßt mich immer ahnen, wo das Gute nur erborgt, oder wo es natürlich ist. Geben Sie aber dem weiblichen Charakter nicht zu viel böse Eigenschaften." Schiller hat dann die Frauengestalt dieses Romans nur eine stumme Rolle spielen lassen. Er schildert, wie der Prinz sie in der Dämmerstunde in einer leeren Kirche Venedigs vor dem Kruzifixe knieend

findet, und mit großer plastischer Darstellungskunst läßt er den Leser die vor dem Altare hingegossene schöne und vornehme Erscheinung anschauen; im übrigen aber begnügt er sich damit, die von diesem Anblick entfachte Leidenschaft des Prinzen vorzuführen. Lottens Fürsprache für ihr Geschlecht nimmt der Dichter sichtlich an, denn die Betrügerin, die sich als eine vor der Nachstellung einer mächtigen Hand geflüchtete hochgeborene Deutsche entpuppt, verwandelt er schließlich in eine fromme Schwärmerin, die nur das unbewußte Werkzeug in der Hand anderer ist.*)

Alle Kritiken über Schillers Arbeiten, günstige wie ungünstige, gingen der jungen Freundin sehr nahe. Wider den Grafen Stolberg, dessen orthodoxer Eifergeist mit unflätiger Heftigkeit gegen „Die Götter Griechenlands“ losgegangen war, richtete sie sich zürnend auf, aber „Sie müssen sich die Freude machen und noch lange schweigen und gegen keinen sich erklären, um zu sehen, was die Menschen alle noch zu Markte bringen werden.“ Es ist das Bemühen, auf Schillers Erregung die beschwichtigende Hand zu legen und ihn von einer ihm nicht wohlthätigen Polemik abzuhalten. In jeder Weise ist sie rührend für seine Gemütsruhe und für seine Gesundheit besorgt. Schiller, dem durch den Einfluß der Frau von Stein, die Lotte und Karoline dafür in Bewegung gesetzt hatten, auf Goethes Befürwortung hin vom Herzog eine allerdings mit keinem festen Gehalte verbundene Geschichtsprofessur in Jena übertragen war, und der sich nun für sein Lehrfach vorbereiten mußte, steckte in so anstrengender Arbeit, daß er gar nicht mehr vom Schreibtische loskam und Wochen lang das Haus nicht verließ. Da bittet sie ihn, sich doch ja die unbedingt nötige Erholung zu gönnen, und mit den Äußerungen ihres eigenen freudigen Natursinnes sucht sie ihn beim Nahen des Frühlings aus der engen Stube herauszulocken. Andererseits ermutigt sie ihn wieder zur Arbeit durch das Bild ihres eigenen Fleißes. Sie giebt dem Manne,

---

*) Der Roman ist bekanntlich unvollendet geblieben. Ganz aus seiner Zeit heraus geschrieben, erregte er in seinen bruchstückweisen Veröffentlichungen damals ungeheures Aufsehen; für uns ist er doch ein fremdartiges Geistesprodukt geworden.

der seine Tage zwischen Papieren und Folianten zubringt, das süße Gefühl, daß auch drüben in den Bergen die junge Freundin ganz in eifrigen Studien aufgeht.

Ihre Briefe bezeugten es ihm, mit welcher Hingebung sie in ihren Büchern lebte. Es waren zumeist Dichtungen und ästhetische Werke, geschichtliche und auch philosophierende Schriften, sowohl aus der antiken, wie aus der modernen Welt, in deutscher, französischer und englischer Sprache, die sie durcharbeitete, um dann dem Dichter mit feiner Urteilsabgabe zu zeigen, wie sie es aufgefaßt habe. Sie ärgert sich über den ihr übrigens sehr nahe stehenden Knebel, den Freund Goethes, daß er in so süßem Tone mit ihrem Geschlechte umgehe: „Er beleidigt meinen Stolz, weil es aussieht, als könnten wir nichts anderes verstehen, und als wären ernsthafte Dinge ganz außer unserem Gesichtskreis.“ Dabei bleibt sie aber das bescheidene Weib, das sich nicht anmaßt, über alles urteilen zu können, und das bei dem tiefer in die Sachen eingedrungenen männlichen Geiste Rat und Erklärung einholt. Als Schiller sie kennen lernte, war ihm noch eine gewisse „coquetterie d'esprit“ an ihr aufgefallen, die aber, wie er schon damals an Körner schrieb, „durch Bescheidenheit und immer gleiche Lebhaftigkeit mehr Vergnügen giebt, als drückt.“ Jetzt findet sich in den Briefen das Geständnis: „Wie ich klein war, wollte ich immer recht klug thun und recht viel Verstand zeigen. Ich möchte wohl, daß ich weniger dazu wäre erzogen worden, mehr scheinen zu wollen, als ich wirklich war. Ich war sonst erstaunend eitel und haschte nach Lob; jetzt ist dies alles durch Nachdenken vertrieben worden, aber es hat mir lange angehangen.“ Demütige Selbsterkenntnis und treues Mühen, ihr Wesen immer mehr zur rechten Weiblichkeit zu veredeln, ist einer der liebenswürdigsten Züge an Lottens Charakterbilde. Derselbe spricht sich in allen Aufzeichnungen bis an ihr Lebensende in oft rührender Weise aus. Sie stellte recht hohe Ansprüche an den Menschen, aber die höchsten an sich selbst, und streng pflegte sie mit sich ins Gericht zu gehen, — auch darin ist sie ganz der unserem Dichter eng verwandte Geist und in jenen Tagen, wo die bedeutenden Menschen an einer ziemlich starken Selbstbewunderung litten, eine angenehm auffallende Erscheinung.

Die Liebe ist bei Lotte von Lengefeld hervorgegangen aus der Bewunderung, und zwar nicht vor allem aus der Bewunderung seines Genies, sondern vielmehr aus der Hochachtung vor seiner Charakterschönheit, vor seiner Seelenstärke, seiner Gewissenhaftigkeit und seinem Drange nach Vollkommenheit. Von seinem moralischen Werte war das Herz des jungen Mädchens in der Tiefe ergriffen, und ihr ganzes Streben ging darauf hin, sich nach ihm zu bilden und sich in seine Lebensanschauung hineinzuleben. Wie sie zu ihm aufschaute und an Gesinnung und Denkweise ihm ähnlich zu werden suchte, und wie nun Schiller dabei auf Charlotte erziehend einwirkte, zeigt unter anderem folgende Stelle ihres Briefwechsels. Der Dichter hatte es als einen Vorzug gepriesen, daß sie ihre Jugend in dem stillen, vom Strome der Welt fernliegenden Rudolstadt hatte verleben dürfen. „Der Mangel an äußerlichen geselligen Ressourcen zwingt Sie, in Ihrem Geist und Herzen Beschäftigung zu suchen, und nie hätten Sie vielleicht die Schätze in Ihrem eigenen Wesen entdeckt, wenn nicht ein geistiges Bedürfnis Sie darauf aufmerksam gemacht hätte. So viele treffliche Menschen reißt der Strom der Gesellschaften und Zerstreuungen mit sich dahin, daß sie erst dann zu sich selbst kommen, wenn sich die Seele aus dem Schwall von Nichtigkeiten nicht mehr emporarbeiten kann. Es sieht vielleicht misanthropisch aus, aber ich kann mir hier nicht helfen, ich bin Kleists Meinung: Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen sein.“ Lotte konnte es ihm bestätigen, wieviel Segen in der Zurückgezogenheit und in der Beschäftigung mit sich selbst liege. Sie ließ nun dabei einfließen, daß die Unterhaltungen der meisten Menschen einem so gar nichts böten; ihr Geist nehme in der Einsamkeit immer mehr eine ernsthafte Richtung an, so daß es ihr förmlich physisch wehe thue, einem nichtigen Gespräche zuzuhören. Das ist denn doch zu weit gegangen, zumal sie daraus den Schluß zieht: „Es ist mehr Menschenliebe, sie in der Ferne zu beobachten, als wenn man sich unter ihnen herumtreibt; da erstickt wohl oft das warme Gefühl für die Menschheit, wenn man so alle ihre Kleinheiten mit ansieht.“ Sofort erhebt Schiller gegen diese Übertreibung seine warnende Stimme: „Der Ernst Ihres Wesens läßt Sie diese frivole Unterhaltung verachten, und das ist

vortrefflich. Eben dieser Ernst unterscheidet Sie aus Hunderttausenden, und bewahre der Himmel, daß ich Sie anders wünschte. Wie nahe hat Sie diese Eigenschaft meinem Wesen gebracht; aber hüten Sie sich, daß Ihnen dieser Zug zu ernsthaften Dingen die armen guten Menschlein nicht verleide, mit denen man einmal leben muß. Intoleranz gegen andere Menschen ist eine Klippe, an der besonders gern die Menschen von Charakter und zartem Gefühle scheitern. Von dieser Seite also wünschte ich Ihnen lieber einige Tropfen leichtes Blut mehr, wiewohl ich Ihnen nicht zur Last legen kann, daß Sie gegen Ihren Nebenmenschen finster sind." Sie nahm diese Zurechtweisung still auf und stellte ihr Wesen unter die Zucht dieses Gedankens. Nach längerer Zeit lesen wir in Lottens Briefen: „Ich freue mich, daß mich jetzt jeder Mensch interessiert für sich selbst, ohne Beziehung auf mich zu haben. Ich trage sie darum leichter, weil ich nicht immer an mein eigenes Herz dabei denke; dies machte mich sonst intoleranter."

Während Schiller sich so Charlotte zu seiner gesinnungsverwandten Lebensgenossin erzog, wirkte andererseits wieder sie mit ihrem verständigen Geist und mit ihrer sanften Ruhe auf des Dichters Gesinnung und Entschlüsse ein. Er hatte sein Lehramt noch nicht angetreten, als es ihm schon leid that, dasselbe übernommen zu haben, da es, mit allerlei Pedanterie verbunden, seinen dichtenden Geist schädigen und durch seine Obliegenheiten ihm zu sehr die zu wichtigeren Geschäften nötige Zeit beschneiden werde. Nicht am wenigsten verdroß es ihn, daß er dadurch um die Wiederholung des schönen Rudolstädter Sommers gebracht werde; auch mochte er von Jena selbst erst wenig wissen. Da machte Lotte ihm in niedlicher Weise klar, daß ja doch Jena an derselben Saale wie Rudolstadt läge; dann aber hielt sie ihm aus seinem eigenen besseren Sinn heraus mit gewichtigem Ernste vor, daß er nicht hoch genug von dem Berufe des Geschichtslehrers denke: wie viel Gutes könne er gerade als solcher in seinem Volke wirken, und wie viel werde bei seiner Art der Auffassung und bei seiner Darstellungsgabe die Wissenschaft selbst gewinnen! Und als ob sie in prophetischer Ahnung bereits den Dichter des „Wallenstein", der „Maria Stuart", der „Jungfrau von Orleans" und des „Tell"

vor ihrer Seele gesehen hätte, verwies sie ihn auf die Geschichte als die Fundgrube für seine späteren dramatischen Werke. Schiller ließ sich von dieser Zurede bestimmen, und ob auch Körner, auf dessen Urteil er so viel gab, gegen die Annahme der historischen Professur war, so sah er dieselbe doch mit Lottens Augen an und versuchte sich mit seinem Amte zu befreunden. Am 26. Mai 1789 hielt er unter kolossalem Andrange seine Antrittsvorlesung mit der berühmten Rede: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ — eine Rede, in der mit dem Donnerhall seines gewaltigen Geistes wiederklingt, was des geliebten Mädchens Stimme zu ihm gesprochen hatte von der Herrlichkeit seines Lehrerberufes und von dem idealen, erzieherischen Werte der Geschichte.

Es ist merkwürdig, wie manchmal auch die übereinstimmendsten Menschen, die mit allen ihren Gedanken und Gefühlen einander längst zugehören, doch einen so weiten Weg zu durchmessen haben, ehe sie sich finden. Zweimal war Schiller im Anfang des Frühjahrs und des Sommers zu kurzem Besuche nach Rudolstadt gefahren, aber es kam zu keiner Aussprache. Ob ihm das Wort auch wiederholt auf den Lippen lag, immer hielt er es scheu zurück. Schon blühten draußen die Rosen, aber die schlummernde Knospe der Liebe wollte nicht aufbrechen. Dann sah man sich gegen Mitte Juli einen Abend im Hause des Theologieprofessors Grießbach zu Jena. Die Schwestern waren auf der Reise nach Lauchstädt bei Halle begriffen, wo sie mit ihrer intimen Freundin Karoline von Dacheröden aus Erfurt einige Wochen im Bade zubringen wollten. Aber die große Gesellschaft des gastfreien Hauses machte jegliche Annäherung unmöglich, und dabei hatten beide Herzen doch nur einen Schlag. Nun fliegen die Briefe zwischen Lauchstädt und Jena hin und her, alle voll inniger Seelensprache — trotzdem keine Aussprache! Schiller sowohl wie Lotte wurden fast gemütlich krank unter dem Bann, der das lösende Wort verschloß. Das hielt er nicht aus. Am 2. August ließ er Katheder und Studenten im Stiche und unter dem Vorwande, er müsse nach Leipzig zu Körner, kehrte er auf einen Tag bei den Schwestern ein. Aber wieder wagte er es nicht, sich Lotten zu eröffnen. Da durchbrach Karo-

linens treue Schwesterseele in Abwesenheit der jüngeren die Fessel. Jetzt fühlte er sich wenigstens ihr gegenüber befreit; sie glaubte, ihm sagen zu dürfen, daß Lottchen sein eigen sei. Was thut er? Schleunigst nimmt er seine Sachen und — reist ab! Er eilt nach Leipzig, und noch an demselben Tage, am 3. August, strömt die so lange verhaltene Empfindung nach Lauchstädt hinüber:

„Ist es wahr, teuerste Lotte? Darf ich hoffen, daß Karoline in Ihrer Seele gelesen hat und aus Ihrem Herzen mir beantwortet hat, was ich mir nicht getraute zu gestehen? O wie schwer ist mir dieses Geheimnis geworden, das ich, so lange wir uns kennen, zu bewahren gehabt habe! Oft, als wir noch beisammen lebten, nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und kam zu Ihnen mit dem Vorsatz, es Ihnen zu entdecken — aber dieser Mut verließ mich immer. Ich glaubte Eigennutz in meinem Wunsche zu entdecken, ich fürchtete, daß ich nur meine Glückseligkeit dabei vor Augen hätte, und dieser Gedanke scheuchte mich zurück. Konnte ich Ihnen nicht werden, was Sie mir waren, so hätte mein Leiden Sie betrübt, und ich hätte die schöne Harmonie unserer Freundschaft durch mein Geständnis zerstört, ich hätte auch das verloren, was ich hatte, Ihre reine und schwesterliche Freundschaft. Und doch gab es wieder Augenblicke, wo meine Hoffnung auflebte. — Sie konnten ohne mich glücklich sein, aber durch mich nie unglücklich werden. Dieses fühlte ich lebendig in mir, und darauf baute ich dann meine Hoffnungen. Sie konnten sich einem andern schenken, aber keiner konnte Sie reiner und zärtlicher lieben als ich. Keinem konnte Ihre Glückseligkeit heiliger sein, als sie es mir war und immer sein wird. Mein ganzes Dasein, alles, was in mir lebt, alles, meine Teuerste, widme ich Ihnen, und wenn ich mich zu veredeln strebe, so geschieht's, um Ihrer immer würdiger zu werden, um Sie immer glücklicher zu machen. Vortrefflichkeit der Seelen ist ein schönes und ein unzerreißbares Band der Freundschaft und der Liebe. Unsere Freundschaft und Liebe wird unzerreißbar und ewig sein, wie die Gefühle, worauf wir sie gründen. Vergessen Sie jetzt alles, was Ihrem Herzen Zwang auflegen könnte, und lassen Sie nur Ihre Empfindungen reden. Bestätigen Sie, was Karoline mich hoffen ließ. Sagen Sie mir, daß Sie mein sein wollen, und daß meine Glückseligkeit

Ihnen kein Opfer kostet. O versichern Sie mir dieses, und nur mit einem einzigen Worte. — Säumen Sie nicht, meine Unruhe auf immer und ewig zu verbannen. Ich gebe alle Freuden meines Lebens in Ihre Hand. Ach, es ist schon lange, daß ich sie mir unter keiner andern Gestalt mehr dachte, als unter Ihrem Bilde! Leben Sie wohl, meine Teuerste."

(An beide Schwestern:) „Dieser heutige Tag ist der erste, wo ich mich ganz glücklich fühle. Nein! Ich habe nie gewußt, was glücklich sein ist, als heute. — Ich fühle, daß eine Seele in mir lebt, fähig für alles, was schön und gut ist. Ich habe mich selbst wiedergefunden, und ich lege einen Wert auf mein Wesen, weil ich es Ihnen widmen will. — Aber bestätigen Sie mir beide, daß meine Hoffnung mich nicht zu weit geführt hat, sagen Sie mir's, daß ich Sie ganz verstanden habe, daß Lotte mein sein will, daß ich sie glücklich machen kann. Noch mißtraue ich einer Hoffnung, einer Freude, von der ich noch gar keine Erfahrung habe. Lassen Sie meine Freude bald auch von *dieser* Furcht ganz rein sein."

In dieser und ähnlicher Weise, männlich groß und fast kindlich innig, stürmt er auf das Herz der Geliebten ein. Und diese? Kurz ist die umgehend erfolgende Antwort Lottens. Dieselbe ist ein Bild ihres Wesens, in dem das tiefste Gemütsleben sich paarte mit dem Bedürfnis nach leidenschaftslos ruhiger Seelenäußerung:

„Schon zweimal habe ich angefangen, Ihnen zu schreiben, aber ich fand immer, daß ich *zuviel fühle*, um es ausdrücken zu können. Karoline hat in meiner Seele gelesen und aus meinem Herzen geantwortet. Der Gedanke, zu Ihrem Glücke beitragen zu können, steht hell und glänzend vor meiner Seele. Kann es treue, innige Liebe und Freundschaft, so ist der warme Wunsch meines Herzens erfüllt, Sie glücklich zu sehen. Für heute nichts mehr. Freitag sehen wir uns. Wie freue ich mich, Sie, Lieber, in meiner Seele lesen zu lassen, *wie viel Sie mir sind*! Adieu! Ewig Ihre treue Lotte."

Bei dem darauf stattfindenden Zusammensein gingen die Herzen nun ganz zu einander auf, und der letzte Rest scheuer Zurückhaltung fiel von der Sprache ihrer Liebe ab. Jetzt folgt jener herrliche

Briefwechsel, der ein Juwel der deutschen Epistellitteratur ist. In diesen Liebesbriefen Schillers und Lottens redet nicht die süße Tändelei, da wird man nichts finden vom Schwelgen der Empfindung, und das Glühen der Leidenschaft ist demselben fremd. Ihre beiderseitige Liebe glühte, wie Schiller sich ausdrückt, „in dem ewig schönen Feuer einer immer mehr sich veredelnden Seele“, und das Thema der Briefe ist wieder und immer wieder der eine Gedanke: Wie wollen wir miteinander streben und ringen! Wie wollen wir uns durcheinander läutern und vertiefen! Wie wird unsere Liebe uns reicher, göttlicher und reiner machen!

Durch alle Briefe von Schillers Hand geht es jetzt hindurch wie ein Jauchzen der Auferstehung. Sein Dichtergeist schwebt in neuen, schöneren Sphären, und er findet, daß er nie so frei und kühn die Gedankenwelt durchmessen konnte, als jetzt, wo die frohe Gewißheit ihres Besitzes ihm Schwingen verleiht. Und wenn Schiller auch nicht wie der Sänger seiner „Begegnung“ in die Saiten griff, wenn er dazu zu wenig Lyriker war, so bezeugen doch seine Briefe das Nämliche, was in jenem später entstandenen Gedichte der glückliche Sänger von sich aussagt:

Ein neu Organ hatt' ich in mir gefunden,
Das meines Herzens heil'ge Regung sprach;
Die Seele war's, die, Jahre lang gebunden,
Durch alle Fesseln jetzt auf einmal brach
Und Töne fand in ihren tiefsten Tiefen,
Die ungeahnt und göttlich in ihr schliefen.

Seine Liebe stimmt ihn religiös, sie weckt und belebt seinen Glauben an die himmlische Macht, die, als sie Lotten das Leben gab, auch seiner schon gedacht und ihn dazu erkoren habe, sie zu beglücken. Frommer Friede senkt sich auf ihn nieder. Wieviel rastloses Drängen nach einer sorgenfreieren Lebensstellung auch gerade durch die Briefe dieser Periode geht, wie sehr auch seine Blicke nach allen Weltrichtungen suchend schweifen, so daß die Braut ihn fortwährend zum geduldigen Ausharren in Jena zu mahnen hat, und er unter ihrer immer wieder nötig werdenden Beschwichtigung sie bitten muß, sich diese Zufriedenheit, diese sanfte Gleichheit ihrer

Seele, die seinen unstetigen Geist liebevoll zurückrufe, bewahren zu wollen — dennoch fühlt er, wie das Streitende in seiner Brust sich zur Harmonie versöhnt, und wie es in seinem Innersten still zu werden beginnt. „Schiller wurde ruhiger, klarer," — schreibt Karoline in ihrer Biographie — „seine Erscheinung wie sein Wesen anmutiger, sein Geist den phantastischen Ansichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter," und — wollen wir erinnernd hinzusetzen — eine Frau von Kalb wurde ihm bei seiner nunmehrigen Geistesrichtung und Seelenstimmung ganz ungenießbar. Das ist sehr begreiflich. Ein größerer Gegensatz in der Selbstdarstellung weiblichen Wesens läßt sich nicht denken, als der zwischen Charlottens Memoiren und den Liebesbriefen unserer Lotte, aus denen hier einige Stellen Platz finden mögen. Die erste betrifft ihre Rückreise von Lauchstädt über Jena:

(22. August 1789.) Herzlichen guten Morgen! Der erste Federzug in meiner kleinen Zelle sei für Dich! Unsere Fahrt gestern war zuletzt gar unleidlich durch die Hitze. Der Morgen war schön. Der Anblick that mir so wohl, wie der Nebel im Thale schwamm, und die Bergspitzen darüber herausragten. Ich sah nach der Stadt hin und wünschte meinen Lieben Ruhe und fröhliche Träume! Die Unterhaltung stockte zuweilen, und ich that, als wollte ich schlafen; aber ich überließ mich nur meinen Gedanken. Wie vieles hat sich aufgeklärt, seidem ich den Weg nicht machte! Daß ich Dir etwas sein könnte, fühlte ich wohl in manchen Momenten sonst, und es war mir ein süßes Gefühl, aber doch öfter schwankte mein Herz zwischen Zweifel und Gewißheit. Nun denke ich Deiner mit einer Empfindung voll warmer, inniger Liebe und doch wieder mit Ruhe verknüpft, und ich fühle mich glücklich in der Idee, Dir zu gehören.

(2. September.) Ich überdachte eben, wie Du uns allen als ein höheres Wesen beistehst, uns aufrichtest. Deine Freundschaft gab mir schon so viele süße Momente. Ich vergesse nie Deine Sorge für mich, wie ich (im vorigen Jahre) krank war; wie Du es mich vergessen ließest durch Deine Güte, wie Du mich aufheitern wolltest. Laß Dich meine warme, innige Liebe dafür belohnen.

(4. September.) Obgleich niemand imstande ist, mir eine

höhere Meinung von Dir beizubringen, als ich schon habe, so freue ich mich doch, wenn man Dich schätzt. Mir erscheinst Du immer in gleichem Lichte, mein Lieber, warm und treu stünde Dein Bild vor meiner Seele, wenn auch niemand Deinen Wert kennte, ich liebe Dich um Dein selbst.

(6. September.) Es giebt doch eigentlich keine Entfernung für Seelen, die sich lieben. Ich fühle es klar, Du bist mir immer nahe. Ja, Lieber, Teurer, die Empfindung reiner Liebe, sie ist unzerstörbar wie unser Wesen. — Ich vergesse die Welt so ganz, wenn ich bei Dir bin, und wir brauchen nichts außer uns zu suchen. Reich in Deinem Geiste wird der meine sich freuen, dem Fluge des Deinen zu folgen, und in Deinem und meinem Herzen wird ewiger Frühling der Liebe uns blühen.

(7. September.) In Dein Herz, Geliebter, will ich die geheimsten Gefühle meiner Seele legen, Dir jede Empfindung mitteilen. Ich möchte die Sprache so wie Du in meiner Gewalt haben, um Dir es sagen zu können, was ich fühle. Aber Du verstehst mich ohne Worte.

(9. September.) Ich trug, wie ich jünger war, immer das Gefühl mit mir herum, daß man mich nicht lieben könne; daher mag mir vielleicht dieser Anschein von Kälte, von Verschlossenheit geblieben sein, weil ich immer sorgfältig jedes meiner Gefühle verbarg. Es lieben gewiß wenige so stark und treu wie ich, und ich kann es so wenig fühlbar machen! Aber nun, mein lieber, teurer Freund, weißt Du es und fühlst es, nicht wahr?

(10. September.) Ich dächte, die Kalb hätte Unrecht, Dir die Übersetzung des Anacharsis anzuraten; es würde Dich in die Länge nicht anziehen. Dein Geist ist selbst zu reich, und Du mußt so wenig wie möglich übersetzen. Es bekommt zwar alles, was durch Deine Hände geht, größere, schönere Formen, und wird durch den Stempel Deines Geistes erhabener und bekommt gleichsam ein eigenes Gepräge; aber wenn alles von Dir kommt, ist es doch besser noch.

Dazwischen fällt ein mehrwöchentlicher Ferienaufenthalt Schillers in Volkstädt. Karoline erzählt: „Er schweifte in den schönen Herbsttagen in der Gegend umher, in der Erinnerung und Hoffnung ihn anlächelten. Auch manche poetische Plane und Stimmungen entsprangen diesen Wanderungen, auf denen wir ihn oft begleiteten.

Die Liebe und die sichere Aussicht auf ein glückliches häusliches Leben, welches immer der Gegenstand seiner Sehnsucht gewesen war, bildeten einen lichten Grund in seinem Gemüte; aber die Ungewißheit der Epoche, wo Lottchen mit ihm leben könnte, erzeugte auch oft Sorge und Unruhe. — Schiller mußte nach Jena zurückkehren, und Briefe, der Trost getrennter Liebe, flogen wieder hin und her."

(22. Oktober.) Dein Kommen und Dein Gehen, wie ist es doch nun so anders, seit ich weiß, daß wir uns immer wieder so finden, wie wir uns verließen. Ängstlich sah ich Dich sonst gehen, denn ich wußte nicht, ob nicht mein Bild aus Deiner Seele verdrängt werden könnte; ob Dir nicht ein anderes Wesen das geben könnte, was nur meine Liebe Dir zu geben wünschte, und Dein Kommen erwartete ich furchtsam, ob ich Dich noch so finden würde wie ehedem. — Fühlst Du nun, wie ich Dich liebe? Ich kenne kein Dasein mehr, als in dem Gefühl, daß Du mein bist, daß ich Dir gehöre. Deine Liebe ist der lichte Punkt in meinem Leben, alles andere verliert sich darin, nur durch sie wird mir alles erhellt.

(5. November.) Die Schwester der Stein, die Imhof, ist eine herzensgute Seele; aber diese Güte kommt freilich nicht aus Stärke, sondern aus Mangel an Kraft; und dies ist doch eigentlich wieder keine Güte. Sie entladet ihr Herz vor mir; und ich kann ihr diese Erleichterung wohl geben, ohne das Zutrauen zu erwidern. Betrügen werde ich sie nie, aber vor allen Confidencen, vor dem, was mein eigenes Herz angeht, wird sie ruhig sein können. — — Nein, ich hatte keine frühere Neigung, die mich so fesselte, daß der Eindruck, den Du auf mich machtest, hätte schwächer sein können. Ich fühle wohl, ich kannte die Liebe noch nicht vorher; es war nur eine wärmere Freundschaft, aber nicht das Gefühl, das mich nun belebt. Es war nicht das Streben in meiner Seele, was ich jetzt habe, dieses mächtige Gefühl, nur für Dich, für Dein Glück zu leben; ja ich könnte mein eigenes aufopfern, nur um Dich glücklich zu wissen; könnte meine Liebe oder besser mein Leben (denn dies kann ich nicht mehr trennen) hingeben, um Dich glücklich zu machen, wenn Du es ohne meine Liebe mehr sein könntest. Dein Glück, Deine Ruhe sind mir das Heiligste, was ich kenne.

(8./9. November.) Ein Gedanke thut mir wehe. Ob Du mich auch immer so finden wirst, wie mein Wesen in Deiner Seele steht? Könntest Du Dir nicht zu hohe Begriffe von mir machen? Kann ich Dir auch wirklich, so wie meine warme Liebe zu Dir es möchte, Dein Leben verschönern, Lieber? Ich hoffe es, daß es immer so sein, so bleiben wird. Es wird manches kommen können im Leben, was uns daran erinnert, daß es keine dauernden Freuden giebt. Aber unsere Liebe wird bleiben; sie wird uns durch die Dämmerung des Lebens wie ein schöner Stern immer leuchten. Ach könntest Du es fühlen, wie meine Seele Dich umfaßt! — Lebe nun wohl, mein teurer, einziger Freund! Möge der Engel unserer Liebe Dir morgen (zum Geburtstage) diesen Kuß, diese herzliche Umarmung bringen. Wir werden bei Dir sein, Du wirst das Umfassen meiner Seele fühlen. Leb' wohl, recht wohl! Ewig Deine treue Lotte.

(12. November.) Erwähne nichts mehr, Lieber, von dem, was Dir vielleicht keine angenehmen Erinnerungen giebt; zum wenigsten nicht in so einem Tone als der, in dem Du es im vorigen Briefe sagtest. Meine Liebe umfaßt Dich, wie Du bist; und dies, was Dir eben unangenehme Erinnerungen giebt, mußte vielleicht vorhergehen in dem Plan unseres Lebens, um uns so, wie wir es jetzt sind, zu verbinden, mein Teurer, Geliebter! Nein, laß diese Ideen nie wieder in Dir so aufkommen. Das Gefühl unserer reinen, höheren Liebe soll uns beleben, und wir wollen in die Zukunft blicken, die uns durch sie schöner aufgeht. (Es ist dies Lottens großsinnige Antwort auf das Seite 129 erwähnte Geständnis Schillers.)

(22. November.) Um mich heute zu meinem Geburtstage mit etwas recht Schönem zu beschäftigen, habe ich in den „Künstlern" gelesen. Ich möchte das Gedicht immer wieder lesen, und kaum habe ich's weggelegt, so möchte ich's wieder nehmen. Wie sehr ziehe ich diese philosophische Poesie der andern vor. Sie giebt einem immer neuen Genuß. Dahingegen die andere, die nur ein Ausdruck der Empfindungen ist, ein oder mehrmals etwas giebt, und dann nichts mehr, als daß wir die Sprache noch gefällig finden, die uns die Empfindungen schön bezeichnete; aber die Gegenstände selbst verlieren das Interesse und können uns nur da wieder etwas geben, wenn unsere Seele gerade in der Stimmung des Dichters ist. Wie anders ist es

mit der Art Gedichten wie die „Künstler"! Da findet man in jeder Stimmung neue Schönheiten, und der Reichtum Deines Geistes giebt immer neue, höhere Genüsse.

(Aus dem Dezember 1789.) Daß mein Schutzgeist mich nicht verließ und mich von der Idee, Hofdame zu werden, abbrachte, dafür bin ich recht dankbar. Ich hatte großen Hang dazu, aber ich könnte so ein Leben nicht aushalten, und wäre, glaub' ich, ganz stumpf geworden an Geist und Herzen. Wie so anders, so schön entwickelt sich mein künftiges Leben. Dahin leitete mich das Schicksal, um in Deinen Armen meine Freuden zu finden, Dir Dein Leben schöner machen zu können! — Dies ist eigentlich nur Leben, sich selbst wiederfinden in den Armen der Liebe; o die Welt ist so wenig ohne dies! — Du bist mein! Ich trage das schöne Gefühl, Dir anzugehören, in meinem Herzen mit süßer Gewißheit. Und gingst Du auf Jahre von uns, unsere Seelen würden sich nicht fremder. Aber eine große Entfernung von Dir könnte ich doch nicht tragen. Nein, gewiß nicht, mein Teurer, Einziger, Geliebter. O ich habe keinen Namen für Dich, der ausdrückt, was Du mir bist.

(Aus dem Januar 1790.) Es könnte mich oft drücken, wenn ich nicht den unwandelbaren Glauben an Deine Liebe in meiner Seele trüge, daß ich so wenig Dir ausdrücken kann, wie mein Herz Dich umschließt. Ein ununterbrochenes Zusammensein, tiefere Blicke in mein Herz, mein Bemühen, Dir das Leben leicht und schön zu machen, wird Dir das Bild meiner Liebe in helleren Farben darstellen, hofft mein Herz. Kein Gefühl, daß wir nur auf Tage vereinigt sind, wird uns stören. Die Abende sollen schön werden, wenn Du nach Deinen Geschäften bei mir bist, und ich dann auch recht fleißig gewesen bin. — Recht fleißig will ich immer sein, und dann kommst Du mich zu besuchen oder ich komme zu Dir. Da werden wir einander immer etwas zu erzählen haben, und auch viel zusammen lesen wollen wir, nicht wahr?

Dieses Bild traulichen, verständnisinnigen Zusammenseins, in dem die glückliche Braut sich die Zukunft malte, und das hernach in ihrem Eheleben vollauf zur Wirklichkeit werden sollte, vervollständigt der entzückte Dichter mit den Worten: „Ach, wie schön wird es sein, wenn wir alle Schriften dieser Art gemeinsam mit

einander genießen und jedes Schöne und Gute darin, veredelt durch das Gepräge, das wir darauf drücken, in unsere Seelen niederlegen; wenn alles unter uns gemeinschaftlich sein wird bis auf die Erwerbungen unseres Geistes!" —

Karoline von Beulwitz (Wolzogen).

In der Liebesgeschichte des Dichters spielte eine wichtige Rolle und eine noch wichtigere, als es aus der bisherigen Darstellung hervorgeht, die älteste der Lengefeldschen Töchter. Karoline und Charlotte waren miteinander verbunden durch die innigste Schwesterliebe. Das von jener geschriebene Büchlein „Schillers Leben", die erste Biographie des Dichters, ein von der Hand treuer Freundschaft ihm errichtetes Ehrenmal, ist zugleich ein schönes Zeugnis ihrer Gesinnung gegen Lotte. Demselben steht von Lottens Seite in den Briefen an Schiller das Bekenntnis gegenüber: „Es ist ein wohlthätiges Gefühl, einen Menschen in der Welt zu wissen, der alles für einen thun könnte. Dies fühle ich oft, wenn ich an die Verbindung mit meiner Schwester denke. Ich könnte mein Herz ganz auf sie lehnen, und sie giebt mir oft Trost in trüben Augenblicken. Ohne sie könnte ich hier nicht existieren, und sie würde mir an jedem anderen Orte auch fehlen." Die Schweizerreise hatte die beiden Herzen, die sich in ihrer frühen Jugend ferner gestanden hatten, so eng aneinander geknüpft, und das Band ist, bis der Tod sie trennte, nie und durch nichts gelockert worden, ob auch Anlässe, wenigstens zu innerer Trennung, sich reichlich boten. Dieselben lagen vor allem in der ungeheuren Verschiedenheit beider Schwestern.

Karoline war von großer Belesenheit und tiefem Verständnis für künstlerische und wissenschaftliche Dinge, vielseitig in ihren Interessen, ein ungemein reger Geist und dabei von sehr bewegter Phantasie. Sie hatte ein hervorragendes Talent zur Schriftstellerin und einen starken Drang zur Produktion. Ihr Roman „Agnes von Lilien", für uns freilich nicht gerade mehr anziehend, wurde

doch, als er erschien, von A. W. v. Schlegel für ein Werk Goethes gehalten. Ihre Arbeit über Schiller, die man heute noch mit großer Freude liest, hat nicht das Entwickelnde und Zusammenhängende, das man jetzt in solcher Schrift erwartet; aber sie ist gedankenvoll, durchsetzt mit hübschen, auf feiner Beobachtung und klugem Urteile beruhenden Bemerkungen, im einzelnen höchst anschaulich, und die leicht sich fügende Sprache erhebt sich an Höhepunkten zu poetischer Schönheit. Auch ihre inhaltreichen Briefe zeugen von Nachdenken und scharfer Auffassung, von der Fähigkeit, ihre Meinung glatt und treffend zum Ausdrucke zu bringen, und von der Freude an Bild und Gleichnis. Als Schiller den Schwestern näher trat — Charlotte war im Volkstädter Sommer noch nicht 22 Jahre, Karoline, damals bereits verheiratet, aber trotzdem meist im Hause der Mutter lebend, war gut 25 Jahre alt, — überragte die ältere die jüngere sowohl an Wissen, wie an Leichtigkeit des Eindringens in Schillers Gedankenwelt. Karoline führte die Unterhaltung, sie regte die Gesprächsthemata an, sie gab die Kritik über das Gelesene ab, sie entlockte dem Dichter sein Innerstes; Lotte dagegen pflegte dem Gespräche der beiden still zuzuhören und in dem, was sie dazwischen redete und fragte, ließ sie sich von den Wogen der schwesterlichen Konversation tragen. Wie im mündlichen Austausche, so besaß sie auch im Briefschreiben nicht Karolinens Herrschaft über die Sprache. Aber die Macht der Liebe brachte, was so reich in ihr war, schnell zu schöner Entfaltung. Es ist eine Behauptung, die einer dem andern ungeprüft nachspricht und nachschreibt, daß Karoline immer die geistig Überlegene geblieben sei. Man braucht nur die von Schillers Tochter, der Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm, unter dem Titel „Schiller und Lotte 1788. 1789“ herausgegebene Sammlung der Brautbriefe und das dreibändige Briefwerk „Charlotte von Schiller und ihre Freunde“ mit seiner Unmasse von späteren Briefen und mit den von Lottens Hand herrührenden Aufzeichnungen über Schiller, Goethe, Herder, Wieland, Kant u. a., sowie „die Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund“ (Knebel) einer flüchtigen Durchsicht zu unterziehen und mit Karolinens Hinterlassenschaft zu vergleichen. Da wird man allenfalls sagen, daß Karoline, als Schriftstellerin gewohnt, mehr aus Überlegung

zu schreiben und an der Form zu feilen, ihren Gedanken ein schärferes und glänzenderes Gepräge gab als Lotte, die, was ihr aus unmittelbarer Empfindung kam, schnell und schlicht zu äußern pflegte. Aber im übrigen zeigt solcher Vergleich, daß das Schwesterpaar sich in geistiger Beziehung vollständig ebenbürtig gewesen ist.

Desto größer war der Unterschied der Individualität und des Charakters. Von sehr impulsiver Art, wollte Karoline, wo sie die Hand im Spiele hatte, auch die Fäden in der Hand haben, und arrangierte sie gern, so kommandierte sie wohl auch eben so gern. Im Kreise der drei Lengefeldschen Damen scheint sie ein gut Teil der Herrschaft inne gehabt zu haben, und wie lieb sie selbst auch die Mutter hatte, manchmal ist ihr Lotte doch zu sehr die gefügige Tochter. Auch Lotte hatte ihren Willen, aber die Bestimmtheit war bei ihr durch Gütigkeit und Geduld gemildert. Das einzige Mal, wo sie mit der Mutter einen heftigen Auftritt hatte, sie war sachlich im Rechte gewesen, that es ihr doch deretwegen bitter wehe; und welche Wohlthat es der Erregten auch war, daß Schiller sie mit seiner sanften Stimme tröstete — sie drückte ihm dafür dankbar die Hand, und das wäre nach des Dichters späterem Geständnis beinahe der Moment geworden, wo seine Liebeserklärung zum Durchbruch gekommen wäre, was allerdings eine merkwürdige Situation gegeben hätte — so war doch sein Zureden gewiß nicht nötig, um sie zur töchterlichen Bescheidenheit zurückzuführen. Lottens Wesen lag das Verlangen, ihren Willen auf alle Fälle durchzusetzen und sich Anerkennung zu erzwingen, fern. Auch war ihr nichts fremdartiger, als das Bestreben, sich in den Vordergrund zu stellen und eine Rolle spielen zu wollen. Immer ist sie vielmehr in Furcht, sie möchte aufdringlich erscheinen. Bei dieser ihrer Veilchennatur zieht sich durch ihre ganze erste und stille Liebeszeit das Gefühl hindurch, daß doch wohl sie es nicht sein könne, die gewürdigt sei, am Herzen des Genius zu ruhen und der Seele eines großen Dichters Lebensbefriedigung und Schaffenskraft zu geben. Wie sehr ihr Sinn auch nach Schiller steht, ihre Wünsche treten immer wieder scheu zurück vor dem Gedanken, daß dem bedeutenden Manne nur Karoline etwas zu bieten vermöge. Da war diese ganz anders. Ihr war, wie ja auch dem Dichter, das Selbstbewußtsein

ins Gesicht geschrieben, und sie war gewohnt, für ihren Geist wie für ihre Persönlichkeit recht hohe Ansprüche auf Beachtung zu erheben.

Dies war auch die Ursache der Disharmonie, in der sie mit ihrem Gatten stand. Herr von Beulwitz, der eine Hofstellung bekleidete und viel mit den Prinzen auf Reisen lebte, war nach Schillers Urteil „ein recht schätzbarer Mann von Verstand und Kenntnissen; dabei denkt er gut und edel, aber es fehlt ihm an der Delikatesse, und seine Frau weiß er nicht zu behandeln, — sie hat eine ganz eigene Feinheit der Seele, für die er nun ganz und gar nicht gemacht ist." Nehmen wir dazu, daß Karoline einmal davon redet, sie wolle es lernen, duldsam zu sein gegen Menschen, die nicht fliegen können, weil ihnen die Natur keine Flügel gegeben habe, so ergiebt sich daraus, daß jenes Wort hinweist auf die Anstöße, die ihr sehr geschärftes Selbstgefühl an dem Verhalten eines Mannes nahm, der dem Genialischen in seiner Frau nicht genügend Rechnung trug. Es war offenbar ein ähnliches Verhältnis wie zwischen Frau von Kalb und dem Major. Auch Karoline gehörte zu den geistreichen Frauen jener Epoche, die, erwacht aus dem Schlummer der Unwissenheit, in der ihr Geschlecht so lange gelegen, über die Sterne des Himmels, die das entzückte Auge vor sich aufgegangen sah, den Sinn für die Prosa des Lebens, für die realen Verhältnisse und Aufgaben ihres Daseins verloren hatten. Im Gegensatz zu der schwärmerisch-sinnigen, aber dabei doch so praktisch nüchternen Lotte, der Schiller auf einen Ausdruck dieser ihrer Geistesrichtung von Volkstädt aus zuruft: „Leben Sie immer auf der Erde! Das ist doch eine gute Frucht, die sie einmal trägt" — lebte Karoline von Beulwitz ganz in schöngeistigen Ideen und infolge dessen auch in oft recht phantastischen Vorstellungen und Empfindungen. Die Äußerungen ihrer Seele waren durchdrungen von jenem Reichtum Lengefeldscher Herzlichkeit, den eine Kalb nicht besaß; aber wie bei dieser lagen die Ziele, nach denen ihre Seele sehnsuchtsvoll hinstrebte, vielfach in dem Dunstkreise des Eingebildeten und Erträumten. Ob der Dichter auch gegen dieses Ausschweifen des Geistes bei sich selbst noch genug zu kämpfen hatte, so sieht er sich im Herbst 1789 doch einmal genötigt, die Freundin zu er-

mahnen, daß sie sich zu ihrem eigenen Wohlsein mehr der wirklichen Welt erschließen möge.

In dieser Zeit nach der Lauchstädter Erklärung hatte Karoline viel an bösen Nervenanfällen zu leiden. In Bezug darauf schreibt Lotte an ihren Bräutigam: „Wir müssen uns alle vereinigen und daran arbeiten, daß ihre Seele nicht zu heftig bewegt wird, daß sie in sich selbst Stärke fühlen lernt und sich dadurch für die zu lebhaften Eindrücke, die auf ihren Körper nachteilig wirken könnten, verwahrt durch innere Ruhe und Gleichförmigkeit. Um ruhig zu sein, muß sie jede heftige Leidenschaft vermeiden; muß sie ihre Seele dagegen zu sichern suchen. Giebst Du mir nicht recht, mein Lieber? Ich suche recht still und ruhig in mir selbst zu sein, daß ich ihr einen wohlthätigen Eindruck gebe.“ Damit ist als der Grund des Leidens ihre leidenschaftlich erregbare Natur und das daraus hervorgehende Excentrische in Karolinens Wesen berührt, was ebenfalls wieder sehr an Charlotte von Kalb erinnert. Ihr sprudelnder Geist hatte in der Unterhaltung etwas ungemein Anregendes, aber auch je mehr und mehr Aufregendes, und so interessant ihre lebhafte Einbildungskraft war, dieselbe entwand sich nur allzu leicht dem Zügel der Vernunft. Dann kam aus dem Herzen im Wünschen und Hoffen, im buntscheckigen Planen und Malen der Zukunft recht viel Unstätes zum Vorschein. In ihrer Schillerbiographie berichtet sie bei der Darstellung ihrer Wanderungen mit dem verlobten Paare während des zweiten Aufenthalts Schillers in Volkstädt, wie man sich miteinander in tausend Projekten zur Gründung einer gesicherten Existenz ergangen habe; „die Phantasie durfte, wie Aladdins Zauberlampe, nur gescheuert werden und sie schüttete ihre reichsten Schätze vor uns aus.“ Lotte nahm daran wohl teil, mußte sie es ja doch schon, da ihr immerfort gesagt wurde, die Jenaische Professur ermögliche die Verheiratung nicht. Aber es war ihr bei diesem Wegstreben von dem nun einmal glücklich erreichten Katheder doch höchst unbehaglich zu Mute. Dagegen ist dieses Wort ein getreues Seelenbild des Dichters und seines damaligen noch recht unruhigen Tastens: „Die Gegenwart ist leer und traurig um mich herum,“ erklärte er seiner Braut, „und in ungeborenen Fernen blühen meine Freuden. Ich kann mir die

Resignation, die Genügsamkeit nicht geben, die eine Stärke weiblicher Seelen ist. Du siehst ruhig der Zukunft entgegen — das vermag ich nicht."

Gerade so wie Schiller dachte nun auch Karoline. Sie trug sich beständig, nicht am wenigsten auch in Betreff ihrer eigenen Zukunft, mit immer neuen Erwartungen und lockenden Aussichten. Aber während Schiller durch Lottens segensreichen Einfluß diese äußere Unruhe, die denn doch aus innerem Unfrieden hervorging, nachher gänzlich losgeworden ist, verschlimmerte sich dieselbe bei Karoline mit den zunehmenden Jahren. Wegen ihrer Unzufriedenheit, wegen ihres ewigen Kalkulierens und ihres veränderlichen Sinnes, der nirgends ausharren konnte und immer hin und her auf Reisen war, ist Karoline später für Lottens liebevolles Herz noch ein Gegenstand schwerer Sorge geworden. Aus den Briefen an Karl Augusts Tochter Karoline Louise, Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, mit der Lotte wie mit einer jüngeren Schwester verkehrte, klagt der wehe Schmerz darüber, daß es so gar nicht möglich sei, die Frau, so hieß sie im Freundeskreise, zu einem stillen, heiteren Lebensgenusse zu bringen: „Die Unruhe nimmt in ihrem Wesen nur immer zu. Die Freude, die wir haben könnten an unseren Kindern, trübt sie sich, trübt ihr das Schicksal durch manches, was anders ist, als sie hoffte, aber was wir wohl voraussehen konnten. Sie hat ihre Existenz zuviel auf Täuschungen des Lebens gegründet, und nun kommen die schmerzlichen Züge schneller und greller hervor, die das Gemälde um den schönen, frischen Farbenton bringen. Wo der Punkt ist, wo sie Ruhe finden wird, das muß ich einer höhern Macht überlassen. Ich fürchte, ihr Leben, welches sie sich so reich durch ihr Gemüt, ihr Talent machen kann, geht vorüber, ohne Ruhe zu finden." Und so ist es geschehen. Als Karoline hochbetagt im Jahre 1847 ins Grab sank, setzte man ihr ihrem letzten Willen gemäß auf dem Friedhofe zu Jena ein Marmorkreuz mit der Inschrift: Sie irrte, litt, liebte. Mit Wehmut liest man diesen kurzen und so vielsagenden Lebenslauf; denn die da ruht, war doch ein edles Weib von hohem Seelenadel, der seine Läuterung, seine Vollendung zu schönem Frieden nur deshalb nicht gefunden hat, weil ihr Herz die Liebe nicht kannte, nicht die

tiefe, ganz sich hingebende, in dem Geliebten selig aufgehende Liebe ihrer Schwester.

Viele der vorzüglichsten Menschen jener Zeit, Männer wie Frauen, haben sich durch eine merkwürdige Verirrung des Herzens um das Köstlichste im Leben gebracht: ihr Herz wurde liebearm, weil es zu reich an Liebe sein wollte; indem es in allerlei unwahren und unfruchtbaren Empfindungen verwilderte, verlor es die Kraft, das natürlichste und segensreichste Gefühl hervorzubringen. Das läßt sich nach zwei Seiten hin verfolgen. Sie erschlossen ihre Brust einem alle Volksgrenzen in Geringschätzung übersehenden, Millionen umschlingenden Menschheitsenthusiasmus, sie wurden Kosmopoliten — und damit raubten sie sich den Enthusiasmus, der der erhebendste ist und der tausend Kräfte im Menschen weckt, die hehre Begeisterung der Vaterlandsliebe. Andererseits hingen sie im Blick auf das andere Geschlecht dem Phantome einer die Ehegrenzen naiv oder verächtlich ignorierenden und möglichst viele wahlverwandte Wesen umfangenden Seelenliebe nach — und damit machten sie sich unfähig, die Seligkeit zu empfinden, die im Besitze des Einen Herzens liegt. Auch Karoline war Kosmopolitin, Lotte war es ganz und gar nicht, wir werden später ausführlich über deren Patriotismus zu sprechen haben. Und während Lotte nur imstande war, einen Mann in Liebe zu umfassen, und zwischen Liebe und Freundschaft scharf zu scheiden wußte, legte Karoline das Bekenntnis ab: „Ich kenne nur Ein Gefühl, das mich zu allen Menschen hinzieht; es heißt mir auch Liebe. O ich konnte nur den fatalen eingeschränkten Sinn nicht leiden, den die meisten Menschen diesem Worte geben. Ein heiliges, reines Empfinden, das allem, was da liebenswürdig, allem, was schön ist, begegnet, dachte ich mir immer in dieses Wort, seit ich dachte und empfand. Liebe und Freundschaft ist mir nach meiner individuellen Empfindung eins." Dies ließ sie das Band, das sie an Beulwitz knüpfte, als schwere, ihr immer unerträglicher werdende Kette betrachten, und die Mutter sowie Schiller und Lotte hatten Jahre lang die größte Not, die von Karoline gewünschte Ehescheidung zu verhindern. Endlich kam es doch dazu, sie heiratete dann später ihren Vetter Wilhelm von Wolzogen, denselben, mit dem der Dichter einst am kalten Dezembertage das

Lengefeldsche Haus zum erstenmal betreten hatte. Doch auch dies war keine ihr Genüge gebende Ehe. Sie vermochte eben nicht zu lieben, denn sie liebte zu viel. Eine sittlich strenge Natur und nach dem ganzen Eindruck, den man von ihr gewinnt, eine rein fühlende Seele, konnte sie doch nicht leben, ohne das Bewußtsein zu haben, von vieler Männer Gedanken in sehr erwärmter Sympathie umschwebt zu sein. Da liegt nun die Frage sehr nahe, welcher Art ihr Verhältnis zu Schiller und Schillers Verhältnis zu ihr gewesen sei.

Wir stehen damit vor dem interessantesten Problem im Herzensleben unseres Dichters. Es ist eine irrige Auffassung, der man in mancher Darstellung begegnet, daß Schiller, der von vornherein die bestimmte Überzeugung gehabt habe, daß seine Zukunft im Lengefeldschen Hause liege, doch während des Rudolstädter Sommers mit sich selbst noch im Unklaren darüber gewesen sei, von welcher der beiden Schwestern er einmal das so heiß ersehnte Eheglück erwarten sollte, ob von der jüngeren, die noch ungebunden war, oder von der zwar verheirateten, aber längst vor seinem Kommen auf Scheidung drängenden älteren Schwester. Nein, er war sich, wie der Neujahrsbrief an Körner zeigt, viel zu sehr seiner inneren Zerwühltheit bewußt, zu lebendig empfand er das Bedürfnis nach versöhnender Klärung, nach häuslichem Frieden, als daß er auch nur einen Augenblick darüber hätte im Zweifel sein können, daß Lotte und nur sie, von der so viel Beruhigung auf ihre Umgebung ausging, und in deren ganzem Auftreten sich bereits das hausfrauliche Wohlthun so schön ankündigte, seine Gattin werden konnte. Sie allein hielt er für das Wesen, wie er es brauchte und sich wünschte, das, wenn es in seiner Natur läge, zu stürmen, zu regnen und zu schneien, mit mildem Sonnenblicke die Wolken zu zerstreuen, den Schnee zu zerschmelzen und seine Welt wieder zu verjüngen vermöchte. Das stand ihm von Anfang an fest. „Seit dem ersten Tage, wo ich in Ihr Haus trat," schreibt er vor dem Weihnachtsfest 1789 in seinem Werbebrief an Frau von Lengefeld, „hat mich Lottchens liebe Gestalt nicht mehr verlassen. Ihr schönes, edles Herz habe ich durchschaut. In so vielen froh durchlebten Stunden hat sich ihre zarte, sanfte Seele in allen Gestalten mir gezeigt.

Im stillen, innigen Umgang, wovon Sie selbst so oft Zeuge waren, knüpfte sich das unzerreißbarste Band meines Lebens. Mit jedem Tage wuchs die Gewißheit in mir, daß ich durch Lottchen allein glücklich werden kann."

Doch nicht minder als Charlotte, nur in absolut anderer Weise, hatte ihn Karoline angezogen. Er hatte in dieser, wie im Vorhergehenden verschiedentlich angedeutet ist, manche frappante Ähnlichkeit mit sich selbst entdeckt. Solche Begegnung mit ihrem Abbilde hat für viele wohl nichts Fesselndes, sie werden einer Wiederholung des eigenen Ichs am liebsten aus dem Wege gehen. Anders Schiller. Ihm, dem auf Schritt und Tritt mit dem eigenen Seelenleben Beschäftigten, der aus diesem heraus seine ganze Dichterwelt zu spinnen gewohnt war, war ein solches sich selbst Wiederfinden in einem anderen immer etwas höchst Interessantes, was ihn zu eingehender Beobachtung einlud. Der Anteil, den er an solcher Abspiegelung seiner selbst nahm, ließ ihn sich hingebend in dasselbe Wesen versenken, und in diese beobachtende und erforschende Hingebung pflegte dann bei der ungeheuren Wärme seines Innern viele und wohl auch recht überschwengliche Empfindung einzufließen. So hatte er vor fünf Jahren in Bauerbach einen Reinwald, der ihm damals, weil er in gewissen Stimmungen sich mit ihm berührte, wie ein zweiter Schiller erschienen war, mit einer uns kaum begreiflichen Freundschaft umfaßt. Mächtig zog es ihn zu dem vermeintlichen Geistesbruder hin, daß er, wie er sich ausdrückte, in seinen Armen neue Glut und neues Leben sammle. Und was ist dieses Anschauen unserer selbst in einem anderen Glase? hatte er den Freund gefragt. Was ist dieses Erblicken der eigenen Persönlichkeit in dem Spiegel eines anderen Geschöpfes? Es ist Liebe, platonische Liebe!

Derartiges regte sich auch jetzt wieder in seiner Brust. In Karoline von Beulwitz stand ihm eine thatsächlich sehr verwandte Individualität gegenüber, die in dem täglichen, warm sprudelnden Gedankenaustausche ganz anders, wie einst der trockene und zugeknöpfte Reinwald, ihm entgegenkam. Man kann sich eine Vorstellung von der Art ihres Gespräches mit dem Dichter machen, wenn man in ihren nach Schillers Abreise geschriebenen Briefen

blättert. Da heißt es z. B.: „Seien Sie gegrüßt von ganzer Seele, mein teurer Freund! Dies ist der erste Gruß, der durch einen so weiten Weg zu Ihnen gelangt. Das Gefühl Ihrer Entfernung bleibt immer lebendig in mir, tausend Erinnerungen, tausend liebe Gewohnheiten wecken es. Ach, ich kenne keinen Ersatz für das, was Sie meinem Leben gegeben haben! So frei und lebendig existierte mein Geist vor Ihnen! So wie Sie hat es noch niemand verstanden, die Saiten meines innersten Wesens zu rühren — bis zu Thränen hat es mich oft bewegt, mit welcher Zartheit Sie meine Seele in trüben Momenten gepflegt, getragen haben. O gutes Schicksal! Nur Sie in unserer Nähe, und dann mögen die Parzen noch hinzuspinnen, was ihnen sonst gefällt.“ Ein andermal: „Ihr Umgang war das Element meines besseren Lebens, kein anderer kann mir das je sein. Ich mag's dem Schicksal nicht zutrauen, daß es mir die Freuden Ihres Umgangs nur zu kosten gegeben hat. Ach möchte, möchte es doch nie anders sein!“ Das ist nun bei ihr wirklich wahre Empfindung gewesen. In ihrem Buche über Schiller hallte dies alles, als er längst in Staub zerfallen war, lebendig wieder: kein Mensch stand ihrem Herzen je so nahe, wie der Dichter und Schwager. Was ist das nun aber für eine ganz andere Sprachweise, als die der scheu zurückhaltenden Lottebriefe jener Zeit vor der Erklärung! Offenbar redete sie auch so mit ihm, während die still Geliebte zu ihm immer in gemessenem Tone und aus einer gewissen Ferne zu sprechen pflegte.

Dazu kam noch eine andere Verschiedenheit in der Stellung der beiden Schwestern zu dem Dichter. Nach allen Anzeichen gab sich Karoline als seine unbedingte Bewunderin, die mit feuriger Begeisterung alles, was er äußerte, wie er dachte, wonach er strebte, in sich aufnahm und billigte. Lotte dagegen war das vielfach widersprechende Element. Es ist gar nicht selten, daß sie in ihren Briefen, auch hernach an den Verlobten, eine andere Ansicht als er vertritt, selbst in der Beurteilung litterarischer Dinge und historischer Gestalten, und daß sie ihm auf seinen Versuch der Widerlegung erklärt, sie müsse bei dem von ihr Geäußerten bleiben. Man merkt bei ihr immer den Trieb der Weiterbewegung des Geliebten. So viel ihr der Gegenwärtige auch ist, vor der Seele

des liebenden Weibes steht, ohne daß es sich dessen bewußt ist, ein noch Größerer, Zukünftiger, und unwillkürlich erfüllt es an ihm bereits die Aufgabe der Ergänzung; während Karoline, vermöge ihrer vielfachen Gleichheit, für das der Wandlung Bedürftige an ihm keinen Blick hat und unbefangen Schiller nimmt und genießt, wie er ist. So tritt ihm in begeisterter Anerkennung ein beträchtliches Teil seines eigenen Wesens entgegen — da begreifen wir es denn aus seiner Natur, wie sich bei ihm ein seelisches Verhältnis zu Lottens Schwester herausbilden mußte, eine platonische Liebe, die von den Empfindungen, welche er gegen seine Lotte hegte, auch nicht das Geringste in sich trug, die in ihrer Aussprache jedoch von der Sprache der Liebe, das läßt sich von vornherein annehmen, kaum zu unterscheiden gewesen sein wird.

Um die eigentümlichen, ganz wie Liebe aussehenden Beziehungen zur Frau von Beulwitz zu begreifen, muß man aber noch einen weiteren Umstand, der sie ihm innerlich verknüpfte, mit in Rechnung nehmen: in Karoline fand er auch Charlotte von Kalb wieder, bei weitem nicht alle, aber doch wesentliche Züge ihres Bildes. Auch dies wird aus der obigen Charakterzeichnung von Lottens Schwester dem Leser deutlich geworden sein. Nun wissen wir ja, wie sehr er, als er nach Volkstädt kam, noch unter der Gewalt stand, die jene Frau auf ihn ausübte; erst im Laufe der Sommermonate vollzog sich in ihm die schließlich zur vollen Loslösung führende innere Entfremdung von der Weimarer Charlotte. Das bewirkte zum Teil seine Herzensliebe zu Lotte von Lengefeld, die ihm für das Unwahre und Ungesunde jenes wahlverwandtschaftlichen Seelenbundes das Gefühl weckte und mit diesem zugleich das Bedürfnis, sich ganz der Geliebten zu widmen und neben ihr nicht noch einem anderen weiblichen Wesen zu leben. Zum großen Teile aber ist die Trennung Karolinen zuzuschreiben, in deren liebenswürdiger Erscheinung ihm Charlotte von Kalb, wie befreit von dem, was ihn an ihrem Wesen in letzter Zeit so viel gequält und verwirrt hatte, auferstanden zu sein schien. Infolge dessen beginnt er, was im Umgange mit der Freundin in Weimar der Inhalt seiner Seele gewesen war, jetzt in Rudolstadt je mehr und mehr in seine Empfindungen für Karoline zu übertragen. Diese wird

ihm nun, was jene ihm gewesen war, und in die neue Seelenfreundschaft verpflanzt sich auch nicht wenig von dem magischen Zauber, den Charlotte von Kalb über sein Inneres besessen hatte.

So lebt er also, wenn auch mit andersartigen Gefühlen, doch wieder einem Weibe neben seiner Lotte? wird man fragen. Kaum scheint auf diese Frage eine andere als eine bejahende Antwort möglich zu sein; aber das ist nun das Wunderbare: aus Schillers Empfindung heraus muß die Frage unbedingt verneint werden. Er kannte keine Karoline als eine Zweite neben seiner Lotte. „Ihre beiderseitige gute Harmonie," schreibt er, „ist ein schöner Genuß für mich, weil ich Sie in meinem Herzen vereinige, wie Sie sich selbst vereinigt haben." Das kann, man mag darüber den Kopf schütteln, wie man will, nicht buchstäblich genug verstanden werden. Für Schiller war dieses Schwesternpaar eine Einheit, sagen wir: ein doppeltbeseeltes Individuum, ein einziges Wesen in zwei seelischen Erscheinungen. In der Lotte-Erscheinung war es seine geliebte Braut, seine erhoffte Ehegenossin und als solche seine Lebensergänzung, seine beruhigende, versöhnende, heiligende Friedensspenderin, und das Herz des Mannes gehörte ihr mit einer Treue, über die auch kein Hauch einer ihre Rechte beeinträchtigenden Empfindung ging. In der Karoline-Erscheinung war es die weibliche Abspiegelung seines eigenen Wesens, seine Schwesterseele, für die nichts von den Gefühlen des Mannes sich in ihm regte, zu der er nur Geist zu Geist in rein platonischer Liebe stand. Ob das ein gesunder und haltbarer Zustand war, das ist eine Erwägung, die uns vorläufig nichts angeht; genug, so empfand er, und wir wollen nun sehen, wie dieses Doppelte sich äußerlich in einer Weise darstellte, daß man von einer Doppelbrautschaft hat reden können. Es kommen hier nur die nach den Lauchstädter Tagen fallenden Briefe in Betracht. Bis dahin hatte er immer nur an Lotte geschrieben. Aber von dem Augenblick an, wo er sich frei auszusprechen vermochte, in seiner glücklichen Bräutigamszeit, waren die meisten Briefe an Lotte zugleich Briefe an Karoline, selbst noch der letzte vor der Hochzeit.

(25. August 1789.) O was für himmlisch schöne Tage öffnen sich uns! Wir haben einander gefunden, wie wir für einander

nur geschaffen gewesen sind. In mir lebt kein Wunsch, den meine Karoline und Lotte nicht unerschöpflich befriedigen können. — (Nach vorausgegangenen herzlichen Liebesworten an Lotte fährt er an Karoline fort:) Bereite Dich, edles Geschöpf, in mir nichts zu finden als die Kraft zum Vortrefflichen und einen begeisterten Willen, es zu üben. Deine schöne Seele will ich auffassen. Deine schönen Empfindungen verstehen und erwidern, aber ein Mißton in den meinigen muß Dich weder betrüben noch befremden. Bei allen meinen Mängeln — denn alle sollt Ihr endlich kennen — wirst Du das immer finden, was Du einmal in mir liebtest. Meine Liebe wirst Du in mir lieben.

(8. September.) So gerne möchte ich Euch sagen, wie viel Freude Eure Briefe mir gegeben haben — und gleich jetzt zu Euch fliegen zu können, und Euch an mein Herz zu drücken bis in Ewigkeit! O Ihr seid Engel —, Engel für mich!

(10. September.) O meine teure Karoline! Meine teure Lotte! Wie so anders ist jetzt alles um mich her, seitdem mir auf jedem Schritt meines Lebens nur Euer Bild begegnet. Wie eine Glorie schwebt Eure Liebe um mich, wie ein schöner Duft hat sie mir die ganze Natur überkleidet. — Meine Seele ist jetzt gar oft mit den Scenen der Zukunft beschäftigt; unser Leben hat angefangen, ich schreibe vielleicht auch, wie jetzt; aber ich weiß Euch in meinem Zimmer; Du, Karoline, bist am Klavier, und Lottchen arbeitet neben mir, und aus dem Spiegel, der mir gegenüber hängt, seh ich Euch beide. Ich lege die Feder weg, um mich an Eurem schlagenden Herzen lebendig zu überzeugen, daß ich Euch habe, daß nichts, nichts Euch mir entreißen kann. Ich erwache mit dem Bewußtsein, daß ich Euch finde, und mit dem Bewußtsein, daß ich Euch morgen wiederfinde, schlummre ich ein. Der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen, und die süße Hoffnung nur durch die Erfüllung, und getragen von diesem himmlischen Paar verfliegt unser goldenes Leben!

(23. Oktober.) Möchte ich hören, daß Deine Gesundheit sich bessert, Karoline; dies ist's, was mir jetzt viele Unruhe macht. Körperliche Zerrüttungen könnten das freie Spiel Deines Geistes stören und Dir gerade das, was Dich und uns in dir glücklich macht, verbieten. Deine Seele hat Stärke, aber eben darum darf das Instrument nicht schwach sein, worauf sie spielt, sonst wird sie es durch jede lebhafte Bewegung angreifen. Sei

also wachsam über Deine Gesundheit! Meine Glückseligkeit hängt an Deiner Liebe, und Du mußt gesund sein, wenn Du liebst.

(3. November.) — Wie freut mich, was Du mir von Deiner Gesundheit schriebst, meine Karoline! und wie liebe ich den Himmel wegen dieses Geschenks, das er mir gab! O ich könnte unmenschlich sein gegen andere, und von ihrem Leben und ihrer Gesundheit nehmen und Dir es geben, — und thut es nicht auch die Natur? Wie viele Pflanzen sterben für den Menschen. Warum sollten die unedeln nicht sterben, daß das Edelste lebe und blühe? — Auch selbst von Euch getrennt, wurde meine höchste Begeisterung zur Liebe, und selbst meine Geistesarbeiten haben Euch so lieb, daß sie mich, ohne den Gedanken an Euch, nicht entzücken wollen.

(5. November.) (An Lotte gerichtet:) Dein liebes Bild schwebt mir vor Augen, und ich umschließe es mit Sehnsucht und Liebe. Es wird mich vielleicht in einen schönen Traum von Dir hinüber begleiten. Meine liebe, teure Lotte, leb wohl! (und an Karoline gewandt:) Alle meine Gedanken umschlingen Dich, und könnte ich nur, in welcher Gestalt es auch sei — wäre es nur mit diesem Herzen — um Dich wohnen. Adieu, lieber Engel. Leb wohl.

(30. November.) Dank Euch, o allen Dank, daß Ihr kommt. O ich werde Euch sehen, wäre es auch nur auf fünf Minuten, ich werde sie an Eurem Herzen durchleben. Engel meines Herzens — o wo finde ich einen Ausdruck, der die Liebe ausspricht, mit der ich Euch liebe?

(14. Februar 1790, der letzte Brief vor der Hochzeit.) Ich kann gar nicht beschreiben, meine Lieben, wie mich die Aussicht freut, mich in Eurer Mitte mit einer dichterischen Arbeit zu beschäftigen. Die höchste Fülle des künstlerischen Genusses mit dem gegenwärtigsten Genuß des Herzens zu verbinden, war immer das höchste Ideal, das ich vom Leben hatte, und beide zu vereinigen ist bei mir auch das unfehlbarste Mittel, jeden zu seiner höchsten Fülle zu bringen. An Euren Herzen, meine Lieben, werde ich diesen Wunsch in Erfüllung sehen. Liebe allein, ohne dieses innere Thätigkeitsgefühl, würde mir ihren schönsten Genuß bald entziehen — wenn ich glücklich bleiben soll, so muß ich zum Gefühl meiner Kräfte gelangen, ich muß mich der Glückseligkeit würdig fühlen, die mir wird — und dieses

kann nur geschehen, wenn ich mich in einem Kunstwerk beschaue. Es ist nicht Egoisterei, nicht einmal Stolz, es ist eine von der Liebe unzertrennliche Sehnsucht, sich selbst hochzuschätzen. — Jetzt adieu, meine Lieben. Ich schreibe Euch nun keinen Brief mehr, weil ich selbst ebenso zeitig ankomme. Ich umarme Euch mit zärtlicher Liebe.

Daß solche Äußerungen, soweit sie Karoline angehen, unendlich mehr sind als ein Ausdruck der Dankbarkeit gegen die in seinen Herzensbund Eingeweihte, gegen die Vertraute seines Geheimnisses, wie man es wohl zu erklären versucht hat, das sieht doch jeder. Noch ersichtlicher würde das sein, wenn wir alle zwischen den beiden in diesen Monaten gewechselten Briefe besäßen; eine größere Zahl derselben ist durch Schillers Tochter Emilie von Gleichen-Rußwurm von der Veröffentlichung zurückgehalten. Diese verlorenen Briefe haben wohl, wahrscheinlich in noch volleren Wendungen, dasselbe enthalten, was die obigen Stellen sagen, die der ganz unzweifelhafte Ausdruck einer Doppelliebe sind. Das mag manchem Freunde Schillers unbequem sein, ein natürlich gesunder Sinn mag sich daran stoßen; aber es ist nun einmal nicht wegzuschaffen: der Dichter hat beide Schwestern geliebt. Diesem in der Litteraturgeschichte einzig dastehenden Verhältnisse nun aber die Bezeichnung Doppelbrautschaft zu geben, verrät eine an dem Augenschein hängen bleibende Auffassung, und der Gipfel der Verständnislosigkeit ist es, wenn gesagt wird, wie hier und da noch immer zu lesen oder zu hören ist, in Schillers Brust sei damals ein tiefer Zwiespalt eingerissen, und er sei mit einem geteilten Herzen vor den Altar getreten. Es mag sein, daß Karoline bei ihrer leidenschaftlichen Art zu empfinden etwas andere Gefühle für den Dichter hegte, als er für sie in seiner Brust trug. Um so hochherziger stünde sie da in ihrem nachweislichen Bemühen für das Zustandekommen der ehelichen Verbindung ihrer Schwester. Sie übernahm es, den bei der Mutter wegen ihres Adelsbewußtseins zu erwartenden Widerstand zu überwinden, was ihr auch geglückt ist. Aber der Dichter, so viel ihm wohl daran lag, in seiner Ehe Karoline geistig mitzubesitzen, hat nie auch nur eine Spur von einer bräutlich Geliebten in ihr gesehen. So ist es z. B. bezeichnend, daß er in beiden Jahren zu

Lottens Geburtstage dieser so recht aus innigem, dankbarem Herzen schreibt und den Tag feierlich in seiner einsamen Stube begeht, während er Karolinens Geburtstag gar nicht weiß! Das ist ein kleiner, aber vielsagender Zug. Zudem ist Schiller immer derjenige, der Karoline und Beulwitz einander näher zu bringen bestrebt war, und zu den vielen Projekten, mit denen er sich als Bräutigam trug, gehörte als das ihm liebste dies, seine Professur in Jena aufzugeben und sich als Schriftsteller in Rudolstadt niederzulassen. Dann wollte er mit seiner Lotte in einem Hause wohnen, das mit dem Nachbarhause, in dem das Beulwitzsche Paar sein Heim hatte, in Verbindung stand, und er hoffte, daß dieses Zusammenleben die Beziehungen der beiden Gatten besser stimmen werde. Auch hieraus fällt ein Licht auf seine Stellung zu Karoline. Aber die für uns wichtigste Aufklärung über sein eigentümliches Verhältnis zu den Schwestern liegt doch in der Aussprache, die seine Braut darüber mit ihm herbeigeführt hat. Und das führt uns zu der letzten Frage: Wie hat sich Lotte in diesem merkwürdigen Dreibunde befunden?

Vor allen Dingen frei von jeglicher Eifersucht, die mit dem Bräutigam, wenn auch nur im stillen, gehadert und gegen die Schwester zürnend sich erregt hätte. Das Verhältnis Lottens zu Karoline ist in diesen Monaten inniger denn je, und die von uns früher angeführten Stellen aus Charlottens Brautbriefen*), man beachte das wohl, sind ihre Erwiderungen auf die an beide Schwestern gerichteten Liebesworte. Aus denselben redet in ihrer gemäßigten Sprachweise eine ihm in ungetrübter Herzlichkeit zugewandte Gesinnung. Allerdings wird es dem aufmerksamen Leser nicht entgangen sein, daß sich mit den Gefühlen reichen Glückes, die sich darin offenbaren, besonders von seinem zweiten Volkstädter Aufenthalt im Herbst 1789 an, ein leiser, wehmütiger Zweifel mischt, nicht im entferntesten der Zweifel an des Geliebten Treue und Aufrichtigkeit, aber an der Untrüglichkeit seiner Selbstprüfung, ob er sich in seiner Wahl auch nicht vergriffen habe, ob sie wirklich ihm sein könne, was er in seiner Gattin suche, ob er nicht das vielmehr

*) vgl. Seite 215—219.

gerade an Karoline liebe, und seine Empfindungen gegen sie selbst etwa nur Freundschaft seien. Die in der Liebe des Dichters so glückliche Braut fühlt sich bedrückt von dem Gedanken, daß er ein Dasein an sein Leben zu ketten im Begriff stehe, das er vielleicht gar nicht wahrhaft zu seinem Glücke nötig habe. Sie ist das edle Weib, welches nicht an sich, sondern an den geliebten Mann denkt, daß er doch nur nicht, um ihr eigenes Leben reich zu machen, einen Schritt thue, der ihn selbst möglichenfalls arm mache, indem er ihm die entziehe, die, etwa unbewußt, sein Mannesherz liebe, und deren Besitz zu seiner Lebensbefriedigung erforderlich sei. Sie versucht, solche Zweifel zu bannen, ihr Herz geht immer inniger gegen ihn auf. Doch mit der steigenden Temperatur wächst auch die ihren Frieden bedrohende und ihm noch verborgene Pflanze darin mächtig auf*), und die Blüte, die diese Zweifelsstaude schließlich treibt, ist die Resignation, mit der sie vor ihren Verlobten zu treten gedenkt. In einer solchen Stunde entsagungsbereiter Stimmung hat Lotte in einem uns nicht erhaltenen Schreiben ihr Herz der ihr und der Schwester gleich sehr vertrauten Freundin Karoline von Dacheröden ausgeschüttet. Diese Erfurter Karoline wurde später die Frau des Wilhelm von Humboldt, der mit Körner und Goethe zu den unserem Dichter am engsten verbundenen Männern gehörte. Sie war ein hochbegabtes, feinsinniges Wesen. Um sie, die hernach in Jena dem Schillerschen Ehepaare die liebste Genossin und dem Dichter eine von Herzen zugethane Freundin wurde, etwas zu charakterisieren, führen wir einige Stellen aus ihrer Antwort an:

„Ich habe in diesen Tagen viel über Euer Verhältnis mit Schiller nachgedacht. Wenn es dauern sollte, meine Lotte, und Du fühltest, daß Du die Idee, Schiller liebe Lina mehr als Dich, nicht als eine kranke Vorstellung hinwegräumen könntest, so wäre mein Rat, Dich mit Schiller darüber zu erklären. An der heiligen Wahrheit seines Herzens kannst Du nicht zweifeln. Es thut mir zwar weh, wenn Schiller aus dem schönen Wahn, daß alles unter Euch harmonisch sei, gestört würde; aber dies steht denn doch in keinem Ver-

*) Man vergleiche die Briefstellen vom 5., 8./9. November auf Seite 217—218.

hältnis mit der dauernden Unruhe Deines Herzens, und er erführe nur etwas früher, was man ihm in die Länge doch nicht verbergen könnte. Meine Geliebte, ich fühle alles Quälende, das durch diese Vorstellung in Dein Leben verwebt ist, und ich kann mir nicht denken, daß die rosigen Tage der Liebe Dir so blühen sollten. Es wird vorübergehen, — sollte ein Mißklang liegen bleiben können in dem harmonischen Fortgang der Natur? Suche Dein Herz zu erhalten voll dieses seligen Glaubens, daß alles dunkel Scheinende sich aufhellt, alles Verworrene sich löst, und Du wirst den rückkehrenden Frieden Deiner Seele merken. Es ist ein Gedanke, wert, in Deinem schönen Herzen geboren zu sein, Schiller und Lina zusammen zu verbinden; aber, Lotte, es ist mir eine wahre Bemerkung im Menschenleben, daß wir an unserer reellen Kraft verlieren, wenn wir über das Menschliche hinauswollen, und das wäre hier der Fall. Ich glaube, Du könntest es vollbringen, ebenso gewiß aber bin ich auch, daß Du in dieser Handlung alle Kräfte Deines Wesens erschöpftest, die Kräfte, meine Teure, die Dir auf Dein ganzes Leben gegeben; Du würdest Dich aufreiben, ohne es Dir vielleicht selbst gestehen zu wollen. Und Lina und Schiller, sie, die Dich mit so unendlicher Liebe in ihrem Herzen tragen, glaubst Du, daß sie glücklich sein könnten durch solch ein Opfer? Ach, Lotte, der bloße Gedanke wäre eine Beleidigung für ihr Herz! . . . . Ich hätte gewünscht, daß die süße Harmonie Eures Verhältnisses durch keinen Mißklang unterbrochen worden wäre; aber da es einmal geschehen, so laß Dich mich noch einmal bitten, Dich mit Schiller zu erklären. Ich weiß aus einer traurigen Erfahrung, welche Hirngespinnste die getrübte Phantasie ausbrütet, und Dein zartes Herz muß nicht mit diesen Unholden erfüllt sein. Sei offen, wahr mit Deinem Geliebten; ich wollte zwar mein Leben zum Unterpfand geben, daß es so ist, wie ich glaube, daß Schiller eigentlich keine von Euch mehr, daß er Euch aber verschieden liebt, doch wünsche ich innig, daß Du es aus seinem eigenen Munde hörst. Diese Verschiedenheit liegt in Deinem und Linas Wesen, und ist Dir wahrscheinlich erst jetzt anschaulich geworden, weil Schiller erst jetzt seine Gefühle zeigen durfte, aber glaube mir, sie ist so alt wie Eure Bekanntschaft."

Karoline von Dacheröden ist mit ihrem, wie man sieht, sehr richtigen Blick für die Sachlage und mit ihrem Drängen auf ruhige Aussprache der freundliche Schutzgeist gewesen, der bewahrend über Schillers und Lottens schönem Liebesbunde schwebte. Auf ihre Veranlassung hin tritt in Lottens Novemberbriefen an den Dichter der Zweifel, der still an ihrem Herzen nagte, nun ihm bemerkbar hervor, und daraufhin trifft aus Jena unter dem 15. November folgende Erklärung ein:

„Nur in Euch zu leben, und Ihr in mir — o das ist ein Dasein, das uns über alle Menschen um uns her hinwegrücken wird. Unser himmlisches Leben wird ein Geheimnis für sie bleiben, auch wenn sie Zeugen davon sind. Du kannst fürchten, liebe Lotte, daß Du mir aufhören könntest zu sein, was Du mir bist? So müßtest Du aufhören mich zu lieben! Deine Liebe ist alles, was Du brauchst, und diese will ich Dir leicht machen durch die meinige. Ach, das ist eben das höchste Glück in unserer Verbindung, daß sie auf sich selbst ruhet und in einem einfachen Kreise sich ewig um sich selbst bewegt — daß mir die Furcht nicht mehr einfällt, Euch jemals weniger zu sein oder weniger von Euch zu empfangen. Unsere Liebe braucht keiner Ängstlichkeit, keiner Wachsamkeit, — wie könnte ich mich zwischen Euch beiden meines Daseins freuen, wie könnte ich meiner eigenen Seele immer mächtig genug bleiben, wenn meine Gefühle für Euch beide, für jedes von Euch, nicht die süße Sicherheit hätten, daß ich dem andern nicht entziehe, was ich dem einen bin. Frei und sicher bewegt sich meine Seele unter Euch — und immer liebevoller kommt sie von einem zu dem andern zurück — derselbe Lichtstrahl — laßt mir diese stolz scheinende Vergleichung — derselbe Stern, der nur verschieden wiederscheint aus verschiedenen Spiegeln. Karoline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unserer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als Du, meine Lotte, — aber ich wünschte nicht um alles, daß dieses anders wäre, daß Du anders wärest, als Du bist. Was Karoline vor Dir voraus hat, mußt Du von mir empfangen; Deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten, und *mein* Geschöpf mußt Du sein, Deine Blüte muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns später gefunden, so hättest Du mir diese

schöne Freude weggenommen, Dich für mich aufblühen zu sehen. Wie schön ist unser Verhältnis gestellt von dem Schicksal! Worte schildern diese zarten Beziehungen nicht, aber fein und scharf empfindet die Seele."

Man wird allerdings nicht gerade sagen können, daß dem Dichter hier die zutreffendsten Worte, um die Verschiedenartigkeit seiner Empfindungen für die beiden Schwestern zu definieren, zu Gebote stehen. Zunächst ist ja der Charakter seines Verhältnisses zu Lotten sehr einseitig zum Ausdruck gebracht; man vermißt den Hinweis auf die auch schöpferisch an *seinem* inneren Leben wirkende Kraft *ihrer* Liebe, die Schiller sehr lebendig fühlte und anderwärts oft dankbar gerühmt hat. Der erste Abschnitt dieses Kapitels hat es uns gezeigt, wie sie anregend und vielfach beeinflussend ihn bildete. Vor allem aber merkt man es den Sätzen an, daß dem über seine Beziehungen zu Lotte und Karoline reflektierenden Geiste noch die unterscheidende Klarheit mangelt, und daß er sich über diese zweifache Liebe nicht deutlich auszusprechen vermag. Aber andererseits gewinnt man doch durchaus den Eindruck, daß er seines Herzens vollständig sicher ist und genau fühlt, wie das, was darin für diese und jene lebt, etwas absolut anderes ist. „Fein und scharf empfindet die Seele!" Einige Wochen später schreibt er:

„Diese Zweifel werden bei Dir aufhören, wenn Du mich ganz kennst, wenn Du mit meinem Wesen vertraut genug geworden bist, um zu wissen, in welche Sprache sich meine Empfindungen kleiden. Auch meine *Liebe* ist still wie mein ganzes übriges Wesen — nicht aus einzelnen raschen Aufwallungen, aus dem ganzen Zusammenklang meines Lebens wirst Du sie kennen lernen. — Du wirst nie von andern Menschen erst erfragen wollen, ob Du glücklich seist durch mich; *mir* gegenüber mußt Du dieses bei Dir selbst entscheiden. Jedem, mit dem ich nicht in fortdauernden Verhältnissen lebe, und vor dem meine Seele nicht in ihrer ganzen Freiheit sich entfaltet, werde ich ein rätselhaftes Wesen sein; man wird immer falsch über mich urteilen. Weil ich hoffe, zuversichtlich hoffe, daß Du zwischen Dich und mich nie einen Dritten treten lassen wirst, daß ich auch dann, wenn *ich* der Inhalt davon bin, Dein erstes Vertrauen

haben werde, Deine erste Instanz sein werde — weil ich dieses von Dir hoffe, darum, meine Liebe, meine Gute, kann ich ohne Besorgnis und Furcht Deine Hand annehmen. Die höchste Annäherung, welche möglich ist zwischen zwei Wesen, ist die schnelle, ununterbrochene liebevolle Wahrheit gegen einander."

In solchen, von seiner zweifellosen Selbstgewißheit und seiner lauteren Wahrhaftigkeit zeugenden Worten des Geliebten lag für Lotte so viel Beruhigendes, daß sie ihre Bedenken vollständig niederschlug: „Keiner weiteren Erklärung bedarf es jetzt. Offen wie vor dem allsehenden Auge des Himmels soll mein Herz immer vor Dir liegen. Du sollst jede seiner Empfindungen auffassen, wie das Deine. Jetzt nichts mehr davon!" Aus den Briefen der Karoline von Dacheröden wissen wir, daß Lotte nach den Kämpfen, die sie in sich hatte durchmachen müssen, ihre volle Seelenruhe wiederfand und mit ungetrübtem und vertrauensseligem Herzensglauben in ihre Ehe mit Schiller ging.

Und sie hat sich nicht getäuscht, sie hat es erfahren dürfen, daß sie und nur sie allein seine wahre Liebe war, und daß die doppelt strömende Empfindung seiner Bräutigamszeit sich bald vollständig auf seine Gattin vereinte: sie wurde sein Weib und als solches zugleich seine Seelenfreundin, sein Ein und Alles, seine ganze Welt. Aus dem Zusammenleben mit Karoline wurde nichts. Dieselbe kam wohl oft in des Dichters Haus zu längeren oder kürzeren Besuchen, aber unter dem Einflusse von Lottens Geiste, der jede Unnatur in ihm vollständig überwand, streifte sein Herz von der Freundschaft mit ihrer Schwester alles Überschwengliche, alles, was in dem Herzen eines glücklichen Gatten neben seiner Liebe keinen dauernden Bestand haben konnte, bis auf den geringsten Rest ab. Karoline ist ihm zwar bis in seine letzten Stunden mehr geblieben, als was eine Freundin dem Freunde ist, aber dieses Mehr war lediglich, in aller Treue und Innigkeit, doch auch in aller Nüchternheit und Klarheit, die Liebe des Bruders zu der ihm eine Schwester gewordenen Schwägerin.

Die Gattin Schillers.

Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.

So hat unser Dichter „des Lebens schönste Feier“ gezeichnet. Er selbst hat sie anders begangen. Wie sehr auch Studenten und Professoren und der große Kreis seiner Bekannten in Jena gespannt darauf waren, den Moment mit zu durchleben, wo der berühmte Dichter mit seiner Lotte vor dem Altare stehen würde, keiner wurde geladen, und sorgsam wurden Tag und Stunde, ja selbst der Ort der Feier verheimlicht, — in einer stillen Dorfkirche, fern von allem Prunk und Lärm der Welt, fast ohne alle Zeugen, ist dann der Bund der beiden Idealisten eingesegnet worden. Es war ihnen ein Bedürfnis, bei voller Ungestörtheit des Gemütes in diesem Augenblicke ganz nur einander anzugehören. Die letzte Woche vor der Hochzeit hatte Lotte mit ihrer Schwester bei ihrer Herzensfreundin Karoline von Dacheröden zugebracht, denn von der Mutter, die als Oberhofmeisterin fast ganz ans Schloß gebunden war, hätte sie das nicht haben können, was ihre Seele in dieser Zeit brauchte. Von Erfurt also holte der Dichter sich seine Braut ab. Nachdem man hier noch einige Tage mit lieben Freunden in glücklichster Stimmung Gedanken und Gefühle getauscht hatte, fuhr man nach Kahla, um sich dort mit der Mutter zu treffen, und dann sofort nach Wenigenjena, dem jenseits der Saale, ganz nahe bei der Universitätsstadt gelegenen Dorfe, wo unmittelbar nach der Ankunft die Feier vor sich ging. Klein und schlicht ist das Kirchlein, das den Dichterfreunden vor vielen großen Domen Deutschlands teuer ist, ein alter Bau aus dem 14. Jahrhundert, künstlerisch angelegt, aber in der Fortführung unterbrochen und nur notdürftig unter Dach gebracht, im Äußeren wie im Inneren ein Bild trauriger Unfertigkeit.

Es war am 22. Februar 1790, an einem Montage, einem

wunderschönen Vorfrühlingstage, als Schiller und Lotte, nur gefolgt von Frau von Lengefeld und Karolinen, das Kirchlein betraten. Hinter ihnen wurden die Thüren geschlossen. Der Abendsonne rötlicher Glanz umfloß die edlen Gestalten und verbreitete Weihe in dem schmucklosen Gotteshause. Durch Lottens Seele zog das Gebet, daß es ihr doch vergönnt sein möchte, ihren Dichter an der Liebe Hand bis hin in das Abendrot seines Lebens zu geleiten. Wie sie in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft einmal geträumt hatte, sie säße mit ihm in einer Hütte auf einer hölzernen Bank: vor ihr war eine Thür, durch die man auf eine herrliche Gegend hinuntersah, und an seinem Herzen fühlte sie sich über Welt und Zeit erhoben — so lehnte sie sich auch jetzt weltvergessen an des Geliebten Brust und schaute in stillem, seligem Glücke und mit inniglichem Vertrauen in die Zukunft hinaus. Während der Trauung stand sie ganz unter der Gewalt des Gedankens, den ihr Karoline von Dacheröden mitgegeben hatte: „Einzig schön ist das Verhältnis unter Euch, je schöner, je freier und erhobener es über alles Leidenschaftliche ist. Neue himmlische Blüten wird Schillers Geist in dem Odem der Liebe treiben!“ Und wie mag dem Dichter in dieser Stunde zu Mute gewesen sein? Nun war er ja selbst in der Lage, in der vor wenigen Jahren einer seiner besten Akademiefreunde, der Musiker und spätere Operndirektor Zumsteeg, als Segensgruß von ihm die Mahnung erhalten hatte, allezeit so zu handeln, daß die, von der er sein ganzes Glück erwarte, niemals aufhöre, sich selbst als eine glückliche Frau zu fühlen. Schiller war aber nicht gewohnt, anderen etwas ans Herz zu legen, was nicht das eigene Herz mächtig erfüllte. Es war für ihn gewiß eine Stunde heiliger Vorsätze, und er hat dieselben treu gehalten. Die geistliche Handlung als solche wird auf ihn den tiefen Eindruck nicht gemacht haben, den sie auf Lotte ausübte; seine ganze Geistesrichtung hatte damals mit dem kirchlichen Wesen wenig innere Berührung. Doch ob sein Empfinden auch nicht gerade das kirchlich-religiöse Gepräge trug, so werden wir uns seine Gefühle während der Trauung doch entsprechend dem Worte zu denken haben, das er eben seinem Körner geschrieben hatte: „Jetzt, da ich am erreichten Ziele stehe, erstaune ich selbst, wie alles über meine Erwartungen gegangen ist. Das

Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genuß meines Geistes leben, ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren, ein inneres Dichterleben giebt mir sie zurück!" Unter solchen religiös-idealen Betrachtungen, unter dem geistigen Nahesein der teuren Eltern, die auf der Solitude segnend des Sohnes, des wackeren Kämpfers, gedachten und ihn und seine junge, durch ihre Briefe ihnen schon so lieb gewordene Gattin dem Schutze des Höchsten empfahlen, und unter den kernigen Weiheworten eines Kantischen Theologen hat die Ehe ihren Segen empfangen, die, wie von keiner anderen das mehr gelten kann, im Himmel geschlossen wurde. Schiller war damals dreißig, Lotte dreiundzwanzig Jahre alt.

Unter den beglückwünschenden Schreiben, die nun von allen Seiten bei dem jungen Paare eintrafen, befand sich auch eins von Wilhelm von Humboldt an Lotte. Darin heißt es: „Wie oft hat mein Herz Dich still gesegnet, wenn ich Dich in seinen Armen sah! Ich lebte nur wenige Tage allein mit Deinem trefflichen Schiller, aber diese Tage schon sagten mir, was ein Weib an ihm besitzen müßte. Dies feine und tiefe Gefühl, diese Reinheit und Grazie der Seele, dies innere, jugendlich idealische Leben seiner Phantasie, dessen zarte, leicht verletzliche Blüte trotz aller Stürme unversehrt geblieben ist, womit das wirkliche äußere Leben so oft unser inneres Sein zerstört, diesen Sinn, alles Schöne jeglicher Art aufzufassen, auf mannigfaltige Weise zu verknüpfen und nachzubilden, diese wundervolle Gabe, es darzustellen — wo fändest Du das wieder, liebe Lotte, bei welchem Manne? Und daß Du ihn nun jetzt unaufhörlich um Dich erblickst in allen Gestalten seines schönen Wesens! Fühltest Du auch nicht diese Liebe für ihn, die Dich jetzt so sehr beseligt, dennoch müßtest Du schon glücklich sein. Willst Du mir Dein Vertrauen schenken, o so glaube mir, liebe, teure Lotte, daß mein Herz Gefühle zu erwidern versteht, und jedesmal, da Du mir etwas von Dir, von Schiller und von Eurem Leben zusammen erzählst, wird Dich gewiß der Gedanke belohnen, daß Du mir eine recht frohe Stunde dadurch machtest." Wie gern erfüllte sie solche

Bitte! Aus übervollem Herzen quillt es jetzt hinein in alle ihre Briefe an die Freunde, die in der Nähe oder in der Ferne teilnehmend ihrer gedachten, auch an die Eltern und Geschwister ihres Gatten, daß sie nicht geahnt habe, ein wie großes Glück ihr in ihrer Ehe beschieden sein sollte, daß jeder Tag sie fester und inniger an den Geliebten knüpfe, daß ihr Leben so reich sei durch seine Liebe und durch seinen Geist; ihre Seele, an seiner Seite so harmonisch gestimmt, wisse gar nicht, wie die Zeit hineile, und auch „er ist glücklich, sagt mir mein Herz". Nun er war überglücklich im Besitze seines Weibes. Folgende Stellen aus Briefen, die er im Laufe des Jahres an verschiedene, ihm eng verbundene Menschen schrieb, versetzen uns lebendig in seinen Gemütszustand nach der Verheiratung hinein:

> Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage dahin. Ich habe meiner Geschäfte gewartet wie zuvor, und mit mehr Zufriedenheit mit mir selbst.
>
> Lolo ist gar lieb, und ich freue mich, so oft ich sie sehe, ihres lieben Daseins um mich. Das Band zwischen uns wird mannigfaltiger und fester geflochten. Sie hat gestern zwei Stunden im Kabinett neben meinem Auditorium zugebracht und mich (über die Tragödie) lesen hören und mir Thee gemacht. Sie hat sich vor den Studenten sehr gefürchtet, jetzt aber hat sie Herz.
>
> Alle meine Wünsche von häuslicher Freude sind in ihre schönste Erfüllung gegangen. Wir führen miteinander das seligste Leben, und ich kenne mich in meiner vorigen Lage nicht mehr. Jetzt erst kann ich sagen, daß ich lebe, weil ich mich erst jetzt meines Lebens freue. In fremder Gesellschaft lebe ich jetzt gar selten, denn ich habe in meinem eigenen Hause alles, was mich glücklich machen kann, Genuß für mein Herz und Geschäfte.
>
> Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als so verlassen und allein. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz und mich in ihr. Es kleidet sich wieder um

mich herum in dichterischen Gestalten, und oft regt sich's wieder in meiner Brust. Es legt sich mir alles bewundernswürdig schön auseinander, und manche lichtvolle Idee stellt sich mir dar. Die alte Lust zum Philosophieren erwacht wieder.

Ich wundere mich selbst über den Mut, den ich bei diesen drückenden Arbeiten beibehalte; eine Wohlthat, die ich nur meiner schönen häuslichen Existenz verdanke. Ich bin täglich vierzehn Stunden, lesend oder schreibend, in Arbeit, und dennoch geht's so leidlich, wie sonst nie.

Ich hatte mir wohl in schwärmerischen Augenblicken ein schönes Ideal von Lebensfreude in diese Lebensperiode hineingeträumt; aber wenn ich bedenke, wie viel alle diese Schöpfungen der Phantasie in der Wirklichkeit verlieren, so muß ich den freundlichen Genius meines Lebens bewundern, der mir mein Ideal von häuslichem Glücke so unverfälscht und so lebendig erfüllt hat. Mit jedem Tage verjüngt sich dieses Gefühl der Freude in meinem Herzen, und die glückliche Existenz eines holden lieben Wesens um mich her, dessen ganze Glückseligkeit sich in die meinige verliert, verbreitet ein sanftes Licht über mein Dasein. Aber wie kann ich Dir eine Schilderung davon zu geben hoffen? Diese ruhige, diese gleichförmige Glückseligkeit, die sich über alles, was ich vornehme, was ich um mich sehe, sanft und still ergießt, kannst Du mir nachempfinden, aber kann ich Dir nicht beschreiben.

Mir macht es, wenn ich auch Geschäfte habe, schon Freude, mir nur zu denken, daß Lotte um mich ist; und ihr liebes Leben und Weben um mich herum, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe giebt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Übel ohne diesen Umstand fast unmöglich wäre.

Das ist bei Schiller nicht die Stimmung nur kurzer Wonnemonate gewesen. Die letzte der eben angeführten Stellen hat seine Hand geschrieben, als er schon mehrere Jahre verheiratet war. Wohl erklingt bald darauf aus seinem Gedichte „Die Ideale“, in dem er im Jahre 1795 das Schwinden der Zeit, die Vergänglichkeit der Jugend und des jugendlichen Empfindens darstellte, auch die Wehmut darüber, daß „allzu schnell nach kurzem Lenze entfloh die schöne Liebeszeit“. Und in der „Glocke“ findet die Klage über die

Flüchtigkeit des bräutlichen Glücks einen noch überraschenderen Ausdruck: „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei.“ Aber von einer Enttäuschung, die er etwa durchlebt hätte, liegt in diesen Worten nichts. Der Dichter hat gleich jedem anderen Menschen es erfahren müssen, daß, wie das junge Maiengrün in der Natur, so auch der wunderbare Zauber, der in der Ehe das erste Sicheinleben duftig umwebt, etwas ist, was so nicht bleiben kann. Was jedoch der Liebe reicher Gehalt ist, das ist ihm unter dem Wandel der Formen nicht nur geblieben, sondern in immer schönerer Erschließung ihm zu teil geworden, und er giebt uns einen tiefen Einblick in das von seiner Herzensfreundin ihm bereitete Glück, wenn er nun in den „Idealen“ fortfährt

Von all dem rauschenden Geleite,
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite,
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend teilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand.

Aus diesem Verse blicken uns die Züge der drei sein Leben tragenden Freunde Körner, Humboldt und Goethe an. Aber wie dieselben es wohl wußten, daß alles, was sie ihm waren, nicht im Vergleich stand mit dem, was für sein Empfinden sein Weib ihm war, so sehen auch unsere Augen in den obigen Worten die Bilder der drei edlen Männer überragt von Lottens lieblicher Frauengestalt, die er — schon war ein Jahrzehnt seit seiner Verheiratung vergangen — als seines Lebens köstlichen Schatz pries, und „selig der Mann“, hörte man ihn sagen, „der ein solches Kleinod zu schätzen weiß und die Freundin seines Herzens bei Arbeiten und häuslichen Beschäftigungen sucht, um sich an ihren Talenten von seinem mühevollen Streben zu erheitern!“ Einmal wurde er gebeten, für ein Fräulein Slevoigt ein Hochzeitscarmen aufzusetzen, in dem der jungen Braut einige Freundinnen die Zusicherung geben wollten, daß das hohe Glück, welches jetzt ihre Brust erfülle, ein Gut

sei, das sie, auch wenn die Jugend vergehe, sich ewig zu erhalten vermöge. Der Dichter griff zur Feder, schaute die an, die, längst Mutter mehrerer Kinder, in ihrem Lieben und Leben doch noch wie eine bräutliche Erscheinung vor ihm stand, und indem er seiner Gattin Wesen in kurzen Strichen veranschaulichte, warf er die Worte hin:

Und willst du das Geheimnis wissen,
Das immer grün und unzerrissen
    Den hochzeitlichen Kranz bewahrt?
Es ist des Herzens reine Güte,
Der Anmut unverwelkte Blüte,
    Die mit der holden Scham sich paart,
Die gleich dem heitern Sonnenbilde
In alle Herzen Wonne lacht,
Es ist der sanfte Blick der Milde
Und Würde, die sich selbst bewacht.

Schillers Ehe währte nur 15 Jahre, das wäre aber Zeit genug gewesen, alle Poesie des Brautstandes in die nüchternste, platteste Prosa aufgehen zu lassen, wie es ja bei bedeutenden Künstlern so oft der Fall ist. Wie erhebend, hier nun eine Dichterehe vor sich zu haben, die sich durchweg auf der Höhe schöner, idealer Empfindung erhalten hat! Das Bewußtsein ihrer gegenseitigen Unentbehrlichkeit war der in ihrem Hause frisch sprudelnde Quell, aus dem man täglich neu die Liebe trank, die nicht aufhört, um sie immer wahrer einander zu erweisen. Ein ruhiger, ernster, reifer Geist war die Seele ihres Bundes, und die Kraft, aus der diese Seele ihr Leben nahm, war die zärtlichste Zuneigung, die wohl in ihrem Ausdrucke stiller werden konnte, aber in ihrem Fühlen mit den Jahren nur immer tiefer wurde.

Wie lieb man sich hatte, wie man ohne den andern nicht leben konnte und getrennt voneinander gleich eine empfindliche Abnahme nicht nur seiner Freudigkeit, sondern auch seines Leistungsvermögens spürte, das zeigte sich, so oft Lotte einmal auf einige Wochen oder auch nur Tage nach Rudolstadt ging, oder wenn Schiller, an besonders schwierigen und wichtigen Partien seiner Dichtungen angelangt, sein Manuskript nahm und sich in die ländliche Stille

zurückzog. Dann war es nicht Lotte allein, die nun die Sehnsucht quälte, und die fortwährend den Briefbogen unter der Hand hatte, dem Gatten zu sagen, daß sie bei Mutter und Schwester ohne ihn nur ein Scheinleben führe, daß sie alle Augenblicke seine Stimme höre, die sie bei ihrem Namen rufe, und daß sie nicht wisse, was ihr Dasein für einen Zweck habe, wenn sie für ihn nicht sorgen könne. In demselben Tone dringt es zu ihr hinüber. Er läuft durch die Zimmer des leeren Hauses, als müsse er etwas suchen, und freut sich, wenn er ein Kleidungsstück oder sonst etwas von Lottens Sachen findet: dieser armselige Notbehelf muß ihm nun seine „liebe Maus“ ersetzen. Beständig sind die Gedanken bei ihr. Er selbst hat gewöhnlich darauf gedrungen, daß sie zum Zweck der Ausspannung das Hauswesen auf einige Zeit verlasse; hat sie dann endlich nachgegeben, so zählt der schon lange verheiratete Mann, gerade so wie einst der Bräutigam, die Tage bis zum Wiedersehen und froh streicht er abends einen einsam verlebten Tag nach dem anderen in seinem Kalender aus. Er hat gar keinen Sinn dafür, sich allein zu Tisch zu setzen, und bestellt sich nichts zum Mittagessen. Wenn ihn dann der Magen daran erinnert, daß er doch etwas genießen müsse, so fordert er Speise in einer Stunde, wo ihm nur noch ein Eierkuchen bereitet werden kann, den er sich auf seinen Arbeitstisch setzen läßt und während des Schreibens verzehrt. Natürlich ist Lotte entsetzt über diese Lebensweise, in die sie sofort mit wehrender Bitte eingreift.

Gern benutzte Schiller solch zeitweiliges Alleinsein dazu, in der Wohnung allerlei einrichten zu lassen, was nach der Rückkunft seine Lolo erfreuen sollte. Man denke sich den großen Geist, der eben seinen „Wilhelm Tell“ vollendet hatte, wie ihm die Liebe Lust und Trieb zu Beschäftigungen gab, in die folgender Brief uns hineinblicken läßt: „Das Kabinettchen ist schon gedielt, auch der Christine ihre Kammer wird ordentlich und bewohnlich eingerichtet. Die Kinderstube ist jetzt recht comfortable und auch das Schlafzimmer daran. Zu dem harten Sopha lasse ich aus Pferdehaarkissen, die ich noch vorrätig hatte, eine neue gute Matratze machen, zwei eichene Kommoden und zwei neue eichene Tische hineinsetzen; die anderen schlecht conditionierten Tische von Buchenholz werden neu

fourniert und gebeizt. Ein recht schönes Nachttischchen von Mahagony steht schon für Dich bereit und auch noch ein kleines Theetischchen mit einem lackierten Blech. Die Sopha- und Stuhlkappen aus den guten Zimmern lasse ich waschen, wie auch die Vorhänge aus diesen vorderen Stuben, die ich nun für mich nehmen werde." Wieviel Herzenspoesie ihrer Ehe spricht doch aus solchem Genrebildchen seines rührenden Mühens für der Gattin Wohlbehagen!

Und so oft sie fern von ihm ist, schreibt er Briefe auf Briefe, die ihr Grüße zur Nacht oder ein fröhliches Aufstehen am Morgen zurufen. Er erkundigt sich zärtlich nach ihrem Befinden und neckt sie mit allerlei Eigenheiten ihres Lebens. Er freut sich, daß sie nun so früh sich niederlegen müsse, worauf die Antwort erfolgt: „Du denkst wohl jetzt, Liebster, Deine kleine Frau schläft schon, aber spaße Du sachte, hier jagt sie niemand zu Bette, aus einer Stube wohl in die andere, aber zu Bette jagt sie nur der Schlaf. — Gute Nacht, mein Alles! Um unserer Liebe willen strenge Dich nicht zu sehr an, mein Lieber, Einziger, arbeite nicht zu viel." Seine Arbeit ließ ihn zuweilen, wie schon gesagt, die Einsamkeit aufsuchen. Aber kaum ist er dort angelangt, so klagt er, daß er, fern von ihr, mit dem Schaffen nicht vorwärts komme, und sie kann ihm nun nicht Briefe genug schreiben. „Ich danke der Maus für ihre zwei Patschbriefe," — heißt es während des Dichtens an der „Maria Stuart" — „sie haben mich sehr gefreut. In den Stunden, wo ich nicht arbeite, fühle ich die Leere um mich herum sehr. Ist es Dir angenehm, so könntest Du mich ja morgen Mittag besuchen mit dem kleinen Volk. Du träffst etwa gegen 12 Uhr ein, und wir bleiben zusammen bis um 6 Uhr abends." Vielleicht aber, fährt er fort, kehre er dann gleich mit ihr nach Weimar zurück. Ebenso geht das Sehnen und Rufen nach der Gattin durch die Arbeit an der „Jungfrau von Orleans", als er sich wieder auf einige Wochen zurückgezogen hatte: „Nur das Interesse an meinem Geschäft, das wie eine Art von Fieberzustand ist, kann mich über diese Trennung betäuben." Und auch diesmal wieder muß sie sich aufmachen und zu ihm eilen, daß er sich in seinem angestrengten Schaffen durch ihren Anblick erquicke und sich bei ihr neuen Mut zum Weiterführen seiner Dichtung hole. Sie kommt sofort und

bringt ihm die Kleinen mit, und nachdem er Weib und Kind in seine Arme geschlossen und einen Tag in ihrer Liebe ausgeruht hat, setzt er sich mit erfrischter Seele wieder an sein Werk; seine Lotte aber sendet ihm mit ihren Grüßen „alle guten Geister" zu, auf daß sie sich freundlich um ihren Dichter scharen und mit ihren Inspirationen seine Seele erfüllen, damit sie bald, recht bald ihn wieder bei sich habe. In solcher herzlichen Unzertrennlichkeit durchlebten beide die Jahre, die ihnen für ihr Zusammensein vergönnt waren.

Noch müssen wir kurz auf einen Ausspruch Lottens in Bezug auf die Liebe Schillers hinweisen. In Kreisen, die mit der Litteratur vertrauter sind, begegnet man zuweilen der Behauptung, Charlotte habe nach ihres Mannes Tode einmal mit einer gewissen Resignation geäußert, so wie Goethe, so gewaltiglich und ganz an den geliebten Gegenstand sich hingebend, habe Schiller nicht lieben können. Das beruht auf einer ganz unrichtigen Auslegung einer Briefstelle. Am 16. Mai 1812 schrieb sie an ihre Freundin, die Erbgroßherzoain von Mecklenburg, mit der sie die höchste Verehrung für Goethe teilte, über dessen vollständig aufgelöste Beziehungen zur Frau von Stein. Folgendes sind ihre Worte: „Weil Goethes Gefühle zu menschlich waren, so haben sie enden können. Es ist eine große Naturgewalt, der er selbst nicht zu entgehen vermag, die sein Wesen treibt und trieb, das fühlt man. Ein uns für diese Erde entflohener Geist war auch menschlich, aber so lieben hätte er nie können. Er hätte immer sich durch die Tiefe seines Gemüts an das Gute festgehalten. Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben, sagt er so schön in der Glocke, und eigentlich bloß aus Leidenschaft konnte er nicht lieben. Dies trennt die Charaktere beider Freunde und unterscheidet sie so schön." Man braucht diese Stelle nur flüchtig anzusehen, um sofort zu erkennen, daß sie das gerade Gegenteil von dem sagt, was man darin hat finden wollen, nämlich dies, daß Schiller in seiner Art zu lieben, in dem sittlichen Charakter, den seine Liebe trug, in dem ethischen Zwecke, der auch seinen leidenschaftlichsten Verhältnissen eigen gewesen ist, in seiner Herzenstreue und seelischen Hingabe unbedingt über Goethe stand, dessen Liebe immer in erster Linie Leidenschaft,

oft bloß Leidenschaft und deshalb so flüchtig gewesen ist. Goethe hat in der That nie etwas empfunden von der Hoheit und Herzverbundenheit Schillerscher Liebe. Ganz reizend ist das „schön“ am Schluß des Citats. Lotte ist Zeit ihres Lebens eine große Verehrerin Goethes gewesen, sowohl des Dichters wie des Menschen. Aber sie ist doch herzlich froh gewesen, Schillers und nicht Goethes Frau geworden zu sein, herzlich froh, daß ihres Mannes Liebe von der seines großen Freundes so verschieden war.

Treten wir nun dem Walten Lottens im einzelnen näher. Die Einrichtung, die sie mitbekommen hatte, war über die Maßen einfach. Ein kleiner Beamter ist heutzutage besser ausgestattet. Aber ihr sinniger Geist wußte die Räume mit Behaglichkeit zu erfüllen und dem geringen Besitztum durch Anordnung und Schmuck eine solche Anmut zu verleihen, daß der Dichter mit dem Stolze eines reichen Mannes von dem feinen Anstande redete, der so sehr dazu beitrüge, das Leben zu verschönern, und der ihn jetzt durch die Güte seiner Schwiegermutter erheiternd umgäbe. Schiller hatte sich vor der Verheiratung viel auf seine Idee, keinen eigenen Haushalt führen zu wollen, zu gute gethan. So wurde es auch anfangs gehalten. In der von Studenten und jungen Dozenten bewohnten „Schrammei“, dem großen Hause an der Jenergasse Nr. 26, das damals den sehr dienstfertigen, aber auch sehr redseligen Schwestern Schramm gehörte, nahm er mit Lotte sein Domizil. Drei Jahre behalfen sie sich hier mit wenigen, recht bescheidenen Zimmern — „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar“ — und an der gemeinsamen Tafel des Hauses fanden sie ihr Essen, so daß die junge Frau, von häuslichen Obliegenheiten wenig in Anspruch genommen, sich völlig ihrem Manne widmen konnte. Sie bildete sich unter seiner Leitung weiter, jeden Gedanken, der ihn bewegte, besprach er mit ihr. Wenn die Vorlesungen beendet waren, die sie, wie wir uns schon von ihm selbst haben erzählen lassen, im Nebenzimmer belauschte, und wenn die schriftstellerischen Arbeiten des Tages absolviert waren, dann schweifte man miteinander in Jenas traulicher Umgebung umher, ein herrliches Leben! Und doch stand Lotte beständig unter dem Gefühle, daß sie damit nicht zu ihrem vollen Rechte, nicht zur Ausübung eines wichtigen Teiles

ihrer Pflichten käme. So wußte sie es denn durchzusetzen, daß Schiller zu Ostern 1793 aus der Schrammei auszog, und nun hatte sie ihre eigene Wirtschaft.

Da galt es denn, mit anfangs recht dürftigen Mitteln auszukommen. Hatte der Herzog bei aller Hochachtung vor Schiller und bei aller Sympathie für Lotte beim Eingehen ihrer Ehe doch nur 200 Thaler jährlichen Gehaltes bewilligen können; ebenso viel schoß Frau von Lengefeld bei, das übrige mußte er sich mühsam mit seiner Feder heranholen, die Kollegiengelder kamen kaum in Betracht. Aber Lotte war die Tochter einer Witwe, die sich mit Geringem einzurichten wußte. Das hatte auch sie von ihr gelernt, sie war anspruchslos erzogen worden, und in ihrer Liebe verstand sie es, wie schwer der Verdienst ihrem Manne wurde. Für sich selbst brauchte sie wenig. Wenn die Frauen und Mädchen Jenas damals sehr auf Putz hielten und mehr Aufwand machten, als ihnen zustand, so schloß die junge Hofrätin und Professorsgattin sich von diesem Treiben mit aller Entschiedenheit aus. Als Charlotte Schiller hatte sie den auffallenden Tand nicht nötig, um doch überall, wo sie sich sehen ließ, den ihr zukommenden Respekt zu finden. Im Hause ging es einfach her, und war, was sie zu bieten hatte, einmal recht dürftig, so trug ihre muntere Laune auch des Mannes Geist darüber weg, daß die Zufriedenheit unter ihnen nie erstarb. Ihr Grundsatz war: „Man muß sich und andern nicht merken lassen, was man sich versagt, weil man das Leben sonst weniger rein genießt, wenn man sich immer von Entbehrungen vorspricht.“ Bedacht zu sparen, wo sie nur konnte, wurde sie so recht, was Schillers Vater in seiner biederen Weise ihr dringlich ans Herz gelegt hatte, ihres Mannes weise „Gehilfin in der Ökonomie.“ Der Dichter hatte seiner Zeit in Bezug auf diese väterliche Vermahnung viel über sie gelacht, der Braut aber war das gar nicht recht gewesen. „Du traust mir,“ hatte sie ihm erwidert, „weniger Kenntnisse zu, als ich habe auf diesem Punkt. Deine Gehilfin wird durch ihre Talente sich schon kennen lernen lassen.“ Und sie hat Wort gehalten. In seiner verständigen Frau erstand ihm verjüngt die Gestalt seiner haushälterischen Mutter. Sie hat das Seine gewissenhaft zusammengehalten, und dabei war sie doch immer be=

sorgt, daß er das Notwendige, zu seiner Stärkung Erforderliche erhielt, und selbst seine kleinen Luxusbedürfnisse suchte sie zu befriedigen. Lieber trank sie keinen Kaffee, damit sie ihm nur eine Tasse recht guten kochen konnte; für seine Schnupftabaksdose hielt sie immer eine feine Sorte bereit, und wenn der Dichter an Höhepunkten seiner Dramen stand, überraschte sie ihn mit einer Flasche Champagner. Letzteres war natürlich erst möglich in Zeiten, wo er sich in seinen Einnahmen besser stand. Die liebevolle Fürsorge wurde ihr aber recht leicht gemacht, denn sein zarter Sinn lohnte ihr die geringste Aufmerksamkeit mit dankbarer Anerkennung.

Zuerst lebte das Schillersche Paar in vollster Zurückgezogenheit, fast ganz beschränkt auf eine kleine Zahl geistig bedeutender Studenten, mit denen man in der Schrammei zusammen aß. Später zog der Dichter einige derselben auch an seinen häuslichen Tisch; dieselben sind gewürdigt worden, tiefere Blicke in sein Geistesleben und in sein enges Herzensverhältnis zu seiner Gattin zu thun. Der am meisten bekannt Gewordene aus diesem Kreise ist der Dichter Novalis, noch näher aber wie dieser traten ihm zwei andere. Einmal der junge Bartholomäus Fischenich, hernach Staatsrat in Berlin, ein hoch beanlagter, ungemein treuherziger Mensch von hingebendster Empfindung. Zu Lottens edlem Frauenbilde blickte Fischenich wie zu der Verkörperung aller weiblichen Hoheit, wie zu einer Madonna auf. Obwohl nur zwei Jahre jünger als sie selbst, nannte er sie Mutter, und er wurde ihr in der That ein Freund, von dessen dankbarer, in wandelloser Treue ihr ergebener Gesinnung die Witwe sich später verstanden wußte wie von eines Sohnes Herzen. Der andere war der junge Freiherr von Stein, der Sohn ihrer mütterlichen Freundin, der von Goethe wie mit Vaterliebe aufgezogene vortreffliche Jüngling, der, sieben Jahre jünger als Lotte, einst ihr Jugendgespiele gewesen war. Auch er schloß sich mit höchster Verehrung an Schiller an, und das Verhältnis zu dessen Gattin wurde ein geschwisterlich intimes. Sie hat ihn ihr Leben lang des höchsten Vertrauens gewürdigt, und der sehr rege Briefwechsel mit ihm ist eine der ergiebigsten Quellen für den, der Lottens Denkart näher kennen lernen will.

Allmählich trat man auch in Verkehr mit einigen Lehrern der

Hochschule, besonders mit den beiden berühmten Theologieprofessoren Griesbach und Paulus und deren Frauen. Die junge Gattin des letzteren war sehr musikalisch, was Lotte anzog und auch ihrem Manne den Umgang sehr lieb machte. Die Kirchenrätin Griesbach gehörte zu jenen älteren Damen, die es für ihre heiligste Lebensaufgabe ansehen, jede junge Frau, die in ihren gesellschaftlichen Gesichtskreis eintritt, mit guten Ratschlägen und mütterlicher Bevormundung auf den Weg des Glückes zu leiten; die in dieser guten Absicht zuweilen ein bischen sehr aufdringlich werden, es aber nicht übel vermerken, wenn die junge Freundin einmal den Trotzkopf aufsetzt; die in der größten Gemütsruhe doch immer mit ihrem Gängelbändchen wiederkehren, bis die andere sich mit lächelnder Resignation einigermaßen in ihr Verhängnis fügt, wobei diese dann schließlich doch zu der Einsicht kommt, daß man es mit einem zwar etwas wunderlichen, aber goldenen Herzen zu thun habe, das sich in Stunden der Not und Schmerzen in seinem treuen Liebesreichtum offenbart. So haben auch Schiller und Lotte sich von der alten Griesbach erst ziemlich belästigt gefühlt, um so mehr, da die gute Frau es sich einbildete und es ihnen einzureden suchte, daß sie die Stifterin ihrer Liebe sei. Wir erinnern uns, daß der Dichter und seine Geliebte sich kurz vor der Aussprache in Griesbachs gastfreiem Hause inmitten einer ihnen sehr unbehaglichen Gesellschaft getroffen hatten. Sie haben sich dann manchmal über den „Lorbeerkranz", so nannten sie die Kirchenrätin, geärgert, weil sie sich um alles kümmerte; aber im Laufe der Zeit entwickelte sich zu diesem Hause eine vertrauensvolle Freundschaft, und viel Güte, Trost und Hilfe ist vom Hause des Theologenpaares in das Haus und Herz des Dichterpaares geflossen. Um die freundlichen Beziehungen der beiden Familien zu kennzeichnen, sei hier ein Gedicht eingerückt, das Schiller einmal für seinen kleinen Karl zum Geburtstage der mütterlichen Freundin gemacht hat:

Mach auf, Frau Griesbach; ich bin da
Und klopf an deine Thüre.
Mich schickt Papa und die Mama,
Daß ich dir gratuliere.

Ich bringe nichts als ein Gedicht
Zu deines Tages Feier;
Denn alles, wie die Mutter spricht,
Ist so entsetzlich teuer.

Sag selbst, was ich dir wünschen soll;
Ich weiß nichts zu erdenken.
Du hast ja Küch' und Keller voll,
Nichts fehlt in deinen Schränken.

Es wachsen fast dir auf den Tisch
Die Spargel und die Schoten;
Die Stachelbeeren blühen frisch,
Und so die Reneglotten.

Bei Stachelbeeren fällt mir ein,
Die schmecken gar zu süße;
Und wenn sie werden zeitig sein,
So sorge, daß ich's wisse.

Viel fette Schweine mästest du
Und giebst den Hühnern Futter.
Die Kuh im Stalle ruft muh! muh!
Und giebt dir Milch und Butter.

Es haben alle dich so gern,
Die Alten und die Jungen,
Und deinem lieben, braven Herrn
Ist alles wohlgelungen.

Du bist wohl auf; Gott Lob und Dank!
Mußt's auch fein immer bleiben;
Ja, höre! werde ja nicht krank,
Daß sie dir nichts verschreiben.

Nun lebe wohl! Ich sag' Ade,
Gelt? ich war heut bescheiden?
Doch könntest du mir, eh ich geh',
'ne Butterbemme schneiden.

Im Spätsommer 1792 that sich Schillers Haus zwei teuren Gestalten aus der Heimat auf, es erschien die Mutter mit Nanetten, und in dem nächsten Jahre reiste er selbst mit seiner Gattin auf

neun Monate zu Eltern und Geschwistern ins Schwabenland, wo alte Jugendfreundschaften aufgefrischt, und sehr wertvolle neue Verbindungen angebahnt wurden. Nur zwei Namen mögen hier genannt werden, die zu Schillers ewigem Ruhme beigetragen haben: der des einstigen Akademiegenossen und nunmehrigen großen Bildhauers Dannecker, dessen künstlerische, von liebevoller Bewunderung inspirierte Hand der Welt die herrliche Büste des Freundes, seines Riesengeistes kolossale Verbildlichung, schaffen sollte,*) und der Name Cottas, jenes Fürsten unter den deutschen Verlegern, der, damals erst dreißig Jahre alt, dem Dichter nicht nur seine reichen buchhändlerischen Kräfte und damit für die Zukunft Befreiung aus Not und Sorge, sondern auch ein hochgesinntes und tiefgebildetes Freundesherz entgegenbrachte. Beide Männer, von dem Zauber in Lottens Persönlichkeit mächtig angezogen, sind auch der Gattin Schillers in verehrungsvoller Zuneigung, so lange sie lebten, treu verbunden geblieben.

Im Mai 1794 trafen die Reisenden wieder in Jena ein, und nun begann in Bezug auf den gesellschaftlichen Verkehr eine ganz neue Periode. Zwar große Festivitäten, bei denen für das innere Leben so wenig herauskommt, sind im Schillerschen Hause niemals veranstaltet worden, überhaupt hatten er sowohl wie Charlotte wenig Sinn für den Umgang mit vielen. Wie freundlich sie sich auch zu allen zu stellen suchten, mit denen sie sich berührten, und wie sehr sie auch bestrebt waren, ihr Herz gegen die Menschen, denen sie etwas sein konnten, offen zu erhalten, so suchten sie sich doch

*) In einem Schreiben Lottens, fünf Jahre nach Schillers Tode, heißt es: „Bei Dannecker war ich viermal. Zweimal hat er uns die kolossale Büste beleuchtet. Ach wie ist diese Büste so einzig! Wie groß und schön über Welt und Zeit steht sie da! So erhaben über die Welt und das Schicksal, daß es einem ist, als spräche sein Geist uns noch sichtbar Trost und Mut zu. Dieser Eindruck soll mir noch wohl thun, wenn ich den Erinnerungen der Welt nach und nach Lebewohl sage. So kann aber nur ein Freund seinen Freund bilden! Alle kleinen Züge sind ausgeführt, alle Teile des Gesichts, sogar die Ader an der Stirne. Das Kleinste ist nicht vergessen, und doch ist der Eindruck so groß, daß man nur die große Form sieht."

nach Möglichkeit vor engen Beziehungen zu bewahren. Dagegen lebte in ihnen beiden ein dringendes Bedürfnis nach regem freundschaftlichem Verkehre mit einem kleinen Kreise gesinnungsverwandter Seelen. Und der sollte ihnen nun werden. Er bot sich ihnen durch Karoline, die damals ihre zweite Ehe mit Schillers Freunde Wilhelm von Wolzogen einging und mit diesem längere Zeit in Jena zubrachte; die beiden Familien traten natürlich in ein sehr herzliches Verhältnis zueinander. Vor allem aber hatten sie bei ihrer Rückkehr aus Schwaben Wilhelm von Humboldt und seine Gattin Karoline vorgefunden, die sich eigens ihretwillen in Jena niedergelassen hatten, und es waren ihnen nun drei Jahre des allerinnigsten Umgangs mit diesem geistvollen Paare beschieden. Fast täglich bis in die tiefe Nacht hinein saßen in diesem oder jenem Hause die vier Menschen zusammen, die sich wie Brüder und Schwestern liebten und die eine Welt von Gedanken und schöner Empfindung einander zu geben hatten. Aus unendlicher Fülle schöpften die beiden Männer, und die Frau des Dichters wie die des Philosophen, zwei hochideale Seelen, lauschten mit Entzücken dem Geriesel der Geistesquellen. Und nun tritt in diesen Kreis, da die Unsterblichen in Nektar und Ambrosia schwelgten, der Mann mit den Zügen des Zeus!

Ende August 1794 hatte die Stunde geschlagen, nach der Lotte so sehnlich verlangt hatte, die für das geistige Leben Deutschlands so große Stunde, wo infolge einer zufälligen mündlichen Aussprache und dann durch einen herrlichen, Verständigung suchenden Brief Schillers die beiden Gewaltigen, die sie in Rudolstadt einst zusammengeführt hatte, die sich aber bis dahin gegenseitig nur immer mehr abzustoßen schienen, endlich sich fanden, wo nun Wahrheit wurde, was sie durch beständiges stilles Einwirken auf ihren Mann seit Jahren angestrebt hatte, und was jetzt auf dem Theaterplatze in Weimar mit Rietschels ergreifendem Gebilde für alle Zeiten verewigt ist: Goethe und Schiller ein unzertrennbares Geisterpaar, und zwischen ihnen e i n Dichterlorbeer, jeder von beiden schiebt ihn neidlos und bewundernd dem anderen zu — beiden gehört er zu gleichem Maße. In diesem Standbilde steht die klassische Litteraturperiode vor uns, und wer dieses Denkmal sinnend betrachtet, dem

fallen die Worte Wilhelm von Humboldts ein: „Der gegenseitige Einfluß dieser beiden großen Männer aufeinander war der mächtigste und würdigste. Jeder fühlte sich dadurch angeregt, gestärkt und ermutigt auf seiner eigenen Bahn; jeder sah klarer und richtiger ein, wie auf verschiedenen Wegen dasselbe Ziel sie vereinte. Keiner zog den andern in seinen Pfad herüber oder brachte ihn nur ins Schwanken im Verfolgen des eigenen. Wie durch ihre unsterblichen Werke haben sie durch ihre Freundschaft, in der sich das geistige Zusammenstreben unlösbar mit den Gesinnungen des Herzens verwebte, ein bis dahin nie gesehenes Vorbild aufgestellt und auch dadurch den deutschen Namen verherrlicht.“ *)

Von nun an treffen wir Schiller fortwährend bei Goethe oder Goethe im Hause Schillers, ein beständiges Hinundher zwischen Weimar und Jena, bis dann schließlich der für jeden von ihnen zur Lebensbedingung gewordene Ideenaustausch an der Wende des Jahrhunderts Schillers Übersiedelung nach Weimar herbeiführte, wo nun die Verbindung die allerengste wurde. Freilich hatte Goethe keine Hausfrau, die er Lotten vorstellen durfte, zwischen ihr und der Christiane Vulpius war, da diese damals noch nicht seine angetraute Gattin war, ein Verkehr unmöglich; auch wenn das Schillersche Paar zu Tische geladen wurde, blieb jene im Verborgenen. Mit um so herzlicherer Freude erquickte sich Goethe an dem Walten der von ihm hochverehrten Hofrätin Schiller, die als freundliche Wirtin es dem an den Luxus des Lebens gewöhnten Minister in ihrem einfachen Hause doch recht traulich zu machen wußte, und durch viele Aufmerksamkeiten suchte er ihr seine Dankbarkeit zu erzeigen. Nicht selten waren Lotte und Karoline zugegen, wenn die beiden Dichter sich über ästhetische und litterarische Fragen besprachen. Da denken wir unwillkürlich an die Darstellung im „Tell“, wie des edlen Ibergs Tochter mit ihrer Schwester Wolle spinnend des Volkes Häuptern zuhörte, wenn diese miteinander die alten Pergamente lasen und sich weise berieten, und wie die Frauen manches große Wort der Männer vernahmen und

---

*) Aus der Einleitung Humboldts zu seinem Briefwechsel mit Schiller.

still im Herzen sich bewahrten, „was der Verständ'ge denkt, der Gute wünscht." Welche hochgesinnte Frau möchte nicht die beiden darum beneiden, daß es ihnen vergönnt gewesen, die Gespräche derer zu verfolgen, die uns für alle Zeiten Häupter des Volkes heißen! So gewann Schillers Gattin auch Einblick in jene kritische Schöpfung des Jahres 1796, die darauf zielte, das Feld der damaligen Litteratur und mit ihr die ganze teils platte, in ihrer Geistlosigkeit so aufgeblasene, teils unnatürlich gefühlsschwelgerische Geschmacksrichtung der Zeit durch eine Anzahl scharf geschliffener Distichen niederzumähen, um auf dem von Unwahrheit und Mittelmäßigkeit frei gewordenen Boden des geistigen Lebens den Samen der Zukunft auszustreuen und große klassische Werke anzubauen. Die Hälfte der Xenien rührt von Schiller her, die Hälfte von Goethe, aber ohne Namensunterschriften sind die beiderseitigen Anteile durcheinander gemischt. Oft war auch der Gedanke von dem einen angegeben, die Ausführung von dem anderen Dichter gemacht, und an manchem Stücke haben sie mit vereinter Kraft geschaffen. Lotten verdanken wir manche Angabe über das, was Eigentum Schillers und Goethes daran ist; sie war die unmittelbare Vertraute dieser die litterarische Welt in Aufruhr, teilweise geradezu in schäumende Wut versetzenden Xenienarbeit.

Was die Geselligkeit des Schillerschen Hauses betrifft, so änderte der Umzug nach Weimar daran wenig. Ständig aus und ein gingen außer Goethe nur die Wolzogenschen Freunde, die inzwischen in Weimar ihre Wohnung genommen hatten, während Humboldt nach seinem Stammsitz Tegel bei Berlin übergesiedelt war. Nur von Zeit zu Zeit sammelten der Dichter und seine Gattin kleine vertraute Kreise aus der Geistesaristokratie der Hauptstadt um sich, wo den Gästen dann bei bescheidenster Kost eben entstandene Stücke aus seinen Meisterdramen vorgesetzt wurden. Beiläufig sei hier bemerkt, daß im Jahre 1804, als die berühmte französische Schriftstellerin Madame de Staël sich in Weimar aufhielt, die wegen ihres redseligen Wesens allen, besonders Goethe, ein Schrecken war, die Pflichten der Repräsentation unserem Schiller aufgebürdet wurden. Mit vieler Selbstverleugnung und Galanterie nahm er sich der Dame an. Entzückt von dem „großen Allemand", hat dieselbe

einige sehr treffende Urteile über ihn abgegeben. Von ihr stammt das Wort, das man oft hört: „Das Gewissen war seine Muse“. Auch Schillers Familienleben ist für die Französin ein Gegenstand höchster Verehrung gewesen.

Viel Freude und Erfrischung boten dem Schillerschen Ehepaare die von feinem und munter scherzendem Geiste belebten Mittwochkränzchen bei Goethe. Hier traf man außer anderen Goethes Freund Meyer, den großen Kunstkenner, ferner Frau von Imhof, auch die liebenswürdige Prinzessin Karoline, die schöne und kluge Gräfin Egloffstein, sowie den Kammerherrn von Einsiedel und die Hofdame der alten Herzogin-Witwe Amalia, das kleine, verwachsene Fräulein Thusnelda von Göchhausen, zwei Menschen, die durch ihr eigenartiges Wesen und ihre spaßhaften Einfälle den Humor in dem Kreise vertraten. Auch an den Hof, wo die Fürstinnen ihn sehr schätzten, wurde Schiller, der freilich solchen Einladungen gern aus dem Wege ging, mit seiner Gattin gezogen, seit er im Jahre 1802 in den Adelsstand erhoben war. Dieses Adelsdiplom, in dem der große Dichter seiner Lotte das in Liebe ihm einst Aufgeopferte zurückgeben konnte, machte auf ihn selbst wenig Eindruck, wie dankbar er auch die darin sich aussprechende Verehrung seines Herzogs anerkannte. Er freute sich desselben nur deshalb, weil sich erwarten ließ, daß es allerlei Vorteile für seine Kinder haben würde.

Lotte schenkte ihrem Manne vier Kinder. Der älteste Sohn Karl wurde auf der Württemberger Reise in Ludwigsburg, an der Stätte seiner eigenen Kindheit, geboren. Er heißt im Munde des glücklichen Vaters immer „der Goldsohn“. „Der kleine Goldsohn wird jetzt charmant. Er geht seit fünf Wochen und jagt schon im Zimmer herum, als ob er es schon ein Jahr lang getrieben hätte. Er zeigt ein sehr lenksames, weiches Herz, denn wenn er etwas gethan hat, was ihm verboten worden, so darf ich ihn nur ernsthaft ansehen, und er kommt gelaufen und küßt mich, mich wieder gut zu machen. Ich zeige ihm oft Ihre beiden Bilder, und er weiß sie zu finden und zeigt darauf, wenn ich ihn nach Großpapa und Großmama frage. Sobald ich aufstehe, erhalte ich einen Besuch von ihm, mittags ißt er mit uns am Tische, und des Abends haben

wir auch unsere Freude mit ihm. Ich kann nicht beschreiben, wie viel mir das Kind ist.“ Drei Jahre später, 1796, erfreuten sie sich der Geburt ihres Ernsts; wieder drei Jahre darauf, im großen Wallensteinjahre, erblickte ihr erstes Töchterchen Karoline das Licht der Welt, und in Weimar kam dann im Jahre 1804 noch Emilie zu dem Geschwisterkreise hinzu, die spätere Freifrau von Gleichen-Rußwurm, die am meisten von dem geistigen Schatze ihrer Eltern geerbt hat, und in deren Nachkommen der edle Stamm Schillers fortlebt, die aber den Vater kaum noch kennen gelernt hat.

Beide waren sie die liebevollsten Eltern. Zu den anmutigsten Partien ihres Briefwechsels in Zeiten der Trennung gehören die zahlreichen Stellen, in denen ein Gatte dem andern das Herz beglückt durch seine Berichte über die Kleinen, wie sie zunehmen, was sie treiben, was sie mit ihrem kindlich plappernden Munde wieder geleistet haben, wobei der gute Vater seiner Lotte selbst die Aussprache durch seine Schreibweise wiederzugeben sucht. Seine Kinder waren ein großes Stück seiner Lebensbefriedigung, und deshalb ist die Gattin denn auch unermüdlich, ihm das kleinste Vorkommnis im Kinderkreise umständlich zu erzählen. Und wie freut sie sich, wenn sie das Jüngste in den wenigen Tagen der Abwesenheit des Vaters dahin gebracht hat, daß es bei seiner Rückkunft Papa sagen kann! Wieviel Mutterstolz spricht aus den Briefen an die Freunde und Verwandten, wieviel inniges Mutterglück! Es war für die Nächststehenden ein wonniger Anblick, Lotte in der Kinderstube zu finden, wie sie dem kleinen Volke Bilderbücher erklärte, oder den Vater zu sehen, wie er im Garten die Zwetschgenbäume schüttelte, während die Kinder jubelnd auflasen, wie er die Knaben zu seiner hohen Gestalt emporklimmen ließ, wie er sie auf dem Schoße wiegte oder mit dem Töchterchen durch die Stube tänzelte. So traf ihn einst der schwedische Gesandte, als er nach dem Dichter des „Wallenstein“ fragte, um ihn zu seinem Monarchen abzuholen.

Schiller war ein zärtlicher Vater, aber doch kein verzärtelnder. Seine Erziehungsgrundsätze zeichnet er im 3. Akte des „Tell“, in dem Verhalten des Helden zu seinen Knaben. Er war nicht für vieles Helfen bei den Arbeiten, selber sollten sie sich durch alle Schwierigkeiten hindurchwinden: „Ein rechter Schütze hilft sich selbst.“

Lotte hatte, als das Lernen begann, in ihrem guten Mutterherzen manchmal schwere Sorgen. „Das Latein ist mein großes Anliegen," schreibt sie an Stein, „und ehe bin ich nicht ruhig, bis die Kinder Latein können. Es ist mir zum Heil der Seele notwendig." Aber auch sie war wie ihr Gatte dafür, daß schon früh die Energie und das Vertrauen auf die eigene Kraft geweckt werden: „Wer durchs Leben sich frisch will schlagen, muß zu Schutz und Trutz gerüstet sein." Bei aller Zucht, die sie unter ihren Kindern übten, waren sie doch auf eine freiheitliche Entwicklung derselben bedacht. Nichts war dem Dichter mehr zuwider als das Einschüchterungssystem, das mit harter Strenge zwar Ruhe hält, aber auch so viel Kraft und Leben niederhält und manches Gute erstickt. „Man könnte den Menschen zum halben Gott bilden, wenn man ihm durch Erziehung alle Furcht zu benehmen suchte," äußerte er in einem seiner Tischgespräche. Auch darin war Charlotte ganz seines Sinnes. Zwar heißt es in einem Briefe an Stein: „Ich habe schon recht zu thun mit den beiden gewaltthätigen Knaben und muß oft recht ernsthaft erscheinen und Frieden stiften." Aber es war ihr tausendmal lieber, daß dieselben etwas ausgelassen und lebendig waren, als so in sich verschlossen, gedrückt und abgelebt, wie sie einmal die Kinder eines Oheims fand. „Er ist allein daran Schuld," bemerkte sie zu ihrem Gatten, „weil er sie so viel geprügelt hat. Sie werden niemals zeigen können, daß sie froh sind und den Menschen wohlwollen, weil sie frühe so viel Furcht hatten. Unsere Kinder, die wir gottlob nicht so erzogen haben, gehen ordentlich unter denen herum als Wesen anderer Art. Man sieht es ihnen schon an, daß sie, weil es ihnen wohlgeht, auch wohlwollende und liebende Gemüter haben." Frisch und fröhlich, furchtlos und unverzagt, auch der Gefahr mutig ins Auge schauend, kühn das Große wagend, mit einem für die Lebensfülle und Schönheit der Natur empfänglichen Herzen, gegen die Menschen milde, gütig und immer hilfbereit, selbst aber wenig von ihnen erwartend und nie auf Menschen sich verlassend, freien, stolzen Sinnes, wie er selber war — so sollten seine Kinder sein, und treu unterstützte ihn Lotte in solcher Erziehung. Sein heißester Wunsch war es, nur so viel für die Seinen zurücklegen zu können, daß diese einmal vor Abhängigkeit geschützt wären, denn kein Ge-

danke war ihm unerträglicher als der, daß sein liebes Weib und seine Kinder später auf Menschen angewiesen sein möchten. In den Mannheimer Tagen hatte der Dichter, wie Scherr zutreffend sagt, gar manchmal die Erfahrung machen müssen, daß es das Privilegium der Reichen und Glücklichen ist, hart und unedel sein zu dürfen. Und dies zu erleben, sollte seinen Kindern erspart bleiben, damit ihre Liebe zu den Menschen nicht darunter Schaden litte. Er wußte, was es ihn in seiner Jugendzeit gekostet hatte, die Menschen lieb zu behalten!

Schiller hat seiner Familie in seinen Werken ein schönes, bei Cotta stehendes Vermögen hinterlassen, aber zum Zurücklegen kam er bei seinem kränklichen Zustande nie. Sein ganzes Eheleben war ein nur von kurzen Perioden des Wohlseins unterbrochenes körperliches Leiden. Er war noch nicht ein Jahr verheiratet, da brach er, im Januar 1791, zusammen. Eine Lungenentzündung riß ihn an den Rand des Grabes, und viele Tage und Nächte lag er hoffnungslos, von den Ärzten aufgegeben, auf seinem Lager. Das wiederholte sich im Laufe des Frühjahrs, und den schlimmsten Anfall hatte er dann in Rudolstadt, wohin er zur Erholung geschickt war, zu bestehen. Hier an der Stätte seines jungen Glückes hat er damals, von furchtbaren Fieberfrösten und Erstickungserscheinungen beängstigt, unter Zuständen völliger Erstarrung und unter Blutstürzen, die jeden Augenblick seinen Tod erwarten ließen, von der Geliebten bereits schmerzvoll Abschied genommen. Einer der jungen jenaischen Tischgenossen, der spätere Maler Karl Graß aus Livland, versetzt uns durch einen viele Jahre darauf an Lotte geschriebenen Brief ergreifend hinein in das heilige Weh jener Stunde, das er in treuer Pflege mit durchlebt hat: „Ich befand mich in seinem Zimmer und hatte, indem ich am Fenster stand und las, mir das Bild des Leidenden und das Edle und Große, welches seine Form und seine Züge umschwebte, tief eingeprägt. Er hatte, soviel ich weiß, etwas Opium genommen, die heftigen Krämpfe zu stillen, und lag da, leicht entschlummert wie ein Marmorbild. Sie befanden sich im Nebenzimmer und von Zeit zu Zeit kamen Sie an die Thür, sich nach Schillern umzusehen. Sie sahen ihn also da liegen und nahten leise auf bloßen Strümpfen, und eben so leise knieten Sie mit ge-

falteten Händen vor sein Bett hin. Ihr loses dunkles Haar floß über die Schultern. Still weinte Ihr Auge. Sie hatten es wohl kaum bemerkt, daß noch jemand im Zimmer war. Der ohnmächtige Kranke schlug indessen die Augen auf. Er erblickte Sie; mit Leidenschaft umschlangen plötzlich seine Arme ihr Haupt, und so blieb er auf ihrem Nacken ruhen, indem ihn die Kraft von neuem verließ. Verzeihen Sie, daß ich's wagte, Ihnen eine Scene zu schildern, die so heilig und himmlisch war, daß nur Unsterbliche sie belauschen sollten. Begreifen Sie nun, daß ich Schiller und Sie nie vergessen konnte?

Der in Jena wie überhaupt in der ganzen Welt unter seinen Verehrern tot gesagte Dichter, für den in Dänemark bereits eine weihevolle Gedächtnisfeier abgehalten wurde, erhob sich gegen alle Menschenberechnung aus seiner schweren Krankheit, und eine Kur in Karlsbad förderte die Besserung. Auch noch die lange Reise nach Württemberg war für die Erholung bestimmt. Aber als er aus Schwaben wiederkehrte, verglich Goethes Freund Meyer die gebeugte Gestalt mit dem blassen Gesicht und den hohlen Wangen mit dem Bilde des Gekreuzigten. Man glaubte, er würde keine vier Wochen mehr leben. Wenn Schiller damals seinem Körner mitteilte, die Ärzte hätten ihm über seine Brust tröstliche Versicherungen gegeben, so war das eine Beruhigung, an die er selbst nur mit halbem Herzen glaubte. Fühlte er doch nur allzu sehr, daß der spannende Schmerz auf der rechten Seite der Brust auch nach der Genesung sich unverändert erhalten hatte; er wußte als Mediziner, was das bedeutete, und die Brustkrämpfe, die ihn alle paar Monate einmal heimsuchten, erinnerten ihn, wenn er zuweilen es vergessen wollte, immer wieder an den bösen Feind, der drinnen sein zwar langsames, aber unaufhaltsames Zerstörungswerk betrieb. Das war die finstere Wolke, die beständig über dem reichen Glücke seines Hauses lagerte, und unter der seine Meisterwerke entstanden sind. Sie sind samt und sonders Schmerzenskinder, vielfach gerade die schönsten Stellen sind hervorgegangen aus Stunden körperlicher Qualen oder gemütlicher Bedrängnis, und trotzdem darin so viel Lebensmut und Seelenfrische — das ist die Macht des Geistes!

Daß er aber überhaupt noch dazu gekommmen ist, einen

„Wallenstein“, eine „Maria Stuart“, eine „Jungfrau von Orleans“, eine „Braut von Messina“, einen „Wilhelm Tell“, seine unsterblichen Balladen und „das Lied von der Glocke“ zu schaffen, daß diese herrlichen Dichtungen nicht wie so viel anderes, mit dem sein Geist sich noch trug, ungeworden mit ihm ins Grab gesunken sind, das verdankt sein Volk, auf die menschlichen Faktoren angesehen, in erster Linie seiner liebend besorgten Frau. So treu auch Karoline und mehrere seiner dankbaren Studenten bei ihm wachten und walteten, alle Freunde Schillers, seine Ärzte voran, waren doch darin einig, daß seine Gattin mit ihrer aufopferungsfreudigen, bis an die Grenze ihrer Kraft gespannten Hingebung, mit ihrer verständigen, durch Wochen und Monate, bei Tag und Nacht, auf das Kleinste, ob auch noch so unwichtig Erscheinende bedachten Pflege seine Lebensretterin geworden ist. Und kehrten auch derartige Anfälle wie in jenen Schreckenstagen 1791 lange nicht wieder, wie oft hat sie doch noch zur Krankenpflegerin werden müssen! Es gab Zeiten, wo das ganze Haus, der Mann und die Kinder, darniederlag, und wo sie als der gute Engel von dem einen zu dem andern schweben mußte. Ja ganz ohne Sorge ist sie nie gewesen, fortwährend hatte ihre Liebe ihn zu hüten und zu warten, und sehr ungern verließ sie ihn; wenn sie es that, geschah es meistens nur auf seinen Wunsch, um mit den Kleinen einer herrschenden Kinderkrankheit aus dem Wege zu gehen. Welch ein Segen war es für den Dichter, allein schon in Anbetracht seines körperlichen Zustandes, daß er diese herzensgute, ruhige, sanfte und dabei so aufheiternd wirkende Frau gefunden hatte! Man denke sich als Schillers Gattin eine Schwan, eine Arnim, eine Kalb — was wäre aus dem kranken Manne geworden?

Es kam das Jahr, wo Schiller seiner Lebensgefährtin die treue, sorgende Liebe vergelten durfte. Im Oktober 1799, nach der Geburt Karolinens, kurz vor der Übersiedlung nach Weimar — der Dichter saß tief in seiner Arbeit an der „Maria Stuart“ und wollte gerade den 3. Akt, die große Gartenscene, die Begegnung der beiden Königinnen, beginnen — verfiel seine Frau in ein entsetzliches Nervenfieber, und lange hing ihr Leben an einem seidenen Faden. Schiller warf alle Arbeit beiseite und ging ganz in Sorge

und Pflege auf. Er war, so lange seine Kräfte reichten, Tag und Nacht vom Bette der Leidenden nicht wegzubringen, obwohl Frau von Lengefeld bei der Tochter weilte. Und während die Blicke kummervoll auf die teuren Züge geheftet waren, werden ihm manchmal die Worte durch die Seele geklungen haben, die er unlängst gedichtet hatte, und die, damals der Welt noch nicht bekannt, beinahe als sein eigenes Schmerzensbekenntnis hinausgegangen wären:

Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin ist's, die teure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust —
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar,
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war!
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr.

Es gelang seinem ihm freundschaftlich zugethanen Hausarzte Starke, die Lebensgefahr zu beseitigen; aber nun fing die trübste Leidenszeit erst an. Wochen lang lag die Kranke in voller Besinnungslosigkeit, dann in einem Zustande des Wachseins, aber der totalen Geistesstumpfheit, und die Apathie wurde unterbrochen durch furchtbare Ausbrüche der Verfolgungsangst. Viele Tage hat der Dichter sich mit dem Gedanken quälen müssen, daß sein geliebtes Weib, ob auch unter den Lebenden bleibend, ihm entrückt sei in die dunkle Nacht! Vor diesem Schrecklichsten ist er bewahrt

geblieben, er sollte ihr reiches Leben wieder haben. Es wurde Licht in ihrem Geiste, und sie erstand aus allen Leidensbanden. Was da durch ihre Seele zog, was aus ihrem Herzen tönte, als sie, wieder gesund geworden, an das seine sank, diesen Wiederklang ihrer Lebensfreude haben wir vor uns in dem Stuartwort, mit dem er nun den 3. Akt begann:

Laß mich der neuen Freiheit genießen,
Laß mich ein Kind sein, sei es mit!
— — — — — — — — — —
Bin ich dem finstern Gefängnis entstiegen,
Hält sie mich nicht mehr, die traurige Gruft?
Laß mich in vollen, in durstigen Zügen
Trinken die freie, die himmlische Luft.

Damals schrieb ihm seine Schwiegermutter: „Noch habe ich nicht Mut genug, die unglückliche Zeit zu Jena mir ganz zurückzurufen, aber als eine wohlthätige Erscheinung leuchtet mir aus solcher Ihre treue, unermüdete Sorgfalt für meine gute Lollo entgegen und erteilt mir die frohe Zuversicht, meine liebe Tochter unter allen Schicksalen des Lebens an Ihrer sanften und teilnehmenden Hand glücklich und versorgt zu wissen. Was wir einander in dieser Zeit wurden, vermehrt meine treue Mutterliebe und Achtung für Sie; die Vorsehung weise mir nur oft bei glücklichen Tagen Wege, auf welchen ich Ihnen zeigen kann, wie teuer und wert Sie mir sind."

Wie an jeder großen Seele wirkte der Schmerz auch an der Schillers mit läuternder, verklärender Kraft. „Eine unaussprechliche Milde durchdrang sein ganzes Wesen und gab sich kund in allen seinen Urteilen und Empfindungen, ein wahrer Gottesfriede kam je mehr und mehr über ihn", heißt es in Karolinens Biographie; und seine Gattin bestätigt dies: „Wie groß war er in allen seinen Gefühlen, wie strebte sein Geist aufwärts! Man möchte sagen, ein jeder Anfall von körperlichen Übeln erhob seinen Geist höher. Mit den unendlichen Leiden seines Körpers vergaß er in der Nähe seiner Geliebten sich selbst und war heiter, liebend, teilnehmend. Er wurde mit jedem Jahre seines Lebens milder in seinem Gemüte,

immer zufriedener mit seiner Lage ... reiner und edler, und seine innere Thätigkeit ließ gar oft den Schmerz nicht aufkommen." Dennoch konnte es nicht ausbleiben, daß von dieser beständigen Beunruhigung seines physischen Lebens gewisse Reizungen auf sein Gemütsleben ausgingen. Es kamen zuweilen Stunden gedrückter Stimmung, düsterer Anschauung der Dinge, wo auch in Schillers großem Charakter Unvollendetes sichtbar wurde, und wo Härten seines Wesens sich verletzend geltend machen konnten. Da wußte Lotte beruhigend und versöhnend auszugleichen, und wenn sich seine Erregung in seltenen Fällen einmal gegen sie selbst äußerte, ertrug sie es mit jener Gelassenheit, die der sonnige Ausdruck tief gegründeter, auch im Unrechtleiden sich nicht verleugnender Frauenliebe ist. „Es ist kein so großes Verdienst, sich in Schillers Launen gut zu fügen. Erstlich hat er doch im ganzen genommen nicht so viele, dann ersetzen auch wieder seine heiteren freien Momente die trüben leichter. Auch habe ich mir so viel Philosophie zu eigen gemacht, als ich brauche, um die Menschen zu beobachten, und um gerade nicht in allen Momenten das von ihnen zu erwarten, was sie in anderen leisten können. Ich bin daher tolerant und lasse die Menschen, wie sie sind, und bleibe auch meinen Gefühlen und Neigungen treu." „Es ist nicht Liebe, wenn man sich nur ein schönes Bild in der Seele entwirft und diesem selbst alle Vollkommenheiten giebt; sondern dies ist die Liebe: die Menschen so zu lieben, wie wir sie finden, und haben sie Schwachheiten, sie aufzunehmen mit einem Herzen voll Liebe."

Als echtes Weib betrachtete sie ihr Dasein überhaupt nur noch vom Standpunkte *seines* Lebenszweckes. Alles eigene Begehren war bei ihr untergegangen in dem einen Wunsche, dem Gatten, soweit sie es vermochte, sein dornenvolles Leben mit Rosen zu durchwinden. Nach ihrem Gefühle war sie dazu allein da, zu sorgen und zu wehren, daß nur Schillers hoher Genius sich der Welt zum Gewinne möglichst frei entfaltete. Sie suchte deshalb von ihm fernzuhalten, was durch Trübung der Seele seiner schöpferischen Kraft hätte nachteilig werden können, jeden Verdruß, jede Aufregung; und was seine Thätigkeit gehemmt hätte, lästige Rücksichten, Verpflichtungen, die außerhalb seiner Herzensinteressen

lagen, nahm sie ihm, wo es irgend ging, ab. Nach jeder Seite hin war sie sein treuer Schutzgeist, und in ihrem sanften und dabei so thatkräftigen Liebeswalten hatte sie Gewalt über sein Empfinden und damit auch nicht wenig über sein Befinden. Ihr Leben war ein Dienen, aber durch die Selbstverleugnung und Gütigkeit, mit der sie ihm, dem guten, selbstlosen Manne diente, war sie seines Herzens lenkende Macht.

Mächtig seid ihr, ihr seid's durch der Gegenwart ruhigen Zauber;
Was die Stille nicht wirkt, wirket die Rauschende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er!
Aber durch Anmut allein herrschet und herrsche das Weib.

Wie in diesem Epigramm schaut Schiller, so oft er das Ideal des liebenden Weibes, sei es ausführlicher oder auch nur in Andeutungen, zu zeichnen sich gedrungen fühlt, dasselbe immer irgendwie mit den Zügen seiner Lotte an. Wie weit ihr Bild aus den Frauengestalten seiner dramatischen Werke hervortritt, werden wir im nächsten Kapitel sehen. Hier sei nur auf zwei seiner berühmtesten Gedichte hingewiesen. Bekanntlich stammt die erste Anregung zu jenem großen Liede, das in der ganzen Weltlitteratur einzigartig dasteht, und das in Deutschland auch nur ein einziger, ein Schiller, hat dichten können, aus den Volkstädt-Rudolstädter Tagen des Sommers 1788, wo er oft die dortige Glockengießerei besuchte. Zu dem Schönsten unter dem vielen Schönen in dieser Dichtung gehört die Gestalt der deutschen Hausfrau, für die im Herzen des Mannes die Liebe bleibt, wenn auch die Leidenschaft flieht, wie sie die fleißige Schaffnerin ist, unter deren Händen die Wirtschaft gesegneten Fortgang nimmt, die weise Mutter, die zu herrschen versteht im Kinderkreise, die da lehret die Mädchen und wehret den Knaben, das treue, edle Weib, das zum Guten füget den Glanz und den Schimmer und das den Mann instand setzt, draußen in der Welt zu wirken und zu streben, zu pflanzen und zu schaffen, die Hohe, Unersetzliche. Wie viele Frauenherzen haben schon an diesem Bilde sich aufgerichtet zur rechten Erfassung ihres köstlichen Berufes! Sie haben sich aufgerichtet an einem Idealbilde, das dem Dichter aus dem Zusammenflusse der Erinnerungen an seine teure Mutter

und der täglichen Erfahrungen in seinem eigenen Hause entstanden ist. Und wie hier der Gattin mit der Mutter Bild, so vereinigt sich ihm in der „Würde der Frauen“ die Anschauung seiner Charlotte mit der Christophinens, das Bewußtsein von dem, was die Schwester ihm einst gewesen war in den Tagen voll Sturm und Drang, und was mehr noch sein Weib ihm nun in jeder Stunde seines Lebens ist; aber es sind doch vor allem die Züge seiner Frau, die uns aus dem Gedichte anblicken, besonders wenn man dasselbe in seinem ganzen Umfange nimmt und nicht in der Verkürzung, die Schiller später vorgenommen hat. Unter den das Leben des Mannes verklärenden Kräften eines edlen Frauengemütes, die dieses über ihn herrschen lassen mit „des Kindes, des Engels Gewalt“, führt der Dichter außer der hingebungsvollen Liebe, der edlen Grazie, dem innigen Mitgefühl, außer dem feinen, sittlichen Takt, der stillen Zufriedenheit, der zarten, sanften Güte als die eigentliche weibliche Grundkraft den Sinn für das Göttliche und ewig Heilige an. Die Religion sei der Naturtrieb, dem das echte Frauenherz treu geblieben ist, während des Mannes Blick vielfach dadurch beirrt und verdüstert werde, daß auf der Flut seines bewegten und im Kampfe erregten Geistes die Bilder des Lebens in ein ungewisses Schwanken geraten. Aus der frommen Empfindung komme dem Weibe sein unerschütterlicher Friede, seine überlegene Sicherheit, seine bezaubernde Seelenschönheit.

Das galt in vollem Maße von seiner Gattin. Wie alle Frauen, die auf das Leben des Dichters einen gewichtigen Einfluß ausgeübt haben, war auch Lotte ein tief religiöser Charakter. In streng orthodoxem Geiste ist sie erzogen worden, aber schon vor ihrer Bekanntschaft mit Schiller war sie in eigenem Nachdenken bemüht gewesen, aus ihrem geistigen Leben auszuscheiden, woran Vernunft und feineres Gefühl Anstoß nahmen. „Gott, ewiges, unbegreifliches Wesen!“ heißt es in ihrem Tagebuche, „wie viel, wie oft suchten schon Menschen dein Sein zu enthüllen, und das Gebäude ihrer Träume sank in sein Nichts zurück. Wie oft haben wir schwache, kleine, deiner unwürdige Begriffe von dir. Wir sinnen und sinnen und können uns aus dem Labyrinthe der Ideen nicht finden.“ Schiller, der Denker, wurde dann der Lehrer, der ihr den

Weg wies. Die Gespräche im Lengefeldschen Hause bewegten sich, wie wir sicher wissen, oft Stunden lang, ganze Abende über auf religiösem Gebiete, und die Jugendblätter berichten von einem großen Wandel, der sich damals in ihren Auffassungen vollzogen hat. Lotte wurde die aufgeklärte Christin, die die dogmatischen Fesseln von sich abstreifte, und ihr religiöses Empfinden verschmolz sich mit seiner ästhetisch-spekulativen Denkweise. Sie sorgte dafür, daß in seinem Tempel der Schönheit dem Altare der ihm gebührende Platz erhalten blieb, und daß auf demselben die heiligen Flammen, die aus dem Wirrwarr des täglichen Lebens zu der höheren Region des Glaubens emporweisen, nicht erloschen. „Alles Große und Schöne, was ich auffinde, knüpft mich mit meinen Gedanken an eine unsichtbare Welt an, zu der mein Gemüt mit Innigkeit strebt.“

Sie glaubte an „die große, gütige, harmonische Seele der Welt“, an „die Hand der Allmacht, die die verworrenen Fäden des Menschenschicksals auflöset und endlich Ruhe und Ordnung sich verschaffen kann und wird in dem Chaos der Verwüstungen“ menschlicher Leidenschaften. Fest war sie davon überzeugt, daß alles, was einem widerfährt, alles, was ein edler Mensch erstrebt, ruht „in der Hand eines liebenden Geistes, dem wir vertrauen dürfen, daß er stets alles zum Besseren leitet.“ „Was imstande ist, einem menschlichen Gemüte Sorge zu machen, ist auch in der Reihe seiner Wirkungen aufgenommen.“ „Gott hat viel Freuden, aber auch viel Schmerz in mein Leben gelegt. Ich erkenne beides mit Verehrung seiner Führung“ und „ich denke, daß wir leiden müssen und sollen auf einer Welt, die so ungleichartige Wege hat, um in einer anderen empfänglicher für die ewige Harmonie zu werden, die wir auf der Erde nur zuweilen ahnen.“ Die erhebendste Zeit im Jahre war ihr Weihnachten. Sie feierte es als „das Fest, das den Glauben an die unmittelbare Nähe der Gottheit“ zum Inhalt hat, denn Christus war ihr das menschliche Abbild der höchsten Güte, geschickt von Gott, daß wir „erfassen, was er für seine Geschöpfe sei.“ Die Gestalt des Religionsstifters hatte für ihr religiöses Leben eine hohe Bedeutung. Einige von ihr geschriebene Chöre zeigen, daß sie sich mit dem Gedanken an eine Dichtung beschäftigte, die Christus zum Mittelpunkte haben sollte. Er ist ihr der Held,

der des Herzens Willen reinigt und es mit Glut und Kraft erfüllt zu einem Leben, das den Menschen Gottes würdig macht.

Im Hause des Dichters hatte die Bibel einen Ehrenplatz, und aus derselben spendete Lotte dem Manne und den Kindern, was denselben heilsam war. So war sie die Priesterin der Familie, die, wesentlich in Übereinstimmung mit den Ansichten ihres Gatten, aber, wo ihre Überzeugung es gebot, auch über dieselben hinaus ihres Amtes wartete. Schiller glaubte, mit seinem Gottesbegriffe das Gebet nicht vereinigen zu können. Lotte ließ sich dadurch nicht beirren. Sie erzog ihre Kinder zum Beten, und sie selbst suchte ihre Erhebung, ihre Erleuchtung und ihre Stärke darin. „Wo auch nicht Hoffnung ist, daß wir sichtbar erhört werden, ist schon Trost gefunden, wenn wir es erlangen können, uns von den Gegenständen unserer Not zu entfernen, und dadurch schon, daß wir es vermögen von der Erde wegzublicken, wird der Blick geklärt." Es giebt für sie unter allem, was Menschen gesprochen haben, „nichts Höheres, als das Gebet, welches Christus uns lehrte: Vater unser, der du bist im Himmel. In den Momenten meines Lebens, wo keine andere Stimme zu mir Eingang finden konnte, wo ich deutlich fühlte, nur Gott kann helfen, betete ich dieses Gebet." Aber ob auch „keine menschliche Angelegenheit zu gering ist für den Mächtigen, den wir anrufen," so hielt sie doch bei den Kindern darauf, daß dieselben nicht allerlei kindische Wünsche vor Gott brächten. Gottes Name müsse dem Menschen zu heilig sein, als daß er mit solchen ihm zu nahen wagte. „Nur wenn wir Fassung bedürfen, wenn wir Gaben des Gemüts erlangen möchten, sollen wir zu dem großen Gemüte des Vaters aller Wesen flehen."

Natürlich war im täglichen Anschauen von Schillers reichem Geiste der Glaube an die Unzerstörbarkeit des Menschengeistes und an die persönliche Unsterblichkeit in Lottens Herz lebendig. Derselbe war das Hauptstück ihrer religiösen Gedankenwelt. Als Gattin eines so thatenfrohen Mannes galt ihr der Tod als Übergang in höhere Wirkungskreise, als ein neues vollkommeneres Schaffen durch die Freiheit des Göttlichen in der Menschenseele. Mit einer unendlichen Mannigfaltigkeit der Form spricht Lotte in späteren Jahren ihren Unsterblichkeitsglauben aus. Von dem vielen,

was angeführt werden könnte, heben wir hier eine Stelle hervor, die wohl zu dem Schönsten gehört, was je über diese dunkle Frage ausgesprochen worden ist: „Wie wir die Kinder lieben in unserm Schoß als uns noch unbekannte Wesen, deren Werden und Sein wir ahnen, und die wir nicht mit dem Rufe der Liebe ins Dasein bringen können, wenn wir es möchten; . . . so sehen und fühlen vielleicht die Geister unserer geschiedenen Lieben unser Dasein, unser Leben; sie teilen alles mit uns, ohne daß wir es je wissen; sie erwarten unser Erwachen in ein anderes Leben, wie eine Mutter den ersten Blick ihres Kindes ins menschliche Leben erwartet, und ihre Liebe ist uns nahe, wenn wir sie auch nicht zu fühlen vermögen.“

Mit ihrem glaubensreichen Gemüte hat Charlotte den Dichter aufgerichtet, so oft ihm in Kummerstunden die Ideale entfliehen wollten, und sein Optimismus zu erlahmen drohte. Aber es waren doch nicht bloß trübe, es waren auch sonnige Zeiten, die sie mit ihm durchleben durfte. Ein solcher Sonnenstrahl fiel hell und voll auch schon in dem Unglücksjahre 1791 in ihr Haus. Schiller hatte sich aus schwerer Krankheit wieder aufgerichtet, aber er bedurfte der Schonung und Erholung, und woher die Mittel dazu nehmen? Woher überhaupt die Mittel zu leben? Wenn er nicht arbeitete, hatte er nichts, und er durfte lange nicht an seine Schriftstellerei denken, an sein Lehramt wohl überhaupt nicht mehr. So klopfte die Sorge, geradezu die Not ans Haus, es mußten Schulden gemacht werden. Und dabei keine Aussicht, sie wieder abzutragen! Keine Möglichkeit für das liebende Frauenherz, dem Manne die trostlose Lage zu verdecken! Da kam ein Tag — mit goldenen Lettern steht er in der Geschichte ihres Lebens verzeichnet — der 13. Dezember 1791! Derselbe brachte einen Brief des dänischen Ministers Graf Ernst von Schimmelmann und des Prinzen Friedrich Christian von Holstein-Augustenburg, des Urgroßvaters unserer Kaiserin. Beide waren begeisterte Anhänger Schillers und durch ihren Freund, den Dänen Baggesen, der den Dichter in Jena kennen und lieben gelernt hatte, auf dessen Lage aufmerksam gemacht. Hier nur eine Stelle aus diesem Schreiben: „Dieses lebhafte Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, verteidige uns bei Ihnen gegen den Anschein von unbe-

scheidener Zudringlichkeit! Es entferne jede Verkennung der Absicht dieses Schreibens. Wir fassen es ab mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delikatesse Ihrer Empfindungen einflößt .... Ihre durch allzu hastige Anstrengung und Arbeit zerrüttete Gesundheit bedarf für einige Zeit einer großen Ruhe, wenn sie wiederhergestellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll; allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern Sie, sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollen Sie uns die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern. Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von 1000 Thalern*) an. Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen. Wir wissen dies zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen umfassen. Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder vor sich, nicht eitle Große, die durch einen solchen Gebrauch ihrer Reichtümer nur einer etwas edleren Art von Hochmut fröhnen. Wir wünschen, der Menschheit einen ihrer Lehrer zu erhalten."

Man male sich die Scene aus, als Schiller und Lotte mit zitternder Hand diesen Brief lasen. Man versetze sich in das Gefühl der Gattin, als sie den geliebten Mann so anerkannt und aus seiner Angst plötzlich herausgerissen sah, und das in einer so feinen, zarten Weise. Wie muß es ihr zu Mute gewesen sein, als er aufjubelte: „Das, wonach ich mich, schon so lange ich lebe, aufs feurigste gesehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los, ich habe die längst gewünschte Unabhängigkeit des Geistes! Ich habe die Aussicht, meine Schulden zu tilgen und, unabhängig von Nahrungssorgen, ganz den Entwürfen meines Geistes zu leben! Ich habe endlich einmal Muße, zu lernen und zu sammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten!" Der Reichtum hatte hier nur gethan, was seine Pflicht gewesen ist. So faßte es auch Körner auf. Aber wenn man bedenkt, wie oft

*) Nach unseren heutigen Werten also mindestens 8000 Mark jährlich.

die Besitzenden dieser Erde, in ihrer eigenen Sorglosigkeit recht gedankenlos und verständnislos geworden, mit verschränkten Armen es mitansehen können, wie ein schaffender Geist, von dem sie Großes erwarten und mit Recht erwarten dürfen, sich zermartert in qualvollem Ringen mit den erbärmlichsten Nichtigkeiten des Lebens, so schreibt man die That des Prinzen und des Ministers, besonders auch um der Art willen, wie sie gethan ist, mit Freuden in ein Buch hinein, das von Seelengröße handelt. Dahin gehörten auch Schillers Antworten, herrliche Briefe, Worte einer auch im Nehmen großen Seele: „Der Beweggrund, aus dem ich mir erlaube es anzunehmen, läßt mich, selbst in den Fesseln der höchsten Verpflichtung, mit völliger Freiheit des Gefühls vor Ihnen erscheinen. Nicht an Sie, sondern an die Menschheit habe ich meine Schuld abzutragen. Diese ist der gemeinschaftliche Altar, wo Sie Ihr Geschenk, und ich meinen Dank niederlege. Ich weiß, meine Verehrtesten, daß nur die Überzeugung, von mir verstanden zu sein, Ihre Zufriedenheit vollendet. . . . Eine Erscheinung wie Sie richtet den Glauben an reine und edle Menschheit wieder auf, den so zahlreiche Beispiele vom Gegenteil in der wirklichen Welt niederschlagen. Unaussprechliche Wollust ist es für den Maler der Menschheit, im wirklichen Leben auch Züge desjenigen Bildes zu treffen, das sich in seinem Innern verklären und seinen Schilderungen zu Grunde liegen muß."

Übrigens standen auch hier hinter der That der Männer zwei edele Frauen. Die eine war Baggesens junge Gattin Sophie, die Enkelin des Schweizer Dichters Haller, eine Gestalt, auf deren geistvollem Angesicht etwas liegt wie eine Andeutung davon, daß in der Hülle des holden Weibes sich ein Engel birgt, der bald zu seiner höheren Heimat sich aufschwingen wird. Sie trat Schillers Frau aufs innigste nahe, sie umschlang sie mit einer Zärtlichkeit, die ohne ihre „liebe, liebe, beste Lotte im Paradiese selbst nicht leben" mochte; ihre Briefe malten entzückt die Zeit aus, wo sie, von weiten Reisen zurückgekehrt, Schiller und Lotte — woran damals viel gedacht wurde — für immer in Kopenhagen finden würde; aber sie kehrte nicht wieder, man durfte im Dichterhause ihrer bald nur noch als einer Verklärten gedenken. Die andere ist die Gräfin

Charlotte Schimmelmann, die Gattin des Ministers. Wir besitzen eine große Anzahl von Briefen, die sie Lotten im Laufe der Jahre geschrieben hat. Aus denselben spricht im wärmsten Herzenstone und zugleich mit tiefem Verständnis eine Frauenseele, die dem Fluge des Schillerschen Genius bewundernd folgte, und der zu den höchsten Weihestunden ihres Lebens die Tage gehörten, in denen sie mit ihrem Manne seine bald so rasch auf einander folgenden großen Dramen empfing und las. In liebevollster Teilnahme durchlebte sie alles mit, was in Freud und Leid durch das Haus des Dichters zog, und Lotte fand in ihr ein Herz, dem sie sich frei über alles aussprechen konnte, über ihre privaten Verhältnisse, über ihr Glück und ihre Sorgen an Schillers Seite, über ihren Stolz auf des Dichters Schaffen, über ihre Kinder, über Fragen der Litteratur und der Kunst und nicht am wenigsten auch über politische Fragen. Die sich sehr verwandten Frauen berührten sich vorzüglich in ihrer warmen patriotischen Empfindung und in ihrem Widerwillen gegen Napoleon. So war aus einem Geldgeschenk, ähnlich wie einst bei Körner, ein reicher idealer Gewinn für Schiller und seine Gattin hervorgegangen. Persönlich hat man sich nie kennen gelernt, aber der geistige Verkehr mit dem Grafen und der Gräfin Schimmelmann brachte viel Freude in ihr Leben.

Noch einer anderen hohen Freudestunde, die sie — ein Jahrzehnt nach dem Augustenburger Briefe — miteinander genießen durften, wollen wir gedenken. Schiller hatte mit seiner Frau und mit Karoline Körner besucht und schöne Wochen der Erholung auf dem Loschwitzer Weinberge verlebt. Dann reiste man mit den Freunden nach Leipzig, wo der Dichter zum erstenmal seine „Jungfrau von Orleans" sehen sollte. Es war am 17. September 1801. Die ganze Stadt war in Erregung. Ein Fürst hätte nicht gespannter erwartet werden können. Im Theater drängte sich die Menge. Als am Ende des 1. Aktes Johanna den Herold abwies und mit der von ihr entflammten Ritterschar nach Orleans fortstürmte, um dort ihr Siegeszeichen aufzupflanzen, war im Publikum kein Halten mehr. In tausend Stimmen jubelte es hinauf zu seiner Loge: Es lebe Friedrich Schiller! — Pauken und Posaunen trugen den Gruß immer wieder und immer begeisterter zu dem Dichter und

seiner Lotte empor, die dort in unaussprechlichen Gefühlen nebeneinander saßen, umgeben von den ihnen liebsten Menschen. Das Stück ging zu Ende. Der Gefeierte verließ das Schauspielhaus, draußen aber wogte es Kopf an Kopf, alles wollte ihn sehen, alles Deutschlands Meisterdichter begrüßen. Man hat Spalier gebildet, da muß er durchschreiten, die Häupter entblößen sich in Ehrfurcht, Väter heben ihre Kinder in die Höhe, und auf jedem Schritte tönt es ihm brausend entgegen: Vivat, es lebe Schiller, der große Mann! So sieht sein beglücktes Weib den Dichter auf der Höhe seines Ruhmes, — ihre Liebe hatte viel für ihn erwartet, jetzt ist es zur Wirklichkeit geworden: der Lorbeerkranz senkt sich auf seine geweihte Stirn! Später erlebte sie dann ähnliche Ovationen in Berlin. Damit aber, woran ja der Hausfrau und Gattin nicht am wenigsten liegen konnte, war für ihn vorüber alle Zeit der Sorgen. Der Herzog erhöhte, weil Schiller trotz glänzender Anerbietungen aus Berlin in Weimar blieb, sein Gehalt auf das Vierfache des ursprünglichen Satzes, zahlreiche Theater bewarben sich um seine Stücke, und von den Intendanturen und dem Verleger strömten ihm nun die Gelder zu, mit denen die Rückstände der vergangenen Jahre ausgeglichen werden konnten. Das Leben gestaltete sich freundlicher, er vermochte sich manches zu gönnen; auch kaufte er sich im Jahre 1802 das für damalige Verhältnisse schöne Haus an der Esplanade, das heutige Schillerhaus in Weimar.

Überblicken wir nun noch einmal das Bild der Gattin Schillers, und zwar von der Frage aus, was Lotte dem Dichter als solchem, was sie überhaupt für das geistige Leben Schillers gewesen ist. Lange Zeit bestand in unserem Volke die Meinung, die von einigen Frauenkreisen der Berliner Romantiker verbreitet worden ist, daß des Dichters Wahl ein Fehlgriff gewesen wäre; Schiller habe wenigstens in geistiger Beziehung und für sein poetisches Schaffen von ihr, der so Unbedeutenden, nichts gehabt. Natürlich wurde diese Fälschung des Lottebildes von dem Augenblicke an, wo bald nach dem großen Schillerfeste des Jahres 1859 ihr reicher Briefwechsel in die Öffentlichkeit trat, in den Kreisen der litterarischen Forscher sofort erkannt. Aber wenn erst einmal so irrige Auf-

fassungen um sich gegriffen haben, sind sie schwer und nur allmählich auszurotten, und noch heute sprechen sehr gebildete Leute die Lottens Bedeutung bezweifelnden Ausstreuungen nach, ohne zu wissen, daß sie damit einen längst überwundenen, von keinem einzigen Litteraturkenner mehr eingenommenen Standpunkt vertreten und ein großes Unrecht an einer der hervorragendsten deutschen Frauengestalten begehen.

Auffallend ist es ja freilich, daß die ersten Jahre seiner Ehe gar keine poetische Frucht getrieben haben. Während es in den „Weltaltern“ heißt: „Die Flamme des Liedes entbrannte neu an der schönen Minne und Liebestreu,“ haben wir aus den Jahren 1790—1794 nichts wie die Virgilübersetzungen. Aber das ist aus dem Entwicklungsgange des Dichters zu begreifen. Seine Bildung hatte große Lücken. Dies hatte er schon in Dresden im Umgange mit Körner schmerzlich empfunden, und noch mehr war es ihm in dem geistig reichen Leben Weimars zum Bewußtsein gekommen. Da erfaßte ihn mächtig der Drang, sich zur vollen Höhe der Bildung seiner Zeit emporzuschwingen, und nicht eher wollte er wieder ans Dichten gehen, bis er, an geistigem Besitze Goethe ebenbürtig, mit diesem erfolgreich den Wettkampf aufnehmen könnte. So warf er sich mit der ganzen Energie seines Geistes auf die Geschichte, dann, wie wir uns aus den Volkstädt-Rudolstädter Tagen erinnern, auf die Antike und schließlich auf die Philosophie, auf das Studium Kants. Das nahm bei Schillers Eigenart seine Interessen völlig in Anspruch; denn wenn seine Seele etwas ergriffen hatte, mußte alles liegen bleiben, bis er sich des Gegenstandes völlig bemächtigt hatte. Wie er aber damals in philosophischen Fragen förmlich fiebernd lebte, zeigt sich darin, daß im Jahre 1791, als eines Tages bei fortschreitender Genesung der Arzt ihm erlaubte, ein Buch in die Hand zu nehmen, etwas leichte, ihm wohlthätige Lektüre, er zu Kants Kritik der reinen Vernunft griff! Das also ist der Grund jener poetischen Unproduktivität; daran hätte auch der Genius der Poesie, wenn er leibhaftig an seine Seite getreten wäre, nichts ändern können. Nachdem aber die wissenschaftliche Läuterung und Vertiefung abgeschlossen war, kehrte Schiller mit verzehnfachter Kraft zur Dichtung zurück. Der Boden, aus dem

nun seine Meisterwerke erwuchsen, war sein erneutes und bereichertes Geistesleben. Und wer war die Sonne, unter deren anregender Kraft die Ähren in die Höhe schossen?

Charlotte von Schiller hatte keinerlei Anlage zu einer pfauenhaft sich spreizenden Geistreichigkeit, in der sich die Frauen des romantischen Kreises vielfach gefielen, nichts von dem Triebe, mit genialem Sprühen ein Feuerwerk um sich zu verbreiten, daß die Männerwelt staune, was die Frau vermöge. Sie kannte nicht den Ehrgeiz, eine von jenen „berühmten Frauen“ zu werden, die ihrem Manne so im Grunde der Seele zuwider waren, und die er schon vor seiner Braut in dem zu Rudolstadt entstandenen gleichnamigen Gedichte so treffend gegeißelt hatte.

O meiner Liebe erstes Flitterjahr!
Wie schnell — ach, wie so schnell bist du entflogen!
Ein Weib, wie keines ist, und keines war,
Mir von des Reizes Göttinnen erzogen,
Mit hellem Geist, mit aufgethanem Sinn
Und weichen, leicht beweglichen Gefühlen,
So sah ich sie, die Herzenfeßlerin,
Gleich einem Maitag, mir zur Seite spielen;
Das süße Wort: Ich liebe dich!
Sprach aus dem holden Augenpaare;
So führt' ich sie zum Traualtare;
O wer war glücklicher als ich!

Aber es kam anders. Der arme Ehemann, den Schiller in diesem Gedichte seine Klage erheben läßt, hat es erleben müssen, daß einer in sein Haus kam, der seiner Gattin den Kopf verdreht hat mit der Vorhaltung, sie sei eine geistreiche Dame, die sich auf das Schriftstellern verlegen müsse. Das hat sie gethan.

Kaum ist der Morgen grau,
So kracht die Treppe schon von blau'n und gelben Röcken,
Mit Briefen, Ballen, unfrankierten Päcken,
Signiert: an die berühmte Frau.
Sie schläft so süß! — doch darf ich sie nicht schonen.
„Die Zeitungen, Madam, aus Jena und Berlin!“
Rasch öffnet sich das Aug' der holden Schläferin,
Ihr erster Blick fällt — auf Recensionen.

Natürlich verliert die Holde allen Sinn für ihre Wirtschaft, für ihre Kinder, für des Hauses Wohl und des Mannes Herz.

> Wen hab' ich nun? — Beweinenswerter Tausch!
> Erwacht aus diesem Wonnerausch,
> Was ist von diesem Engel mir geblieben?
> Ein starker Geist in einem zarten Leib,
> Ein Zwitter zwischen Mann und Weib,
> Gleich ungeschickt zum Herrschen und zum Lieben;
> Ein Kind mit eines Riesen Waffen,
> Ein Mittelding von Weisen und von Affen!
> Um kümmerlich dem stärkern nachzukriechen,
> Dem schöneren Geschlecht entfloh'n.

Hierin zeigt Schiller, wie er seine Frau nicht haben wollte. Was er dagegen suchte, war ein Weib, das mit ganzer Seele seinem Hausfrauenberufe lebte, dabei aber ein Wesen voll sinniger Empfänglichkeit für die Aufnahme seiner Ideen, dem er sich in allem, was ihn beschäftigte, mitteilen könnte, von dem er die Überzeugung haben dürfte, daß er verstanden, daß er von einem sicheren Geschmack für das Gute und Schöne beraten werden würde. Und das hatte er in Lotte in vollem Maße gefunden. Dies bezeugen uns Körner, Humboldt und Goethe, Zeugen, die mehr sind, als alle die Damen, die aus weiter Ferne und ohne persönliche Kenntnis oder nach nur ganz flüchtiger Berührung ein Urteil über Lottens Innenleben abzugeben sich erkühnten. Und hören wir sie selbst reden: „Ich konnte über alle Bedürfnisse hinwegblicken in den Stunden, wo sein Geist zu mir sprach, und ich fühlte in den ersten Jahren unserer Verbindung wie in den letzten das gleiche Glück. Mit mehr Bewußtsein meiner selbst in späteren, denn ich hatte mich, durch ihn gebildet, empfänglicher gefunden und genoß reiner den Anblick seines Geistes. Zuweilen begegnete es mir, daß er Dinge sagte, die ich eben gedacht hatte oder sagen wollte, und ich fand froh diese Übereinstimmung, weil sie mir zeugte, wie ich mir durch das Leben mit ihm, durch das Verfolgen seines Geistes seine Ideen angeeignet hatte.“ O diese Stunden, „da sich mir sein ganzes schönes Wesen enthüllte, da er allen meinen Fähigkeiten des Geistes und des Gemütes eine höhere Richtung gab — durch das Streben nach seinem

Geist mich bewegte!" „Das hohe, rein Genialische von Schillers Werken und Wesen haben andere nicht so gefühlt, ich kann es frei sagen, als ich es fühle; denn mir gab die Liebe Kraft, zu ahnen und zu verstehen. Goethe verstand ihn allein in den hohen Momenten unter seinen Freuden, davon war ich Zeuge. Wie glänzende Meteore gingen diese beiden Erscheinungen oft aneinander vorüber, und eine faßte die Flamme des andern auf, ohne sich zu zerstören."

Diese Frau, die in ihren „Erinnerungen" manches sehr treffende Urteil über die großen Dichter ihrer Umgebung Goethe, Herder und Wieland in Vergleichung mit Schillers dichterischer Individualität gefällt hat, war ein reich und tief beanlagtes Wesen. So hören wir denn auch, daß der Dichter beim Entstehen seiner Werke, in deren bruchstückweises Weiterkommen sie durch sein Vorlesen und Besprechen immer eingeweiht war, häufig ihre Ansichten einholte, „und ihr Gefühl", sagt Körner, „ward nicht selten ein bestimmendes Urteil für ihn." Das gilt von Einzelheiten seiner Dichtungen, aber vielleicht noch mehr von wichtigen Entschließungen in denselben. Es steht z. B. durch eine Äußerung Goethes, die Schillers Tochter Emilie auf eine Aussage der Mutter hin bestätigt, unbestreitbar fest, daß die zweite Hälfte im Schlußakte des „Wilhelm Tell", die Einführung des Parricida, auf Charlottens Veranlassung gedichtet worden ist. Wir haben uns das wohl so zu denken, daß Schiller schwankte, ob er diese Figur, die er in seiner Quelle, bei Tschudi, vorfand, benutzen sollte oder nicht, und daß Lotte in der ihrem Wesen entsprechenden Empfindung, es müßte durch Aufstellung solcher Kontrastgestalt die That des Freiheitshelden noch einmal in ihrem reinen und großen Motive beleuchtet werden, für das Auftreten des aus Leidenschaft und persönlicher Rache zum Mörder gewordenen Schwabenherzogs den Ausschlag gab. Und das war ein feiner und guter Rat.

Noch gewichtiger, wie solcher direkte Einfluß auf sein Schaffen, war der von ihrer Erscheinung auf ihn ausgeübte Eindruck. Lotte war wie in ihrem Äußeren, so auch in ihrem ganzen Empfindungsleben eine von Poesie durchdrungene Persönlichkeit. Ein erfrischender Hauch blühender Phantasie wehte nach der Freunde Schilderung durch ihr Leben, und wenn ihr die Sprache auch nicht annähernd

in der Weise, wie ihrem großen Gatten, zu Diensten stand, so barg doch ihr Inneres eine Fülle von dichterischen Tönen. Außer der früher angeführten Stelle aus „Ossians Abschiedsklage" und dem, was das letzte Kapitel noch bringen wird, betrachte man folgende Verse aus dem Jahre 1812 — also lange nach Schillers Tode:

In der Pinie Rauschen und aus der Myrte Geflüster
Tönet im lieblichen Ton ewiger Zeiten Gespräch.
Jene verschütteten Tempel, die Säulen, dem hohen Kronion,
Pallas und Juno geweiht, wecken des Staunenden Sinn.
Aber der Ketten Gerassel, die Klage des dienenden Sklaven,
Der die Gedanken des Lichts, hohe Gebilde vollbracht,
Hat die Zeit nicht bewahrt; das Große ist nur geblieben,
Längst schon der Seufzer verhallt, der das Unsterbliche schuf.

Einige kleine Bilder charakterisieren den poetischen Zug ihres Innern. Da sitzt sie eines Abends, nachdem sie ihre häuslichen Pflichten erfüllt hat, vor einem Kantischen Werke. Länger hat sie schon darin gearbeitet, da wird durch irgend etwas ihr Geist abgelenkt, es fällt ihr eine Stelle aus der „Jungfrau von Orleans" ein, sie vergißt darüber den Philosophen, und als sie sich wieder auf sich selbst besinnt, bemerkt sie, daß sie laut aus dem Drama deklamiert — „da mußte ich über mich lachen, daß die Poesie doch eigentlich das Glück meines Lebens ist, und nur wenn ich nicht empfänglich dafür bin, bin ich unglücklich." Ein andermal finden wir die Hausfrau vor ihrem Schreibtische, wie sie in ihren Papieren kramt. Sie sucht eine Quittung, aber mit den wirtschaftlichen Schriftstücken vermengt fallen ihr immer wieder einige ihrer Gedichte in die Hand. „So sehr ich mich auch bestrebe, die Dinge zu sondern, so mischt sich doch die Poesie immer ins Leben, und ich hoffe, ich gehe auch nicht ohne Poesie aus der Welt, sie hat mich zu glücklich gemacht im Leben." Dieser Sinn seines Weibes war die Luft, in der Schiller beständig atmete, und ohne daß er sich dessen immer bewußt wurde, regte ihr dichterisches Empfinden, das freilich aus dem seinigen seine eigentliche Nahrung zog, ihm seine Geister an. Wollte er neue poetische Ideen finden, so mußte sie sich an das Spinett setzen, das noch in seinem Arbeits-

zimmer zu sehen ist, und ihm etwas vorspielen. In der „Huldigung der Künste“ spricht die Musik, — es ist seine Lotte, die Schiller hier reden läßt:

Ein holder Zauber spielt um deine Sinnen,
Ergieß' ich meinen Strom von Harmonien;
In süßer Wehmut will das Herz zerrinnen,
Und von den Lippen will die Seele fliehn;
Und setz' ich meine Leiter an von Tönen,
Ich trage dich hinauf zum höchsten Schönen.

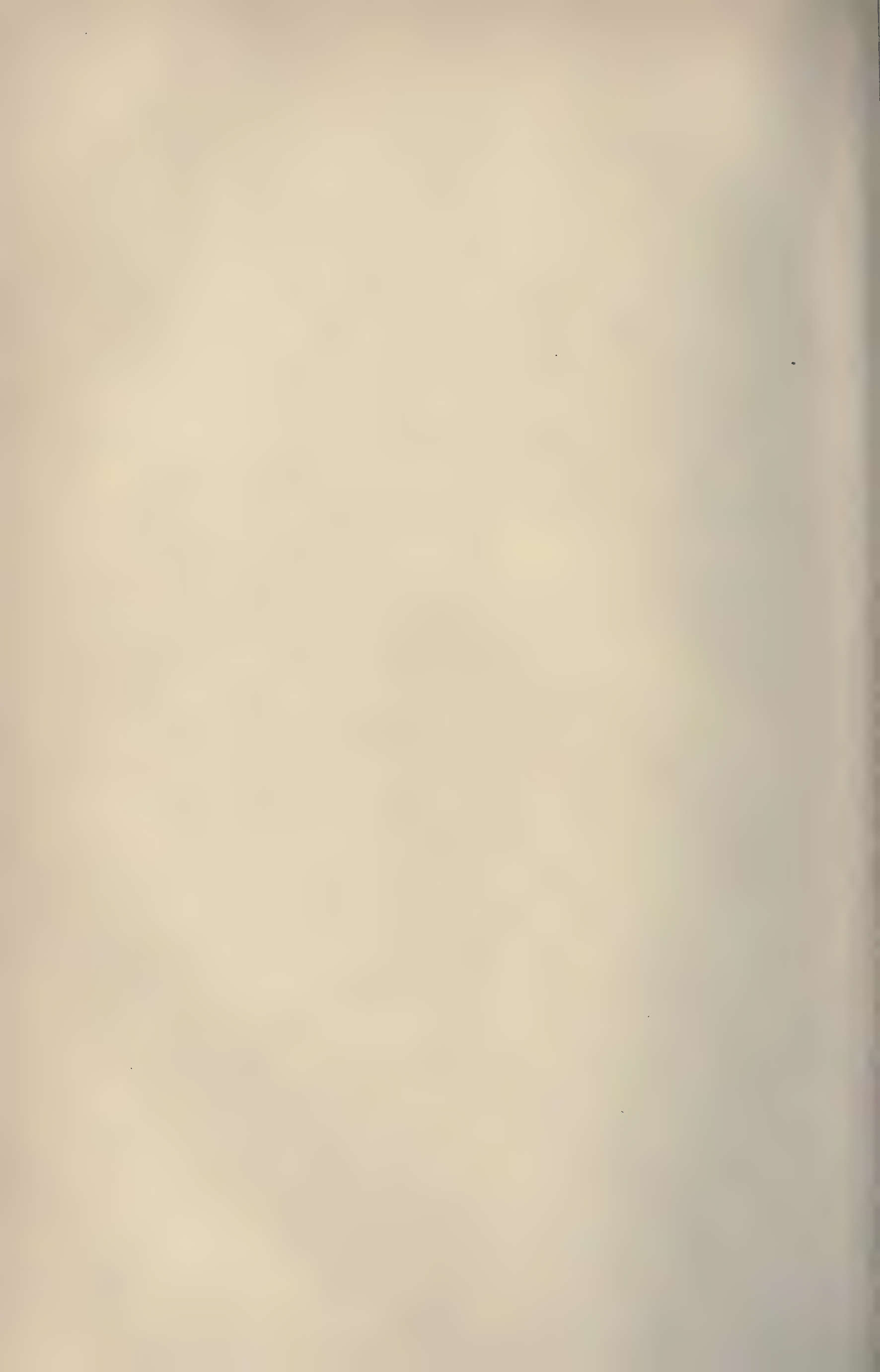
Aber mit dem allen ist noch nicht ihre tiefgehendste sonnenhafte Bedeutung für des Dichters schaffendes Leben hervorgehoben. Bekanntlich ist Goethe erst zum klassichen Dichter ausgereift, als er Italiens Boden betrat. Auch Schiller hat seine klassische Vollendung im Lande der Schönheit gefunden. Zwar war er zu arm, um hinziehen zu können zum ewigen Rom. Aber was er in unmittelbarer Anschauung entbehren mußte, ersetzte ihm des Freundes lebendige Schilderung. Derselbe führte ihn ein in die harmonienreiche Welt der Antike, in die Welt des edlen Gleichmaßes und der zur Ruhe abgeklärten Natur. Jedoch auch die genialste Reproduktion des Geschauten aus dem Munde eines Goethe wäre nicht fähig gewesen, in Schiller die Schönheit zu lebendiger Wirksamkeit erstehen zu lassen, wenn ihm dieselbe nicht in leibhaftiger Verkörperung mit schöpferischem Werderufe zur Seite gestanden hätte. Lottens Leben und ihre in steter Herzensberührung sich erweisende Macht über Schillers innere Welt ist die Ergänzung zu Goethes Worten geworden. Sie war in ihrem von Leidenschaften freien Wesen, in ihrer Iphigenieartigen Erscheinung ein Bild antiker Ruhe. Das griechische Gewand, in dem Frau von Stein ihren Liebling gezeichnet hat, stand ihr so gut, weil es ihrem Innern entsprach. Die Sicherheit war ihr, wie Körner sagt, in der Harmonie ihrer Seelenfähigkeiten angeboren. Besonders hernach in der Haltung der Witwe wird man überrascht von einer eigentümlichen Verbindung griechischer Schönheit mit germanischer Liebesinnigkeit und christlicher Glaubenstiefe. Aber das zeigte sich auch bereits in ihrem Eheleben. In Lotte von Lengefeld umschwebte unseren Dichter auf

Schritt und Tritt die nahezu rein umschriebene Form der Weiblichkeit, die sich in jeder Lage des Lebens graziös bewegte und kaum je von der Schönheitslinie abwich. So erstand ihm sein Begriff der „schönen Seele", jene Idealmacht, die nun sein in ihm schaffender und die klassische Dichterperiode heraufführender Genius wurde. Was Goethe für Schiller geworden ist (freilich umgekehrt, wenn auch in anderer Weise, ebenso sehr Schiller für Goethe), das wird oft betont; aber es ist noch lange nicht im vollen Maße ermessen, wie viel wir an dem, was der Dichter Schiller wurde, seiner Gattin verdanken. Der Schönheitsgehalt seiner unsterblichen Dichtungen war ein Ausdruck seines schöpferischen Wesens, aber seines von Lottens Sinn verklärten Wesens. Für Schiller gilt in Bezug auf seine Lebensgefährtin und Seelenfreundin, was Uhland von seiner Gattin gesagt hat:

Wenn Edles ich erstrebt,'
Und mag's auch dich nicht nennen,
Doch ist's von dir belebt.

Sechstes Kapitel.

Die Frauengestalten der klassischen Periode.



Wallenstein.

Die Marketenderin. Herzogin Elisabeth. Gräfin Terzky. Thekla.

Jena, besonders der am Leutrabach gelegene, jetzt zur Sternwarte gehörende Garten, darf sich rühmen, die Geburtsstätte jenes Werkes gewesen zu sein, in dem Schiller nach einem Jahrzehnt angestrengter Studien zu neuem dramatischem Schaffen auferstand. Er hatte den bescheidenen Landsitz am 2. Mai 1797 als sein Eigentum bezogen, um sich bei seinem leidenden Zustande möglichst viel in freier Luft aufhalten zu können. Hier draußen in der stillen Natur, in der Frühlingspracht und in der Sommerschöne, auf der heute leider nicht mehr vorhandenen „hohen Gartenzinne, von wannen er," wie Goethe sagt, „der Sterne Wort vernahm, das dem gleich ew'gen und lebend'gen Sinne geheimnisvoll und hell entgegenkam"; hier, wo vor des Dichters Blicken sich weit das liebliche Saalethal und drüben die beim Sonnenuntergange so sagenhaft beleuchtete Kalksteinhöhe sich dehnte; unter diesen Bäumen, von denen gleich am ersten Abend, als er mit seiner Lotte darunter lustwandelte, der Nachtigallen Schlag ihn traulich begrüßte; an dem steinernen Tisch, der jetzt noch zu sehen ist, vor dem er oft bis in die tiefe Nacht hinein, denkend und dichtend und „manches gute und große Wort" wechselnd, mit Goethe saß, — in dieser Umgebung und in dieser trotz aller Kränklichkeit so schönen Zeit gestaltete sich in Schiller, von seines großen Freundes begeistertem Interesse bis ins Einzelne hinein mit durchlebt, der herrliche Wallensteinsche Dramenkomplex.

Seit Jahren schon beschäftigte ihn der Gedanke, den deutschen Caesar zum Helden einer Tragödie zu machen, aber lange vermochte er desselben nicht Herr zu werden. Die Schwierigkeiten lagen zum

Teil in der Übermasse des spröden historischen Stoffes, zum Teil in der Idee, mit der er das gegebene Material zu durchdringen suchte. „Wallenstein“ ist das erste Drama, das die durch das Studium der alten Tragödien in ihm wachgewordene Schicksalsfrage beherrscht. Was Schiller hier das Schicksal nennt, ist nun aber nicht das vernunft- und willenlos sich durchsetzende Fatum der Antike, die über Göttern und Menschen stehende ungeistige Naturnotwendigkeit; sondern es ist der hoch über der Zeit und dem Raume webende göttliche Gedanke, der heilige Wille, von dem die unter der Arbeit am „Wallenstein“ entstandenen „Worte des Glaubens“ reden; es ist der denkende und wollende Geist der sittlichen Weltordnung, aus dessen tiefen Gründen alles ersteigt, auch das, was uns blindes Ohngefähr nur dünkt. An sich der menschlichen Freiheit freundlich gesinnt, wird derselbe dem Bösen zur zornigen Nemesis, und seine Rache besteht dann darin, daß der Mensch seine freie Entscheidung verliert und durch den Zwang der Verhältnisse, die sein Unrecht geschaffen hat, weiter und weiter getrieben wird. „Das ist der Fluch der bösen That, daß sie, fortzeugend, immer Böses muß gebären.“ Ja, des Menschen eigenes „Herz ist des Schicksals gebieterischer Vollzieher!“ Wenn es sein Sinnen mit dem Wohlgefallen am Bösen nährt und träumend, scherzend mit dem Teufel spielt, so bekommen die unlauteren Regungen unvermerkt die Oberhand über die moralische Widerstandskraft, und weil der Mensch gethan hat, was er nicht sollte, so muß er schließlich thun, was er erst gar nicht wollte.

Wallenstein, von den männlichen Gestalten, die Schiller geschaffen hat, die reichste und großartigste, eine Natur voll scheinbar widersprechender Eigenschaften, die alle, auch wenn sie edlerer Art sind, einen beunruhigend flimmernden Glanz erhalten durch den im Zentrum seiner Persönlichkeit brennenden Ehrgeiz, — dieser ehrsüchtige Charakter hat in seiner hochgebietenden Stellung und umgeben von einem starken Heer, das sein Geist wie ein Zauber durchwebt und allmächtig lenkt, schon lange Gefallen daran gefunden, sich lüstern die königliche Herrlichkeit auszumalen, die er durch einen Verrat am Kaiser und durch ein Bündnis mit den Schweden erlangen könnte. Er hat das Verbrechen im Ernste nie auszuführen

beabsichtigt, nur die Freiheit reizte ihn und das Vermögen; jetzt aber muß der in begehrlichen Träumen sich wiegende Mann trotz seines Riesenwillens die That vollbringen, gegen die sein besseres Gefühl und seine Klugheit sich sträuben. Ob er nämlich auch bemüht gewesen ist, in zaudernder Haltung jeglichen entscheidenden Schritt zu vermeiden, zwar nichts für den Kaiser, aber auch nichts gegen ihn zu unternehmen, so hat er doch zugelassen, daß von seinen Getreuen Illo und Terzky auf alle Fälle mit den Schweden Unterhandlungen angeknüpft wurden. Das schien ihm unverfänglich. Diese Verhandlungen fallen nun in die Hände des Kaisers, und Wallenstein sieht mit Schrecken, wie aus seinen Werken sich eine Mauer baut, die ihm die Umkehr versperrt. Gäbe es da auch immerhin noch ein Wiedergutmachen, so ist doch unter dem Träumen und Brüten sein Herz in eine so hochgradige Erregung des Ehrgeizes geraten und mit dem Gedanken des Abfalls bereits so vertraut geworden, daß es, magnetisch nach dieser Richtung hindrängend, für ein Wiedereinlenken sich nun nicht mehr zu entscheiden vermag. Wallenstein wird zum Verräter. Aber längst lauert auf dem Wege der Treulosigkeit der Scherge der Rache in Oktavio Piccolomini. Der alten, festgefügten Ordnung und dem Kaiser treu, doch ungetreu dem Freunde, leitet derselbe mit listigem Sinne die Anschläge, die den Herzog in demselben Maße, wie dessen Selbstvertrauen steigt, äußerlich immer ärmer und elender machen, bis schließlich von allen, die in Pilsens fröhlichem Heerlager um ihn waren, in Egers düsteren Mauern nur noch einer bei ihm ist, Buttler — sein Mörder: von dem Vertrauen der Verblendung begünstigt, vergilt dieser jetzt mit haßerfüllter Seele dem Riesen, was der einst in Falschheit seinem Zwergenehrgeiz angethan hat. So fällt Wallenstein, von den irdischen, wie von den himmlischen Mächten gerichtet.*)

* Schiller hielt sich in der Darstellung Wallensteins ziemlich streng an die Geschichte, soweit man sie damals kannte. Die heutige Forschung sieht auf Grund neu erschlossener Quellen und nach dem Vorgange Rankes manches anders an: Wallenstein verfolgte doch bei allem Ehrgeiz eine mehr deutsche Politik; die Intrigue der spanisch-geistlichen Hofpartei hatte daher seinen Untergang bereits beschlossen, ehe er noch daran dachte, sich vom Kaiser loszusagen.

Was so schaurig endet, beginnt in „Wallensteins Lager“ wie ein Lustspiel. Dieses in der dramatischen Litteratur einzig dastehende Werk, Goethes ganzes Entzücken, entfaltet vor uns ein Bild der wogenden, tobenden, aus aller Herren Ländern zusammengeschneiten Masse, die des Herzogs ungeheuerlicher Leib war. Da sehen wir sie lebensvoll vor uns, diese für Freund und Feind fürchterliche Soldateska, die zu ihrem Generalissimus wie zu einem übermenschlichen Wesen emporblickt und auf seinen Wink sich in Tod und Hölle hineinzustürzen gewohnt ist, diese Landsknechtscharen, die sich im Brandschatzen und in des Krieges wilder Freiheit als der glücklichste Teil der Menschheit fühlen. Es ist Sonntag, der Kapuziner predigt, aber ringsum wird gewürfelt, getrunken, gefeilscht, betrogen, gebalgt und mit kräftigem Humor das Leben genossen, vielleicht für manchen die Neige der köstlichen Zeit. Auch eine Frauengestalt tritt uns aus den stetig wechselnden Scenen des lustig bewegten Lagerlebens entgegen. „Was? Der Blitz! Das ist ja die Gustel aus Blasewitz.“ Sie ist in Bezug auf die Frische ihres Wesens und ihren unverwüstlichen Humor gezeichnet nach der neckisch munteren Auguste Segadin, einer hübschen Wirtstochter in dem Loschwitz gegenüber liegenden Blasewitz, mit der der Hausgenosse Körners manchen heiteren Scherz getrieben hatte. Dieselbe hat sich mit dem Notar und späteren Senator Renner in Dresden verheiratet und soll dem Dichter diese Verewigung recht übel genommen haben. Man kann ihr das nicht verdenken. Angenehm ist es nicht, als Marketenderin die Jahrhunderte zu durchleben, und dabei in solcher Gesellschaft, mit der hier die Gustel auf kameradschaftlich sehr vertraulichem Fuße steht. Sie kennt fast jeden Mann in ihrem Heeresteil, besonders die, welche bis zum nächsten Beutezuge als Schuldenmacher auf ihrem Kerbholz stehen, und das ist der größte Teil, nicht bloß Jäger und Kanoniere, Dragoner, Ulanen, Kürassiere und Kroaten, gewöhnliche Soldaten, auch Wachtmeister und selbst Generäle. Sie kennt ihre Lebensgeschichten und ihre Sünden. Kein Wunder, ist sie ja doch mit diesen Rotten durch alle Welt gezogen, vom Ostseestrand nach Mantua, von Gent nach Böhmen. Nichts wäre ihr schrecklicher, als ein Aufhören des Krieges, und gern spendiert sie denen eine Flasche, die es betreiben wollen, daß das

Schlagen und Jagen kein Ende nehme. Zart ist natürlich ihr Sinn und fein ihr Wesen in diesem Umherziehen mit den Söldnern nicht geworden. Derbe Rede führt sie und sie kann einen tüchtigen Puff vertragen. Sie flucht und schimpft wie ein Landsknecht, und ihr Gatte heißt in ihrem Munde der Spitzbube. Der war freilich auch darnach: er ist ihr bei Nacht und Nebel mit dem Bagagewagen davongefahren und ließ ihr nichts als den Schlingel da. Aber Sorgenthränen hat sie ihm ebenso wenig wie Schmerzensthränen nachgeweint. Sie wird sich schon allein weiterhelfen, als echte Wallensteinerin vertraut sie der eigenen Kraft, und gehts ihr einmal schlecht, so hilft ihr der Friedländer, der keinen verläßt! Das ist die Gustel aus Blasewitz.

Mit dem Expositionsstücke, den „Piccolomini“, treten wir in die vornehme Umgebung des Feldherrn. Als erste Frauengestalt begegnet uns darin die Herzogin, die eben nach langer Trennung mit ihrer Tochter im Heerlager angelangt ist. Der Dichter hat nach einer Andeutung der Biographen dem gewaltig Starken ein zartes, von der Gemütsart des Mannes sehr unterschiedenes Weib beigesellt. Wohl ist auch sie ein stolzes Wesen, das großes Gewicht darauf legt, Albrechts fürstliche Gemahlin zu heißen; aber zu den gekrönten Häuptern blickt sie in scheuer Ehrfurcht empor, und kaiserliche Gnadenerweisungen sind ihr ein Lebensbedürfnis. Es kommt ihr nicht in den Sinn, nach Wallensteins hohen Zielen zu streben; sie fürchtet vielmehr jedes Aufwärtssteigen um des tiefen Falles willen, und schon zu sehr und zu schnell ist ihres Hauses Glück ihr gewachsen, als daß sie nicht vor dem Neide der Menschen bangen sollte. Elisabeth ist eine ängstliche Natur, zaghaft und schreckhaft, immer voll trüber Ahnung und geneigt, in jedem Rauschen den Fußtritt eines Unglücksboten zu vernehmen. Es sind Züge aus dem Bilde seiner Mutter, die hier in die Zeichnung des Dichters hineinspielen, nur daß diese nicht eine so energielose Frau war. In schwierigen Situationen verliert die Herzogin gleich die Fassung des Gemütes. In das Politisieren und Intrigieren, das rings um sie vorgeht, gehört sie ganz und gar nicht hinein, alles Verschlagene und listig Berechnende liegt ihrer offenen Seele fern. Natürlich besteht zwischen diesen beiden Gatten keine innere Verbindung.

Anfangs war das anders gewesen. Als das junge Edelfräulein nach dem Tode seiner ersten Frau, einer älteren Witwe, die ihm ein ungeheures Vermögen zugebracht hatte, dem Feldherrn die Hand reichte, war er noch der fröhlich wirkende und vom Vertrauen des Kaisers getragene Mann, sein Ehrgeiz war noch ein mild erwärmendes Feuer. Damals hatte sie mit ihm schöne Tage durchlebt. Aber seit dem Kurfürstentage zu Regensburg, wo ihn Ferdinand auf das Drängen der Reichsstände vom Kommando enthob, und nachdem dieser durch Gustav Adolfs Vordringen gezwungen war, ihn zur Rettung der kaiserlichen Sache doch wieder flehentlich um Sammlung eines neuen Heeres zu bitten, ist ein finsterer und unsteter Geist über Wallenstein gekommen, und sein Herz verschloß sich auch der Gattin. Es wurde kalt und schroff und lebte unberechenbar seine eigene unruhige und beunruhigende Welt.

Was hab' ich nicht getragen und gelitten
In dieser Ehe unglücksvollem Bund!
Denn gleich wie an ein feurig Rad gefesselt,
Das rastlos eilend, ewig, heftig, treibt,
Bracht' ich ein angstvoll Leben mit ihm zu,
Und stets an eines Abgrunds jähem Rande
Sturzdrohend, schwindelnd riß er mich dahin.

So ist Vertrauen und Liebe zu dem Manne, dem in seinem ehrgeizigen Hasten das Glück der Seinen nichts bedeutet, bei ihr eingeschüchtert. Nichtsdestoweniger ist sie beständig bemüht, ihn bei seinen vielen Widersachern, wo sie es nur irgend vermag, zu entschuldigen. Auch hält sie die Tochter zur dankbaren Verehrung ihres Vaters an, wenn sie ihr schon nicht verbergen kann, daß es schrecklich ist, einen Friedland zum Gatten zu haben. Die Liebe Theklas zu dem so ganz anders gearteten Max ist ihr ein Sonnenstrahl in ihrem vielen Seufzen, Weinen und Sorgen, und sie wird eine warme Fürsprecherin dieses schönen Herzensbundes. Aber viel thun kann sie für denselben nicht, denn sie hat über Wallenstein keine Macht, sie ist gewohnt, sich seinen Befehlen stumm zu unterwerfen. So bleibt sie denn auch im Stück eine durchaus passive Figur. Wohl sucht sie den Herzog sanftmütig zu beraten und gegen

den Kaiser mild zu stimmen, doch sie richtet nichts aus. Um was es sich hier eigentlich handelt, sucht man ihr zu verschweigen. Nur stückweise erfährt sie es, und jeder neue Einblick erschüttert sie tiefer. Stunde auf Stunde häufen sich Angst und Qual ihres Herzens, und als sie hört, daß ihr Mann zum Rebell geworden ist, und zugleich, daß die Armee von ihm abfällt, bricht sie ohnmächtig zusammen. Von da ab ist sie überhaupt nur noch ein Schattenbild, das fast wortlos durch die letzten Akte der Tragödie wankt und das zur Katastrophe hin den Blicken des Zuschauers ganz entschwindet. Unter dem Entsetzen, das die Nachricht von Wallensteins Ermordung über die Scene breitet, erfährt man nur, daß drinnen die Herzogin mit dem Tode ringt.

Wie im Leben manchmal zwei Schwestern in Gemütsanlage, Charakter und Lebensanschauung die denkbarsten Gegensätze darstellen, so auch hier im Drama. Die Gräfin Terzky hat mit der Herzogin so gut wie nichts gemein; dagegen ähnelt sie dem Schwager in ihrem ehrgeizen, kraftvoll selbstbewußten Wesen, in ihrer Ränke schmiedenden Schlauheit und in ihrer rücksichtslos realistischen Denkweise. Sie kann mit ihm, den sie deshalb auch gern ihren Bruder nennt, sagen: „Mich schuf aus gröberem Stoffe die Natur, und zu der Erde zieht mich die Begierde.“ Ja, sie kann es mit noch größerem Rechte, denn Wallenstein kennt doch einen Widerstreit der Gefühle, ein Schwanken zwischen Treue und Untreue, zwischen Pflicht und Leidenschaft; es wird ihm nicht leicht, sein besseres Selbst zum Schweigen zu bringen, und die Berührung eines edlen Sinnes kann ihn im bösen Entschlusse wieder wankend machen. Gräfin Therese dagegen, in ihrer Art eine Lady Macbeth, ohne deren blutigen Hintergrund, weiß nichts von einer Gewissenseinsprache. Woher sollte ihr diese auch kommen? Fremd ist ihr jegliche Pietät gegen den angestammten Kaiser. Ihr gänz von der Herrenmoral eingenommener Geist, der nur das Recht des Stärkeren kennt, sieht es für einen einfachen Naturprozeß an, daß dieses schwache Haus der Habsburger, dieses Geschlecht der Figuranten mit dem hohlen Namen, das durch Wallensteins Neuberufung nach seiner Absetzung auf dem Regensburger Tage den eigenen Bankerott angemeldet habe, nun falle in die Hände des Riesengeistes, der zum

Herrschen auch die Fähigkeit besitze. So geht denn ihr ganzes Absehen darauf, den Schwager auf den Thron zu heben, und alles, was in ihr ist, vereinigt sich zwiespaltlos zu dieser Hebekraft. Es ist „ein unsterblich Unternehmen," da kommt es ihr auf das Unmoralische der Mittel nicht an, und haben andere Skrupel, ihr Gewissen ist weit genug, für eine so gewagte Sache, wie es der Verschwörungsrevers ist, zu dem es die Unterschrift der Generäle zu erschleichen gilt, die Verantwortlichkeit den Bedenklichen abzunehmen. Wo ihr aber große ideale Empfindungen entgegentreten, wie bei Max und Thekla, ist sie dagegen gefeit. Statt von der rührenden Liebe der beiden zu edleren Gefühlen gestimmt zu werden, versucht sie vielmehr die Nichte dahin zu bringen, daß sie mit dem jungen Piccolomini, solange man diesen brauche, ein listig hinhaltendes Spiel treibe. Und sie ist eine gefährliche Meisterin in der Kunst des Überredens. Sie operiert zum Zweck der Irreleitung mit Worten, die Wahrheiten enthalten. So ruft sie der Thekla, um sie zu überzeugen, daß sie des Vaters ehrgeizigen Plänen ihre Liebe opfern müsse, das an sich schöne, nur hier unrechte Wort zu:

> Das Weib soll sich nicht selber angehören,
> An fremdes Schicksal ist sie fest gebunden,
> Die aber ist die beste, die sich Fremdes
> Aneignen kann mit Wahl, an ihrem Herzen
> Es trägt und pflegt mit Innigkeit und Liebe.

An dem reinen Herzen des Mädchens scheitert ihr Anschlag, aber über das Schwanken des in unredlichen Gedanken verwickelten Wallenstein trägt sie mit der Energie weiblicher Begehrlichkeit den Sieg davon. Wir stehen vor der großen Terzkascene, dem 7. Auftritte des 1. Aktes in „Wallensteins Tod". Man kann die Gräfin nicht gut die Vertraute Friedlands nennen. Herzog Albrechts Wesen schließt sich keinem wirklich vertraulich auf; er giebt sich so, daß er, wie weit er sich auch nähern mag, zu jedem in jedem Augenblicke sagen kann: Weißt du denn, wer ich bin, und was ich will? Am wenigsten ist er gesonnen, eine Frauenhand in seinen Plänen zu dulden. So lehnt er auch jetzt, wo die Schwägerin nach seiner Unterredung mit dem schwedischen Gesandten das ent=

scheidende Bündnis zustande gekommen wähnt und freudig zu ihm eilt, ihre Einmischung in die Geschäfte der Männer unwillig ab. Doch sie bleibt zäh auf ihrem Platze und mit der ganzen Unerbittlichkeit ihrer beredten Zunge, mit den Waffen des entrüsteten Spottes über den Mann, der in Entwürfen tapfer, aber in Thaten feig sei, geht sie auf den Zaudernden los, indem sie ihn in schlauer Berechnung an der Seite anfaßt, an der er am wenigsten widerstandsfähig ist. Wirksamer konnte Wallenstein nicht aufgereizt werden, als durch eine Schilderung des behaglichen Privatlebens, das er nach seiner erneuten Absetzung führen werde: dann

— wird er jagen, bau'n, Gestüte halten,
Sich eine Hofstatt gründen, goldne Schlüssel
Austeilen, gastfrei große Tafel geben,
Und kurz ein großer König sein — im Kleinen!
Und weil er klug sich zu bescheiden weiß,
Nichts wirklich mehr zu gelten, zu bedeuten,
Läßt man ihn scheinen, was er mag; er wird
Ein großer Prinz bis an sein Ende scheinen.

Dagegen schreit sein Ehrgeiz verzweifelt auf: ehe er sinke in die Nichtigkeit und so klein aufhöre, der so groß begonnen, wolle er lieber die That vollbringen, die fluchenswert sei. Sie hat ihn gewonnen! Aber sie hat ihn noch nicht in der Verfassung, die ihr seine Beharrlichkeit in dem Vorsatze der Rebellion verbürgt. Der schwierigste Teil ihrer Arbeit beginnt nun erst, das Werk der Gewissensbeschwichtigung. Zu dem Zwecke sucht sie ihm die Vereinigung mit den bisherigen Feinden als Pflicht der Selbsterhaltung vorzustellen, und um seine besseren Gefühle zu ersticken, weckt sie die Empfindungen des Zornes über die ihm einst widerfahrene Kränkung. Sie weiß es ihm einzureden, daß der Mißbrauch einer Stellung, die nicht die freie Wahl des Kaisers, sondern dessen ungestüme Presserin, die Not, ihm angewiesen habe, kein Vertrauensbruch sei.

— — — Du hast dich furchtbar stets gezeigt,
Nicht du, der stets sich selber treu geblieben,
Die haben Unrecht, die dich fürchteten,

Und doch die Macht dir in die Hände gaben,
Denn Recht hat jeder eigene Charakter,
Der übereinstimmt mit sich selbst; es giebt
Kein andres Unrecht als den Widerspruch.
Warst du ein andrer, als du vor acht Jahren
Mit Feu'r und Schwert durch Deutschlands Kreise zogst,
Die Geißel schwangest über alle Länder,
Hohn sprachest allen Ordnungen des Reichs,
Der Stärke fürchterliches Recht nur übtest
Und jede Landeshoheit niedertratst,
Um deines Sultans Herrschaft auszubreiten?
Da war es Zeit, den stolzen Willen dir
Zu brechen, dich zur Ordnung zu verweisen!
Doch wohl gefiel dem Kaiser, was ihm nützte,
Und schweigend drückt' er diesen Frevelthaten
Sein kaiserliches Siegel auf. Was damals
Gerecht war, weil du's für ihn thatst, ist's heute
Auf einmal schändlich, weil es gegen ihn
Gerichtet wird?

In dieser brutalen Beleuchtung der Sachlage ist allerdings so viel Logik, daß der Herzog, über alle Bedenken hinweggehoben, erstaunt ausrufen muß: „Von dieser Seite sah ich's nie — Ja! dem ist wirklich so!“ Und als nun sie, die über Wallensteins astrologischen Aberglauben stets gelächelt hat, noch mit pathetischem Worte auf die Glück winkenden Sterne hinweist, da ist zum sofortigen Handeln der Wille erstarkt: der Vertrag mit den Schweden wird geschlossen, der Abfall vom Kaiser wird zur unwiderruflichen Thatsache gemacht, die Gräfin Terzky hat mit ihrer verführerisch fortreißenden Macht die Entscheidung herbeigeführt.

Aber sie hat damit nur das Verhängnis heraufbeschworen. Schnell, wie ein Gewitter sich zusammenzieht, ballt es sich finster über dem Hause Friedland, um sich von Scene zu Scene in immer furchtbareren Hiobsposten zu entladen: die meisten Regimenter sind über Nacht aus dem Lager aufgebrochen, Octavios Untreue kommt an den Tag; der Bote, der den Fall Prags und den Übergang der auswärtigen Heeresteile und Garnisonen meldet, trifft ein; fast alles, was in Pilsen zurückgeblieben ist, wird gegen den Feldherrn

rebellisch. Es folgt die aufregende Verabschiedung des Max Piccolomini, die bedrohliche Haltung der Pappenheimer und, was für den Herzog das Entsetzlichste ist, die Einsicht, daß auch sein Antlitz, das ihre Sonne war in dunkler Schlacht, über die aufständischen Truppen keine Macht mehr hat. Unter allen diesen Vorgängen vermag sich die Gräfin zu keiner eigentlichen Bedeutung mehr zu erheben, da Wallenstein sie in kühler Entfernung von sich abhält. Um rettend in die drangvolle Situation einzugreifen, bleibt ihr nur der Versuch, den Rest ihres Einflusses auf die Liebenden auszunutzen; doch vergeblich, Max läßt sich nicht an die Sache des Verräters ketten. So steht sie denn da als das hilflose Weib, überhaupt blickt während dieser kritischen Stunden in ihrer Unruhe, in ihrem Sorgen und Bangen die Schwachheit des Geschlechtes lebenswahr bei ihr durch. Und noch mehr ist dies der Fall, nachdem sich Wallenstein mit den Trümmern seiner Macht nach Eger zurückgezogen hat. Wie ein Totenkeller haucht es ihre beklommene Seele hier an, und unerträglich ist ihr der Gedanke, ohne des Herzogs männlich stärkendes Nahesein an diesem Orte zurückbleiben zu sollen. Sie sieht sich von Stimmungen heimgesucht, deren sie kaum noch Herr zu werden vermag. Trübe Ahnungen quälen ihre Seele, und furchtbare Träume stellen ihr Tod und Grab für sie und den Schwager vor Augen. Wo sie geht und steht, verfolgt sie die Frage, ob das nicht Vorbedeutungen entsetzlicher Ereignisse sind. Sie weiß am Abend nicht, wie ihr zu Mute ist, ein Etwas sagt ihr, sie müsse um ihn bleiben. Ja, unter der Last der Angst, die auf ihr liegt, beginnt in diesem starren Frauenherzen sogar weibliches Gefühlsleben sich zu äußern, und als wäre sie wirklich seine Schwester, er ihr Bruder, sinkt sie ihm beim Abschied weinend an die Brust. Aber trotz dieser Erschütterung ihrer Seelenkraft bleibt sie doch stark genug, um im Glauben an Wallensteins Zukunft ihm sein Selbstvertrauen zu stählen, und stark genug, um, falls alles zusammenbrechen sollte, mit ihren stolzen Plänen unterzugehen, — dann wird das Gift, das sie bei sich führt, sie vor der Demütigung der Besiegten bewahren! Und als das Äußerste nun geschehen ist, als alle ihre Hoffnungen von zukünftiger Größe in des Feldherrn Leiche zerschmettert zu ihren Füßen liegen, und Octavio Piccolomini,

der in Eger eindringt, ihr die kaiserliche Gnade als ihre Zuflucht empfiehlt, da richtet sich die Sterbende zu der ihrer ganzen Lebensanschauung entsprechenden antiken Heldengröße auf mit den Worten, in denen sich ihr Charakterbild treffend zusammenschließt:

> Wir fühlten uns nicht zu gering, die Hand
> Nach einer Königskrone zu erheben —
> Es sollte nicht sein — doch wir denken königlich
> Und achten einen freien, mut'gen Tod
> Anständiger als ein entehrtes Leben.

Die Schriftstellerin Julie Freymann macht die Bemerkung, Schiller habe an dieser Frauengestalt ein echtes deutsch-weibliches Motiv durchgeführt. Das klingt sonderbar, trotzdem ist es richtig. Die Terzky ist zwar wie ihr Schwager ein ganz in Ehrgeiz aufgehendes Wesen; aber während Wallenstein einzig und allein sein eigenes Ich will und zur Erreichung seiner selbstsüchtigen Zwecke jede Rücksicht auf seine Familie aus dem Auge setzt, verrät die Gräfin in keiner Weise eine ihrem persönlichen Interesse dienende Ehrbegierde. Sie denkt vielmehr nur an ihre Familie, an den Kreis derjenigen, die das Haus Friedland ausmachen. Dieses Hauses Macht und Glanz zu wahren, ist ihr Sinnen und Suchen. Demselben in unwandelbarer Treue zugethan und mit allem, was sie ist und vermag, eingegliedert, bewahrheitet sie jenes zu Thekla gesprochene Wort von dem, was des Weibes Aufgabe sei, in ihrer Art, indem sie für ihr Haus sündigt und mit ihrem Hause untergeht — bei allem Realismus ihres Denkens und Handelns doch ein idealer Zug. Um dieser wahrhaft weiblichen Hingebung willen wird man ihr eine zum tragischen Ausgange hin wachsende Teilnahme nicht versagen können. Ob es Schillers Absicht gewesen ist, der Gräfin eine standhaft verborgene und erst kurz vor der Ermordung zum Vorschein kommende Liebe zu Wallenstein anzudichten nach der Art, wie sie vielleicht seine eigene Schwägerin Karoline gegen ihn empfand, möchten wir sehr bezweifeln. Es spricht in dieser Scene aus ihr nur das Gefühl der vollen Gesinnungsverwandtschaft und der engen Verbundenheit ihres Geschicks im Falle eines Unterliegens. Nicht als Symptom zärtlicher Empfindungen,

sondern als Ausdruck des in ihrer Seele zum Blutbunde gewordenen Glaubens an ihre Geistesgeschwisterschaft ist der Terzky Traum von dem Kuß unter der blutroten Decke zu verstehen.

Durch das von einer kalten Leidenschaft handelnde Drama von Wallensteins Treubruche zieht sich nun wie ein warmer Lebensstrom das fast lyrisch gehaltene Nebendrama von der Liebestreue des Max und der Thekla. Die jahrelange, schwere Geistesarbeit an so realistischen, seiner eigenen Natur fremden Gestalten wäre unserem Schiller nicht möglich gewesen, wenn er nicht Partien eingeflochten hätte, wo er seinem eigenen Idealismus Spielraum geben konnte. Mag die Kritik der steifen Regel gegen diese Scenen einwenden, was sie will, das so heilig schöne Herzenseinverständnis, auf dem dieselben sich aufbauen, hat ihnen für alle Zeit die Gunst des deutschen Publikums und besonders die unserer empfindenden Jugend gewonnen. Wo in einem Mädchenherzen bräutliche Gefühle sich regen, oder wo ein junger Mann, fern von den Genossen, nach der Gelegenheit hascht, da er der Geliebten gestehen kann, was seine Seele bewegt; wo in einem Menschenleben die Stunden gekommen sind, da es aus dem Glockenliede in sein Dasein hineinläutet: „O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen, der ersten Liebe goldne Zeit, das Auge sieht den Himmel offen, es schwelgt das Herz in Seligkeit!“ — da findet die Max-Thekla-Gemeinde immer wieder neue verständnisvolle Bekenner. Diese beiden Liebesdichtungen, fast gleichzeitig entstanden und von demselben Geiste durchweht, sind aber deshalb so herzenswahr, weil sie der poetische Reflex eigener Erfahrung sind. Zehn Jahre, nachdem er es genossen hatte, hat Schiller gedichtet, was sich in Rudolstadt so freundlich auch in sein ernstes Lebensdrama eingeflochten hatte, damals

— — wo uns jede neue Sonne
Vereinigte, die späte Nacht nur trennte!
Da rann kein Sand, und keine Glocke schlug.
Es schien die Zeit dem Überseligen
In ihrem ew'gen Laufe stillzustehen.

Max und Thekla sind Phantasiegestalten. Der geschichtliche Oktavio Piccolomini hatte keinen Sohn, und Wallensteins Tochter

war bei des Vaters Ermordung noch ein Kind. Nach Schiller ist Thekla, bald nachdem der Herzog ausgezogen war, dem Kaiser das große Heer aufzurichten, zum Zwecke ihrer Erziehung ins Kloster gebracht und dort zur Jungfrau erwachsen. Verschwenderisch hat die Natur sie mit ihren Gaben ausgerüstet, und ihr Sinn hat sich zu feiner, edler Weiblichkeit entwickelt. Nun sieht sie sich aus dem stillen, einförmigen Klosterleben in des Vaters bunte, kriegerische Welt versetzt, wo jeder Augenblick ihr neue Eindrücke bringt. Aber wie viel Reiz diese wechselvolle Umgebung auch für sie hat, ihr eigentliches Sinnen und Denken ist der junge, ritterliche Piccolomini, ihres Vaters Liebling, dabei das volle Gegenbild Wallensteins: der hohe Idealist mit dem offenen Wesen, bis in den Grund der Seele wahr und makellos, ein tapferer Kriegsheld, trotz seiner Jugend maßgebend im Rate der Generäle, aber ohne ehrgeiziges Gelüste, eine tief angelegte und auf sittliche Größe gerichtete Natur mit begeisterungsfähigem, schwärmerischem Sinne. Auf der langen, dreiwöchentlichen Reise ihr und der Mutter Begleiter, ist derselbe in inniger Herzensannäherung ihr Ein und Alles geworden.

Du standest an dem Eingang in die Welt,
Die ich betrat mit klösterlichem Zagen.
Sie war von tausend Sonnen aufgehellt;
Ein guter Engel schienst du hingestellt,
Mich aus der Kindheit fabelhaften Tagen
Schnell auf des Lebens Gipfel hinzutragen.
Mein erst Empfinden war des Himmels Glück:
In dein Herz fiel mein erster Blick!

In duftender Blütenfülle und in schneller Reife der Seele ist ihr ein neues Leben erstanden. Wie hätte sie da widerstehen können, als Max ihr auf der letzten Station in schüchterner Bitte sein Herz eröffnete? Längst sah sie ja mit seiner idealen Auffassung ihr Leben an. Nicht mehr als des großen Friedlands fürstliche Tochter oder gar als die reichste Erbin Europas fühlte sie sich, sondern als das dankbare Geschöpf seines Geistes, das ihn zu beglücken und in seinem Besitze unendlich glücklich zu werden die Bestimmung habe. Nach seinen Wünschen richtete sie ihr Thun und Lassen. Wovon

er nichts hält, das verschmäht sie, und wie er sie gern hat, so giebt sie sich ihm frei und ohne Rückhalt. Überall blicken hier die Züge der jungen Lotte von Lengefeld aus der dichterischen Zeichnung heraus.

Während Thekla so alles, was sie ist, als sein Werk zu betrachten geneigt ist, hat die Liebe auch an ihm eine wunderbare Wirkung ausgeübt. Sie hat den Kriegsmann, dessen Beruf als Führer Wallensteinscher Horden ja kein Dienst fürs Vaterland in unserem modernen Sinne ist, dem Waffenhandwerk entfremdet. Er vermißt jetzt daran die idealen, das Herz befriedigenden Motive, und eine tiefe Sehnsucht überkommt ihn nach dem Tage, „wenn endlich der Soldat ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit, zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten, und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch.“ Nach des Friedens nützlichen, der Welt zum Segen gereichenden Werken verlangt er, und sein Geist hat den Drang, sich die Bildung zu erwerben, zu der das stete Kriegsleben keine Gelegenheit gegeben hatte. Max Piccolomini wird dem Dichter zum Repräsentanten der mannhaft tapferen, aber nach Erlösung aus den wüsten Wirren des dreißigjährigen Krieges rufenden deutschen Nation. Dieses ewige Brennen und Plündern und Schlagen erscheint ihm wie ein Räubergeschäft, das seiner unwürdig ist. Die rohen Scherze und die nichtigen Gespräche der Kameraden stoßen ihn ab, er sucht nach einer reinen Stelle für sein Glück. Aus dem Lager schleicht er sich still zur Kapelle hin, und zu frommer Andacht wird, was reich und groß sein Herz erfüllt: ein gemütvoll ansprechendes Bild von der Macht der Liebe, und in dem, was in Max vorgeht, zugleich eine künstlerisch feine Zeichnung von Theklas Seelenschönheit.

Ihr idealer, humaner Sinn ist es gewesen, der ihm die Augen dafür öffnete, daß es höhere Aufgaben, bessere Freuden giebt, als die des blutigen Krieges; ihr edles, frommes Empfinden war es, was diese Weihe über sein Inneres gebreitet hat. Sie ist ein Wesen voll gemütstiefer Anschauung der Dinge, voll hoher adeliger Gesinnung, mild und zart in ihrem Herzensleben. Darin ähnelt sie der Mutter, an der sie mit besonderer Liebe hängt. Dem Vater fühlt sie sich fremd, wie sehr sie sich auch müht, ihr Herz ihm zu-

zuwenden. Und doch ist sie auch seine Tochter: sie hat von ihm den festen, unbezwinglichen Willen, die Stärke der Selbstbeherrschung, die Sicherheit des Sichzurechtfindens in schwieriger Situation, die Heldenhaftigkeit, die mutig der Gefahr ins Auge schaut. Sie ist Wallensteins „starkes Mädchen.“ Und das ist gut, denn in Pilsen wartet ihrer der Kampf. Mit scharfem Blick erkennt die Achtzehnjährige sofort, daß die Tante Terzky, ihre Vertraute, falsch ist, und daß hier alles ihrer Liebe widerstreitet.

> Wir haben uns gefunden, halten uns
> Umschlungen, fest und ewig. Glaube mir!
> Das ist um vieles mehr, als sie gewollt.
> Drum laß es uns wie einen heil'gen Raub
> In unsers Herzens Innerstem bewahren.
> Aus Himmels Höhen fiel es uns herab,
> Und nur dem Himmel wollen wir's verdanken.

Der Feind ihres Liebesglücks ist ihres Vaters Ehrgeiz. Wallenstein liebt den Piccolomini wie seinen Sohn, er zeichnet ihn in jeder Weise aus. Doch was hat das mit seiner Tochter Hand zu schaffen? Die ist für seinen planenden Geist „die letzte, höchste Münze seines Schatzes“, mit der er sich seine Stellung unter den Größten der Erde zu erkaufen gedenkt: eine Krone wünscht er auf seines einzigen Kindes Haupte zu sehen, auf Europens Thronen will er sich den Eidam suchen. Aber Friedland ist nicht nur sein, sondern auch Theklas Name! Was ihr das Höchste ist, daran vermag auch sie alles zu setzen, und sie wird sich nicht scheuen, es mit dem Gewaltigen aufzunehmen, vor dessen Blicken jeder Widerstand zu erstarren pflegt: „Er soll in mir die echte Tochter finden!“ Zu diesem Kampfe mit dem Vater kommt es nun allerdings nicht, aber nur deshalb nicht, weil ihr aus des Vaters Ehrgeiz ein viel schlimmerer Feind ersteht, das Schicksal, das in seiner Reaktion gegen das Böse die Unschuldigen mitleiden lassen muß unter dem Fluche, in den der Schuldige die Seinen hineinreißt. Schon während sie sich zum Widerstand gegen den Vater rüstet, klagt aus ihrer Guitarre mit des Eichwalds Brausen und der Wolken Ziehen des Mädchens Abschied von dem irdischen Glück.

Ganz unverkennbar kündet sich in Schillers Thekla bereits sein Kassandrabild an. Etwas Ahnungsvolles liegt in sämtlichen Wallensteinschen Frauengestalten. Aber bei der Herzogin ist es mehr ein Ausdruck ihrer ängstlichen Natur, bei der Gräfin die Folge des bösen Gewissens; bei Thekla dagegen haben wir schon das prophetische Vorgefühl, das die Seherin Trojas mitten in der Freude der Gegenwart die geheimnisvolle Ursache des späteren Verderbens erschauen läßt. Max ist drinnen beim Bankett, dessen lustige Musik zu ihrem Ohre dringt, alles ist voll Lebensfreude. Währenddessen steht Thekla, noch unkundig der Machinationen, durch die beim Festgelage die Obersten mit dem Kaiser entzweit werden sollen, draußen im Vorsaale, und vor ihren entsetzten Blicken lüftet sich der Schleier des Zukünftigen:

> Es geht ein finstrer Geist durch unser Haus,
> Und schleunig will das Schicksal mit uns enden.
> O wenn ein Haus im Feuer soll vergeh'n,
> Dann treibt der Himmel sein Gewölk zusammen,
> Es schießt der Blitz herab aus heitern Höh'n,
> Aus unterird'schen Schlünden fahren Flammen;
> Blindwütend schleudert selbst der Gott der Freude
> Den Pechkranz in das brennende Gebäude.

So zeichnet der Dichter in den nach seiner willensstarken und herzinnigen, ganz in ihrer Liebe aufgehenden Lotte entworfenen Charakter die Züge einer anderen, uns wohlbekannten Charlotte hinein. Die Geliebte des Max, anfangs in ihrer Liebe so glücklich, behält nicht den gemütsheiteren Ton, der Schillers Braut und Gattin eigen war; das tragisch Schwere der Kalb bricht in ihrem Gemütsleben durch und bestimmt nun ihr Wesen und Verhalten.

Mit dem 3. Akte der Tragödie greift die kalte Schreckenshand wirklich in ihr Lieben und Hoffen ein. Thekla erfährt, daß der Herzog sich zum Feinde zu schlagen im Begriffe steht. Damit ist ihr bei des Freundes Sinnesart gewiß, daß sie auf immer getrennt sind. Und bald ist auch der Augenblick da, der die Liebenden auseinander reißt. Diese zum Schluß hin mit vielem theatralischem Aufwande ausgestattete Scenenreihe, die den scheidenden Max zum

Mittelpunkt hat, ist oft angefochten worden; er soll, weil er Thekla über sich entscheiden läßt, unmännlich handeln, und ihre Entscheidung soll eine für ein liebendes Weib unnatürliche sein. Machen wir uns die Situation klar. Der junge Oberst steht in einem furchtbaren Kampfe zwischen Pflicht und Liebe. Sein Herz gehört in inniger Hingebung dem Wallenstein, zu dem der Jüngling bis dahin wie zu einem festen Pole aufgeschaut hatte; und dieser Wallenstein ist seiner Thekla Vater, durch das geliebte Mädchen ist er noch fester als bisher in dieses Mannes Zauberringe gebannt. Aber der Herzog ist zum Verräter geworden, Max vermag nicht, wie er, dem Kaiser den Eid zu brechen: als Offizier kann er nicht ehrlos werden und als Sohn darf er nicht ins Lager des Octavio die vatermörderische Kugel senden. Im Widerstreit der Gefühle hat er sich endlich mit blutendem Herzen für das Gebot der Pflicht entschieden. Mit dem Entschlusse, seine Regimenter zum Kaiser zu führen, ist er gekommen, um wehen Abschied von der Geliebten zu nehmen. Doch die Eindrücke der Scheidestunde werfen ihn zurück in schwankende Unsicherheit. Unter dem, was Wallenstein und die Terzky ihm sagen, kommt er sich bei seiner redlichen That wie ein Verbrecher vor. Was soll er thun? In seiner Seelenangst ruft er Theklas „unfehlbares, heilig reines Herz“ an, die Stimme ihres Gefühls soll ihm Gottes Stimme sein. Es handle sich um nichts Geringeres, als um die Ruhe seines Gewissens, um den Frieden seines Lebens. Eben so viel spreche für sein Bleiben, wie gegen sein Bleiben:

Leg alles, alles in die Wage, sprich
Und laß dein Herz entscheiden.

Thekla.

O das deine
Hat längst entschieden. Folge deinem ersten
Gefühl —

Gräfin.

Unglückliche!

Thekla.

Wie könnte das
Das Rechte sein, was dieses zarte Herz
Nicht gleich zuerst ergriffen und gefunden?

Geh und erfülle deine Pflicht! Ich würde
Dich immer lieben. Was du auch erwählt,
Du würdest edel stets und deiner würdig
Gehandelt haben — aber Reue soll
Nicht deiner Seele schönen Frieden stören.

Max.

So muß ich dich verlassen, von dir scheiden!

Thekla.

Wie du dir selbst getreu bleibst, bist du's mir.
Uns trennt das Schicksal, unsre Herzen bleiben einig.

— — — — — — — — — —

Auch der männlichste Mann wird in Lagen kommen — und eine solche liegt hier vor, — wo er, an seiner eigenen Einsicht zweifelnd oder in sich ratlos, sich auf die Unversehrtheit des weiblichen Gefühls verläßt. Wohl dem, der das mit Max in freudigem Vertrauen thun darf! Die Stelle giebt einen tiefen Einblick in das Verhältnis Schillers zu seiner Gattin. Andererseits aber entspricht Theklas heroische Entscheidung durchaus dem Adel ihrer Seele und dem Charakter ihrer Liebe. Wahrer Frauenliebe steht das Glück des Geliebten höher als der Besitz desselben! Max, der Idealist, würde durch die Gemeinschaft mit Wallensteins Treubruch innerlich zermalmt werden, — das ist dem Herzen, das ihn kennt, gewiß. Somit muß Thekla ihn von des Vaters Seite weisen, oder sie bliebe nicht Thekla. Daß sie ihn damit in Tod und Verderben stürzt, davon hat sie kein Bewußtsein; zudem ist sein verzweifelter Vorsatz auch gar nicht die Folge ihrer Entscheidung. Er kannte vorher andere Auswege. Erst nachdem sie ihr Wort gesprochen hat, und als alles sich nun zornig von ihm wendet, als seine Getreuen auf ihn eindringen, und die Hörner lockend rufen, gerät seine erregte Seele in jenen Zustand der Raserei, der ihm den Todesgedanken eingiebt.

Kaum ist Thekla dann in Eger angelangt, so trifft dort schon die Botschaft von dem Todesritt der Pappenheimer ein. Durch den Schreck erst physisch niedergeworfen, rafft sie, die Willensstarke und geistig Tapfere, sich schnell zu jenem Heldensinn auf, der nicht schonend hintergangen sein will und der, um voll gefaßt zu sein, das Unglück

in seiner ganzen Größe kennen muß; die echte germanische Jungfrau. So hat ihr denn der Schwede Bericht zu erstatten über den Verlauf des Kampfes, über des Geliebten letzte Augenblicke und seine ehrenvolle Bestattung in der Klosterkirche bei Neustadt. In edlem Schmerze begräbt Thekla unter der Erzählung des Hauptmanns ihres Lebens erstorbenes Glück. Es sind das tief ergreifende, ebenso künstlerisch wie sittlich große Scenen.

Dagegen könnte man an dem schließlichen Ausgange Theklas vielleicht Anstoß nehmen. In unheimlicher Hast reißt die Trauernde die Neubrunn, ihre treue Freundin und Gesellschafterin, mit sich hinaus in die finstere Nacht. Von einer unwiderstehlichen Gewalt, die sich ihr, wieder kassandraartig, zu den bleichen, hohlen Geisterbildern der Gefallenen visionär verkörpert, wird sie zum Grabe des Geliebten, in den freiwilligen Tod fortgezogen: „Was ist das Leben ohne Liebesglanz? Ich werf' es hin, da sein Gehalt verschwunden!" Doch wer wird darin eine Rechtsprechung des aus Liebesschmerz begangenen Selbstmords finden wollen? Was ist das bei dem Dichter menschlicher Seelengröße anderes, wie ein poetischer Notbehelf? Schiller weiß sehr gut, daß eine Thekla, ins Leben übersetzt, das ihr widerfahrene Geschick als ein Verklärungsleiden mutig tragen und ergebungsvoll auf sich wirken lassen würde; daß sie, alle ihre Lebensansprüche ihrer großen Liebe opfernd, und mit dem Heimgegangenen in Geistesgemeinschaft innig verbunden, ihren Weg in stiller Hoffnung weiter gehen würde, bis er mit dem des Geliebten wieder zusammenträfe in der Welt der ewigen Wonne, wo die Sünden der Väter nicht mehr die Kinder treffen. Aber da sich dies dramatisch nicht darstellen läßt, so bringt er mit dem Mittel der Abkürzung, das ihm als Dichter zu Gebote steht, die treu Liebende schnell zu ihrem Helden. Und wie fein und zart wendet er dies Mittel an! Er läßt Thekla von ihrem Lebensverzicht reden, es ist wohl wahrscheinlich, daß sie am Grabe in der Klosterkirche sterben wird, — aber wer kann sagen, wo Thekla geblieben ist? — wer weiß mit Bestimmtheit, wie sie ein Ende genommen hat? Ihr Ausgang ist verhüllt, und von dem Selbstmorde, weil der Dichter ihn als solchen gar nicht wollte, versteht er die Gedanken und Empfindungen der Zuschauer abzulenken. Wir schließen

die Augen, während sie ihren herrlichen Scheidemonolog anstimmt von dem, was „das Los des Schönen auf der Erde“ ist, und wenn wir die Augen wieder aufschlagen, ist die dramatische Thekla verschwunden, und aus Schillers lyrischen Werken vernehmen wir „Theklas Geisterstimme“, wie sie zu uns spricht:

Wo ich sei, und wo mich hingewendet,
Als mein flücht'ger Schatten dir entschwebt?
Hab' ich nicht beschlossen und geendet,
Hab ich nicht geliebet und gelebt?

Willst du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit seelenvoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen?
Nur so lang sie liebten, waren sie.

Ob ich den Verlorenen gefunden?
Glaube mir, ich bin mit ihm vereint,
Wo sich nicht mehr trennt, was sich verbunden,
Dort, wo keine Thräne wird geweint.

Dorten wirst auch du uns wieder finden,
Wenn dein Lieben unserm Lieben gleicht. —

Die Balladen.

Mitten hinein in die Arbeit am „Wallenstein“ fiel ein anderes dichterisches Schaffen Schillers, das den größten Teil des ersten in seinem Garten verlebten Sommers (1797) in Anspruch nahm, sich aber dann in einzelnen Ausläufern durch die folgenden Jahre fortsetzte. Der Gewittersturm der Xenien hatte eben die Luft gereinigt, nun galt es, dem Publikum sofort große und würdige Kunstwerke zum Ersatze für das schonungslos Weggefegte anzubieten. Goethe hatte seinen „Hermann und Dorothea“ bereit, Schiller rüstete sich mit seinem „Wallenstein“, aber gleich der Musenalmanach des Jahres 1798 sollte die Litteraturfreunde mit neuen, die Geistesgemeinschaft

der beiden Meister darstellenden Schöpfungen überraschen. Als derselbe herauskam, staunte die Welt über die Fülle und den Wert des Dargebotenen, das allerdings alles, was in Deutschland dichtete, fortan als untergeordnete Geister und Schiller und Goethe als die unbedingt tonangebenden Machthaber erscheinen ließ. Es war ein Balladenbuch. Dasselbe enthielt von Goethe den „Zauberlehrling", den „Schatzgräber", die „Braut von Korinth", den „Gott und die Bajadere"; von Schiller den „Ring des Polykrates", den „Handschuh", den „Ritter Toggenburg", den „Taucher", die „Kraniche des Ibykus" und den „Gang nach dem Eisenhammer". Durch seine Balladen, diese episch gehaltenen, vielfach dramatisch sich darstellenden und in lyrischer Stimmung eine reiche Welt idealer Anregung bietenden Gedichte, die in ihrer Mehrzahl unserer Jugend geworden sind, was der griechischen die homerischen Gesänge waren, ist Schiller, noch ehe er seine großen Dramen geschaffen hatte, der Lieblingsdichter unseres Volkes geworden.

Im „Taucher", seiner ersten Ballade, aus dem Juni 1797, zeigt der Dichter neben dem mutwilligen Könige, der den Knappen in die Charybde, jenen furchtbaren Strudel der Meerenge von Messina, wo „es wallet und siedet und brauset und zischt", hinabgeschickt hatte, und der frevelhaft genug ist, von dem Beherzten, dem Höllenrachen Entstiegenen, eine Wiederholung des Wagnisses zu fordern, die liebliche Königstochter, deren weiches Gefühl den Vater um Schonung des jungen Lebens bittet. Der Mut des Jünglings hat offenbar ihr Herz gewonnen. Sie sucht, da des Königs Gelüste nicht zu zähmen sind, durch Stachelung des Ehrgeizes die Ritter zu der That zu spornen, um dadurch das Entsetzliche von dem Geliebten abzuwenden. Aber keiner von ihnen findet sich bereit; sie muß es erleben, daß sie selbst, vom Vater als lockender Preis des Wagemutes angeboten, die Ursache wird, die ihn ins Verderben stürzt. Wir ahnen, was in des Mädchens Seele vorgeht, wenn wir sie bei diesem Aufruf an den kühnen Taucher zugleich erröten und erbleichen sehen: gern würde sie die Seine werden, aber nimmer wird er ihr aus Nacht und Grausen wiederkehren! Bei diesem Gedanken bricht sie zusammen, und gleichzeitig thut der Edelknecht in sehnsüchtigem Verlangen den Todessprung.

Wenige Tage später dichtete Schiller den „Handschuh", ein Seitenstück zu dem Vorhergehenden. Hier haben wir es mit einem Frauenherzen zu thun, welches in seiner gefühllosen Selbstgefälligkeit, um allen an Franz I. Seite versammelten Großen Frankreichs, Rittern und Damen, zu zeigen, was um ihretwillen gewagt werde, es über sich gewinnt, ihren Bewerber Delorges in schauerliche Lebensgefahr zu bringen. Vom hohen Balkone, woselbst der Hofstaat auf einen grimmigen Kampf zwischen Löwen, Tigern und Leoparden herniederschaut, wirft sie ihren Handschuh in den Zwinger, mitten hinein unter die „gräulichen Katzen", und mit spöttisch seinen Mut bezweifelnden Worten fordert sie den Ritter auf, ihr denselben zu holen. Der tapfere Mann scheut sich nicht, unter die Bestien zu treten, festen Schrittes steigt er in die Arena, beherzt nimmt er den Handschuh auf, — „mit Erstaunen und mit Grauen sehen's die Ritter und Edelfrauen." Nachdem er aber so seine Ehre gerettet hat, was Fräulein Kunigunde ihm mit zärtlichem, Erhörung verheißendem Liebesblicke lohnt, läßt er seinen Empfindungen über das holde Weib freien Lauf, indem er demselben den Handschuh ins Gesicht wirft. Seine Liebe hat sich rasch in Abscheu verwandelt. Frau von Stein fand solchen Zornesausbruch unschicklich, und deshalb ließ der Dichter im Almanach drucken:

> Und der Ritter sich tief verbeugend spricht:
> „Den Dank, Dame, begehr' ich nicht",
> Und verläßt sie zur selben Stunde.

Nachher aber besann sich Schiller auf das, was jeder rechte Mann in dieser Lage gethan hätte, und aus der tiefen Verbeugung vor der süß lächelnden Frevlerin wurde wieder die des Ritters Verachtung offen darthuende Grobheit. In der That, die einzig berechtigte Art, einem Weibe zu begegnen, das sich durch seine Rohheit von dem zarten Geschlechte und den diesem gebührenden Rücksichten selbst ausgeschlossen hatte.

Wieder nur kurze Tage darauf entstand der das Thema des Götterneides behandelnde Ring des Polykrates, in dem bekanntlich nur Männergestalten auftreten, dann gegen Ende Juli „Ritter Toggenburg". Der Schauplatz dieser Ballade ist im Kanton

Thurgau zu suchen. Ein Ritterfräulein kann dem wackeren, heldenhaften Toggenburger, der um ihre Hand nachgesucht hat, keine Liebe, sondern nur treue, schwesterliche Gesinnung entgegenbringen, und wie tiefer Schmerz auch aus seinen Augen spricht, sie vermag bei allem Mitgefühl ihrem Herzen nicht Gewalt anzuthun. Der Gaugraf müht sich, in einem Kreuzzuge seine hoffnungslose Liebe zu vergessen, er verrichtet in Palästina große Thaten; aber sein Herz will nicht genesen, und nach Jahresfrist schifft er „heim zum teuren Lande, wo ihr Atem weht". Hier erfährt er, daß die Geliebte inzwischen den Schleier genommen hat. Wir haben uns wohl zu denken, daß der Trieb, ins Kloster zu gehen, schon ein Grund ihrer Abweisung gewesen war, sie wird vom Dichter als eine fast überirdisch sanfte, ätherische Erscheinung vorgestellt. Der Unglückliche hat nun kein Interesse am Leben mehr, er vertauscht den Harnisch mit dem härenen Gewande des Einsiedlers und in der Nähe des Klosters baut er sich seine Klause. Von hier aus schaut er denn tagein tagaus, von des Morgens Licht bis zu des Abends Schein, zu ihr hinüber, nicht mehr in heißem Liebesverlangen, wie früher, sondern still zufrieden in dem Bewußtsein, sie nur nahe zu haben und sie täglich sehen zu können, wenn drüben das Fenster sich aufthat, und

— das teure Bild
Sich ins Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.
Und dann legt' er froh sich nieder,
Schlief getröstet ein,
Still sich freuend, wenn es wieder
Morgen würde sein.

So hat er es viele Jahre getrieben im vollen Vergessen des Lebens, bis der Tod diesem Zustande ein Ende machte; aber noch der Leiche bleiches Angesicht war hinübergewandt nach dem Klosterfenster. — Diese Ballade Schillers ist die einzige, die als ein Mißgriff zu betrachten ist; wir vermögen diese weiche, sentimentale Liebe nicht nachzuempfinden, und es ist kaum zu verstehen, wie der thatkräftige Dichter eine solche damals noch erschaffen konnte. Schillers Stimmung scheint beeinflußt worden zu sein durch die

Erzählung vom Grafen Friedrich von Toggenburg und seiner Gemahlin, der heiligen Itha. Wir lesen darüber bei Düntzer: „Der Graf wurde durch falschen Argwohn (er hatte den durch einen Raben geraubten Brautring an der Hand eines seiner Dienstleute gesehen) in solche Wut versetzt, daß er die Gattin in den Graben der Burg hinabstürzte. Sie kam nicht um, da ein Gebüsch sie festhielt; in der Nacht machte sie sich los und ging in einen Wald, wo sie im frommen Glauben auf Gottes Schutz von Wurzeln und Kräutern lebte. Als ihre Unschuld an den Tag gekommen war, fand sie ein Jäger. Vergebens bat Graf Friedrich sie, zu ihm zurückzukehren; sie lebte fortan als Einsiedlerin beim Kloster Fischingen. Der Graf aber legte sich in der Nähe eine Hütte an." Das ist ja nun allerdings nicht der Stoff unserer Ballade, die von einer Schuld des Grafen nichts weiß. Sollte Schiller aber unter dem Eindrucke dieser volkstümlichen Geschichte seinen Toggenburger gedichtet haben, so begriffe es sich wohl, daß er der Liebe desselben unwillkürlich diese in der Seele des Büßers denkbare Färbung gab.

Der August desselben Jahres brachte die große Ibykusballade, auf die wir, weil sie keine Frauengestalten bietet, nicht einzugehen haben, und der September den „Gang nach dem Eisenhammer", der Goethes und Körners großen Beifall fand, aber von Humboldt weniger anerkennend aufgenommen wurde. Lotte war es gewesen, die ihren Gatten auf den Stoff, den sie bei dem französischen Novellisten Rétif gefunden, aufmerksam gemacht hatte. Die beiden Grundgedanken der Ballade sind: Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Das muß der heimtückische Jäger Robert erfahren, der den von der Herrin ausgezeichneten treuen Knecht Fridolin dadurch zu beseitigen suchte, daß er die Eifersucht des Grafen gegen letzteren erweckte. Der zornige Gebieter giebt den Arbeitern an seinen Schmelzöfen den Auftrag, den ersten, den er mit einer Anfrage senden würde, in die Eisenglut zu werfen. Fridolin sollte das Opfer sein, und Robert wird es, weil sich jener verspätet hatte und erst nach dem andern am Eisenhammer erschien. Den zweiten Grundgedanken giebt der Dichter an mit den Worten: „Dem lieben Gotte weich nicht aus, find'st du ihn auf dem Weg!"

— die Schillersche Umschreibung des Sprüchworts: Kirchengehen säumt nicht. Fridolin kommt an der Kirche vorbei, während sich die Gemeinde zur Messe versammelt, er tritt ein, und das wird seine Rettung. — Auch in diesem Gedichte bleibt die Frauengestalt, die schöne Gräfin von Savern, im Hintergrunde. Sie ist ein sehr religiöses Wesen, es bekümmert sie, daß sie nicht zum Gotteshause gehen kann, und in ihrer katholischen Frömmigkeit hält sie es für möglich, daß ihr Diener sie vor Gott dem Herrn vertrete. Aber der liebenden Mutter geht doch die Pflege des kranken Sohnes als das Wichtigste dem Gottesdienst vor. Ihrem Gatten ist sie das edle, treue Weib, dessen dieser jedoch wenig wert ist, denn in seinem finsteren Gemüte hat er, wie überhaupt keinen Glauben an Menschen, so auch keinen an die Züchtigkeit seiner Gattin. Ihm gilt Weibertugend für ein trügerisches, wankelmütiges Ding, das der Welle gleicht, und der Verleumder hat es bei ihm leicht. Als Gebieterin ist die Gräfin gut und mild gegen ihr Gesinde, sie weiß nichts von Launen und Übermut; anspruchslos ist sie auf Schonung ihrer Diener bedacht, und wo ihr, wie bei Fridolin, eifrig sich mühende Herzenswilligkeit entgegengebracht wird, da vergilt sie solchen Dienst mit warmer Anteilnahme an dem Wohle ihres Untergebenen: „Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht, es gab sein Herz (seine treue Ergebenheit) ihm Kindesrecht". Es sind schöne patriarchalische Zustände, in die Schiller uns hineinblicken läßt, und die edle Gesinnung der nach dieser letzten Bemerkung nicht gerade mehr als jung zu denkenden Herrin wird dadurch nicht beeinträchtigt, daß ihr der Dichter auch ein gewisses Wohlgefallen an Fridolins hübschen Zügen zuschreibt. Übrigens ist in der Sage der junge Diener ein verkleidetes Mädchen, was aber in der Ballade nicht benutzt wird. Höchstens könnte man eine bei Schiller sich unbewußt geltend machende Erinnerung an diesen Umstand in dem Schlußworte finden, mit dem der von dem Gottesgerichte erschütterte Graf Fridolin seiner Gattin zuführt: „Dies Kind, kein Engel ist so rein, laßt's Eurer Huld empfohlen sein!"

Wir übergehen die beiden bedeutenden, aber frauenlosen Balladen des Jahres 1798, den „Kampf mit dem Drachen" und „Die Bürgschaft"; die nächste, „Hero und Leander", fällt bereits in die

Zeit nach der Übersiedlung von Jena nach Weimar, in den Sommer 1801, nach Vollendung der „Jungfrau von Orleans". Hier steht nun die Frauengestalt im Zentrum der Dichtung. Nach dem griechischen Epiker Musäus war Hero eine Priesterin der Aphrodite, in die sich Leander bei einem Feste der Göttin verliebt hatte. Heimlich stahl sich der Jüngling am Abend in ihren Tempel, es gelang ihm, das Herz der ebenso erhabenen wie anmutigen Jungfrau zu überwinden, so daß sie ihr Gelübde brach und sich seinen stürmischen Werbungen ergab. Nun vereinte jeder Abend die Liebenden, aber mit einem großen Opfer mußte er sich jedesmal sein Glück erkaufen. Leander war in Abydos am kleinasiatischen Ufer des Hellesponts daheim, Hero hatte ihren Tempel und Wohnsitz in Sestos auf der europäischen Seite: es trennte sie in der Breite einer geographischen Meile die Dardanellenstraße, die nun der kühne Schwimmer allabendlich in der Liebe Macht überwand, wobei Heros Fackel ihm als führendes Leuchtzeichen diente. Mit des Morgens Grauen legte er dann den Weg auf dieselbe Weise wieder zurück. Schiller beließ zwar seiner schön wie Hebe blühenden Heldin den priesterlichen Charakter, doch nicht ihr Tempelgelübde; vielmehr ist der Väter feindliches Zürnen bei ihm der Grund, daß sich die beiden nicht öffentlich gehören durften. Er zeigt uns zwei altersgraue Schlösser, die sich, leuchtend in der Sonne Gold, hüben und drüben trotzig entgegenschauen; zwischen diesen stellt in der Dunkelheit die Liebe der Kinder den brückenlosen Steg her. Dreißigmal ist Leander durch die finstere Flut siegreich hindurchgedrungen, um nach dem kalten Wasserwege in den Liebesarmen seiner Hero zu erwarmen. Inzwischen war der Winter näher gekommen und mit ihm die Sturmzeit. Bei Ovid bittet Hero den Kühnen, die Fahrt doch ja nicht zu wagen, wenn das Meer unruhig sei; aber dennoch zündet ihre Sehnsucht am Abend regelmäßig die Leuchte an, und furchtlos stürzt sich Leander in das wogende Meer. Unser Dichter verlegt den tragischen Ausgang der Liebesgeschichte auf einen Dezembertag, an dem bei einbrechender Dunkelheit das Wasser einem Spiegel gleich still und eben dalag, kein Lüftchen bewegte das krystallene Reich. Die junge Gattin hofft mit Bestimmtheit auf Leanders Kommen. Harrend steht sie auf des Schlosses Zinnen, unter ihrer

Fackel Schein späht sie nach dem teuren Schwimmer und mit schmeichelnden Gebeten sucht sie die von Poseidon einst zu seiner Gattin erkorene Schwester des Phrixus zu bestimmen, daß sie ihr doch ja das verstohlene Liebesglück bereiten möge:

Schöne Helle! Holde Göttin!
Selige, dich fleh' ich an:
Bring' auch heute den Geliebten
Mir auf der gewohnten Bahn!

Doch Helles Gemahl ist ein tückischer Gebieter, er will es dem Leander beweisen, daß ihn menschlicher Heldenmut nicht bezwingt. Kaum hat er den Unverzagten in sein Element hineingelockt, so entfesselt er einen furchtbaren Sturm. Zu Bergen heben sich die Wogen, und der heulende Wind löscht die Leuchte aus. Umtobt von den Schrecken des Meeres, blickt das arme Weib mit zitternder Sorge auf die schäumende Brandung zu ihren Füßen: hat der Geliebte sich wirklich hinausgewagt, so müßte diese sein Grab werden! Sie zerquält sich die Seele mit Selbstanklagen, daß sie mit ihren Gebeten Leanders Verderben heraufbeschworen habe, daß ihre Liebe die Ursache seines Todes werde. Entsetzen ergreift das geängstigte Herz. Ratlos und hilflos schreit sie die lange, bange Nacht hindurch nach Rettung. Da geht in stillem Glanze die Morgensonne auf, die Wogen beschwichtigen sich, und heiter lächeln Luft und See — ruhig spielend schwemmt das Wasser einen Leichnam an den Strand. Es ist ihre entseelte Welt! Bei diesem Anblick wird es ruhig auch in der bewegten Brust, die Angst hat ausgetobt, keine Klage, keine Thräne betrauert den Toten, starr sind ihre Augen auf den geliebten Mann gerichtet, — die Stille der Trostlosigkeit, der Verzweiflung ist über sie gekommen. Nun ist auch ihr Lauf beendet, ein früher Tod ist ihr beschlossen! Die Stimmen, die hier in ihr reden, sind teils Theklatöne der Resignation nach selig genossenem Glück und der sehnsüchtigen Hoffnung auf Vereinigung mit dem so jäh ihr Geraubten, zur anderen Hälfte die Anschauungen der griechischen Priesterin, die, nachdem sie so oft lebend der Göttin geopfert hat, sich nun berufen glaubt, selbst

als ein Opfer der meergebietenden Aphrodite zu fallen. So stürzt sie sich mit fliegendem Gewande in die Wellen hinab:

> Hoch in seinen Flutenreichen
> Wälzt der Gott die heil'gen Leichen,
> Und er selber ist ihr Grab;
> Und mit seinem Raub zufrieden,
> Zieht er freudig fort und gießt
> Aus der unerschöpften Urne
> Seinen Strom, der ewig fließt.

Im nächsten Sommer fand die „Kassandra", die während seines Schaffens am „Wallenstein" und an der „Jungfrau" ihm immer deutlicher hervorgetreten war, Leben und Gestalt. Durch den „Agamemnon" des Aeschylus ist ihm die schöne, geistig belebte Tochter des Priamus und der Hekuba als Seherin bekannt geworden, was sie bei Homer noch nicht ist. Apollo, so erzählt der griechische Tragiker, liebte die Priesterin der Athene und gab ihr die Fähigkeit des Voraussehens; weil sie sich aber seiner Liebe nicht hatte fügen wollen, legte er auf das Geschenk den Fluch, daß ihr prophetisches Wort in Troja immer nur tauben Ohren und ungläubigen Herzen begegnen sollte, so daß sie nun fortwährend das furchtbare Verhängnis sehen mußte, das ihrer Vaterstadt bevorstand, ohne es wenden zu können. Die in ihrem aufgeschlossenen Geiste so tief unglückliche Seherin gewann unserem Dichter ein hohes Interesse ab. Durch Verschmelzung ihres Bildes mit einer Frauengestalt seines Lebens (vergl. Seite 140) entstand nun die Kassandra seiner Ballade. — Ihre Schwester Polyxene feiert ihre Vermählung mit Achill. Ganz Troja ist von bacchantischer Lust erfüllt, alles jubelt über die Verbindung der Königstochter mit dem Griechenhelde, da der thränenvolle Streit jetzt beendet zu sein scheint; Kassandra allein kann dem allgemeinen Glücke ihr Herz nicht aufthun, denn ihr hellsehendes Auge durchblickt den Wahn, der alles blendet, und mit ihrem ahnungsvollen Sinne sieht sie gerade aus dieser Verbrüderungsfeier eine Steigerung der Feindschaft zu Tod und Verderben sprühendem Hasse hervorgehen. Und was der Geist ihr eröffnet hat, hat sie aussprechen müssen. Doch mehr denn je

ist sie deshalb verhöhnt worden. So flüchtet sie sich mit zerrissenem Gemüte aus der freudedurchwogten Stadt in den Lorbeerhain des Apollo, als dessen Priesterin sie in der Schillerschen Ballade erscheint, und hier sind wir nun Zeugen der mit dem Gotte hadernden Trauerklage, die den Inhalt des Gedichtes ausmacht, und deren Motiv in den Worten liegt:

> Frommt's, den Schleier aufzuheben,
> Wo das nahe Schrecknis droht?
> Nur der Irrtum ist das Leben,
> Und das Wissen ist der Tod.
> Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit,
> Mir vom Aug' den blut'gen Schein!
> Schrecklich ist es, deiner Wahrheit
> Sterbliches Gefäß zu sein.
>
> Meine Blindheit gieb mir wieder
> Und den fröhlich dunkeln Sinn!
> Nimmer sang ich freud'ge Lieder,
> Seit ich *deine* Stimme bin.
> Zukunft hast du mir gegeben,
> Doch du nahmst den Augenblick,
> Nahmst der Stunde fröhlich Leben;
> Nimm dein falsch Geschenk zurück!

Selbst das Glück der Liebe ist ihr bei ihrem prophetischen Blicke geraubt worden. Die Liebe des Gottes ignoriert unser Dichter, dagegen weist er hin auf die Werbung des schönen Koröbus, der Kassandras Hand vom Vater begehrt hat, und für den ihr Herz in warmer Neigung schlägt. Aber sie kann derselben nicht froh werden, da ihr höheres Wissen es ihr kund thut, daß der Geliebte beim nahe bevorstehenden Untergange Trojas seinen Tod finden wird. So ist sie das arme, bedauernswerte Weib, das in erschütternder Wahrheit es uns zum Bewußtsein bringt, welch ein Segen es für den Menschen ist, daß das Zukünftige in Nacht gehüllt vor ihm liegt. Während nun Kassandra sich so ihrem Schmerze hingiebt, verwandelt sich draußen rasch die Scene. Vom Apollotempel her, wo die Vermählung Polyxenens stattfinden sollte, erschallt wüster Lärm: dort hat Paris, der Bruder der Braut, in

tückischem Überfalle den Achilles ermordet, als dieser die Schwester zum Altare führte, und nun wird es sich schrecklich erfüllen, was man der Kassandra nicht hatte glauben wollen!

In dem ein Jahr darauf, im Jahre 1803, gedichteten „Siegesfeste“ — dazwischen liegt die Entstehung der „Braut von Messina“ — erscheint die troische Seherin noch einmal. Priams Feste ist gesunken, die Eroberer sind reich mit Beute beladen, wozu vor allem auch die schönen Trojanerinnen gehören, auf der Heimfahrt begriffen und feiern nun in ernst-froher Betrachtung ihren Triumph. In dem Wechselgesange erhebt auch Odysseus seine Stimme, er redet, wozu er selbst am wenigsten Grund hatte, von der Frauen Wankelmut:

Glücklich, wem der Göttin Treue
Rein und keusch das Haus bewahrt,
Denn das Weib ist falscher Art,
Und die Arge liebt das Neue.

Damit weist er prophetisch auf das Schicksal des Agamemnon hin, der ja dann nach seiner Rückkehr von seiner ungetreuen Gemahlin Klytämnestra ermordet wurde. Auch Kassandra, dem Könige als Siegesbeute zuerteilt, fiel dieser zum Opfer, was Schiller sie am Hochzeitstage Polyxenens schaudernd hatte voraussehen lassen. Hier im „Siegesfeste“ verleiht sie der wehmütigen Abschiedsklage der Gefangenen Ausdruck. Indem sie zurückblickt auf die rauchenden Trümmer Trojas, bricht sie in die Schmerzensworte aus, die bei der Beobachtung des Lebens sich einem so oft aufdrängen: „Rauch ist alles ird'sche Wesen; wie des Dampfes Säule weht, schwinden alle Erdengrößen!“

Maria Stuart.

Elisabeth. Maria. Kennedy.

Unmittelbar nach Vollendung seiner herrlichen Trilogie begann Schiller eine neue Arbeit. Ohne drängende Aufgaben kam er sich ja vor wie ein Mensch „im luftleeren Raume“. Und wenngleich ihn

vieles im Schaffen störte, jene schwere Erkrankung seiner Gattin, von der früher die Rede war, und ein eigener böser Anfall, dazwischen die Übersiedlung von Jena nach Weimar, so besaß die Welt doch schon nach Verlauf eines guten Jahres, im Juni 1800, wieder eine unsterbliche Dichtung. Dieselbe ist, wie schon der Titel zeigt, ganz einer Frauengestalt gewidmet. Auf den ersten Blick hat das Drama sogar zwei Heldinnen. Aber obwohl sich der 2. und 4. Akt ausschließlich mit der Elisabeth beschäftigen, hat diese doch für den Dichter und die Zuschauer an sich keine Bedeutung. Sie ist mit ihrem Reden, Handeln und Erleben lediglich um der Stuart willen da. Indem wir Elisabeth vor Augen haben, sehen wir im Geiste doch fortwährend Maria. Diese ist die Heldin der Dichtung, und nur diese.

Mit der Maria stehen wir wieder in der Reihe der Gestalten, welche, durch Eitelkeit und sinnliche Begierde hingenommen, den Adel weiblicher Natur preisgegeben haben. Wir verweisen auf das über Julia Imperialis Doppelgestalt Gesagte, ferner auf die Lady Milford und die Prinzessin Eboli. Es wird erinnerlich sein, wie diese Reihenfolge einen stetig fortschreitenden Aufstieg der gesunkenen Frauenseele bedeutete. Zuletzt im „Don Karlos“ that sich das Marienkloster auf, um dem verlorenen Weibe eine Stätte der Buße und der Erneuerung zu werden. Hat die Eboli die Rettung ihrer Seele dort gefunden? Der Dichter schweigt darüber. Aber jetzt nach fast 14 Jahren führt er uns in ein anderes Marienkloster, nach Schloß Fotheringhay in England, wo eine der Eboli vielfach verwandte Natur, wo die Königin Maria in langjähriger düsterer Kerkerhaft die Sünden ihrer Jugend büßt. Im Bußschleier und in ernstem Trauergewande, ein Kruzifix tragend, so erscheint sie bei Beginn des Dramas. Aber sie hat „den Christus in der Hand, die Hoffart und die Weltlust in dem Herzen“, an diesem Urteile Paulets ist viel Wahrheit. Im letzten Akte bekennt sie sich dann mit ihrem Gott voll versöhnt, bereit, „ein sel'ger Geist zu werden, den keine ird'sche Neigung mehr versucht,“ — das ist in der That ihr innerer Zustand auf dem Todeswege. Zwischen jener und dieser Charakterzeichnung liegt die dramatische Entwicklung Marias, vom Dichter in die drei letzten Lebenstage der Stuart zusammengezogen

das, was wir uns als der langen Jahre Kampf und endlichen Sieg denken sollen.

Schiller zeigt in diesem Trauerspiel, wie eine im Grunde doch große Frauenseele durch ein als Straffügung der sittlichen Weltordnung hingenommenes Leid aus schwerer Verschuldung geläutert sich erhebt; wie sie die Kränkungen und Enttäuschungen, die sie erfährt, und unter denen sie wohl zeitweilig unterliegt, in seelischer Kraft den höheren Zwecken ihres Lebens unterthan macht; wie sie so in dem sittlichen Erneuerungsprozeß, in den sie hineingewiesen ist, sich immer mehr vertieft und schließlich in wahrhaftiger Selbst- und Weltüberwindung ihr ideales Sein wiederfindet. Man darf sich durch das dramatisch Großartige des 3. Aktes nicht verleiten lassen, in der Begegnung der beiden Königinnen den Höhepunkt der Dichtung und den Triumph der Maria zu suchen, Maria also als eine Heldin der Leidenschaft zu nehmen. Man wird damit der Tendenz des Stückes nicht gerecht und ist dann, wie es Bulthaupt thut, gezwungen, die gewaltige Beichtscene des 5. Aktes, ja fast den ganzen letzten Akt als eine Irrung des Dichters anzusehen — gerade den Teil, auf den Schiller besonderes Gewicht gelegt hat. Ließ er sich doch, um mit seiner in büßender Einkehr zum Tode gehenden Maria allein zu sein, für die zweite Hälfte des Mai 1800 vom Herzog das nördlich von Weimar gelegene stille Schloß Ettersburg einräumen. Wir finden in dieser Schlußpartie den Hochgipfel der Dichtung, auf den alles Vorhergehende hindrängt. Maria Stuart will und muß als Heldin der Buße verstanden werden.

Mächtig schlägt in diesem Drama jener große religiöse Zug durch, der der Natur unseres Dichters von Kindheit an eigen gewesen ist. Nichts ist verkehrter, als die aus einer einseitigen Auffassung vom Wesen der Religion, bei manchen auch aus ungenügender Kenntnis Schillers herrührende Behauptung, er sei ein Freigeist gewesen. Wie fern sein Geistesleben auch jeglichem dogmatisch gerichteten Christentum stand, und ob er bei seiner philosophischen Abklärung selbst in dem biblischen nicht mehr den Ausdruck seines Denkens und Fühlens finden mochte, so war doch Schillers Sinnesweise ein im Kern tief frommer Idealismus, der sich nicht in seinem

Wesensgehalte, sondern nur in formeller Beziehung von der mystischen Religiosität des biblisch-kirchlichen Christentums unterschied. Sein ganzes inneres Sein war ein lebendiges Gottfühlen, denn es war ein ehrfurchtvolles Sichgebundenwissen an die schöne, reine, freie Welt des Unendlichen, die sein ein und alles war, — ein inniges Lauschen auf die Stimmen der Geister, die im Lichte wohnen, und der glühende Drang, mit Unterordnung aller irdischen Interessen sein Leben und Schaffen in diese Lichtregionen der Ideale, dieses ihm verwandte Element, zu verweben. Sind das aber nicht dieselben Seelentriebe, die das christliche Gotteskindschaftsgefühl ausmachen?

Bei dieser Geistesrichtung Schillers konnte es nicht ausbleiben, daß der gewaltige Glaubensappell des Jahres 1799, Schleiermachers „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern," ihn als Seelenverwandtes berührte. Während der Arbeit an der „Maria Stuart" hat der Dichter diese Schrift des genialen freisinnigen Theologen gelesen. Aus seiner ersten Äußerung darüber spricht noch die Kühle des allen Erzeugnissen der Romantiker argwöhnisch und wenig freundlich gegenüberstehenden Kritikers. Immerhin muß er es zugeben, daß die Ideen des Buches ihm nicht fremd seien. Und einige Jahre später bezeugt er laut und deutlich seine Sympathie für Schleiermacher. Er weiß sich mit ihm eins in dem Bestreben, den Protestantismus erwärmend zu veredeln und dem religiösen Leben fördernde Elemente zuzuführen. Es ist keine Frage, obwohl es noch nie bemerkt ist, Schleiermacher hat auf Schiller einen wenn auch diesem vielleicht nicht bewußten Einfluß ausgeübt: der große reformatorische Gefühlstheologe hat in unserem Dichter die unter dessen humanistisch-idealistischer Lebensanschauung liegende religiöse Empfindung hervorgelockt, daß dieselbe nun auf seiner Lyra zu erklingen begann und zwar sofort in der Dichtung, die er damals gerade unter den Händen hatte. Der religiöse Gedanke, das erst hinter dem Leidenschaftlichen in Maria Zurücktretende, wird zur Tendenz des Stückes; in ihm und durch ihn verklärt sich der Charakter der Heldin, und auf dem Höhepunkte des Dramas, in dem feierlichen 5. Akte, verwandelt sich das Theater in eine Art von Kirche, — die Stunden ästhetischen Genusses enden in Augenblicken andachtsvoller Erhebung.

Die Dichtung versetzt uns in die englisch-schottische Geschichte des 16. Jahrhunderts, in die Zeit, wo der Katholizismus und der Protestantismus, der letztere so haßerfüllt und verfolgungssüchtig wie der erstere, in leidenschaftlich heißer Erregung um ihre Herrschaft über die Inseln rangen, und wo dieser blutige Ringkampf der religiösen Mächte sich zuspitzte zu dem heftigen Thronstreite zwischen der protestantischen Elisabeth Tudor von England und der katholischen Maria Stuart von Schottland. Diese beiden heißen in unserem Drama Schwestern. Die Verwandtschaft bestand darin, daß Mariens Großmutter Margarete von Schottland die Tante Elisabeths war. Margaretens Bruder war nämlich der englische König Heinrich VIII., der wüste Despot, der sich von Rom nur deshalb losgesagt hatte, weil der Papst seine Zustimmung zur Scheidung von Katharina von Aragonien und zur Verehelichung mit der protestantischen Anna von Boleyn verweigert hatte. Die Tochter dieser von ihrem Gatten später hingerichteten Anna ist Elisabeth. Von der katholischen Partei deshalb nicht als ehelich angesehen und von ihrem eigenen Vater lange als regierungsunfähig erklärt, verlebte Elisabeth unter dem Druck und Haß einer inzwischen zur Regierung gekommenen Schwester, der Tochter von Heinrichs erster Gattin, eine freudlose Jugend in den Klüften des Tower; doch wurde es der dadurch herb, kalt und unliebenswürdig Gewordenen, nach der Seite des Verstandes dagegen sehr reich Beanlagten vergönnt, sich wissenschaftlich zu beschäftigen. Im Jahre 1558 starb ihre königliche Schwester Maria die Katholische, nachdem sie unter ihrem kurzen Regiment 800 Menschen um ihres Glaubens willen auf das Blutgerüst geführt hatte. Aus dem Tower stieg Elisabeth auf den englischen Thron, begrüßt von dem Jubel der nach der Schreckensherrschaft aufatmenden Protestanten.

An sich überhaupt kein religiöser Charakter und dem Protestantismus nur mit geteilten Empfindungen zugethan, ging ihr Streben doch dahin, durch Ausbau der anglikanischen Kirche in ihrem Reiche die Papstkirche niederzuwerfen, da diese sie, die Königin, mit dem Bastardnamen zu schänden nicht müde wurde. Elisabeth entwickelte großartige Herrschertalente. Sie wußte sich in ihrer ungemein schwierigen Position gegen die sie rings bedrängenden

inneren und äußeren Feinde siegreich zu behaupten, und da sie trotz ihrer stark absolutistischen Neigung beständig, ob auch mit innerem Seufzen, auf den Volkswillen Rücksicht nahm, so wurde sie getragen von der fast an Vergötterung grenzenden Liebe der protestantischen Nation. Unter ihrem Regiment blühte England mächtig auf, Handel und Schiffahrt, Kunst und Wissenschaft entwickelten sich auf das reichste, und es läßt sich begreifen, daß der Engländer auch heute noch mit Stolz auf die große kraftvolle Königin blickt und mit Schillers Schrewsbury von ihr rühmt: „So schöne Tage hat dies Eiland nie gesehn, seit eigne Fürsten es regieren."

Aber bei allem Respekt vor ihren Leistungen, vor ihrem politischen Scharfblick und ihrer Regierungsweisheit, was alles unser Drama ungeschmälert bestehen läßt, kann die historische Forschung nicht umhin, von dem Menschen in der Elisabeth ein Bild zu entwerfen, das sich mit der abstoßenden Zeichnung unseres Dichters sehr berührt. Jegliches Herrschenmüssen, sowohl das in der Ehe, wie das im Staate, ist ein Verderb für des Weibes Charakter. Bei Elisabeth mußte das um so mehr der Fall sein, da sie schon in der strengen Schule des Unglücks, wo sie, von Spähern und Angebern umstellt, beständig unter dem drohend über ihrem Haupte schwebenden Schwerte lebte, nicht bloß Selbstbeherrschung und Entschlossenheit gelernt hatte, sondern auch, was sie in Schillers Dichtung bei Mortimer so schätzt, „der Täuschung schwere Kunst". Schiller, der die Untugenden dieser Fürstin allerdings scharf hervorkehrt, nennt sie kurzweg die „königliche Heuchlerin". Listig und versteckt, lauernd in ihrem Wesen und doppelzüngig in ihrer Rede, wußte sie die Menschen über ihre wahre Meinung irrezuführen und dabei diejenigen, die sie ausnutzen wollte, in ihrem Herzensgrunde zu erforschen. Es war gefährlich, ihr zu dienen, denn sie war nicht nur sehr launenhaft, sondern auch falsch und dazu brutal in der Aufopferung ihrer Kreaturen. Immer auf den guten Schein bedacht, suchte sie die Verantwortung für ihre Thaten, wenn diese bedenklicher Art waren, mit trügerischen Kniffen auf andere abzuwälzen.

Sie liebte es, wie eine mannhafte Erscheinung angestaunt zu werden. Im Drama will sie nicht, daß in ihrer Gegenwart von

der Schwäche des weiblichen Geschlechtes geredet werde. Dabei ist es aber Thatsache, daß sie sehr weitgehend an diesen Schwächen Anteil hatte. Sie war gefallsüchtig und eitel und wie bei Schiller, der übrigens die Dreiundfünfzigjährige als etwa Dreißigjährige einführt, hörte sie gern das Lob ihrer Schönheit aus dem Munde galanter Schmeichler. Mit Entschiedenheit sträubte sie sich, allem Drängen des Volkes zum Trotze, gegen die Ehe. Sie suchte etwas darin, für Zeit und Nachwelt die „jungfräuliche Königin“ zu heißen. Und so huldigt ihr denn auch der von der großen Herrscherin ganz eingenommene Zeitgenosse Shakespeare gerade nach dieser Seite hin, wenn Oberon im „Sommernachtstraum“ von Cupido erzählt:

er zielt' auf eine holde
Vestal', in Westen thronend, scharfen Blicks,
Und schnellte rasch den Liebespfeil vom Bogen,
Als sollt' er hunderttausend Herzen spalten;
Allein ich sah das feurige Geschoß
Im keuschen Strahl des feuchten Monds erlöschen.
Die königliche Priesterin ging weiter,
In sittsamer Betrachtung, liebefrei.

Köstlich! Das ist dieselbe Elisabeth, die dem Robert Dudley, dem Grafen von Leicester, der, in unserer Dichtung noch einigermaßen an Bedeutung gehoben, in der Geschichte ein eitler, inhaltloser Geck war, jahrelang die ungebührlichsten Vertraulichkeiten gestattete. Dieselbe Elisabeth, die außer diesem noch eine ganze Anzahl ihr recht nahestehender Günstlinge hatte, und von der der englische Philosoph und Historiker Hume versichert, daß ihre verliebte Natur durch viele lustige Beispiele bewiesen sei. Schiller hält über diese königliche „Jungfrau“ das verdiente Gericht. Man denke an die Scene, in der sie den jungen leidenschaftlichen Mortimer zum Werkzeug ihrer heimtückischen Zwecke zu dingen sucht mit dem Versprechen der äußersten Gunst, die sie als Weib zu erweisen hat. Das ist, wie überhaupt die Person des Mortimer, frei erfunden; aber unzweifelhaft kommt die Schillersche Charakteristik, wenn auch nicht gerade in dieser Ungeheuerlichkeit durchaus glaublich, näher an die Wirklichkeit heran, als die Shakespearesche.

Doch alle diese unmoralischen Züge treten zurück vor dem schlimmsten Flecken, mit dem Elisabeth ihr Bild entstellt hat. Drei Jahre nach ihrer Thronbesteigung in England hatte ihre Verwandte Maria Stuart, die mit aller Anmut ihres Geschlechtes ausgestattete neunzehnjährige Königin, die Regierung Schottlands übernommen. Ein an Glück und Genuß reiches Jugendleben lag hinter dieser. Bereits als kleines Kind war sie nach Frankreich gegeben worden, wo die Brüder ihrer Mutter, die beiden Guisen, der Herzog und der Kardinal, die allmächtigen Lenker der schwachen Könige waren. Schon früh umrauschte sie hier „der Feste ew'ge Trunkenheit". Ihre Erziehung war zwar eine streng religiöse, aber da der Katholizismus, in dem sie aufwuchs, statt Heiligung des Herzens und des Willens eine sittlich gehaltlose Gefühlsschwelgerei pflegte und bei aller kirchlichen Gesetzlichkeit das Leben zuchtlosen Begierden frei gab, so entwickelte sich die junge Maria zu einem Wesen, dem die Frömmigkeit mehr Mittel des Selbstbetruges, als Sporn der Selbsterkenntnis war. Ihr Gemüt war weich und den Menschen zugewandt, aber ihr Charakter hatte keinen Halt, sie war leidenschaftlich, schnell entzündbar und leicht zu verführen. An Schönheit, Witz und künstlerischer Bildung alles überstrahlend, wurde sie der allbewunderte Mittelpunkt des lebensfrohen und vielfach recht lockeren Treibens, besonders seitdem sie an Franz II Seite den französischen Königsthron bestiegen hatte. Das machte sie eitel und anspruchsvoll, zu einem recht leichtsinnigen, oberflächlichen Weltkinde, das in frommen Übungen und tollen Vergnügungen aufging. Bald starb ihr junger Gatte, den sie sehr geliebt hatte. Es starb zugleich ihre Mutter, die Regentin Schottlands, und die Pflicht rief sie in ihre rauhe nordische Heimat zurück.

Mit Blicken zorniger Eifersucht verfolgte Elisabeth die Überfahrt der jungen Schottenkönigin. Hatte dieselbe sich doch durch die Guisen verleiten lassen, auch auf den englischen Thron Anspruch zu erheben, da ihr dessen Inhaberin, nach katholischen Begriffen eine uneheliche Tochter, als nicht erb- und herrschberechtigt galt. Später forderte sie jedoch nur die einstige Nachfolge Elisabeths, sie suchte überhaupt in jeder Weise ein freundliches Verhältnis mit dieser herzustellen. Die englische Nation aber dachte mit Schrecken

daran, daß durch diese Thronerbin die Zeiten der katholischen Maria wiederkehren könnten. Diese Befürchtung stellt sich in unserem Drama besonders in Elisabeths Ratgeber Burleigh dar. So ganz grundlos war die Sorge wohl nicht, denn bei allen Zügen persönlicher Duldsamkeit war die historische Stuart eine zu gute Katholikin, um nicht das Werk der Gegenreformation als ihren königlichen Beruf anzusehen. In ihrem Lande betrieb sie es mit Eifer. Auch im übrigen zeigte sie viel Kraft und Gewandtheit. Dagegen fehlte ihr ganz die zur Herrscherin notwendige Charaktereigenschaft der Besonnenheit, sie würde England jedenfalls in viele Unruhen gestürzt haben. War sie doch schon in dem kleinen Schottland bald ganz außer Stande, sich unter den erschrecklichen Wirren, die sie vorgefunden und noch reichlich gemehrt hatte, zurecht zu finden. Überall begegnete ihr wegen ihres „römischen Götzendienstes" und wegen ihres vergnügungsfrohen Lebens der Haß des puritanisch streng gesinnten Volkes. Dazu kam die trotzige Wildheit des Hochadels, der in mittelalterlichem Selbständigkeitsdrange der Krone widerstand. Ihr gefährlichster Gegner aber war das eigene leidenschaftliche Herz. Elisabeth, über die Bedrängnisse der Stuart im Herzen erfreut, bot dieser, als ihre Stellung schließlich unhaltbar geworden war, mit gleißnerischen Versprechungen ihre Vermittlung an und freundlich lud sie die Flüchtige nach England ein. Damit war diese in die Falle gegangen, denn in Elisabeths Staatsrate, in dem zumeist Männer von großer politischer Klugheit, aber von ungemein weitem Gewissen saßen, stand der Entschluß, die verhaßte Kronprätendentin zu verderben, von vornherein fest; es konnte sich nur darum handeln, auf welche Weise sich für die Gewaltthat am besten der Schein des Rechtes wahren ließe. So bemächtigte man sich denn ihrer Person und machte ihr unter dem Vorwande, man wolle vor der schottischen Nation ihre Ehre wiederherstellen, den Prozeß wegen Ehebruches und Gattenmordes.

Damit stehen wir vor dem dunkelsten Blatte in Marias Geschichte. Dieselbe hatte sich in Schottland wieder verheiratet und zwar mit Lord Darnley, einem berückend schönen, aber sehr rohen Menschen. Doch schon im ersten Jahre war die feine Frau desselben überdrüssig geworden, um so mehr, da dieser ihr, der regierenden

Königin, die Herrschaft aus den Händen zu winden suchte und dazu mit den widerspenstigen Lords sich verbündet hatte. Nachdem er nun gar mit niedrigem Verdachte, in Wahrheit wohl, um seiner Frau seine Gewalt zu zeigen, ihren sehr einflußreichen Sekretär, den Sänger Rizio, zu ihren Füßen ermordet hatte, wandte sie sich in tiefster Antipathie von dem Gatten ab. Sie schenkte ihre Gunst dem Grafen von Bothwell, einem Protestanten, der ihr im Kampfe mit dem Adel wertvolle Dienste geleistet hatte. Dieser wußte die Königin ganz zu umstricken, und aus der fürstlichen Gunst wurde bei ihr bald die heißeste Liebesglut. Eines Nachts flog das Sommerhaus, in dem Darnley krank darniederlag, in die Luft, eine That, die Bothwell vollführt und die, wie man sagte, Marias Haß gutgeheißen hatte. Darauf heiratete sie den Mörder ihres Mannes, was ihr den Abscheu des Volkes und ihre Thronentsetzung zuzog. Das ist der grausige Hintergrund zu Schillers Bilde der Büßerin.

Die historische Maria hat freilich ihre Mitschuld an der Ermordung Darnleys nie zugegeben, auch hat diese ihre dritte Ehe als eine von dem gewaltthätigen Bothwell erzwungene bezeichnet. Die heutige Geschichtswissenschaft bewegt sich zum großen Teil in einer die Stuart von dem blutigen Verdachte lossprechenden und sie weit über unser Drama hinaus idealisierenden Richtung. Die Forschung ist noch im Fluß, das Resultat scheint allerdings ein nach mehreren Seiten hin für die Königin günstiges zu werden, z. B. in der Beurteilung ihres Verhältnisses zu Rizio, und wohl auch zu Bothwell; aber es muß doch als sehr fraglich bezeichnet werden, ob Maria auch in Betreff der Bezichtigung des Gattenmordes aus diesem wissenschaftlichen Prozeß gerechtfertigt hervorgehen wird. Erich Marcks erklärt in seinem interessanten Werke über Elisabeth*), daß an Marias Mitschuld keinerlei Zweifel möglich sei; er bekennt sich also in diesem Punkte zu Schillers Auffassung. Doch wer gab der Königin von England das Recht, sich zu ihrer Richterin aufzuwerfen? Der eben genannte Historiker, der Maria viel mehr, als sie es doch gewesen zu sein scheint, für eine

---

*) „Königin Elisabeth von England und ihre Zeit" in den Monographien zur Weltgeschichte. Bielefeld. Velhagen und Klasing 1897.

bedrohliche Rivalin der Elisabeth ansieht, sucht seine Heldin zu verteidigen: Elisabeth habe aus Gründen der Politik der Hammer sein müssen, um nicht der Ambos zu werden. Aber auch der Politik der Fürsten steht es nicht zu, das Moralgesetz durch einen Kanon des Egoismus zu verdrängen. Und wie durfte Elisabeth, als trotz der größten Anstrengung, ein Verdammungsurteil zu erwirken, die Untersuchung ohne Erfolg blieb, die Stuart 19 Jahre in immer drückenderer und entehrenderer Weise gefangen halten? Maria ist unbestreitbar in England schnöde vergewaltigt worden, und wenn man in den Geschichtsbüchern nachliest, welches Gewebe von Treulosigkeit und Heimtücke, von Bosheit und Lüge nötig war, um die Freilassung hinzuschleppen, bis das unglückliche Weib, zu den äußersten Schritten der Notwehr gereizt, seinen Feinden Material zu einem Hochverratsprozeß in die Hände liefern würde, so wird einem die politisch angesehen so große Königin von England, vom Standpunkte der Moral und Humanität aus betrachtet, zu jenem niedrig brutalen Charakter, wie er sich unserem Dichter dargestellt hat.

Ja, die Stuart hat schließlich, als ihre Forderungen, dann ihre Bitten und selbst der Verzicht auf ihre Erbrechte nichts ausrichteten, die ganze katholische Welt, den Papst, Frankreich, Philipp II von Spanien und die Glaubensgenossen Englands für ihre Befreiung in Bewegung zu setzen gesucht. Sie hat sich zur Märtyrerin ihrer Kirche und damit zu einer Triebkraft der damals durch ganz Europa gehenden Gegenreformation gemacht und von ihrem Kerker aus gewühlt und intrigiert, um ihre Widersacherin zu stürzen. Die heftigste Aufregung durchzitterte das Land. Es kam selbst zu Attentaten auf die Herrscherin. Doch daran ist die Königin direkt nicht schuld, sie wollte nur erlöst werden, gegen Leben und Person der Elisabeth hat sie selbst nichts geplant. Wenigstens ist das noch keineswegs erwiesen, und allseits wird zugegeben, daß in dem nun gegen Maria angestrengten Verfahren auf Hochverrat durch unlautere Mittel Schuldzeugnisse herbeigebracht wurden. Es wird doch wohl Schiller Recht behalten: man hat mit gefälschten Briefen und mit unwahren Zeugnissen, die die Verschwörer, ehe sie hingerichtet wurden, abgelegt haben sollten, gegen Maria Stuart zu

operieren gewagt. Überhaupt war die ganze Gerichtsverhandlung, sowohl in der Auswahl der Richter, wie in der Art des Vorgehens, ein um so empörenderer Hohn auf die Gerechtigkeit, da man die Verhandlungen mit recht vielen leeren juristischen Formalitäten umgeben hatte.

So kam, auch vom Volke gefordert, das von Elisabeth lange ersehnte und doch nun, wo es da war, um ihres Nachruhms willen ihr furchtbare und, weil es gegen eine Königin ergangen war, der selbstherrlichen Fürstin äußerst peinliche Todesurteil zustande. Sie hätte sich den politischen Mord — darin sind alle Forscher einig — gern durch einen Meuchelmord erspart, doch scheiterte ihr Ansinnen an dem ehrenfesten Charakter von Marias Hüter Paulet. Lange sträubte sie sich gegen die Unterzeichnung, und dieses Schwanken und Überlegen unter dem Scheine der Gewissenhaftigkeit, um sich von ihren Räten drängen, vom Volke bestürmen zu lassen, bildet in der Dichtung den Hauptinhalt der Elisabethakte. Nun werden ja in dieser Zeit, die in der Geschichte Wochen ausmachte, öfter solche weicheren Töne, wie sie Schiller nur andeutet, durch Elisabeths Brust gezogen sein:

> Was ist der Mensch! Was ist das Glück der Erde!
> Wie weit ist diese Königin gebracht,
> Die mit so stolzen Hoffnungen begann!
> — — — — — — — — — —
> Verzeiht, Mylords, es schneidet mir ins Herz,
> Wehmut ergreift mich und die Seele blutet,
> Daß Irdisches nicht fester steht, das Schicksal
> Der Menschheit, das entsetzliche, so nahe
> An meinem eignen Haupt vorüberzieht.

Vielleicht waren solche Stimmungen auch manchmal wahrer, als wir es der dramatischen Elisabeth zuzutrauen vermögen. Aber daß alle edleren Gefühle bei ihr absolut wirkungslos sein mußten, weil von vornherein der Tod der Stuart als unerläßlich zu ihrem eigenen Glück in ihr fest stand, und daß sie, die doch so selbständige Frau, listig darnach trachtete, in dieser mißlichen Sache den Anschein einer passiven Rolle zu gewinnen, darin decken sich die dichterische Auffassung und die geschichtliche Thatsache vollständig. Auch die jämmer=

liche Figur, die Schillers meisterhafte Darstellung sie spielen läßt in dem Versuche, die Schuld der Vollziehung des endlich unterzeichneten Befehls auf ihre Diener abzuwälzen, entspricht im wesentlichen dem geschichtlichen Verlaufe. Marcks nennt Elisabeths Verhalten nach der Bestätigung des Urteils eine widerliche Komödie.

Am 8. Februar 1587 wurde Maria Stuart hingerichtet. Die Unduldsamkeit hatte ihr den letzten Beistand durch einen Priester ihres Glaubens versagt; trotzdem starb sie in frommer Fassung und mit mildem, versöhntem Gemüte. Sie war 45 Jahre alt, ihr Körper war durch die Leiden und Entbehrungen der langen Gefangenschaft gebeugt, ihr Antlitz durchfurcht, ihr Haar gebleicht, jede Spur der einstigen Schönheit war von ihr gewichen; aber an innerer Hoheit war sie das Bild eines geklärten Geistes, der, erfreut über den aus vieler Trübsal ihn erlösenden Tod, seines himmlischen Heiles gewiß ist. Aus dieser Schilderung des schließlichen Seelenzustandes der Stuart erstand unserem Dichter die Gestalt seiner königlichen Büßerin, deren dramatischer Entwicklung wir uns nun zuwenden.

Wie die Elisabeth, so ist auch die Maria im Drama um 20 Jahre jünger. Der Dichter nimmt sich die Freiheit, die Gefangenschaft bedeutend zu verkürzen. Sie ist bei ihrem Tode noch das schöne, liebreizende Weib. Den Mortimer reißt ihre Erscheinung zum sinnlichen Taumel hin, einem Leicester ist sie noch ein Gegenstand glühenden Begehrens, selbst der ehrwürdige Schrewsbury schwärmt beim Gedanken an sie wie ein Jüngling. Aber auf dieser schönen Blume liegt etwas wie ein Welkenmüssen, ein tiefer Gram nagt an Marias Leben. Es ist nicht allein das Kerkerelend.

Es ist der blut'ge Schatten König Darnleys,
Der zürnend aus dem Gruftgewölbe steigt,
Und er wird nimmer Friede mit mir machen,
Bis meines Unglücks Maß erfüllt ist.

Kennedy.

Was für Gedanken —

Maria.

Du vergissest, Hanna —
Ich aber habe ein getreu Gedächtnis —
Der Jahrstag dieser unglückseligen That
Ist heute abermals zurückgekehrt;
Er ist's, den ich mit Buß' und Fasten feire.

Kennedy.

Schickt endlich diesen bösen Geist zur Ruh'.
Ihr habt die That mit jahrelanger Reu',
Mit schweren Leidensproben abgebüßt.
Die Kirche, die den Löseschlüssel hat
Für jede Schuld, der Himmel hat vergeben.

Maria.

Frischblutend steigt die längst vergeb'ne Schuld
Aus ihrem leichtbedeckten Grab empor!
Des Gatten racheforderndes Gespenst
Schickt keines Messedieners Glocke, kein
Hochwürdiges in Priesters Hand zur Gruft.

Marias Vertraute, die treue Amme Kennedy, die sie aufgezogen, die sie an die französischen und schottischen Königshöfe, dann in den englischen Kerker begleitet hat, die hier so rührend für ihre Herrin besorgt ist, in zärtlicher Anhänglichkeit sie entschuldigt und verteidigt, wo sie nur kann, die sie schließlich mit starker Seele zum Tode führen wird, dieses gute Wesen kann ihr doch als Seelsorgerin nichts sein. Wiewohl selber reines Herzens und keineswegs blind gegen das Entsetzliche in Mariens Vergangenheit, — sie hat seiner Zeit schwer darunter gelitten und noch jetzt schaudert sie in der Erinnerung an die schamlosen Verirrungen ihrer königlichen Freundin — steht sie doch in ihrem Urteile auf einem sittlich-religiösen Standpunkte, über den die vom Unglück Verinnerlichte weit hinaus ist. Wie die Kennedy es in ihrem Glauben an die versöhnende Macht der Kirche mit der Vergebung leicht nimmt, hat ihr Wort uns bereits gezeigt. Um Maria in ihrem Reueschmerze zu trösten, meint sie ihr Schuldgefühl beschwichtigen zu müssen. Sie sucht ihr im folgenden von dem, was geschehen ist, möglichst viel als Sünde anderer abzustreichen; sie will sie mit dem Leichtsinn

ihrer Jugend beruhigen, ja Hannas abergläubischer Sinn erklärt Marias Unthat sogar als die geheimnisvolle Wirkung von Zaubertränken des Verführers. Sie redet schließlich von Dämonen, die mit unwiderstehlicher Gewalt über den Menschen kommen und schnell in ihm das Schreckliche begehen, um, wenn es gethan ist, wieder zur Hölle zu fliehen.

Aber der Gewissensernst der Königin weiß es besser. Sie macht sich selbst, ihre sittliche Untüchtigkeit, ihre Lust und Leidenschaft für alles verantwortlich, und schwer ist ihre Seele darüber bekümmert, daß sie schon in so zartem Alter so tief hat fallen können. Unter dem Schmerzensdruck dieser Schuld, von der Maria wohl fühlt, daß sie nur durch die Herzensthat sittlicher Erneuerung gesühnt werden kann, hat sich Gemessenheit und Milde über ihr heftiges Temperament gebreitet. Das einst so ganz den Gütern und Freuden der Welt ergebene Weib strebt jetzt darnach, von dem ihm Genommenen sich auch innerlich loszumachen und dessen Verlust mit Gleichmut zu verschmerzen. Die einst so stolz war und so leidenschaftlich haßte, übt sich jetzt im Vergeben; sie hat demütigen und versöhnlichen Sinnes an Elisabeth geschrieben und die von ihr noch nie Gesehene um eine Unterredung gebeten. Weil sie in den Tagen des Glanzes nur dem Schmeichler ihr Ohr geöffnet hatte, so legt sie es sich jetzt als gerechte Vergeltung auf, in Paulet die Stimme des Vorwurfs anzuhören, ohne zu grollen. Maria Stuart trachtet in stillem Dulden und innerer Läuterung nach des Himmels Vergebung. Dies um so mehr, da sie sich seit einiger Zeit in beständiger Furcht vor plötzlichem Beseitigtwerden durch Meuchelmord einer Sterbenden gleich achtet.

Aber diese von Todesahnungen erfüllte, in sich gekehrte Bußstimmung ist nur die eine Seite ihres Wesens, und nicht immer die hervortretende. Heute freilich, am Todestage Darnleys, steht dieselbe im Vordergrunde ihrer Seele. In der Regel pflegt sie ihre ernste Lage jedoch mit viel zu leichtem, frohgemutem Sinne zu betrachten. Trotz allem, was sie durchgemacht hat, ist sie das lebensdurstige, nach der Welt auslauschende Frauenherz geblieben, das mit des Daseins freundlicher Hoffnung durchaus noch nicht abgeschlossen hat, das vielmehr auf des Himmels Gnade rechnet

und sehnsüchtig nach Freiheit lechzt. Wie viel sie auch vor Gott und ihrem Volke zu bereuen haben mag, in England ist sie nicht schuldig! Hier wird ihr ohne Recht und Grund Gewalt angethan! Dieses lebendige Gefühl ist die stählerne Feder, die sie aus dem Gedanken, daß ihre blutige That sich blutig an ihr rächen werde, immer wieder emporschnellt zur inneren Auflehnung wider ihr Geschick, zum Zorn wider die Königin und zu dem Glauben an ihre endliche Befreiung. Ob ihr nach höherer Zulassung auch noch so viel erniedrigendes Leid zugefügt werden konnte, so ist es doch unmöglich, daß sie für immer in die Hände dieser Elisabeth, die selbst ein so unlauteres Wesen ist, gegeben sein sollte, und noch unmöglicher, daß diese gar ihr Leben, das Leben einer freien Königin des Auslands, anzutasten wagen dürfte!

In dieser Überzeugung tritt sie dem Burleigh gegenüber, der ihr das mit peinlicher Spannung erwartete Urteil bringt — das Todesurteil. Feierlich erhebt sie Protest wider die Entscheidung des von politischem Hasse geleiteten und die Gerechtigkeit mit Füßen tretenden Gerichtshofes. Wenn sie nun diese Rechtsschändung mit scharfen Worten straft, wenn sie ihren Hohn über die Charakterlosigkeit der englischen Parlamente ausschüttet, wenn sie schließlich mit blitzenden Augen den Finger auf das Gaukelspiel der Königin legt, die vor der Welt einen Mord mit der Gesetze heiligem Gewande zu umkleiden suche, so ist diese Bitterkeit bei der schwer gekränkten Frau sehr begreiflich. Vor diesem Burleigh und in Bezug auf diese Elisabeth ist sie damit vollständig in ihrem Rechte. Aber wird sie auch Recht behalten vor dem göttlichen Gerichte, vor dem die Bothwell-Darnley-Akten liegen, und wo von ihr zur Sühne für so schweres Unrecht ergebungsvolles Leiden auch unter der schreiendsten Ungerechtigkeit der Menschen gefordert wird? So steht es mit ihrer Bußfertigkeit eben noch nicht, daß sie diese Weite des göttlichen Strafwillens schon zu erkennen und auf sich zu nehmen vermöchte.

Geht ja doch ihrer Bußstimmung mehr, als wir es bei dem Ernste derselben glauben sollten, noch die rechte Tiefe ab! In der voraufgehenden Scene hatte Mortimer, der von dem Guisenkardinal für die Befreiung der Gefangenen heimlich gewonnene Konvertit,

ihr seinen Rettungsplan entwickelt. Maria hatte sein Vorhaben für aussichtslos erklärt: „Mich rettet nicht Gewalt, nicht List. Ganz England hütet meines Kerkers Thore. Ein einz'ger Mann lebt, der sie öffnen kann.“ Dabei hatte sie ihm einen Brief und ihr Bildnis für — Leicester übergeben. Es war das ihre Antwort auf ein heimliches Schreiben des Günstlings, der, von Elisabeth innerlich abgestoßen, die Stuart durch Fürsprache bei der Königin erlösen zu wollen versprochen hat in der Hoffnung, daß Maria ihm dann ihre Hand reichen werde. Bei dieser Werbung sind alte Gluten in ihr wieder aufgestiegen. In zärtlichem Verlangen streckte sich ihr Herz, von neuer Glückseligkeit träumend, dem Manne entgegen, und als sie am Morgen um Darnleys willen das Trauergewand anlegte, barg sie in dem Busen den Liebesbrief an Leicester.*) Wunderbares Frauenherz, das noch glaubt lieben zu dürfen und zur Liebe in sich noch Mut und Trieb verspürt, wo doch gerade aus ihrer Liebesleidenschaft alle die bösen Triebe hervorgegangen sind, die die Mörder ihres Gatten, die Frevler gegen Gottes Ordnung und ihres Lebens Zertrümmerer geworden sind! Seltsame Büßerin, der eine innere Stimme nichts davon sagt, daß die Welt dieser Gefühle bei ihr im Meere der Buße untergehen, in ewiges Todesschweigen versinken muß, und daß es für sie nur e i n Gefühl noch geben kann, das der trauernden, in immer neuem Abbitten sich erweisenden Treue gegen den getöteten Gatten! Wir ahnen das Nahen einer Macht, die, von der bisherigen Sühne unbefriedigt, um Maria ganz und wahrhaft zu erneuern, über all ihr Denken auf Freiheit, Leben und Liebesglück den schwarzen Todesschleier breiten wird.

Vorerst allerdings — es ist der Tag nach der Urteilsverkündigung — breitet sich über sie heitere Himmelsbläue. Der 3. Akt erschließt der dem finstern Gefängnis Entstiegenen den schönen, aussichtsvollen Schloßpark, und in die Lüfte hinaus, durch die mächtigen Rufes das Hifthorn lockt, schallt ihr Freiheitsjubel, ein Sang voll freudiger Hoffnung und voll wehmütiger Sehnsucht, durchzittert

*) Diese Liebe ist ganz Schillers Werk und nicht historisch. Ebenso gehört hernach die für die dramatische Entwicklung so wichtige Begegnung der beiden Königinnen nur der Dichtung an.

von dem Schmerze des so lange seiner Lebensfreude beraubten Herzens. Da — steht die Königin vor ihr, wie von ungefähr auf der Jagd hierher geraten. Maria, in dieser Stunde darauf nicht gefaßt, schrickt zusammen. Wir fast noch mehr, denn wenn Leicester durch diese Begegnung der Elisabeth die Möglichkeit, nun noch das Todesurteil vollstrecken zu lassen, zu entziehen gedachte, so wissen wir doch aus dem 2. Akte, daß er die Königin dazu nur hatte bestimmen können, indem er ihre weibliche Eitelkeit reizte, die sich den Triumph der überlegenen Schönheit bereiten möchte, und dazu den noch größeren, die in ihrem Rufe befleckte Gegnerin mit ihrer sittlichen Hoheit in den Staub zu treten. So steht Elisabeth denn da, umgeben von den finsteren Geistern ihres Hochmuts und ihrer Selbstgerechtigkeit, ihres Hasses und ihrer Verachtung, ein Herz aus Eis, „schroff und unzugänglich wie die Felsenklippe, die der Strandende vergeblich ringend zu erfassen strebt“:

> Was habt Ihr mir zu sagen, Lady Stuart?
> Ihr habt mich sprechen wollen. Ich vergesse
> Die Königin, die schwer beleidigte,
> Die fromme Pflicht der Schwester zu erfüllen,
> Und meines Anblicks Trost gewähr' ich Euch.
> Dem Trieb der Großmut folg' ich, setze mich
> Gerechtem Tadel aus, daß ich soweit
> Heruntersteige —

Unter solchen bösen Worten und Blicken mehrt sich natürlich mit jeder Sekunde auch um Marias Herz die Schar der wilden, zornmutigen Gewalten. Aus den Tiefen ihrer Natur steigt es auf. Heiß durchströmt es alle Regungen ihres gekränkten Selbstbewußtseins. Der wohlmeinende Schrewsbury mahnt zu ehrerbietiger Unterwerfung, die eigene Klugheit rät dazu; aber wohin sie in sich blickt, findet sie nur ihrer Leiden brennendes Gefühl, nur Grimm und Auflehnung.

Doch wie durch zusammen sich ballende Gewitterwolken wohl noch einzelne Sonnenstrahlen zu der verdüsterten Erde niederdringen, so streifen auch die Umdunklung in Mariens Brust noch versprengte Lichter religiöser Empfindung. Die Entsetzliche, die hier

vor ihr steht, für die hat die Gottheit entschieden! Was dieser Königin die Macht geliehen, sie zu erniedrigen, es sind die Mächte, die den Frevel rächen! Diese eine schwere Demütigung noch hat ihr der Himmel zugedacht, ehe ihr Gottes Gnade und ihre Freiheit werden sollen, und er wird nicht zugeben, daß Elisabeth sie ganz entwürdigen darf! Von solchen Gedanken durchzuckt, thut Maria den Fußfall vor der Feindin. Mit Worten, denen ein betender Sinn jeden Stachel abzubrechen sich müht, sucht sie deren Edelmut und erbarmendes Herz. Sie hält der Königin freilich ihr Unrecht vor, sie klagt über die ihr widerfahrene Vergewaltigung, immer jedoch bestrebt, dem, was zwischen ihnen liegt, eine die Versöhnung ermöglichende Wendung zu geben. Man fühlt es den Worten der Stuart ab, wie sie mit heldenhafter Anstrengung gegen ihre Erregung angeht, aber auch, wie diese Erregung unter dem tückischen Reizen der Elisabeth beständig wächst, und wie bei ihr die fromme Auffassung, unter Gottes demütigender Zucht zu stehen, immer mehr verdrängt wird von der peinigenden Empfindung, durch eines Menschen rohe Gesinnung in den Staub gedrückt und in demselben niedergehalten zu werden. Sie ist schließlich so tief herabgestiegen, daß sie mit Verzicht auf alle politischen Ansprüche ihr Leben und ihre Freiheit als ein Geschenk aus Elisabeths Hand betrachten zu wollen erklärt. Als aber selbst da noch nicht das Wort der Güte zu ihr dringt, als Elisabeth vielmehr, in allen ihren grundlosen Beschuldigungen kampfunfähig gemacht, nun hämisch in die wirklich schuldige Seite von Mariens Leben greift und, durch die Schönheit der Feindin geärgert, sie mit der gemeinsten Übertreibung ihrer Sünden aller weiblichen Ehre beraubt und sie wie ein ganz verworfenes Geschöpf behandelt, da ist es um den letzten Rest ihrer Selbstbeherrschung und ihrer religiösen Ergebung geschehen, die Wolken ziehen sich finster zusammen, das Gewitter tobt los:

Ich habe menschlich, jugendlich gefehlt,
Die Macht verführte mich, ich hab' es nicht
Verheimlicht und verborgen, falschen Schein
Hab' ich verschmäht, mit königlichem Freimut.
Das Ärgste weiß die Welt von mir, und ich
Kann sagen, ich bin besser als mein Ruf.

Weh Euch, wenn sie von Euren Thaten einst
Den Ehrenmantel zieht, womit Ihr gleißend
Die wilde Glut verstohlner Lüste deckt.
Nicht Ehrbarkeit habt Ihr von Eurer Mutter
Geerbt; man weiß, um welcher Tugend willen
Anna von Boulen das Schaffot bestiegen.

Schrewsbury
(tritt zwischen beide Königinnen).

O Gott des Himmels! Muß es dahin kommen!
Ist das die Mäßigung, die Unterwerfung,
Lady Maria?

Maria.

Mäßigung! ich habe
Ertragen, was ein Mensch ertragen kann.
Fahr' hin, lammherzige Gelassenheit!
Zum Himmel fliehe, leidende Geduld!
Spreng' endlich deine Bande, tritt hervor
Aus deiner Höhle, langverhalt'ner Groll!
Und du, der dem gereizten Basilisk
Den Mordblick gab, leg auf die Zunge mir
Den gift'gen Pfeil —

Schrewsbury.

O sie ist außer sich!
Verzeih der Rasenden, der schwer Gereizten!
(Elisabeth, vor Zorn sprachlos, schießt wütende Blicke auf Marien.)

Maria.

Der Thron von England ist durch einen Bastard
Entweiht, der Britten edelherzig Volk
Durch eine list'ge Gauklerin betrogen.
— Regierte Recht, so läget Ihr vor mir
Im Staube jetzt; denn ich bin Euer König.
(Elisabeth geht schnell ab; die Lords folgen ihr in der höchsten Bestürzung).

Kennedy.

O was habt Ihr gethan! Sie geht in Wut!
Jetzt ist es aus, und alle Hoffnung schwindet.

Maria
(noch ganz außer sich).

Sie geht in Wut! Sie trägt den Tod im Herzen!
(der Kennedy um den Hals fallend).
O wie mir wohl ist, Hanna! Endlich, endlich
Nach Jahren der Erniedrigung, der Leiden,
Ein Augenblick der Rache, des Triumphs!
Wie Bergeslasten fällt's von meinem Herzen,
Das Messer stieß ich in der Feindin Brust!

So läßt sich Maria zum leidenschaftlichsten Haß, zur wildesten Rachsucht hinreißen, — nach dem, was sie erduldet hat, menschlich wohl begreiflich, aber welch ein Zurückgleiten! An Stelle der in ihrer Läuterung begriffenen Persönlichkeit des Anfangs nun dieses wutwahnsinnige Weib, das in dämonischer Lust Schmähungen ausstößt und der unedlen Elisabeth eben so unedel die Sünden der Eltern ins Angesicht schleudert! An Stelle der, wenn auch noch der Vertiefung ermangelnden, so doch dem Gerichte Gottes sich willig unterwerfenden Büßerin jetzt ein Herz, das in seiner wild gewordenen Kreatürlichkeit sich höhnend jeglicher Zucht duldender Sühne entwunden hat!

Aber die himmlischen Mächte lassen nicht, was ihnen gehört. Dieselben wissen sie in ihrem unwahren Triumphe gar schnell wieder zu beugen. Ihr Werkzeug ist Mortimer, der entzückte Belauscher des Auftritts, so wild leidenschaftlich davon gestimmt wie Maria, auch er jetzt ganz Wut, ganz Raserei — aber bei ihm ist es die rasendste Sinnenwut. Was dieser unter Mariens Aufwallung eben gesehen hat, ist nicht ihr gequältes Menschenherz, sondern des reizvollen Weibes feurige Natur, und was sein unreiner Sinn von seinem Versteck aus in trunkener Gier eingeschlürft hat, das will er nun leibhaftig besitzen. Er kennt keine Scheu vor ihrem königlichen Range, keine Ehrfurcht vor der Heiligkeit ihres Leides. Mit der heißen Bitte, sich in der Nacht von ihm entführen zu lassen, da sie von dem feigen, rascher That nicht fähigen Leicester nichts mehr zu erwarten habe, — mit der brutalen Forderung, dann ihm zu schenken, was, dem Henker verfallen, ihr doch nicht mehr gehöre, — mit der schmählichen Berufung auf ihre an Rizios und Both-

wells Seite begangenen Fehltritte stürmt der verwegene Frevler auf die Arme ein.

Durch solche Gewaltthätigkeit geängstigt, durch diese Mißachtung in furchtbare Schmach hinuntergestoßen, muß sie vor ihrem Retter Rettung suchen: der Kerker, dem sie vor kurzem erst so hoffnungsfroh enteilt ist, wird jetzt dem hilflos verzweifelnden Weibe ein Zufluchtsort. „Hier ist Gewalt, und drinnen ist der Mord," der drohende Tod — und doch flieht sie aus den Armen, die ihr den Durchbruch durch die bewaffneten Hüter öffnen wollen, dem schrecklichen Gefängnisse zu. Was ist es denn, was sie so ängstlich treibt und vor Mortimer so entsetzt fliehen läßt? Die Furcht vor der Entehrung? Gewiß, aber noch etwas ganz anderes. Ihr Mund hat es ihm gegenüber nicht aussprechen können, doch jeder fühlte es aus der Situation ihr ab, und in der Art, wie Maria halb geistesabwesend, von einem unnennbaren Schmerze verzehrt, den Lüsternen von sich zu stoßen suchte, malte es sich. In dem Sinnentaumel dieses Jünglings, der sie mit der Erinnerung an ihre einstige Sünde niederzwingen wollte, hat sie, wahrer und erschreckender denn je, ihr eigenes Jugendbild gesehen: was der Reiz der Sinne aus dem Menschen macht, in welche Sinnlosigkeit und Abscheulichkeit die Leidenschaft auch sie einmal hineingerissen hat!

Unter diesem Eindrucke erwacht nun in der Stille ihrer Mauern, lebendiger als sie es bisher gekannt hatte, das Bewußtsein von der Schwere ihrer Schuld und das Gefühl für das Zerstörende unlauterer Begierde; ein tiefer Widerwille gegen alles Böse, alles Niedrige, alles Unreine bemächtigt sich ihrer Seele, ein heiliger Abscheu vor allem leidenschaftlichen Wesen. In ihrer Seele taucht das Bild der Elisabeth auf, wohl das Bild des zornsprühenden, hochmütigen Weibes — aber wie konnte sie sich durch der Feindin rohe Art dazu verleiten lassen, so ihre eigene Würde zu vergessen? In schmerzlicher Reue gedenkt sie ihrer Heftigkeit; sie bittet der Königin im Herzen ab, was sie in Haß und Rachegedanken an ihr gefehlt hat. Und von der Verirrung der Gegenwart wieder zu früheren Tagen zurückgebracht, sieht sie Darnleys blutige Gestalt, und daneben stellt sich Leicester, wie ihre einmal zur Mörderin

gewordene Liebe ihn jetzt begehrlich sucht. Da erschrickt sie vor sich selbst, vor dem Frevel, der für sie in dem Hegen solcher Empfindungen liegt, — mit aller Kraft will sie gegen das Sündige einer neuen Liebe angehen. Sie will überhaupt mit allem brechen, was schlecht in ihr ist; sie hat ein herzliches Verlangen, rein und gut dazustehen. So entnimmt sie mit entschlossenem Sinne den schrecknisvollen Erlebnissen der Gartenstunde neue Antriebe zu ihrer Läuterung; der Vorsatz, sühnend in ihr Leidensgeschick, und wäre es auch das Todesgeschick, sich zu ergeben, richtet sich mächtig in ihr auf.

Freilich noch immer denkt sie an Freiheit, noch hofft ihr lebensdurstiges Herz. Aber wenn sie sich dann fragt, was sie hoffe, und nun vor der lachenden Freiheit die finster bedrohliche Gestalt Mortimers, des Retters, sieht, dann zittert sie vor der Erlösung, die diese Nacht ihr bringen soll. Von dieser Furcht gejagt, flieht sie immer wieder aus der Welt, die sich von fern ihr zeigt, in die Weihe ihrer Brust zurück, zurück in den Gottesfrieden, der sich über das in frommer, ernster Selbstbesinnung begriffene Herz zu breiten beginnt. Darüber gehen die Stunden hin. Da dringt nach Mitternacht ein Pochen wie von vieler Hämmer Schlag an Mariens und Kennedys Ohren. Der Trieb des Lebens wacht wieder allgewaltig auf, sie denkt mit gespannter Seele an das Nahen Mortimers und seiner Verschworenen. Aber Mortimer ist längst nicht mehr am Leben. Er ist der listigen Feigheit Leicesters zum Opfer gefallen, der nach dem auf dem Rückwege von der Jagd versuchten Attentat kräftiger Darlegungen seiner Treue gegen Elisabeth und seines Hasses gegen Maria bedurft hatte. So hat der Falsche denn auch auf sofortige Hinrichtung der Stuart gedrungen. Die Thür zu Mariens Gemächern thut sich auf, in derselben steht — Paulet,

> Der uns verkündigt — daß — die Zimmerer
> Zu unsern Füßen das Gerüst aufschlagen!
> Man löst sich nicht allmählig von dem Leben!
> Mit einem Mal, schnell, augenblicklich muß
> Der Tausch geschehen zwischen Zeitlichem
> Und Ewigem, und Gott gewährte meiner Lady
> In diesem Augenblick, der Erde Hoffnung

Zurückzustoßen mit entschloss'ner Seele,
Und glaubenvoll den Himmel zu ergreifen.
Kein Merkmal bleicher Furcht, kein Wort der Klage
Entehrte meine Königin —

In dieser edlen, religiös beseelten Fassung erscheint sie nun im 5. Akte vor uns. Der Dichter hat, was von ihrer Flucht in den Kerker bis zu ihrem Austritt in die ewige Freiheit in ihr vorging, hinter die Scene verlegt und durch den vierten, einen Elisabethakt verdeckt; es bleibt uns überlassen, nach den Andeutungen des Schlußaktes uns das zuletzt gezeichnete Bild ihrer Seelenvorgänge zusammen zu stellen. Was diese ernsten, gewaltigen Stunden aus Maria Stuart gemacht haben, steht hier tief ergreifend vor uns. In allen ihren Gedanken und Gefühlen nun völlig dem höheren Ratschluß unterworfen, der ihr für ihres Lebens große Schuld die Todessühne auferlegt, so in Demut und Ergebung unter Gottes heiliges Gericht gebeugt, hat ihre Seele sich aus der Erniedrigung, die der Menschen schmachvolle Mißhandlung ihr bereitet hat, siegreich aufgerichtet. Hat sie gestern vor der Elisabeth sich noch bekennen müssen als die in ihren Geistesschwingen Gelähmte, „nur noch der Schatten der Maria," so fühlt sie sich nun wieder als eine Königin, fühlt sich in Kraft und Hoheit wie ein auferstandener, erlöster Geist.

Was ihr diesen Aufschwung giebt, ist einmal die Glaubensgewißheit, welche die heiß ersehnte Vergebung mit solchem blutigen Tode dargereicht weiß und in seligem Vorgeschmack bereits genießt; daneben aber und vor allem, denn es ist die psychologische Ursache ihrer religiösen Gewißheit, das sittliche Hochgefühl, in wahrhaftigem Bruche mit allem, was ihr seelisches Leben gefesselt hielt, jetzt durchgedrungen zu sein zu ihrem besseren Selbst. Sie hat einmal schwer gefehlt, sie hat dann in ihren Trübsalsjahren mit ihrer Leidenschaft gerungen und ihre Heiligung mit allem Ernste erstrebt, aber nur Unvollkommenes an sich erreicht, sie ist in Haß und Liebe die sündige Maria geblieben, sie hat eben noch in sich neue Niederlagen erleben müssen — da naht sich ihr des Todes düstere Gestalt, er wird ihr der ernste Freund, mit dessen Hilfe sie in mutigem Ansturm das, was an ihr unrein, böse, unwahr geblieben, nieder=

wirft: nun liegt es überwunden vor ihr, sie ist zu ihrem göttlichen Wesen durchgebrochen.

Den Menschen adelt,
Den tiefgesunkenen, das letzte Schicksal

So in unbehindertem Besitze ihrer Seelenkräfte jetzt imstande, ihrer Mörderin den Gruß der Vergebung zu senden und ihr eine lange glückliche Regierung zu wünschen, darf sie mit Recht zu ihren Getreuen sprechen: „Was klagt ihr? Warum weint ihr? Freuen solltet ihr euch mit mir, ihr seid zur eurer Königin Triumph gekommen!“ Ja, gestern nur ein Wahntriumph der Leidenschaft, heute die wahrhafte, herrliche Siegerin! Zur Freiheit, nach der sie so fiebernd verlangt hatte, — zu einer wahreren, herrlicheren Freiheit ist sie, ob auch noch in Banden und Todesnot, glorreich erstiegen!

Sehr fein hat der Dichter, von der Geschichte abweichend, die Tendenz seines Dramas auch in Mariens Kleidung auf dem Todesgange zum Ausdruck gebracht. Das Trauergewand hat sich verwandelt in ein weißes, strahlendes Festgewand, aber zurückgeschlagen fällt von ihrem Haupte hernieder der schwarze Bußschleier. Im Haare trägt sie das Diadem, das der siegreichen Heldin zukommt. Leider hat Schiller in einer nicht gerade guten Stunde diese sinnige Symbolik dadurch getrübt, daß er Maria sprechen läßt: „Vergönnet mir noch einmal der Erde Glanz auf meinem Weg zum Himmel.“ Das ist eine Empfindung, die seiner sterbenden Stuart fremd ist, wie sie auch bald darauf einer ihrer Dienerinnen warnend zuruft: „Betrüglich sind die Güter dieser Erden, das lern' an deiner Königin!“ Sie hat vollständig die Welt überwunden, für sie giebt es kein eitles Begehren, ein Zurückverlangen und nun auch keinen Rückfall mehr.

Als solcher wird vielfach ihr Verhalten gegen Leicester angesehen. Dieser, den Elisabeth gezwungen hat, mit Burleigh an der Hinrichtung teilzunehmen, wird von ihr bemerkt, als sie zum Tode abgeführt wird. Bei seinem Anblick erbeben ihre Kniee; der Graf fängt sie auf, und ihm gehört nun ihr letztes Wort. In dieser Erschütterung äußert sich allerdings eine heftige Gemütsbewegung, wie uns ja wohl auch sonst Gestalten bekannt sind, in

denen, ob sie schon in ihrer Seele vollständig den Sieg davongetragen haben, schließlich doch noch einmal des Menschenherzens schmerzliche Verlassenheit auf einen Augenblick aufschrie. Was Maria hier auf ihrem Siegeswege jetzt noch durchzukosten hat, ist nicht mehr ein Kampf der Liebe, die zerrissene Bande sich wieder zusammenziehen fühlt, sondern der letzte Abschiedsblick auf das Leben, das sich mit Leicesters Erscheinen noch einmal in all ihren früheren Freiheitshoffnungen flüchtig vor die verlassene Seele drängt. Aber wenn auch wehmütig, so doch fest und getrost schaut sie in die höhere Freiheit hinüber. Am allerwenigsten vermögen wir in der Berührung seines Verrats und in dem Wunsche, es möge ihm zu den Füßen der stolzen Elisabeth sein Lohn nicht seine Strafe werden, etwas von wieder erwachendem Groll zu hören. Ja, es ist ein Vorwurf voll ernster Mahnung, aber aus versöhntem Gemüte kommend, wohlmeinend wie aus dem Reiche der Verklärten ihm zugerufen. Und ist sie auch noch so mild und versöhnlich gegen die Königin gesinnt, das kalte, stolze Herz muß diese ihr wohl bleiben, und einem Leicester, der es auch schon reichlich erfahren hat, darf sie das aussprechen, ohne gehässig zu erscheinen.

Schiller hatte zu Anfang seiner Heldin in kühler künstlerischer Objektivität gegenübergestanden, im Verlaufe der Dichtung aber und besonders im Schlußakte hat er sich sichtlich für sie erwärmt. Wenn Maria in der rührenden Abschiedsscene sich die viel Gehaßte, aber auch viel Geliebte nennt, so meinte der Dichter letzteres nicht bloß in Bezug auf Kennedy und die lange von ihr getrennten, nun vor der Hinrichtung ihr wieder zugeführten Dienerinnen. Er selbst blickte mit herzlich bewegter Verehrung zu dieser geläuterten, im Tode sich verklärenden Frauengestalt empor und er erwies ihr einen Liebesdienst, der der geschichtlichen Maria nicht zu teil wurde. Er führte ihr kurz vor ihrem Scheiden in ihrem alten Haushofmeister Melvil, welcher für sie heimlich die Weihen empfangen hat, ganz unerwartet den so lange ersehnten Priester ihrer Kirche zu, der ihre Beichte entgegennimmt und ihr, sogar mit einer vom Papst gesandten Hostie, das Sakrament spendet, was dem Dichter Gelegenheit gab, ihr innerstes Herz aufzuthun und sie ihre Bußempfindungen aussprechen zu lassen. Ihr Sterben ist das einer Katholikin;

aber auch der Nichtkatholik fühlt sich von ihrem religiösen Leben, wie es hier Schiller zeichnet, vielfach sympathisch berührt. Evangelische Tiefe und selbst evangelische Freiheit weht einen daraus an, und das Konfessionelle ist doch nur mehr Form. Was ihr dargereicht wird, ist für sie nicht das eigentlich Frieden Wirkende, sie ist längst an Frieden reich und mit dem Ewigen geeint. Das Sakramentale begehrt sie nur als das irdische Pfand zur Veranschaulichung und Befestigung dessen, was sie selbst sich in tief innerlicher Herzensthat erworben hat. So scheidet Maria vor unseren Blicken. Während sich in der seelischen Verwüstung Leicesters, der aus der Ferne anhören muß, was er anzuschauen sich nicht imstande fühlt, und dann in Elisabeths schauerlicher Vereinsamung ein göttliches Gericht vollzieht, geht die von Menschen nicht schuldlos, aber widerrechtlich Gerichtete ins Reich der Gnade ein. Durch unsere Seele klingt, was Melvil ihr verheißend zugesprochen hat:

> Dem sel'gen Geiste folgen nicht die Schwächen
> Der Sterblichkeit in die Verklärung nach.

Jene gottesdienstliche Scene, die in ihrer feierlichen Erhabenheit einen Weiheglanz über das ganze Stück ausgießt, ist von Anfang an auf das heftigste angefochten und wird nur verstümmelt aufgeführt. Damals schrieb Körner an den Freund: wenn Dichter und Schauspieler nicht alles aussprechen dürften, was diese Situation forderte, so wollte er lieber die ganze Scene entbehren, als immer an die aus ärmlichen Begriffen von der Kunst entstehenden Schranken der Darstellung erinnert werden. Sehr richtig! Aber die Scene kann und darf nicht entbehrt werden, es muß wenigstens immer mehr dahin kommen, daß sie ganz unverändert über die Bühne geht. Die religiöse Empfindung des deutschen Volkes muß zu jener Freiheit ausreifen, die derartiges im Theater anzusehen vermag, und das Theater muß zu der Höhe aufsteigen, daß es solche Darstellung wagen darf. Wir brauchen ein Theater, das alles Leichte und Leichtfertige für Vergnügungsetablissements ausscheidet, um ganz eine Stätte heiliger Kunst, edler Bildung und sittlicher, auch religiöser Erhebung für unser Volk zu werden; ein Theater, wo echte Künstler, die ihr Spiel als ihres Lebens Weihe-

stunden betrachten und deshalb äußere Beifallszeichen in diesen Stunden sich verbitten würden, — wo für das Große, Gute und Schöne wahrhaft begeisterte Seelen einem nur nach solchen hohen Gütern verlangenden Publikum vor die Augen führen, was gottbegnadigte Meister geschaffen haben. Diese Melvil-Scene ist eine Prophetie auf dieses Theater der Zukunft, und wir glauben an Schillers prophetische Gabe! Sein Geist wird auf des neuen Jahrhunderts Bahnen uns leuchtend vorangehen als Führer zur inneren Befreiung und sittlichen Erneuerung unseres Volkes, zur Vertiefung im wahren Idealismus — er wird auch die Bühne reinigen und geistig vertiefen. Seine „Maria Stuart" ist nach dieser Seite hin ein reformatorischer Brief an den Adel deutscher Nation.

Die Jungfrau von Orleans.

Johanna. Margot. Louison. Königin Isabeau. Agnes Sorel.

„Ich befinde mich nie besser, als wenn mein Interesse an einer Arbeit recht lebendig ist. Ich habe auch deswegen schon zu einer neuen Anstalt gemacht." So schrieb Schiller wenige Tage nach Vollendung seiner „Stuart" an Körner, und zehn Monate darauf, am 16. April 1801, lag seine „Jungfrau von Orleans" abgeschlossen vor ihm. Das Drama, in dem wieder eine religiöse Frauengestalt das alles bestimmende Zentrum ist, versetzt uns in den furchtbaren Erbfolgekrieg, der nach dem Aussterben der Capetinger von der Mitte des 14. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts Frankreich durchwütete. In diesem Kriege, in dem die Könige Englands dem erbberechtigten Hause Valois die Herrschaft aus den Händen zu winden suchten, hatte das Glück der Waffen lange hin und her geschwankt. Neunzig Jahre schon währte der Kampf. Nach den ungeheuren Erfolgen der Engländer durch die Siege des schwarzen Prinzen war es dem tapferen Karl V gelungen, die britischen Eindringlinge aus dem

Lande zu werfen. Als jedoch dessen Nachfolger Karl VI in Wahnsinn verfiel, begannen innere Wirren Frankreich in eine orleanistische und eine burgundische Partei zu zerspalten, und sofort benutzten die Engländer diese Uneinigkeit zu neuen räuberischen Einfällen. Es gelang ihnen, ein Bündnis mit Philipp dem Guten von Burgund, dem Sproß aus einer Seitenlinie der Valois, und mit der Gemahlin Karls VI, der Königin Isabeau, zu schließen, dem zufolge Heinrich V von England die Tochter der Isabeau heiraten und nach dem Tode ihres wahnsinnigen Gatten zugleich König von Frankreich werden sollte. Isabeaus Sohn, der Dauphin Karl, den jene haßte, wurde von der Nachfolge ausgeschlossen. Bald darauf starb der geisteskranke König, zugleich aber auch Heinrich V. Doch hinterließ der letztere ein kleines Kind, das die Engländer mit Hilfe der burgundischen Partei sofort als Heinrich VI zum König von England und Frankreich proklamierten; dagegen trat die orleanistische Partei auf die Seite des Dauphins, des nunmehrigen Karls VII. Diesem aber erging es sehr schlecht. Trotz seiner tapferen Recken Du Chatel, La Hire und Dunois in allen Schlachten geschlagen und aus dem Norden Frankreichs verdrängt, besaß er bald fast nur noch das Land südlich von der Loire, und wenn das von den Engländern mit großer Heeresmacht bestürmte Orleans, der Schlüssel zu seinen letzten Stellungen, fiel, war es um ihn und sein Königtum geschehen. Das war im Jahre 1429.

In dieser höchsten Not kam ihm die Rettung aus dem Volke. In der frommen Seele eines achtzehnjährigen Mädchens, der Jeanne d'Arc, der Tochter eines reichen Landmanns in Dom Remy bei Vaucouleurs, hatte das nationale Bewußtsein unter visionären Erscheinungen eine kraftvolle Auferstehung gefeiert. Die zarte, hypnotischen Zuständen unterworfene Jungfrau wurde in ihrer religiös-patriotischen Begeisterung zur Heldin, die gleich jener Debora in der jüdischen Richterzeit an die Spitze des entmutigten Heeres trat und mit der heiligen Fahne in der Hand die außerordentlichsten Kriegsthaten verrichtete. Nachdem sie einen vollständigen Wandel der Dinge herbeigeführt hatte, wurde sie von dem eigenwilligen Fürsten in der Vollendung ihres Befreiungswerkes vielfach gehemmt und schwach unterstützt; sie geriet in Gefangenschaft, man ließ sie

schnöde im Stiche, eine beschränkte Geistlichkeit verdammte sie als Hexe, und der Haß der Engländer errichtete ihr in Rouen den Scheiterhaufen. Fünfundzwanzig Jahre später, nach der für Frankreich glorreichen Beendigung des Krieges, ließ der Papst auf Betreiben Karls VII den Prozeß wieder aufnehmen, das geistliche Urteil wurde umgeworfen, und das Andenken von Jeanne d'Arc jedes Schimpfes frei erklärt. Es erstanden zu ihren Ehren Kreuze, Säulen und Statuen, und das französische Volk sang Lieder zum Lobe seiner Retterin. Das hinderte aber nicht, daß sie zum zweitenmal, und nun noch viel schimpflicher, zum Tode verurteilt wurde durch Dichtermund. Shakespeare ließ sich durch sein englisches Vorurteil verleiten, im ersten Teil von „Heinrich VI" die Pucelle nicht nur als eine böse Zauberin, sondern zugleich als ein Weib von niedriger Gesinnung und als die sehr wenig ehrbare Freundin der fürstlichen Herren ihrer Umgebung zu zeichnen. Noch widerlicher, als das Zerrbild des Engländers, ist das Bubenstück des Franzosen Voltaire. Derselbe schrieb, um damit verrottete Zustände in Staat und Kirche seiner Zeit zu treffen, ein Gedicht, das die Nationalheldin seines Volkes als ein erbärmliches, heuchlerisches Wesen verunglimpfte und mit frivolster Witzelei dem Gelächter der Welt preisgab. Die Zeit Schillers stand vollständig unter dem Eindrucke dieses seichten, mit gläubigem Behagen hingenommenen Pamphlets. Da wagte es des deutschen Dichters großer Sinn der also Geschmähten aller Welt zum Trotze zuzurufen:

Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott;
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen;
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott,
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

Doch, wie du selbst, aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin, wie du,
Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu.
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben:
Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.

Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n.
Doch fürchte nicht! Es giebt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche erglüh'n.
Den lauten Markt mag Momus unterhalten;
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

Mit diesem Gedichte führte Schiller sein Drama in die Welt ein. Wie viel Kopfschütteln die Ankündigung auch erst erregte, so war es doch den Zeitgenossen, als sie das Stück sahen, nach Karl Hases feinsinniger Bemerkung zu Mute „wie dem Wanderer, der nach umwölktem Tage im Interlakener Thale steht, die Nebel fallen, und aus den Wolken erhebt sich strahlend das Haupt der Jungfrau." *) Heute gilt es als zweifellos, daß des Dichters ahnungsvoller Genius das Richtige getroffen hat. Die moderne Geschichtsforschung hat die junge Lothringerin in der That als das erfunden, wofür er sie hielt, als das edelste Herz, das in jenen Tagen in Frankreich schlug, als ein keusches Mädchen, das nur läuternd und begeisternd auf ihre Umgebung gewirkt hat, als ein Frauenherz von kindlicher Einfalt und einzigartiger Heldengröße. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die poetische Johanna und die historische Jeanne d'Arc sich ohne weiteres decken; vielmehr macht Schiller sowohl in Einzelheiten der Charakterzeichnung, wie vor allem in der Darstellung ihres äußeren Erlebens in sehr weitgehender Weise von seiner dichterischen Freiheit Gebrauch. „Ich werde immer," schreibt er an Karoline, „eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher sein, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden. Die Geschichte ist nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden."

In dem Vorspiele der „romantischen Tragödie" befinden wir uns unter der heiligen Eiche, die freilich nach Vater d'Arcs Aberglauben ein alter Druidenbaum ist, in dem böse Mächte hausen.

*) Neue Propheten. Historisch-politische Kirchenbilder von D. Karl Hase. Leipzig. Breitkopf und Härtel. Dieses Buch des berühmten Kirchenhistorikers sei allen empfohlen, die über die geschichtliche Johanna etwas Zuverlässiges und Schönes lesen wollen.

Es ist des stillen, sinnenden Mädchens Lieblingsplatz. Hier pflegte sie zu ruhen, wenn sie auf den umliegenden Triften des Vaters Herde weidete, und aus des Baumes Zweigen rauschten ihr Gottesstimmen. Hier hat sie im Schlafe so manchmal gesehen, was fern und verborgen ist, und auch wachend träumte sie, besonders von der Heldenzeit des Alten Testaments, da der Herr sich wunderbar an Israel erwies. Hier hat sie schon oft vor Sonnenaufgang gesessen, und ihre ganz mit der Not des Vaterlands beschäftigte Seele hat im Anblicke des nahen Marienbildes heiße Gebete zum Himmel gesandt, daß er ihr Land von dem fremden Inselvolke erretten und ihren König in seinen gnädigen Schutz nehmen wolle. Und hier ist es gewesen, wo sich der frommen Beterin jüngst zu dreien Malen die hehre Erscheinung zeigte: die Luft, durchtönt von süßer Musik, war erfüllt mit lieblichen Engelgestalten, die hatten alle Frankreichs weiße Lilien in der Hand; und vor ihr stand, trotz der nächtlichen Stunde von Sonnenglanz umflossen, die Mutter Gottes, ein Schwert und eine Fahne tragend, und immer entschiedener rief deren Stimme sie auf, daß sie zu des Volkes Befreiung sich erheben und dem Könige zur Krönung in Rheims verhelfen solle; doch sei ihr der Sieg über alle Feinde nur unter der Bedingung gegeben, daß sie ihr Herz vor „der Männerliebe sünd'gen Flammen“ bewahre. Da findet sie nun jetzt in den Händen des aus der Stadt heimkehrenden Nachbars, der Johannas Familienkreise von neuem Kriegsunglücke und von dem bevorstehenden Falle Orleans' erzählt, einen Helm. Den Helm sendet ihr der Himmel! Das ist ihr gewiß, und damit ist es ihr nun auch gewiß, daß „der Schlachten Gott“ sein „zitterndes Geschöpf“ erwählt habe, um sich an seinem Frankreich zu verherrlichen. So steht sie da, des Krieges Rüstzeug auf dem Haupte, das schöne Mädchen, durchflammt vom „Mut der Cherubim“, in einer Zeit, wo Männer keine Männer mehr sind, wo vom Fürsten bis hinab zum Bauern alles am Vaterlande verzweifelt, sie, das Weib, in der Kraft ihrer frommen Ideale zur unerschrockenen Kämpferin für ihre Heiligtümer geworden! So steht sie da in hoher, glaubensfreudiger Zuversicht, und doch, ob ihr schließliches Los ihr auch noch im Verborgenen liegt, in dunkler Ahnung sagt sie den Bergen und den Thälern ihrer Heimat auf ewig Lebewohl.

Der hochdramatische 1. Akt versetzt uns in das Heerlager zu Chinon, wo der junge Karl, den Schiller zwar als einen träumerisch schlaffen, der Lage nicht gewachsenen Fürsten, aber doch als einen liebenswürdigen, rein gesinnten Menschen schildert, trotz aller Kriegsnot der Sorel galante Feste giebt und die kostbare Zeit mit Troubadours vertändelt. Alles ist hier zerfahren und zerfallen, die Mittel sind erschöpft, das Heer ist entmutigt, die Ordnung aufgelöst, die Führer grollen wegen der Unthätigkeit, zu der sie verurteilt sind, alle Boten, die eintreffen, bringen Hiobsposten, das treue Orleans fleht durch seine Ratsherren um Rettung — das rüttelt den Dauphin wohl einen Augenblick auf, aber nur zu dem Entschluß, vor dem übermächtigen Feinde sich über die Loire zurückzuziehen und seinem Kernlande den Rücken zu kehren. In diesem Augenblicke, da ihn zornig auch noch sein letzter kräftiger Beistand, der edle Dunois, verläßt, erklingen die Glocken im Jubelsturm. Johanna naht, und vor ihr her geht Siegeskunde. Ist es der geschichtlichen Jeanne erst sehr schwer geworden, sich am Hofe Zugang und Vertrauen zu verschaffen, so tritt die dramatische sehr wirksam gleich als Heldin auf. Sie hat auf ihrem Wege nach Chinon ein kleines Hilfskorps in mächtiger feindlicher Umzinglung gefunden, die Führer waren ratlos, verzweifelt —

siehe, da stellte sich
Ein seltsam Wunder unsern Augen dar!
Denn aus der Tiefe des Gehölzes plötzlich
Trat eine Jungfrau mit behelmtem Haupt
Wie eine Kriegesgöttin, schön zugleich
Und schrecklich anzusehn; um ihren Nacken
In dunkeln Ringen fiel das Haar; ein Glanz
Vom Himmel schien die Hohe zu umleuchten,
Als sie die Stimm' erhub und also sprach:
Was zagt ihr, tapfre Franken! Auf den Feind
Und wären sein mehr denn des Sands im Meere,
Gott und die heil'ge Jungfrau führt euch an!
Und schnell dem Fahnenträger aus der Hand
Riß sie die Fahn' und vor dem Zuge her
Mit kühnem Anstand schritt die Mächtige.
Wir, stumm vor Staunen, selbst nicht wollend, folgen

Der hohen Fahn' und ihrer Trägerin,
Und auf den Feind gerad' an stürmen wir.
Der, hochbetroffen, steht bewegungslos,
Mit weit geöffnet starrem Blick das Wunder
Anstaunend, das sich seinen Augen zeigt —
Doch schnell, als hätten Gottes Schrecken ihn
Ergriffen, wendet er sich um
Zur Flucht, und Wehr und Waffen von sich werfend,
Entschart das ganze Heer sich im Gefilde.

So entwirft der Dichter in freier Erfindung ein anschauliches Bild von dem, was sich damals so oft in Wirklichkeit zugetragen hat. Durch diesen Erfolg aufs beste eingeführt, bezeugt nun Johanna ihre göttliche Sendung, der Historie entsprechend, durch ihre Gabe des Hellsehens, besonders dadurch, daß sie dem Könige Gebete, die er gethan hat, enthüllte. Ein Sturm begeisterten Glaubens reißt alles, den Erzbischof wie den König und seine Generäle, unter die Gewalt dieser machtvollen Kriegerin und erleuchteten Seherin, die nun, von Karl beauftragt, im Namen Gottes über Krieg und Frieden zu entscheiden, dem englischen Herold, der die Übergabe von Orleans verlangt, den eben erfolgten Tod seines Feldherrn verkündet und sein Volk zum schleunigen Verlassen des französischen Bodens auffordert.

Im 2. Aufzuge drängt Schiller die mehrtägigen Kämpfe um Orleans, bei denen die geschichtliche Jungfrau großartiges strategisches Geschick zeigte, in einige kraftvolle Scenen zusammen. Johanna ist bereits im Besitze der Stadt, die geschlagenen Feinde haben sich in ihr Lager südlich von der Loire zurückgezogen, außer Talbot, dem Atheisten, glauben alle sich vom Teufel überwunden. Ein Streit entbrennt zwischen den englischen Führern und Philipp von Burgund, den jedoch die Königin Isabeau noch einmal zu schlichten weiß. In der darauf folgenden Nacht bricht nun das gewaltige Mädchen verheerend in das Lager ein. Vor dem Ansturme der glühend erregten Franzosen, die zu ihrer Heldin wie zu einem göttlichen Wesen aufschauen, ist kein Halten mehr, und Johannas Racheschwert mäht wie den Montgomery, so viele andere Feinde erbarmungslos nieder:

Wenn dich das Unglück in des Krokodils Gewalt
Gegeben oder des gefleckten Tigers Klau'n,
Wenn du der Löwenmutter junge Brut geraubt,
Du könntest Mitleid finden und Barmherzigkeit;
Doch tötlich ist's, der Jungfrau zu begegnen.
Denn dem Geisterreich, dem strengen unverletzlichen,
Verpflichtet mich der furchtbar bindende Vertrag,
Mit dem Schwert zu töten alles Lebende, das mir
Der Schlachten Gott verhängnisvoll entgegenschickt.

Dieser erschreckliche Zug in Johannas Charakterbilde gehört nur dem Drama an, wird aber, wie wir später sehen werden, von dem Motiv der Dichtung unbedingt gefordert. Eben so ist nicht historisch die Aussöhnung mit dem Burgunder, die den erregten Akt so beruhigend abschließt: Die Hand, die Frankreich von seinem äußeren Feinde rettet, heilt auch den inneren Schaden der Parteizerrissenheit! Die geschichtliche Jungfrau hatte die Einigung wohl erstrebt, doch erst nach ihrem Tode wurde dieselbe zur Thatsache, und sie selbst fiel gerade als ein Opfer dieses Bruderzwistes, denn Burgunder waren es, die Jeanne d'Arc später gefangen genommen und den Engländern ausgeliefert haben. Indem die Schillersche Johanna diese abtrünnigen und an dem Untergange der Nationalheldin schuldigen Franken für die Sache des Vaterlands gewinnt und ihnen gewissermaßen die Vergebung der verbrannten Märtyrerin ausspricht:

Des schönen Lorbeers frisch gebrochnen Zweig
Sind wir bereit mit unserm Freund zu teilen.
— O komm herüber! Edler Flüchtling, komm!
Herüber wo das Recht ist und der Sieg.
Ich selbst, die Gottgesandte, reiche dir
Die schwesterliche Hand. Ich will dich rettend
Herüberziehn auf unsre reine Seite! —

kündet sich hier bereits jene versöhnliche Geschichtsumdichtung an, die am Schluß des Dramas so überraschend zu Tage tritt.

Im Anfange des 3. Aktes, der zu Chalons auf dem Wege nach Rheims spielt — Schiller übergeht Johannas großen Sieg in der Feldschlacht bei Patay — wird nun die Verbrüderung gefeiert.

Die Jungfrau erlebt hier den Triumph, daß sie mit ihrer linden Herzensmacht in Philipp dem Guten sogar den Groll gegen Karls Vertrauten Du Chatel, den Mörder seines Vaters, überwindet. Dem wunderbaren Mädchen kann nichts widerstehen, und hingenommen von ihrer Heldenkraft und von ihrer Unschuld reinem Blicke gehören ihr längst zwei edle Reckenherzen, das des Fürsten von Orleans, des Dunois, und das des Ritters La Hire, die liebend um sie werben. Karl, nicht zufrieden damit, daß er — wie es auch in der Geschichte geschehen ist — seine Retterin nebst ihrer Familie und allen ihren Vorfahren adelt, will sie für ihre Thaten durch die Hand eines seiner Großen belohnen. Doch sie verließ nicht ihre Schäfertrift, um sich „den Brautkranz in das Haar zu flechten"; sie ist die Kriegerin des höchsten Gottes und keinem Manne kann sie Gattin sein

> Kein solches Wort mehr, sag ich euch, wenn ihr
> Den Geist in mir nicht zürnend wollt entrüsten!
> Der Männer Auge schon, das mich begehrt,
> Ist mir ein Grauen und Entheiligung.

Schnell verwandelt sich die Scene, — der Versöhnungsfeier folgt wieder ein gewaltig aufregendes Kriegsbild. Die Engländer versuchen dem Könige noch vor den Thoren von Rheims den Weg zur Krönung zu verlegen, doch werden sie von der Jungfrau aufgerieben, und ihr Führer fällt. Das Sterben Talbots, des riesenstarken Geistes, der mit brechendem Auge seine Schöpfungen zusammenstürzen sieht und mit seinem letzten Röcheln aus glaubensloser Seele dem Unsinn flucht, der ihn besiegt habe: „Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens" — ergreift tief unser Mitgefühl; doch stärker als dieses ist unser Empfinden für die Macht, die ihn dem Untergange weiht. Wir wissen, das ist nicht der Aberglaube, nicht Thorheit und Gaukelei, — „ihn hat ein Höherer besiegt," — nämlich der seit langen Jahrzehnten von diesen Engländern vergewaltigte Nationalgeist, der in Johanna sich wieder aufgerichtet hat und jetzt in furchtbarer Reaktion die Werkzeuge seiner Bedrängung zerschmettert.

Nun stürmt die Jungfrau selbst über die Bühne. Vor ihr her

eine finstere, unheimliche Gestalt, wie ein Ritter anzusehen. Der Verfolgte steht. Mit hohler Grabesstimme spricht er Worte beängstigender Warnung. Er warnt Johanna vor neuem Kampfe, er warnt sie vor ihrem Einzuge in Rheims. Sie fühlt, der Schwarze will sie verwirren und auf ihrer Siegesbahn hemmen. Das mutige Mädchen dringt auf die widerspenstige Erscheinung ein, — Nacht, Blitz und Donnerschlag, das Trugbild ist in die Erde gesunken! Wer war der schwarze Ritter? Es bleibt uns vorerst keine Zeit, darüber nachzudenken', denn schon steht in glänzender Rüstung vor der Jungfrau Graf Lionel, eine ganz Schillers Phantasie angehörende Gestalt. Ein kurzer, heftiger Kampf. Sie schlägt ihm das Schwert aus der Hand und reißt ihm den Helm vom Haupte. Indem sie zum Todesstreiche ausholt, sieht sie ihm ins Auge, in das jugendschön glühende Heldenauge — sie läßt die Waffe sinken, sie kann ihn nicht töten! Er soll fliehen! Aber er will keine Schonung, seiner Ehre beraubt, fordert er seinen Tod. Mit aller Macht geht sie gegen sich an, sie muß ihn erschlagen — sie vermag es nicht! Er merkt, was in der Jungfrau vorgeht, auch bei ihm wird aus dem Haß das gegenteilige Gefühl. Er möchte die Geliebte aus ihrer teuflischen Verbindung, so sieht er es als Engländer an, rettend mit sich reißen. Doch Dunois und La Hire stürmen herbei, er muß fliehen, aber ihr Schwert entwindet er ihr, das soll ihm ein Pfand des Wiedersehens sein. Und was hatte er gesagt, da sie noch im Handgemenge waren? „Warum nennst du die Heilige? Sie weiß nichts von dir; der Himmel hat keinen Teil an dir.“ Ach, nur allzu wahr, wenn auch anders, als er es gemeint hat! Die ihrer selbst so gewiß zu Montgomery gesprochen hatte: „Ich weiß nichts von der Liebe Bündnis, und nimmer kennen werd' ich ihren eiteln Dienst“, die eben noch so aufgebraust hat gegen die Liebesanträge am Hofe, hat sich nun doch von der Liebe umstricken lassen und damit hat sie ihren Bund gebrochen. Jetzt ist sie von der heiligen Jungfrau verstoßen, ihre göttliche Kraft ist hin.

> Warum mußt' ich ihm in die Augen sehn!
> Die Züge schaun des edeln Angesichts!
> Mit deinem Blick fing dein Verbrechen an,

Unglückliche! Ein blindes Werkzeug fordert Gott,
Mit blinden Augen mußtest du's vollbringen!
Sobald du sahst, verließ dich Gottes Schild,
Ergriffen dich der Hölle Schlingen!

Damit stehen wir bereits im 4. Akte, in dem unvergleichlich schönen melodramatischen Monologe, der in der Pracht seiner lyrischen Sprache und in der dem Wechsel der Stimmung angepaßten Variation der Versmaße zu den köstlichsten und zugleich volkstümlichsten Stücken in Schillers Werken gehört. Während die Waffen ruhen und des Krieges Stürme schweigen, und durch die Straßen von Rheims der Franken froh bewegte Menge sich wälzt, während alle Kirchen im Festesschmucke prangen, um die Säulen die Kränze sich winden, und überall Gesang und Tanz das Herrliche feiert, das Johanna vollendet hat, zieht durch ihre zum britischen Lager hingewandte Seele eine Welt voll Schmerz, voll Klage über ihre Schwachheit und Untreue und voll Anklage gegen die himmlischen Mächte, die sie ins Leben hineingezogen haben, um sie der Schuld dahin zu geben. So zerfällt die gottbegeisterte Jungfrau mit allem, was ihr heilig gewesen ist, mit ihrer Vaterlandsliebe, mit ihrem Glauben, mit ihrem Heldenberufe. In dieser inneren Zerrissenheit muß sie nun vor ihre Freunde treten! Jedes Wort, das sie da spricht, ist wie ein wahnsinniger Versuch, ihren Ruhmeskranz mit eigener Hand zu zerpflücken. In diesem Zusammenbruche ihrer inneren Größe muß sie im Krönungszuge, der sich zur Kirche bewegt, ihre Fahne vor dem Könige hertragen! Jeder Schritt, den sie da thut, ist wie ein Erbeben vor dem nahenden Gottesgerichte.

Sie kann der Orgel Töne nicht anhören, verzweifelt stürzt sie aus dem Gotteshause. An der Brust der Schwestern, die sie draußen findet, weint sie ihr Leid aus. Sie will zurück in ihre Heimat, zu ihrer Herde, zu ihrer Kindheit, ihrer Unschuld Glück, als ob der Mensch sich selbst und seiner Schuld entfliehen und seinen verlorenen Frieden wiederfinden könnte in Verhältnissen, in denen er diesen einst besaß, da er noch im Herzen ein anderer war. Sie möchte sich einreden, daß ihre Schuld in einer eitlen Überhebung über die Schwestern bestehe, die sie daheim in niedrigen Magddiensten abbüßen will, als ob es sich nicht um ein viel

schwereres Unrecht, das so leicht nicht zu sühnen ist, handelte, um den Bruch eines Gelübdes, um eine frevelhafte Entweihung ihrer göttlichen Mission. Johanna, elend und unglücklich, wie sie sich fühlt, ist geneigt zu glauben, die außerordentliche Ehrung der Welt habe ihrer Seele geschadet. Ist das wahr? Vor kurzem noch, vor der Begegnung mit Lionel, hatte sie vom Könige verlangt, nicht als ein Weib, den Zwecken ihres Geschlechtes dienend, sondern als eine höhere Erscheinung betrachtet und verehrt zu werden. Diese Verehrung, die sie bis dahin unbedenklich als etwas, was der in ihr sich offenbarenden Gottheit gilt, angenommen hatte, empfindet sie jetzt auf einmal als eine sie beängstigende Anbetung ihrer Person. Das kommt daher, daß sie sich nicht mehr als das heilige Gefäß der Gottheit fühlt, daß ihr höherer Lebensgehalt ihr verloren gegangen ist. Sie ist, seitdem sie liebt, nur noch ein armes, gottentleertes Erdengeschöpf. Und als solches muß sie nun nach der Krönung den dankbaren König vergöttlichende Ehren über ihre Person ausschütten sehen, — welch furchtbarer Widerspruch, und wie muß sie darunter leiden!

Da steht plötzlich der Vater ihr gegenüber, der durch das Gerücht ihrer Thaten schwermütig gewordene alte Thibaut, dem die Verbindung von stupidem Aberglauben mit treuer Sorge um der Tochter Heil den großinquisitorischen Grundsatz eingegeben hat: Lebt ihre Seele nur, ihr Leib mag sterben! Er bezichtigt sie, um sie in den Tod zu stürzen und so ihre Seele zu retten, der Hexerei: unter dem Zauberbaum habe sie durch Verkauf ihres unsterblichen Teiles die Kraft zu allen diesen Erfolgen erlangt. Stumm nimmt Johanna diese Anklage hin. Ob sie auch weiß, daß sie nun verstoßen werden wird, und ob sie auch sieht, wie einer nach dem andern vor ihr scheu zurückweicht, so verharrt sie doch in unbeweglichem Schweigen auf die Fragen, Bitten und Beteuerungen aller. Nicht bloß deshalb, weil alle nach ihrer Unschuld forschen, und sie sich, wenn auch in einem ganz anderen Sinne, so schwer belastet fühlt, sondern vor allem darum, weil sie das Leid, das erschreckend sie jetzt bedroht, als eine Strafe Gottes betrachtet. Und dies muß sie um so mehr, da auf Dunois liebesmutigen und vertrauensgewissen Ruf: „Hier werf' ich meinen Ritterhandschuh hin; wer

wagt's, sie eine Schuldige zu nennen?" des Himmels grollende Stimme Gott selbst, den Heiligen, als Zeugen ihrer Schuld angemeldet hatte. Ein entsetzlicher Donnerschlag, ein zweiter, noch furchtbarerer — die Jungfrau steht da von allen verlassen.

Der Dichter hatte mit der Liebe und mit der Schuld der Jungfrau, sowie mit dem tragischen Ausgange des Krönungsfestes vollständig den Boden der Historie verlassen, er tritt nun auch im 5. Akte nicht mehr auf denselben zurück. Es ist eine schauerliche Waldesscene in den Ardennen, über der in voller Entfesselung ein Gewitter tobt. Vor dem Walde liegt kampfbereit das Heer der Franken, hinter dem Gehölz haben die Engländer, die nach der Verbannung der Jungfrau das Haupt wieder erhoben haben, Aufstellung genommen. Durch das Dunkel der Bäume schreitet die Verstoßene, ihr zur Seite ihr ländlicher Bewerber, der treue Raimond, der ihr in Rheims die Hand gereicht hat, um sie auf ihren Fluchtwegen zu beschützen. Seit Tagen und Nächten ist er mit ihr umhergeirrt. Aber das ist nicht mehr die verstörte, in sich zerfallene Johanna des 4. Aktes. Da, als sie, im Krönungszuge einherschreitend und von der Ehre Schimmer umgeben, von allen beneidet wurde, war der Streit in ihrer Brust, und sie war die Unglückseligste in der Welt. Jetzt in Elend und Verlassenheit, wo selbst die mitleidigen Köhlersleute, als sie die Hexe erkennen, ihr den erst gereichten Labetrunk von den Lippen stoßen, hat sie sich selbst wiedergefunden, hat sie sich aus ihrer seelischen Verdüsterung wieder zum lichten Anschauen ihrer Sendung erhoben. In Leid und Schmach fühlt sie ihre Schuld gesühnt,

> — — — dieser Sturm in der Natur,
> Der ihr das Ende drohte, war mein Freund;
> Er hat die Welt gereinigt und auch mich.
> In mir ist Friede — Komme, was da will,
> Ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewußt!

So weiß sie sich durch den Donner dieses Aktes von neuem berufen. Aber eine schwere Prüfung steht der Wiederangenommenen noch bevor. Nicht nur, daß sie in die Hände der Isabeau fällt, sie muß auch Lionel wiedersehen, und während das wütend nach

dem Blute der Hexe schreiende britische Heer den Wartturm bedrängt, wo Johanna in Ketten liegt, bestürmt des schönen Führers lockende Rede das kaum geheilte Mädchenherz mit den Anbietungen seiner Liebe. Ein großartiges Bild: Johanna in eisernen Banden, ganz machtlos, von ihrem Könige und ihrem Volke verlassen, von dem giftigen Spotte der Isabeau und von den heißen Werbungen Lionels heimgesucht, von Todesgefahr bedroht, und dabei doch so frei und fest! Sie weiß nichts mehr von seiner Augen bezwingender Gewalt, sie kennt keine Angst und Unruhe, sie fühlt nur eins, ihr Vaterland und seinen vom Himmel beschlossenen Sieg und ihren Beruf, durch ihr geistiges Nahesein diesen letzten, entscheidenden Triumph zu erwirken. So wieder ganz die gottesmächtige Jungfrau, steht sie trotz ihrer Fesseln vor des Landes Feinden als die unbezwinglich Gebietende. Es rücken die Franken heran mit Sturmesgewalt. Dunois, der an Johanna nie ganz irre geworden war, führt sie. Raimond hat ihn gerufen, und Frankreichs Palladium wiederzuholen, noch ehe der Tag sich endet, ist sein sehnendes Verlangen. Johanna hört aus dem Gespräche des Zinnenwärters mit der Königin, wie es draußen steht. Sie kann den Ihrigen nicht die Fahne tragen, doch „frei aus ihrem Kerker schwingt die Seele sich auf den Flügeln eures Kriegsgesangs!“ Grausig ist der Kampf, er bringt der Gefangenen Schrecken über Schrecken, Dunois' Reihen wanken, der tapfere Führer fällt, das Heer wird zersprengt, der König ist gefangen! Da Johannas Simsongebet, — die zentnerschweren Ketten reißen wie Spinngewebe, die Jungfrau ist unten in der tobenden Schlacht, und wo die Jungfrau ist, da ist der Sieg!

Das blutige Ringen ist beendet, Englands Macht ist vernichtet, der König ist befreit — Johanna ist zum Tode verwundet. So liegt sie zu ihres dankbaren Königs Füßen, der reuig ihr abbittet, was man in Rheims ihr angethan hatte. Und heiter lächelnd richtet die Sterbende sich auf:

— bin ich wirklich unter meinem Volk,
Und bin nicht mehr verachtet und verstoßen?
Man flucht mir nicht, man sieht mich gütig an?
— Ja, jetzt erkenn' ich deutlich alles wieder!
Das ist mein König! Das sind Frankreichs Fahnen!

Doch *meine* Fahne seh' ich nicht — Wo ist sie?
Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen;
Von meinem Meister ward sie mir vertraut;
Vor seinem Thron muß ich sie niederlegen;
Ich darf sie zeigen, denn ich trug sie treu.

(Man reicht ihr die Fahne. Sie steht ganz frei aufgerichtet, die Fahne in der Hand. — Der Himmel ist von einem rosigen Schein beleuchtet.)

Seht ihr den Regenbogen in der Luft?
Der Himmel öffnet seine goldnen Thore,
Im Chor der Engel steht sie glänzend da,
Sie hält den ew'gen Sohn an ihrer Brust,
Die Arme streckt sie liebend mir entgegen.
Wie wird mir? — Leichte Wolken heben mich —
Der schwere Panzer wird zum Flügelkleide.
Hinauf — hinauf — die Erde flieht zurück —
Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude!

(Die Fahne entfällt ihr, sie sinkt tot darauf nieder. Auf einen leisen Wink des Königs werden alle Fahnen sanft auf sie niedergelassen, daß sie ganz davon bedeckt wird.)

So Schillers Drama. Goethe fand dasselbe so schön, daß er demselben nichts von den bisherigen Schöpfungen seines Freundes vergleichen mochte. Und in der That, wer von dem Dichter aus dem beengenden Drucke des Lebens zu mutig großem Idealismus emporgehoben und reicher gemacht werden will in dem frohgewissen Glauben an die alles durchbrechende Siegesmacht des Geistes; wer schön nennt, was ihm die Zuversicht stärkt, daß denn doch nicht das Kleinliche und Erbärmliche, sondern der hohe, kühn ins Ewige greifende Sinn das ist, was die Welt gestaltet — der wird allerdings das Gefühl haben, in der „Jungfrau von Orleans" auf einem den „Wallenstein" und die „Stuart" noch überragenden Hochgipfel zu stehen. In dieser Frauengestalt, deren „Herz, von Himmelsglanz erfüllt, das Unsterbliche mit Augen gesehen hat", ist Höhenluft. Dieselbe mag für den nüchternen Realisten etwas Beunruhigendes haben, aber dem Idealisten wird sie zu einem stärkenden Seelenbade.

Freilich, wie die Firnen mit ihren luftigen Häuptern aus der Erde hinausstreben in die Himmelsregion, so ragt auch der hohe

Idealismus unseres Dramas aus der natürlichen Welt hinaus in das Übernatürliche, in die Welt der unfaßbaren Erscheinungen und des unmittelbaren göttlichen Handelns. Indem uns Schiller die Gestalt vorführte, die nicht nur ihrem wundergläubigen Geschlechte als ein Wunder galt, sondern auch vor der heutigen Psychologie noch als eine in vieler Hinsicht unbegriffene Anomalie steht, bemühte er sich nicht, das Wunderbare an ihr nach Möglichkeit abzustreifen oder zu erklären; im Gegenteil, mit wahrem Behagen dichtete sein so verstandesheller Geist in der gegebenen Wunderrichtung weiter. So mischen sich in dem Drama, in anderer Weise und doch ähnlich wie in Goethes „Faust", menschliche und übermenschliche, natürliche und übernatürliche Elemente.

Es könnte sich fragen, ob das nicht über kurz oder lang den Sinn unseres Volkes der romantischen Tragödie Schillers entfremden werde. Wir antworten darauf mit einem zuversichtlichen Nein! Das könnte erst von dem Augenblicke an geschehen, da sich die Volksseele nicht mehr an der Bibel bilden würde, die besonders im Neuen Testamente ganz dieselbe Mischung enthält. Nun ist es aber eine unbestreitbare Thatsache, daß zahllose hochgebildete Geister an diesem Nebeneinander von Natur und Wunder in der biblischen Geschichte nicht den geringsten Anstoß nehmen; wo jedoch ein noch so radikaler Bruch mit jeder Wundergläubigkeit erfolgt ist, da kann man die Beobachtung machen, wie das religiöse Gemüt sich doch wie magnetisch immer wieder zu den Wundererzählungen hingezogen fühlt. Und warum das? Im Wunder, gleich viel ob es als äußere Thatsache geglaubt, oder aber als Sinnbild erkannt wird, schaut die Seele in einer ihrem Phantasiebedürfnis entsprechenden Weise das Übermächtige des göttlichen Waltens an. Und wo nun, wie hier in diesem Mädchen aus Dom Remy, die allen menschlichen Widerstand überwältigende göttliche Übermacht zu Tage tritt, bei solcher von höheren Kräften ganz einzigartig durchwirkten Erscheinung hat die Wundererzählung in keiner Weise etwas Befremdendes und Abstoßendes.

Es ist höchst verkehrt, von dem mystischen Unfug zu reden, den Schiller in diesem Drama getrieben habe. Der Dichter bekundet vielmehr ein feines Verständnis für das Richtige und Wirk-

same, wenn er eine Persönlichkeit wie die seiner Johanna, statt sie in das helle Licht dramatischer Greifbarkeit zu rücken, im Schimmer des Wunderbaren beläßt. Ein Teil seiner Zuschauer wird ihm diese leibhaftigen Marienerscheinungen unter der Eiche, die Donneranklage zu Rheims, den Kettenbruch auf dem Wartturm, den rosigen Schein und den offnen Himmel in der Sterbestunde harmlos glauben. Gut, dann verspüren sie die schaffenden und befreienden, die richtenden und verklärenden Himmelsmächte, die Schiller in dieser seiner Frauengestalt wirksam zeigen will. Die anderen, und wohl die meisten seiner Zuschauer, besitzen solchen Wunderglauben nicht. Werden sie, während die große Dichtung an ihnen vorüberzieht, diese Dinge einer skeptischen Prüfung unterziehen und daran Anstoß nehmen? Gewiß nicht. In dem Wunder, das für sie nur Phantasieverkörperung geistiger Wahrheiten oder psychologisch sich vermittelnder Thatsachen ist, werden sie lebendig die Gottheit erfahren, die für und wider ihr begnadigtes Werkzeug, die in und mit demselben wirkt. Und bei diesen wie bei jenen hat der Dichter erreicht, was er will. Denn das ist die Absicht dieses Dramas, darzustellen, wie in einer hochidealen Sendung überirdische Kräfte liegen, die das schwache Geschöpf der Erde zu einer riesengewaltigen, alle seine Zwecke erfüllenden Größe machen. Schiller hat seine „Jungfrau von Orleans“ aus der Tiefe seiner eigenen Erfahrung geschrieben!

Aus der stammt nun auch die Kassandrafärbung seiner Heldin: „Schrecklich ist es, deiner Wahrheit sterbliches Gefäß zu sein.“ Unser Dichter weiß, daß die höheren Kräfte der Hochbegnadigten nicht etwas zu ihrer beliebigen Verfügung Gestelltes, sondern daß sie ein Dämon sind, der unbedingt, sie selbst schließlich vernichtend, über sie verfügt. Von Johannas Prolog im Vorspiel bis zu ihrer Glorifikation am Schluß klingt aus ihrem Reden das Bekenntnis einer ihr Thun und Lassen fast zwingend bestimmenden inneren Macht: „Der Pfeil muß fliegen, wohin die Hand ihn seines Schützen treibt.“ Schon ihr Beruf, wenn sie ihn auch mit der freudigsten Herzensentschlossenheit ergriffen hat, war doch schließlich nicht ihre Wahl, und ob dann auch zuweilen Menschliches in ihr sich sträubt, zu thun, was in ihrer Sendung liegt, ein Widerstand

dagegen ist nahezu ausgeschlossen. Fast willenlos muß sie vollenden, was „der Geist“ ihr gebietet, und sie ist sich bewußt, sie wird ans Ziel gelangen, ohne daß sie es sucht, sie wird ihrer Mission schließlich zum Opfer fallen: „Mein Schicksal führt mich!“ Der Agnes Sorel erklärt sie: „Dein Schicksal liegt in deiner eigenen Brust,“ in deinen Entschlüssen. Doch was von dem gewöhnlichen Erdenweibe gilt, das gilt nicht von ihr, der Berufenen; ihr Schicksal ist der Dämon in ihr, der da sagt: Du mußt! Man denke an den jungen Schiller, wie sein Genius sich der Versorgung in des Herzogs Diensten entwand, wie der Dichter sich später noch wiederholt auf das bestimmteste entschloß, sei es in ärztlicher oder juristischer Stellung, sein Dasein sorgenfreier zu gestalten, — er durfte es nicht! Man denke an manches andere in seinem Leben, vor allem daran, wie diese herrlichen klassischen Dramen, in denen wir hier stehen, geschrieben sind unter einer Hast des Arbeitens, die seinen schwachen Körper einem schnelleren Ruine entgegenführte — das mag man bedauern und unklug finden, aber sieht man näher hin, so spürt man auch in diesem unheimlichen Schaffensdrange jenes dämonische: Du mußt! Das ist die Unfreiheit der freisten und größten Geister, jener unwiderstehliche innere Drang heiliger Notwendigkeit. Mit diesem eigentümlichen Zuge seelischen Gebunden- und Gezwungenseins stellte Schiller seiner Johanna einen Adelsbrief aus, der mehr bedeutet, als der Karls VII.

Sehen wir uns nun das Charakterbild der Jungfrau näher an. Es ist, ähnlich wie unter den männlichen Gestalten der Wallenstein, ein in vielen Farben schillerndes. Johanna schließt sich in einem noch weiteren Sinne, als sie es dort meint, „an kein Geschlecht der Menschen an.“ Sie ist ja zunächst ein Kind ihrer Zeit, herausgewachsen aus dem katholischen Mittelalter und von dessen Vorstellungen und Ideen völlig durchdrungen. Die Vorsehung schaut sie ganz unbefangen in der Mutter Gottes an, die „den schönen Jesusknaben auf dem Arme“ trägt. Etwas Nonnenhaftes liegt über ihrer Gestalt. Das asketische Ideal ihrer Kirche legt ihr das Gelübde ewiger Jungfrauschaft auf als Bedingung dazu, um jedwedes Herrliche auf Erden zu vollbringen. Obwohl

sie in den Jahren steht, wo das Mädchenherz warm zu fühlen pflegt, kennt sie nichts von Liebesempfindungen, keiner der Hirten kann ihr ein Lächeln abgewinnen. Wie viel Glück sie auch erschafft, sie hat keins und begehrt keins, ihr Glück erwartet sie erst „droben in dem Schoß des ew'gen Vaters." Aber diese völlige Selbstentsagung hat nichts Finsteres und Herbes. Es ist eine gottinnige Erhabenheit, eine madonnenartige Hoheit, die ideal gerichtete Seelen in warmer Verehrung zu ihr aufschauen läßt. Hat schon ihr ländlicher Freier Raimond diesen Zauber an sich verspürt, so daß die Liebe zu der Unnahbaren sich bei ihm in scheue, fast andachtsvolle Ehrfurcht verwandelte, so preist sie Dunois' schwärmerische Seele als eine „Braut der reinen Engel",

> Die sich das Haupt mit einem Götterschein
> Umgiebt, der heller strahlt als ird'sche Kronen,
> Die jedes Größte, Höchste dieser Erde
> Klein unter ihren Füßen liegen sieht.

So ganz die mittelalterliche Heilige, ist sie denn doch wieder etwas ganz anderes als dies. Wenn „sie auf hoher Trift in Mitte ihrer Herde ragend steht und den ernsten Blick herabsenkt auf der Erde kleine Länder", dann dünkt es uns, „sie stamm' aus andern Zeiten", aus jenen Tagen, da auf den Bergen und im Hain noch die Götter ihre Altäre hatten, und das heilige Weib des Stammes Priesterin war. Durch ihr religiöses Leben geht etwas, das lebhaft an die frühere Natur- und Volksreligion erinnert. Nicht daheim im Kämmerlein sucht die Beterin ihren Gott, auch nicht in der kirchlichen Gemeinschaft und im Mysterium der Messe, sondern draußen in der Einsamkeit, wo die Eichen rauschen, liegt sie auf ihrem Angesicht; am Brunnen in der Grotte, wo die kühlen Wasser quellen, strömt ihr die Wahrheit zu; wo des Thales Echo antwortet, da singt sie ihre frommen Lieder, und im Schauer der Nacht pflegt sie „geheime Zweisprach mit der Luft des Berges". Der Sohn der Maria ist ihr nicht der Heiland der Menschheit und der Hüter und Retter der Seelen, sondern, nach der Art der Offenbarung Johannis angesehen, der Schwertgewaltige, der schützend über ihrem Vaterlande wacht, daß die Feinde es nicht zerstücken.

Der Gott ihres Glaubens ist nicht der christlich universale, sondern in alttestamentlicher Weise ihres Volkes Nationalgott: das schöne Frankreich ist sein geliebtes Land, Frankreichs Sache ist seine Sache, und das fränkische Reichspanier gilt ihr als seine Oriflamme.*)

Mit dem Nonnen- und Madonnenhaften verbindet sich also etwas Druidenhaftes. Wenn in der Scene, wo der König und der Burgunder ihre Versöhnung feiern, Johanna erscheint, das Haar mit Rosen bekränzt, um dem Friedensbunde der Häuptlinge ihre Weihe zu spenden, so ist man ganz betroffen von diesem Stück wiederauflebenden Altertums. Und als die heilige Priesterin ist die Jungfrau zugleich die gotterfüllte Seherin. Doch nur große Weltgeschicke zeigt ihr der Gott, und auch nicht immer redet ihr seine Offenbarung. Aber immer ist sie die Lauschende, selten sind ihre Augen auf ihre Umgebung gerichtet; auch indem sie mit einem spricht, spähen die Blicke gewöhnlich suchend in Himmelsfernen hinaus. Trotz dieses gewichtig Prophetischen ihres Wesens ist sie doch das naive Mädchen, das, in Einfalt aufgewachsen, von der Welt nichts weiß: sie ist vor hohen Fürsten nie gestanden, fremd ist ihr die Kunst der Rede. Sobald jedoch der Geist sie ergreift, liegt alles „sonnenhell vor ihrem Kindesblick“; so oft sie im Namen der Gottheit für ihr Volk zu reden hat, führt sie „einen Donnerkeil im Munde“.

Auch nach einer andern Seite hin vereinigt sich in ihr Gegensätzliches. Johanna ist an sich eine weiblich zarte Erscheinung von weichem Gemüt. Ihrem Geschlechte gemäß schrickt sie vor Gefahren zurück, und vor des Eisens blanker Schneide schaudert ihr. Doch sobald das Herz sie ruft, sobald ihr Dämon sie treibt, findet sie in sich einen vor nichts zurückbebenden Mut. Dann wird sie die „löwenherzige Jungfrau“, die dem Rachen des Tigerwolfes, vor dem die Hirten fliehen, das blutige Lamm entwindet. Und wie sie es unerschrocken mit dem Untier aufgenommen hat, so wirft sie sich nun ohne ängstliche Erwägung, in selbstvergessener Kühnheit einem viel schlimmeren Ungeheuer entgegen, dem Länder verwüstenden Eng-

*) Die „Oriflamme“ (auriflamma) war eine vergoldete Kupferlanze mit einem Wimpel von feuerroter Seide. Derselbe lief in drei flammenartige Spitzen aus. Das Panier wurde in der Benediktiner-Abtei zu St. Denis verwahrt.

land, diesem Talbot, „dem himmelstürmend hunderthändigen“. Aus dem schwachen Geschöpfe wird die Heldin, und „nimmer irrend in der zitternden Hand regiert das Schwert sich selbst, als wär' es ein lebend'ger Geist.“ So ist das anmutige Mädchen für die Feinde „ein Gespenst des Schreckens“, das entsetzliche Teufelsweib, für die Freunde aber „die Mächtige im Streit“, so mächtig, daß man manchmal glauben möchte, eine der Göttinnen zu sehen, die den Recken Homers voranschritten auf der Siegesbahn. Klänge der Ilias umrauschen der Jungfrau ehernen Tritt, und im Fortschritt des Dramas wird es einem immer mehr zu Mute, als stände man in dem Epos des griechischen Sängers. Und nun erbraust das Kriegsgeschrei, es ist Nacht, das überfallene Lager der Engländer brennt, rings wilde Flucht, auch der junge Walliser sucht zitternd zu entkommen — da erscheint im Hintergrunde Johanna, „aus Brandes Flammen, düster leuchtend, hebt sie sich“, ihr Schwert zum Schlage gestreckt, eisengewaltig, ein furchtbares Bild des Krieges, und ihre Feueraugen sind Schlingen, daß der Feind wie gebannt ihr stehen muß — was ist das anderes wie Pallas Athene?

Und doch ist sie keine der Himmlischen, nicht aus dem Olymp ist sie erstiegen: „Ich bin nur eines Hirten niedre Tochter aus meines Königs Flecken Dom Remy“. Aber weil nur das, weil nur ein sterbliches Wesen, nur ein schlichtes Kind aus dem Volke, darum um so verehrungswürdiger, um so herrlicher! Unter dem Panzer der Minerva schlägt nur ein Menschenherz, aber das ist ein großes, reiches Herz, ein treues, aufopferungsfreudiges Frauenherz. Hätte die Göttin zeitweilig ihren Himmel verlassen, sie hätte damit für die Ihrigen nicht so viel gethan, wie diese Johanna, die sich losreißt aus ihrer paradiesischen Idylle, von ihrer Herde, ihren Bergen und Triften, an denen so innig ihr Herz hängt, von dem geliebten Vaterhause und Schwesternkreise, von ihrem schönen, friedevollen Jugendleben, um sich zu stürzen in die fremde, unruhvolle Welt, in die ihrer weiblichen Natur an sich so widerstrebende Männerschlacht, von der sie weiß, daß sie schließlich ihr Verderben sein wird. Freilich ist es „der Geist“ in ihr, der zwingend diese Aufopferung heischt. Aber ist denn diese Geistergriffenheit etwas magisch ihr Angethanes? Ist sie nicht viel mehr etwas aus ihr

selbst Gewordenes? Schillers Johanna hatte der Idee des unter seinem angestammten Könige freien Vaterlands in völliger Hintansetzung aller Interessen eines jungen Mädchenherzens ihr Sinnen, Leben und Weben, ihre ungeteilte Persönlichkeit entgegengebracht — da nahm diese Idee in der Form einer wunderbaren göttlichen Offenbarung sie in Beschlag und so völlig in Beschlag, daß sie nun wie der zu Fleisch und Blut gewordene patriotische Gedanke dasteht. Tief erschüttert haben alle in ihrer Umgebung den Eindruck, in dieser Jungfrau die heiligsten Gefühle und Kräfte der Nation vereinigt, ja die unwiderstehlich nach Freiheit drängende Volksseele in ihr verkörpert zu sehen. Von dieser Verkörperung des Edelsten und Besten, was im Volke lebt, fühlen sie sich berührt wie von einer Neuschöpfung des rettenden Gottes.

Damit sind wir an den Kern dieser Schillerschen Frauengestalt gelangt. Dieselbe hebt sich als etwas ganz Eigenartiges aus der Reihe seiner dramatischen Gebilde heraus. Während sie sich nämlich in vielfacher Beziehung gleich den anderen Frauen seiner Dramen als eine Person darstellt und als solche aufgefaßt werden will, ist sie doch in ihrem innersten Wesen vielmehr eine Personifikation. Johanna ist dem Dichter jene in mystischer Berührung mit der Gottheit Mensch gewordene Erlösung, die, in der sittlichen Weltordnung jedem unterdrückten Volke zugedacht, aus der jungfräulich reinen Tiefe des Volksgemütes hervorgeht. So schreitet sie durch unser Drama als der aus tiefer Schmach verjüngt sich erhebende Genius Frankreichs, dem der König sich bedingungslos anvertraut, und mit dessen Erscheinen nun der alles begeisternde Gedanke durch die Herzen zuckt:

> Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut,
> Wenn es der Kampf nicht ist ums Vaterland?
> — — — — — — — — — — —
> Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
> Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.

Hat die Johanna der Geschichte den Ihrigen nur die Fahne vorausgetragen, so blitzt natürlich hier in des Genius Hand das Schwert, mit dem er jetzt, wo der Tag seiner Rache gekommen ist,

seine Bedränger unerbittlich zu Schwaden mäht; und er wird das Schwert nicht aus der Hand legen, bis auf Frankreichs Gauen „das stolze England niederliegt!“ Nun merken wir auch, wer der schwarze Ritter vor den Thoren von Rheims war. Gewöhnlich sieht man darin den aus der Hölle gesandten Geist des eben abgeschiedenen Talbot. Das ist ganz richtig, nur muß man bei dieser Höllenzugehörigkeit Talbots nicht, wie es meist geschieht, an seinen Atheismus denken, sondern daran, daß er der furchtbare Repräsentant Englands war. Der teuflisch Unheimliche, der dort der Jungfrau begegnet, ist auf dem Boden unseres Stückes der Geist der britischen Nation, der Geist der in schnöder Gier die Völker bedrückenden und ihr nationales Gefühl mißachtenden Gewaltthat. In jedem Kampfe geschlagen und vor Johanna flüchtig und zu dem Eingeständnis gezwungen, daß nichts ihr mehr widerstehen könne, sucht er, was Waffen nicht mehr vermögen, durch arglistige Irreführung und, als auch diese keine einschüchternde Kraft hat, durch die dicht hinter seiner schwarzen Höllengestalt her folgende Liebe an Frankreichs lichtem Freiheitsgenius auszurichten. Mit dieser bringt er das Weib in ihr nun auch wirklich zu Falle. Die nach Schillers Auffassung dadurch ihrer Sendung untreu Gewordene wird entgeistigt, wird machtlos, England gewinnt über Frankreich wieder die Oberhand. Aber es ist nur ein kurzer Sieg! Johanna erhebt sich aus ihrem Straucheln, als die Geläuterte wird sie wieder „die Jungfrau“, und die Stunde ist da, wo sie nun mit dem größten Opfer auf ihrer Opferbahn, mit ihrem Blute, die noch einmal auf Karls Haupte wankend gewordene Krone für immer befestigen soll.

Nach einem sehr unzuverlässigen Berichterstatter soll es dem Dichter, als er an den letzten Akt kam, schwer geworden sein, von dem geschichtlichen Ausgange der Jeanne d'Arc abzugehen. So viel Hochdramatisches ihm nun auch die Akten ihres Hexenprozesses geboten hätten, und so nahe deshalb der jetzt vielfach geäußerte Gedanke, Schiller hätte das Stück auf die historische Katastrophe hinausführen sollen, zu liegen scheint, — es wäre doch der Untergang der Johanna unter den Henkershänden der Engländer, und wenn der Dichter seine sterbende Heldin auch noch so groß gezeichnet

hätte, ein das Werk in seiner Idee zerstörender Mißgriff gewesen. Nach dem, was die Jungfrau in seinem Drama darstellt, kann Schiller nicht einen Tag im Ernste an einen der Historie ähnlichen Schluß gedacht haben. Die Dichtung von dem herrlichen Genius in der Gestalt der wunderbaren Jungfrau mußte unbedingt in einer Apotheose ihren Abschluß finden, sie durfte nicht enden unter dem Widerschein der düsteren Glut des Scheiterhaufens. So reißt sein feinfühliger Dichtergeist uns denn über den traurigen Ausgang der Jeanne d'Arc hinweg. Er läßt die Gefangene, die sich nach den Zeugnissen der Geschichte in den Händen ihrer Feinde und Richter so heldenmütig groß, so recht als die in Banden Freie verhalten hat, das, was sie dort geistig vermocht hatte, hier als äußere That vollbringen, — sie zerbricht ihre Ketten. Dann eilt er mit seiner Heldin hinaus in jene späteren Tage, da das von ihr einst gerettete Frankreich seinen endgültigen Triumph über England feierte, und da Johanna in der dankbaren Erinnerung des Königs und des Landes zu unvergänglichem Ruhme auferstand. Diese Zukunft der Geschichte verwandelt Schiller in dramatische Gegenwart: auf dem Schauplatz, wo eben der Kampf gewogt hat, spricht er die für König und Vaterland siegend Gefallene durch den Mund des Königs feierlich vom Verdacht der Zauberei los — „du bist heilig, wie ein Engel; doch unser Auge war mit Nacht bedeckt" — und der noch Lebenden bringt er durch Fürst und Volk die Huldigungen der Nachwelt zu. So stirbt seine Heldin hochbeglückt, sie hat ihre Sendung vollbracht. „Kurz ist der Schmerz" — das ist die ganze Andeutung ihres Martyriums zu Rouen — „und ewig ist die Freude!" Denn ist Johanna auch tot, „die Jungfrau" lebt, der Genius, der keine Ketten duldet, der wohnt nun in jeder Brust!

Das ist unser Eindruck, wenn wir die Fahnen sich ehrend auf ihre Leiche senken sehen. Das waren auch die begeisterten Gefühle, die damals, als unser Volk unter Napoleons Fremdherrschaft seufzte, und als man an dem herrlichen Drama sich nicht satt sehen konnte, zur patriotischen Opferfreudigkeit entflammend durch die jungen Männerherzen zogen. Es hatte seinen guten Grund, daß in der Zeit, wo Berlin von den Franzosen besetzt war, die Aufführung dieses Schillerschen Stückes verboten wurde. Die „Jungfrau von

Orleans", eine so gute Französin sie auch in dem Drama ist, ist doch eben mehr. Sie ist der Genius der nationalen Freiheit! Und wo nun ein Volk zertreten niederliegt, wo unter der Schmach, die frevle Gewaltthat ihm zufügt, die Herzen bluten, da grüßt sie dieses Volk als ihr Volk und flößt dem verzagten die Kraft der siegreichen Erhebung ein. Schillers „Jungfrau" ist eine der Mächte gewesen, die den Ruf des Freiheitskrieges: Mit Gott für König und Vaterland! hervorgebracht haben.

Wir hätten nun noch der zeitweiligen Verschuldung Johannas unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Denn wohlgemerkt, nur von einer vorübergehenden, nicht von einer verhängnisvoll den Untergang der Heldin herbeiführenden Verschuldung könnte hier die Rede sein. Das Drama heißt nur im uneigentlichen Sinne eine Tragödie. Es zeigt uns Johanna seit der Waldscene im 5. Akte völlig entsühnt und gegen den Schluß hin wieder ganz auf der Höhe ihrer Kraft und Herrlichkeit. Ihr Hinscheiden ist die feierliche Vollendung ihrer Mission, nicht ein tragisches Ende. Wer ihren Tod als eine Folge ihrer Schuld auffaßt und nach solcher vernichtenden Schuld sucht, der verkennt durchaus die Absicht des Dichters. Das geschieht aber oft, und nach der gewöhnlichen Erklärung beginnt schon sehr früh im Drama eine tragische Seelentrübung der Heldin. Ehre, Glanz des Hofes, stolze Vermessenheit und Überhebung, persönliche Ruhmsucht u. a. sollen die ungeteilte Hingabe an Maria gestört und sie immer mehr von der Höhe des Anfangs in den Staub der Sinnenwelt herabgezogen haben. Es ist geradezu fabelhaft, was darin von mancher Seite geleistet wird, und mit welchem Spürsinn Worte und Handlungen, die aus dem Bewußtsein der Jungfrau heraus vollständig berechtigt sind, auf ihren sündigen Gehalt, der unbedingt darin liegen müsse, untersucht werden.

Man lasse sich dadurch nicht irre führen, daß Johannas Auftrag formell nur auf die Entsetzung von Orleans und auf das Durchsetzen der Krönung Karls in Rheims lautete. Thatsächlich ist ihr, wodurch die Krönung ja erst Wert bekommt, die vollständige Befreiung ihres Vaterlands aufgegeben; „Rheims, das Ziel und Ende deiner Fahrt!" ist nur ein Täuschungsversuch des

schwarzen Ritters. Daß aber von Schiller selbst in einem Gespräch geäußert worden sei, Johanna habe mit der Erklärung, nicht eher werde sie das Schwert aus den Händen legen, bis das stolze England niederliege, ein das Maß ihrer Sendung überschreitendes und übermütig die Nemesis herausforderndes Wort ausgesprochen, wofür sie nun gestraft werde, das ist ohne Frage unwahr. Das kann Schiller nicht gesagt haben, denn er läßt sie ja nach ihrer Entweichung aus dem Turm diese endgültige Niederlage Englands faktisch herbeiführen. Als solche ist die Schlacht, mit der die Dichtung schließt, von Schiller gedacht worden: „Mut, Mut, mein Volk! Es ist der letzte Kampf! Den Einen Sieg noch, und der Feind liegt nieder!“ — ruft Johanna dort aus, und so fallen denn auch die brittischen Fahnen und der letzte der englischen Führer, ja selbst die Unheilstifterin Isabeau in die Hände der Franken, der Krieg ist im Drama beendet. Dieser schließliche Triumph, nicht aber die Krönung in Rheims, ist nach des Dichters Absicht die Grenze ihrer Mission. Anderweitige Versuche, vor der Lionelscene im 3. Akte eine Schuld oder wenigstens eine seelische Schwächung an der Jungfrau herauszutüfteln, übergehen wir als völlig bedeutungslos. Ein Unbefangener wird vor jener Scene nicht die geringste Verletzung an dem Bilde der Johanna merken.

Nun aber, wo unter dem Erwachen der Leidenschaft zum erstenmal eine menschliche Empfindung dem Dämon in ihrer Brust Schweigen gebietet,*) da tritt der Bruch ein zwischen dem Weibe und der gottgeweihten Jungfrau, zwischen dem Menschen und dem Genius. Mit ihrer Verliebung entgöttlicht sie sich und ihre Sendung! Wir stehen hier vor dem merkwürdigen und, soweit wir sehen, noch von keinem Erklärer gelösten Problem, daß der Dichter, der sonst so groß von der Liebe denkt, dieselbe in dieses Drama als das geheimnisvoll mit dem Höllengeiste in Verbindung stehende Böse einführt, das seine Johanna entweiht und, bis sie ihre Liebe überwunden hat, um ihre höhere Existenz bringt. Es wird wohl auf

*) Daß der Mann, zu dem sie in Liebe entbrennt, der Landesfeind ist, berührt, so sehr sie es auch in ihrer Klage betont, die eigentliche Schuldfrage nicht.

den Boden mittelalterlich-asketischer Anschauung hingewiesen, auf dem das Stück stehe, und aus dem jenes Verbot der Maria und nun der Seelenkampf der Jungfrau herausgewachsen seien. Aber der Dichter konnte sich doch der Einsicht nicht verschließen, daß diese Prämissen nicht stark genug sind, den Zuschauer von der Wirklichkeit ihrer Schuld zu überzeugen. Bildet sie es sich nicht bloß ein, ein Unrecht begangen zu haben? könnte gefragt werden. Darum läßt er den Himmel es ausdrücklich bestätigen, daß Johanna sich thatsächlich an ihrem Berufe vergangen habe. Doch auch dieser Donner bringt die Einwendung der modernen Denk- und Empfindungsweise nimmermehr zum Schweigen. Man sagt sich: wie kann Gott ihr etwas verboten haben, was doch an sich rein und gut und in der Natur des Weibes liegt, ja was sie zu verhüten gar nicht imstande ist? Wie kann es ein Unrecht sein, wenn ihr Herz sich an dem Strahl der Blicke eines edlen Mannes entzündet? Es mag ein Unglück heißen, daß sie den Feind des Landes lieben muß, aber nie und nimmer ist das eine Schuld. Vielleicht kommen unter dem Zauberbann der Dichtung nicht jedem Zuschauer sofort diese Bedenken; denkt man aber in Ruhe über das nach, was man gesehen hat, so wird man doch zugeben müssen, daß auch die geistvollsten Versuche, des Dichters Auffassung zu verteidigen, schließlich an dem gesunden Gefühle scheitern.

Woher kommt es, daß der große Dramatiker dies nicht gemerkt hat? Wie erklärt es sich, daß ein Schiller hier etwas als Schuld aufstellt, was doch keine Schuld ist? Nun, der Grund liegt darin, daß er in die Flammen der Leidenschaft, in denen er Johannas Sendung zeitweilig untergehen läßt, etwas ganz anderes hineingesehen hat, was seiner persönlichen Erfahrung angehörte. Die „Jungfrau von Orleans“, die mehr als irgend eines seiner klassischen Werke, dem „Don Karlos“ der Ubergangsperiode ähnlich, ein Bekenntnis des Dichters ist, gleicht diesem Drama auch darin, daß sie mit Frauengestalten seines Lebens sehr eng zusammenhängt. Zwar haben wir für diese Annahme keine äußeren Belege in Briefen Schillers und Zeugnissen anderer; desto mehr glauben wir durch innere Anhaltspunkte zu derselben berechtigt zu sein. Sehen wir das Stück darauf noch einmal durch.

Unter dem, was die Mutter Gottes zu Johanna spricht, findet sich ein Wort, das mehr enthält, als der Zusammenhang bedingt. Es ist wie etwas für sich Stehendes in den Visionsbericht hineingeschrieben, ein Gedankenmedaillon:

> Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden,
> Das harte Dulden ist ihr schweres Los;
> Durch strengen Dienst muß sie geläutert werden;
> Die hier gedienet, ist dort oben groß.

Was ist das anderes, als ein Zuruf an seine Schwester Christophine, die gerade in jenen Tagen in ihres Lebens trübster Passionszeit stand? Es ist ein Bild ihres Duldens, ihrer treuen, unermüdlich dienenden Hingabe und der frommen Auffassung ihres Geschickes; es ist ein Ausdruck ihrer Lebensanschauung, ihrer Hochherzigkeit. Die Charaktergröße der Schwester, ihr gottinniger, religiös beschaulicher Sinn, dabei ihr thatkräftiges, entschlossenes Anfassen des Lebens, ihr mutiges Wagen und Tragen — was davon aus ihren Briefen klang und was als liebe Erinnerung an die schöne Jugendzeit, an die Tage ihres herzlichen Gedankenaustausches in seiner Seele lebte, das alles arbeitete, ihm halb bewußt, halb unbewußt, an seiner Johanna mit. So wie seine jetzige dramatische Heldin hatte auch Christophine mit ihm so manchmal gesessen unter dem Wunderbaum der Phantasie. Der Knabe dichtete bunte Bilder, und das Mädchenherz lauschte den rauschenden Zweigen heilige Stimmen ab und deutete dem jüngeren Bruder das Leben des Menschen als einen Gottesdienst, wo jeder alles, was er ist, freudig hingeben müsse für die Seinen. Und als er, zum Jüngling geworden, wieder neben der Schwester saß, da redete sie wie eine geheimnisvolle Prophetin von der Stunde, die ihm und ihr einmal bevorstehe, wo Gott der Herr von ihnen eine große Aufopferung verlangen werde. Der Augenblick kam, da sie dem Fernen schrieb: Jetzt hat mich Gott gerufen! Damals hat auch sie, wie die Jungfrau, sich erst gesträubt gegen das Schwere, was ihr zugemutet wurde, und sie hat auch erst beim dritten Rufe sich entschließen können, ihre heimatlichen Fluren zu verlassen. Aber ihrer Sache gewiß, hat auch sie dann mit jenem Idealismus, der keine Klug=

heitsbedenken anerkennt, der nur seine Gewissensverpflichtung gelten läßt, sich einer Lebensaufgabe geweiht, die ihr von vornherein Verzicht auf alles Liebesglück gebot und ihr nur ein Glück in Aussicht stellte: das Bewußtsein, in edlem Selbstvergessen einen anderen erlöst und beglückt zu haben. Und auch sie hat in Kraft des Geistes vollbracht, was über gewöhnliches Menschenvermögen ging. Es ist sehr bedeutsam, daß gerade dieses Drama des Bruders Christophine so vollständig hinnahm, daß sie es bald wörtlich auswendig wußte, und daß die Träume der Nacht ganz von dem Gedanken beherrscht waren, sie müßte auf der Bühne die Heldin darstellen. Es war eben ihr eigener religiös heroischer Geist, der ihr in dieser Frauengestalt in schöner dichterischer Verklärung entgegentrat.

Eine dem ähnliche Wirkung hat das Drama auf Charlotte von Kalb ausgeübt. In einem Briefe an Schillers Gattin nennt sie diese Dichtung einen mächtigen Planeten von erweckender und erleuchtender Kraft, sie erklärt, sie würde eine Wallfahrt antreten, wenn sie wüßte, wo das Mädchen von Orleans gut gegeben werde; sie würde es dann nicht einmal, sondern zu wiederholten Malen sich ansehen. Es war, was hier vor sie hintrat, eben auch Leben aus ihrem Leben. Schon oft ist darauf hingewiesen worden, daß aus der Schmerzenssonate am Anfange des 4. Aufzuges, besonders von den trochäischen Strophen „Frommer Stab! o hätt' ich nimmer u. s. w.“, in Form und Inhalt Verbindungsfäden hinübergehen zu der ein Jahr später gedichteten „Kassandra“. Zur „Kassandra“ aber haben wir das Modell, wie früher dargethan ist, in Frau von Kalb zu suchen. So fern diese ihm damals auch stand, und so wenig sympathisch ihm die spätere Entwicklung ihres Wesens geworden war, die Eindrücke, die aus besseren Tagen ihr seelisches Bild in ihm hinterlassen hatte, waren doch unverlöschlich. Dieselben belebten ihm die Gestalt seiner troischen Seherin, und sie haben auch einen ganz unverkennbaren Anteil bereits an der Zeichnung seiner Johanna gehabt.

Vor allem kam, was wir das Druidenhafte nannten, von der Kalb her in das Bild der Jungfrau hinein: ihr ungeselliges Sichabschließen in den Jugendtagen, wo es doch den Menschen zum Menschen zieht; ihr Weilen in der Einsamkeit der Natur, ihr

mächtiger Herzenszug hinaus in das Waldesdüster und hin zu dem tiefen Schatten der Eiche, die alle fliehen; ihre Neigung für das Geheimnisvolle, damit verbunden das Bedürfnis, ihr eigenes, von keinem durchschautes Innenleben zu führen, und infolgedessen das Bewußtsein, eine allen unbegreifliche Erscheinung zu sein. Das ist Johanna und das ist das junge Freifräulein von Ostheim, von dem Schiller in Bauerbach so viel hatte erzählen hören. Und nun war sie ihm entgegen getreten, dieses „sonderbare weibliche Wesen" mit dem immer umschleierten Blick, mit den träumerisch suchenden Augen und mit jener ahnungsvollen Seele, die, wie hier die Jungfrau, in Bezug auf sich und ihr Geschick vorher wußte, was doch nach dem Bilde ihrer Gegenwart gar nicht von der Zukunft zu erwarten war, — diese passive, so gleichmütige und dabei doch so selbstbestimmte Natur, dieses Wesen mit seiner scheinbar so traumwandelnden Indifferenz, in der aber ein so gewaltiges „Auch ich vermag!" schlummerte und für den Blick dessen, der sie kannte, fiebernd nach Bethätigung drängte. Das alles sind Züge, die sich in seiner Heldin wiederfinden. Die Erinnerung an Charlotte von Kalb hat jedenfalls auch dazu beigetragen, ihm den von der Geschichte dargebotenen visionären Charakter der Johanna vertrauter zu machen. Wie diese hat auch Charlotte nächtlich mit Geistern verkehrt und sie hat dem Dichter oft erzählt von ihren Unterredungen mit der aus dem Himmel zu ihr niedergestiegenen Mutter. Überhaupt lebte sie in einer an Wunderbarem und Übernatürlichem reichen mysteriösen Glaubenswelt.

Wie sollte nun bei diesen unbestreitbaren Beziehungen zwischen den beiden Frauengestalten, zwischen der seines Lebens und der seines dichtenden Geistes, unserem Schiller nicht vor allem auch das, was Charlotte ihm selbst einmal gewesen war, sein Schaffen beeinflußt haben? Wie König Karl sich der Johanna überläßt, so hatte einst auch er, der Beherrscher gewaltiger Kräfte, betroffen von dem, was das Geistesleben dieses jungen Weibes ihm darbot, demselben sich ganz unterstellt; er hatte mit seinem Dauphin zu Frau von Kalb gesprochen: „Dich hat der höchste Gott gesendet — ja, führe du mein Heer, und seine Fürsten sollen dir gehorchen!" Wie Karl, im Drama der verständnisvolle Dichterfreund, alles erst

durch die Jungfrau wird, so hat auch Schiller es Charlotten nie vergessen, daß er im Verkehr mit ihr zum erstenmal ein sicheres Gefühl seiner selbst bekommen hatte; jeder Gedanke an „Don Karlos“ erinnerte ihn an die Mannheimer Weihestunden, da sie, an idealem Leben reich, ihm seinen Genius verkörpert hatte. Aber das alles hatte nur kurze Zeit gedauert! Und ob Charlotte von Kalb ihn auch Jahre lang unter ihrem Zauber hielt, die eigentliche Weihe und der wunderbare Schmelz, die produktiv anregende Macht ihrer Persönlichkeit war dahin von dem Augenblicke an, wo sie ihm gegenüber als Weib zu empfinden anfing. Als ihr Herz zu glühen begonnen hatte, erlosch ihr Seelenfeuer! Auch die Freundin hatte sich einst der Liebe abgeschworen; was ihr der Gatte an solchen Gefühlen werbend entgegenbrachte, das entrüstete sie, „der Männer Auge schon, das mich begehrt, ist mir ein Grauen —“, so erklingt es fast wörtlich auch aus ihren Äußerungen. Aber bald darauf folgte auch in ihrem Leben eine Lionelscene, die Leidenschaft nahm sie hin. Und wie dort Johanna den englischen Ritter, so hatte Charlotte auch ihn ganz wider seinen Willen in die Liebe hineingerissen. Charlotte that, was sie nicht durfte, — fortan konnte sie nicht mehr, was sie sollte, ihre Berufskraft war gebrochen!

Hier liegt die Erklärung für das Unbegreifliche im Drama, für die Entgeistigung Johannas durch die Liebe. In der, die vor uns als ein Mädchen steht, dem die Gottheit ungerechtfertigter Weise die Liebe verbietet, sieht Schiller eben jene Frau, über der allerdings als ein Wort der sittlichen Weltordnung das Gebot stand: „Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust.“ Je mehr Schillers tief sittlicher Sinn in steter Seelenberührung mit einer Lotte von Lengefeld heranreifte, desto gewaltiger wird er diese Tragik im Leben der Frau von Kalb empfunden haben. Und so drängte sich diese Empfindung übermächtig hinein in die Zeichnung seiner dramatischen Frauengestalt, die man also, um es verstehen zu können, wie der Dichter dazu kam, ihre Liebe als eine ihre höhere Kraft zerstörende Schuld aufzufassen, mit Schillers Augen betrachten muß.*) Die Char-

*) Eine ähnliche, an sich durchaus nicht gerechtfertigte, nur aus verborgenen Vorstellungen des Dichters sich ergebende Schuldigsprechung

lotte=Johanna wird in ihrer Liebe ihrer idealen Sendung untreu; aber Schillers dichterische Allmacht führt die Johanna, die nun doch mehr ist als Charlotte, die zugleich in sittlicher Kraft die heroisch starke Christophine ist, durch tiefen Seelenschmerz zu einem schönen Sichwiederaufhellen, zu einem machtvollen Wiederaufstehen. So ist die bedeutendste und populärste Frauengestalt, die Schiller geschaffen hat, aus seinen Lebensbeziehungen herausgewachsen.

In engerem oder weiterem Kreise bewegen sich um die Heldin einige andere Frauengestalten. Zunächst die Isabeau, die Mutter des Königs. Geboren im Jahre 1371, wäre sie zur Zeit des Stückes 58 Jahre alt gewesen. Sie war die Tochter des Bayern=herzogs Stephan. Als vierzehnjähriges Mädchen mit dem jungen, allen Lastern fröhnenden französischen Könige vermählt, ergab sie sich bald den wüstesten Ausschweifungen, die, als ihr Gatte dem Wahnsinn verfiel, einen so schamlosen Charakter annahmen, daß die Königin am Hofe nicht mehr zu dulden war. Bei Schiller, der den Dauphin, ihren Sohn, den nachherigen Karl VII., sehr idealisiert, ist es lediglich diese Sittenlosigkeit der Mutter, die ihn veranlaßte, sie nach Tours zu verbannen. In Wirklichkeit hatte er, als er ausführte, was die allgemeine Stimmung verlangte, dabei auch selbstsüchtig politische Absichten. Infolgedessen haßte sie den Sohn, verband sich im Jahre 1420 als Regentin Frankreichs mit dessen Feinden, den Engländern und Burgundern, und zog gegen ihn mit zu Felde. Nach dem Tode ihres Gemahls versank sie jedoch in volle Bedeutungslosigkeit. Von ihren früheren Bundesgenossen auf kümmerlichen Unterhalt beschränkt, lebte die Königin=Witwe, während die im Drama dargestellten Ereignisse sich abspielten, in ihrem Palaste Saint Paul zu Paris wie ein von keinem mehr be=achteter Schatten.

Anders in unserer Dichtung. Hier steht die hasseswütige Megäre, die Schiller bedeutend jünger annimmt, als sie damals

findet sich bei Goethe, der, weil er bei der Leonore von Este fort=während an Frau von Stein dachte, dem von der Leidenschaft hinge=rissenen Tasso die Umarmung der geliebten Prinzessin als ein schweres Vergehen anrechnete.

war, im Mittelpunkte der Ereignisse auf feindlicher Seite. Sie ist es, die bei der Krönung in Paris den jungen englischen König, das Kind Harry Lancaster, auf den ihrem Sohne zukommenden Thron gesetzt und dabei vor allem Volke letzteren als den mißgeborenen Sproß eines hirnverrückten Vaters geschmäht hat. Sie ist es, die im Lager der Engländer und Burgunder immer wieder zum Kampfe wider ihren leiblichen Sohn hetzt und schürt und die nach der Niederlage bei Orleans die sich darüber entzweienden Heerführer mit klug bedachter Rede versöhnt, damit nur ja der Krieg, der den Dauphin stürzen und aus seinem Reiche vertreiben soll, nicht aufhöre. Sie ist es auch, die den nach der Verstoßung Johannas wieder vordringenden Engländern neue französische Streitkräfte zuführt, die die Jungfrau gefangen nimmt, und die wie diese, nur im entgegengesetzten Sinne, vom Wartturm aus ihrer Seele glühenden Eifer in die letzte entscheidende Männerschlacht hineinfeuert.

In der Isabeau zeigt uns der Dichter das durch einen Hohlspiegel garstig verzerrte Bild seiner Johanna. Die Königin verrichtet dieselben Thaten wie diese, sie setzt einen König ein, sie ist eine Friedensstifterin, sie hüllt ihre Glieder ins Stahlgewand, sie erscheint im Kriegslager, sie erbietet sich, als Heldin und Prophetin das Heer zu führen — aber in dem allen ist sie nicht der Genius, sondern die Furie, nicht die Verehrung abnötigende und Begeisterung um sich verbreitende Jungfrau, sondern das häßliche Mannweib mit der kreischenden Stimme, mit seinem Fluchen und Schimpfen und barschen Kommandieren, mit seiner lächerlich wirkenden Nachäffungssucht. Ihr Bestreben, auf englischer Seite die Johanna zu spielen, wird mit Spott und Hohngelächter beantwortet. Jedermann kennt sie in ihrer Verworfenheit. Im Gegensatze zu der in ihrem Empfinden so weiblich keuschen, in ihrem ganzen Verhalten so makellosen Heldin, deren Anblick alle bösen Gelüste unter den Kriegern bannt und das Heer mit einem Geiste edler Zucht erfüllt, ist die Isabeau die Entartete ihres Geschlechtes, deren Zuchtlosigkeit so weit geht, daß sie sich ihrer epikureisch leichtsinnigen Lebensanschauung vor den Feldherren offen rühmt und geradezu die Frechheit hat, sich den schönen Lionel „zur Kurzweil und Gesellschaft“ auszubitten.

Ihr ganzes Wesen ist ungebändigte Leidenschaft. Wo sie zürnt, speit sie Gift. Während sie den Führern eben noch viel Freundliches gesagt hat, thut sich, nachdem ihr von diesen die ernste Wahrheit vorgehalten ist, ihr Mund sofort zu zügelloser Schmähung auf. Ihre abscheulichste, weil unnatürlichste Leidenschaft ist aber ihr Mutterhaß:

> Ihr wißt nicht, schwache Seelen,
> Was ein beleidigt Mutterherz vermag.
> Ich liebe, wer mir Gutes thut, und hasse,
> Wer mich verletzt, und ist's der eigne Sohn,
> Den ich geboren, desto hassenswerter.
> Dem ich das Dasein gab, will ich es rauben.
> Ich darf ihn hassen, ich hab' ihn geboren.
> Fluch treffe mich, wenn ich ihm je vergebe!

Das sind Empfindungen, gegen die sich auch in des rohsten Kriegers Brust alles auflehnt. Wie ein Teufel wird sie vom Heere betrachtet, und die Soldaten werden mutlos, wenn sie für dieses bösen Weibes Sache fechten zu müssen glauben. Natürlich konzentriert sich alle Wut der Isabeau auf die Retterin ihres Sohnes. Am liebsten würde sie Johanna, die sie im Wartturm zu bewachen hat, mit ihrem Dolche niederstoßen. Sie thut es nur deshalb nicht, weil sie schlimmere Qualen für die verhaßte Feindin weiß: die Jungfrau soll es mit anhören, wie draußen alles, wofür sie geglüht und gestrebt hat, zusammenbricht, wie ihr geliebter König und ihr Frankenheer in englische Gefangenschaft geraten. Statt dessen wird sie selbst die Augen- und Ohrenzeugin von Johannas Triumph und die Gefangene ihres Sohnes, der nach seiner ganzen Sinnesart glimpflich mit ihr umgehen wird. Ihr letztes Wort, mit dem sie von der Bühne scheidet, ist noch ein Wort des Hasses, der dem Sieger die Anerkennung als König verweigert. Die Isabeau ist unter allen weiblichen Figuren Schillers, die Julia Imperiali nicht ausgenommen, die sittlich am niedrigsten stehende.

Die beiden Schwestern Johannas sind, obwohl sie wenig hervortreten, doch zwei fein herausgearbeitete und scharf unterschiedene Gebilde. Ihrer jüngsten Schwester sind sie nach keiner Seite hin ebenbürtig; Johannas Ideenwelt ist ihnen fremd, die sie treibende

Macht ist ihnen eine „dunkle Schickung“, für ihre Seelenkraft und Heldengröße haben sie kein Verständnis, aber sie haben sie beide herzlich lieb. Die Älteste, die Margot, ist der am meisten bäuerische Typus. Sie hat ihre Hand dem wohlhabenden Landmann Etienne gereicht, und das Nebeneinanderliegen der Äcker, der Gedanke, daß ihr Erbteil und sein Eigentum einmal ein hübsch abgerundetes Gut geben werden, was so zusammenliegend sich leichter bestellen läßt, war bei ihrer Liebe gewiß ein gewichtig mitredender Faktor gewesen. Louison, die Zweitälteste, ist idealerer Natur. Claude Marie, dem sie ihre Neigung geschenkt hat, besaß kein Vermögen, die treue Brust des braven Mannes war ihr Schatz genug. Wie bei ihrer Gattenwahl, so ist sie auch sonst die von ihrem Herzen Bestimmte. Sie empfindet und denkt mehr als Margot, darum fühlt sich auch Johanna zu ihr am meisten hingezogen, wie andrerseits auch sie dieser am nächsten steht. Beim Wiederfinden in Rheims gilt der erste Gruß der Heldin ihrer auch zuerst ihr um den Hals fallenden Louison. Sie ist eben die stimmenreichere, aus größerer Tiefe voller und wärmer sich erschließende Seele.

Daß die Älteste von leichterer Art ist, zeigt sich beim festlichen Aufzuge. Der Pomp und der Glanz, den sie mit der ganzen Neugierde der jungen Dörflerin verfolgt, nehmen ihr Interesse so hin, daß sie nur die Ehren sieht, mit denen ihre Schwester jetzt umgeben ist, aber nichts bemerkt von deren Bläſſe, nichts von dem unsicheren Schritte, was der Louison, die in der Hochgefeierten vor allem nach der Schwester ausgeschaut hat, sofort aufgefallen ist. Deshalb vermag sich Louison, innerlich mit Johannas Traurigkeit beschäftigt, auch gar nicht recht der Festfreude zu erschließen, während Margot mit vollen Zügen genießt. Immer wieder hält die letztere den Ihrigen staunend das Unerhörte vor. Daß eine aus der Familie so hoch gestiegen ist und so reich in der Pracht der Welt daherschreitet, das schmeichelt dem Selbstgefühl der stolzen Bäuerin. Sie sonnt sich in dem Bewußtsein, daß etwas von diesem Glanze auch auf ihre Familie und auf sie selbst fällt. Anders die bescheidene Louison. Die hat bis zum letzten Augenblicke daran gezweifelt, daß die Mächtige, die alle Welt als die Jungfrau von Orleans preist, wirklich ihre verloren gegangene Schwester sei. Nachdem sie

sich davon überzeugt hat, empfindet sie die Hoheit der Schwester vielmehr als etwas Trennendes, und schwer fällt ihr die Erinnerung auf die Seele, wie Johanna, als sie noch unter ihnen weilte, schon nicht recht die Ihrige gewesen wäre: jetzt, von Königen und Fürsten umringt, habe sie mit ihrer niederen Verwandtschaft gar nichts mehr gemein! Louison würde nun am liebsten unbemerkt in ihr Dörflein zurückkehren, jede Begrüßung ihrerseits erscheint ihr als ein eitles Sicheindrängen. Margot dagegen kann den Augenblick gar nicht erwarten, wo alles Volk es sehen und hören soll, daß sie die Schwester der Heldin Frankreichs ist. Welcher Triumph daher für sie, als es nun zur Begegnung kommt und es sich dabei herausstellt, daß Johanna sich keineswegs der Ihrigen schämt!

Der Margot ist bei ihrem naiven Sinne eine viel harmlosere, freundlichere Anschauung der Dinge eigen, als der Louison, die sich leicht Zweifeln, Bedenken und Befürchtungen hingiebt. Des Vaters oft vernommene Reden von dem Teufelsbündnisse seiner Tochter haben zwar bisher in ihrem Schwesterherzen keinen Glauben gefunden, aber ein Tropfen von der pessimistisch-abergläubischen Beurteilung der Großthaten Johannas ist doch auch in ihre Brust gefallen, und des Alten traurige Gesichter von Sturz und Unglück, die einem so unerhörten Aufsteigen folgen müssen, quälen ihre Seele. Sie fühlt sich daher wie erlöst, als sie hört, daß die Schwester alle ihre Herrlichkeit von sich abstreifen und in ihre Heimat und zu ihrer Herde zurückkehren möchte. Der nüchtern von praktischen Gesichtspunkten das Leben ansehenden Margot hingegen erscheint dies gar zu verwunderlich. Wie kann man, wenn man derartiges erreicht hat, dies wieder wegwerfen, als wäre es nichts? Louison glaubt die Schwester zu verstehen. Sie legt ihre eigene bange Sorge in Johannas angstvolles Wesen hinein, und es ist ihr ein dringendes Anliegen, dieselbe aus der goldenen Rüstung, aus dieser prunkvollen Welt, aus diesen unheimlichen Ehren schleunigst herauszuretten in ihr stilles Dorf. „O komm, komm mit uns!“ fleht es zärtlich aus der Schwester Brust, so recht zum Kontrast gegen die furchtbare Stimme, die sie bald aus des Vaters Munde vernehmen soll. Louisons Herz ist der Heldin innig zugethan; freilich unter dem allgemeinen Entsetzen, mit dem Thibauts Anklage und des

Himmels Donner die Gemüter erfüllen, wird dann auch sie von Johannas Seite weggerissen. In dem Hexenglauben, der alles ergreift, geht trauernd ihre Schwesterliebe unter.

Auch in den hohen Kreisen, in denen sich die Jungfrau bewegt, schlägt für sie in hingebungsvoller, aber von Verehrung beseelter Liebe ein Frauenherz, das der Agnes Sorel, der Geliebten des Königs. Die geschichtliche Jeanne d'Arc hat dieselbe nicht gekannt. Erst nachdem jene ihre Heldenlaufbahn abgeschlossen hatte, kam das aus Fromenteau in Touraine gebürtige Edelfräulein an den Hof des Königs, wo sie alsbald zur ersten Ehrendame der Gemahlin Karls VII. ernannt wurde. Von der alles überstrahlenden Schönheit und der hohen Geistesbildung der Sorel gefesselt, ergab sich der König bald vollständig ihrer Leitung. Sie hat in ihrer Stellung als seine Favoritin einen für das Land, wie für ihn selbst segensvollen Einfluß ausgeübt, weshalb auch die edelsinnige Königin das Verhältnis begünstigte. Durch sie wurde Karl aus seiner unmännlichen Schlaffheit aufgerüttelt, durch ihr Spornen und Treiben ließ er sich an seine Regentenpflichten erinnern. Ihr Geist ist es gewesen, der dafür gesorgt hat, daß Johannas Ruhmesthaten nicht umsonst vollbracht waren, daß der Krieg bis zur vollen Vertreibung der Engländer fortgeführt wurde. Doch noch ehe derselbe beendet war, starb sie.

Schiller hat in seiner Dichtung die Agnes Sorel aus allen diesen Realitäten, die ihr Bild trüben würden, herausgehoben. Der im Drama noch ganz jugendlich gedachte und sehr idealisierte König ist unverheiratet. Agnes, die hier aus fürstlichem Geschlechte stammt, besitzt so große Reichtümer, daß sie dem Karl eher als die Gebende, denn als die Nehmende gegenübersteht. So verschmäht sie denn auch jedes äußere Zeichen seiner Gunst, nur höchstens eine frühe Blume im Winter oder eine seltene Frucht darf er ihr reichen. Auch auf den Thron darf er sie nicht führen. Ihr demütiger Sinn will keine Würden, und ihre Selbstlosigkeit scheut wie vor dem Diadem, so vor allem zurück, was ihr als Eigennutz ausgelegt werden könnte. Sie begehrt für sich nichts als „ihres Herrn" Liebe, sein Herz. Wie aus Duft und Poesie gewoben, ein zartes Bild hoher Minne, so wandelt sie an seiner Seite, und am Hof-

lager zu Chinon, wo die rettende Johanna erschien, da, wo es in Wirklichkeit ziemlich wüst herging, wird in der Dichtung zwar viel köstliche Zeit verträumt, aber was des Königs Herz erfüllt, sind ideale, reine Träume. Agnes Sorel, in der die Welt des Schönen sich ihm verkörpert, die Liebliche, die Holde, läßt den König vergessen, wie barbarisch rauh sein Leben ist, wie viel Angst und Schrecken ihn umgeben: an ihrem Herzen ruhend, genährt von ihren feinen, edlen Empfindungen, umrauscht von Harfenton und vom Gesang der Troubadours, sieht Karl wie König René in goldenen Wolken eine Himmelsstadt reich und schön sich niedersenken und freundlich ihn umfangen, — ein köstliches Stück Mittelalter, herausgezeichnet aus seiner besten Zeit, und in dem Bilde der Romantik für jeden, der Augen hat zu sehen, Durchblicke in Schillers Herz und Leben, wie wenig auch unser thatenfroher Dichter ein König Karl war.

Doch Schillers Agnes vermag mehr, wie Träume zu zaubern. Wenn nachher der wiederkehrende Burgund ihr schmeichelnd der Frauen Schönheit als das höchste Gut rühmt, so erwidert sie ihm: „Der Frauen Treue gilt noch höhern Preis!“ Die Seele ihrer Liebe ist ein durch alles Mißgeschick nicht zu erschütternder Glaube an den Geliebten. Mögen alle an ihm irre werden, mögen die Besten ihn verlassen, mögen die Flüche der eigenen Mutter auf ihn niederfallen, sie steht zu ihm mit ihrem festen Vertrauen auf sein endliches Glück, auf seine Berufung und die dazu ihm verliehenen Kräfte, auf des Himmels Willen, der ihn zu des Frankenreiches neuen Stifter erkoren habe, — „mir sagt's das Herz!“ Dieses Frohgewisse, wo doch alles, was ringsum wider ihn geschieht, der inneren Überzeugung entgegen ist; dieses Ahnen der rettenden Himmelsthat, wo noch niemand etwas von der Jungfrau weiß; in aller Trübsal der Gegenwart der heitere Ausblick in seine Zukunft und der schwärmerisch selige Aufblick zu dem Karl, der er einst sein wird, und für dies alles keine anderen Gründe, als nur immer wieder das Eine: „mir sagt's das Herz!“ — das ist der wunderbare Schmelz, der über dieser Frauengestalt liegt und ihr etwas so Rührendes giebt. Schiller wußte solchen Glauben der Liebe zur Darstellung zu bringen, denn lebendig hatte er an sich selbst des Liebeglaubens fördernde Kraft erfahren.

Aus demselben erwächst seiner Agnes Sorel der Opfersinn, der, als die Truppen, weil kein Sold mehr gezahlt werden kann, abziehen wollen, freudig alles hingiebt, der ohne Bedenken den ganzen Besitz an des Geliebten untersinkendes Glück wagt und der, um ihn zu retten, ohne Wehmut die von den Vorfahren ererbten und dem Frauenherzen so lieben Kleinodien darbringt:

Hier, hier ist Gold,
Hier sind Juwelen — Schmelzt mein Silber ein —
Verkauft, verpfändet meine Schlösser — Leihet
Auf meine Güter in Provence — Macht alles
Zu Gelde und befriediget die Truppen!
— — — — — — — — — — — —
Komm! Laß uns allen überflüss'gen Schmuck
Des Lebens von uns werfen! Laß mich Dir
Ein edles Beispiel der Entsagung geben!
Verwandle Deinen Hofstaat in Soldaten,
Dein Gold in Eisen, alles, was Du hast,
Wirf es entschlossen hin nach Deiner Krone!

Das ist in Bild und Wort der Aufruf, welcher mit der unserm Schiller eigenen Herzensgewalt zahllose hochgesinnte deutsche Frauen im Freiheitskriege zu ähnlicher Opferfreudigkeit bestimmt hat, daß sie ihr Bestes, ihr Letztes hingaben für das Vaterland.

Und nicht bloß geben will sie. Sie will ihn hinausbegleiten in die Gefahren der Schlacht, will mit ihm teilen Mangel und Ungemach, daß nachts der Stein ihr Pfühl und des Himmels Wolken ihre Decke seien — man merkt's, schon wirft der Geist der Jungfrau seinen Schatten über die Bühne! Ermutigend dringt Agnes auf den verzweifelnden König ein, daß er sich aus seiner Herzensgebrochenheit doch aufraffen und in tapferem Kampfe dem Schicksal widerstehen möge. Wenn Männer zu Weibern werden, fühlt oft das zarte Weib in seiner Brust plötzlich ein männlich Herz. Freilich der dichterischen Agnes Sorel, so beherzt sie auch ist, ist die Seelengewalt nicht gegeben, die der geschichtlichen eigen war. Die muß sie hier im Drama einer Höheren überlassen. Aber während der völlig verzagte Fürst seine Anordnungen zum Rückzug giebt, und seine Geliebte schmerzlich seine Mutlosigkeit und ihre

eigene Machtlosigkeit beklagt, steht diese Höhere, steht Johanna bereits im Lager von Chinon.

In demselben Grade, wie Isabeau die Heldin des Dramas haßt und verfolgt, wird diese von Agnes mit der ganzen Dankbarkeit ihres Gemütes geliebt. Nicht daß sie sich gerade menschlich zu ihr hingezogen wüßte. Gar zu groß ist die Verschiedenheit ihres Wesens. Ihre anschmiegsame, innig weiche Frauenseele schrickt, wo sie sich schwesterlich, die Edle der Edlen, nähern möchte, vor der stahlbedeckten Brust zurück, wie das Warme vor des Eises Berührung flieht. „O könntest Du ein Weib sein und empfinden", „doch Du bleibst immer ernst und streng!" Und wie erdrückt fühlt sie sich von der Seelengröße der Jungfrau. Dieses Frauenherz umschließt ja eine Welt! Ob Johanna auch den König liebt, Karl ist ihr doch nur der Repräsentant der Nation, für die sie glüht; ihr Sinnen und Streben gehört dem ganzen Volke, daß es befreit werde von seinen Bedrängern, der Monarchie, daß sie wieder groß und mächtig dastehe, dem Königtume, daß es wieder, in seinem Walten unbeschränkt, als ein Hort alles Guten und Gerechten den Segen Gottes ausschütten möge über das Vaterland, — große Ideen sind es, für die das Herz der Jungfrau schlägt. Dieser viel umspannende, weit ausgreifende Idealismus ist dem Herzen der Agnes fremd:

Es ist
Nur Einer, der es ganz erfüllt; es hat
Nur Raum für dieses einzige Gefühl:
Er ist der Angebetete, ihm jauchzt das Volk,
Ihn segnet es, ihm streut es diese Blumen,
Er ist der Meine, der Geliebte ist's!

Welch eine liebenswürdige Kleinheit neben der verehrungswürdigen Hoheit! Und diese ehrfürchtige Liebe bringt Agnes Sorel der Johanna in rührender Weise entgegen. In heiliger Scheu, mit Gefühlen der Anbetung vor der herrlich sich erweisenden Gottheit verfolgt sie die Schritte der ihr so unbegreiflichen Erscheinung, und als sie, das fürstliche Weib, vor der Krönung Karls der Jungfrau, der Tochter des Volkes, die dies alles vollbracht hat, in überwallender Dankbarkeit um den Hals fallen will, sagt eine

Stimme ihr drinnen in der Brust: Nein, auf die Kniee nieder, im Staube verehre den Genius! — eine tief ergreifende Scene, weil die Johanna, die da vor ihr steht, von ihrer genialen Höhe herabgeglitten, in diesem Momente auch nur noch ein Weib ist, dabei ein sich so schuldbeladen fühlendes Weib. Und nun folgt nach vollbrachter Krönung die furchtbare Verdächtigung. Flehentlich lechzt Agnes bei ihrem großen Glauben an die Retterin nach einem einzigen Nein, keiner Seele wird es so schwer wie ihr, der Liebesinnigen, sich von der Jungfrau loszureißen, diejenige als eine Hexe zu betrachten, die sie als eine Heilige, ja als einen Engel in Menschengestalt gefeiert hatte, — und keine steht nachher so tief bewegt wie sie in der Apotheose, die Johannas Heldentum beschließt.

Durch seine Agnes Sorel hat Schiller in das Stück jenen warmen Herzenshauch zu bringen gewußt, der uns unter der Betrachtung des Großen und Gewaltigen so wohlthut. Während das Drama fortwährend die erhabendsten Empfindungen in Anspruch nimmt, ruht des Zuschauers Sinn zwischendurch immer wieder gern auf dieser lieblichen Gestalt aus. Durch sie hat der Dichter auch die Liebe, die ihm dazu hatte dienen müssen, in das glänzende Gewebe zeitweilig den schwarzen Faden der Tragik einzuschießen, wieder zu ihrem Rechte gebracht. Johanna fängt an, als Weib zu empfinden, ihr Herz wendet sich aus der Welt der ewigen Ideale dem sterblichen Manne zu, das soll ihre Schuld sein, — wahrlich, vor dem Gefühle jedes Weibes eine arge Ketzerei, die Schiller wohl den Vorwurf einbringen könnte, er versündige sich an dem, was zwar irdisch, aber doch so göttlich schön sei, und fremd sei ihm, was des Menschen Leben köstlich mache. Dieser Stimmung begegnet er mit seiner Agnes Sorel, und seine Leserinnen und Zuschauerinnen werden es im Blicke auf diese dem Dichter versöhnten Herzens bestätigen: Wahrlich,

Du kennst die Liebe,
Und was ich fühle, sprichst du mächtig aus!

Die Braut von Messina.

Beatrice. Donna Isabella.

Als um Ostern 1801 die romantische Tragödie vollendet war, trat bei dem damals wieder recht kränklichen Dichter eine gewisse Abspannung ein, so daß er zwischen mehreren Entwürfen zu keiner Entscheidung und bei allem Schaffensdrange zu keiner schaffensfreudigen Stimmung kommen konnte. Auch zerstreuten ihn die Einrichtung und das Beziehen des Hauses an der Esplanade, das nun vom 29. April 1802 ab sein Dichterheim wurde. Bei dieser ihm unerträglichen Gebundenheit seines produktiven Vermögens, in der er es nur zum Dichten von „Hero und Leander“ brachte, griff er gegen Ende des Jahres zu einem der dramatisierten Märchen des Italieners Karlo Gozzi, um das von dem phantastischen Geiste der „Tausend und eine Nacht“ erfüllte Werk in freier Übertragung und teilweiser Umarbeitung für die Weimarer Bühne zurecht zu machen. In der Tragikomödie „Turandot“, in der Scherz und Ernst in mutwilliger Mischung durcheinander gehen, und in der Schiller das komische Element noch gemehrt hat, während er andrerseits, seiner ganzen Geistesrichtung entsprechend, den Charakter der fabelhaften chinesischen Prinzessin von dem moralisch indifferenten Niveau des Italieners in eine gewisse sittliche Sphäre emporhebt, zeigte er dem deutschen Publikum eine Männerfeindin, die gegen das Drängen des kaiserlichen Vaters auf Vermählung ihre jungfräuliche Freiheit mit sprödem Eigensinn und mit grausamer Laune zu wahren wußte. Sie hat diesem ihre Bereitwilligkeit erklärt, demjenigen Freier ihre Hand zu reichen, der ihr vor versammeltem Divan drei Rätsel lösen würde; dafür aber hat sie ihm den Eid beim großen „Fohi“ abgenötigt, daß jeder, der die Lösung verfehlte, enthauptet werden sollte. Die Totenköpfe auf dem Stadtthore von Peking sind grausige Zeugen für Turandots Erbarmungslosigkeit. Bei Schiller hat die Prinzessin damit zugleich die Absicht, das schmählich erniedrigte und zum Sklavenjoch verdammte weibliche Geschlecht Asiens an dem rohen Männervolke zu rächen.

Zu des Kaisers großer Freude überwindet nun Prinz Kalaf von Astrachan die Tochter: er giebt auf ihre Fragen, von denen die zweite und dritte unseres Dichters Eigentum sind, die zutreffenden Antworten: das Jahr, das Auge und der Pflug.*) Turandot ist entsetzt, sie sträubt sich mit aller Gewalt gegen die Vermählung, obwohl ihr Herz vom ersten Augenblicke an, wo sie ihn gesehen hatte, ihm zugeneigt war. Auch weiß sie es zu erreichen, daß ihr die Befreiung von ihrem Worte zugestanden wird, wenn sie dem ihr unbekannten Freier seinen Namen zu nennen vermöge. Durch die List der Adelma, einer Sklavin fürstlicher Herkunft, die selbst nach Kalafs Besitze trachtet, erfährt die schöne Kaisertochter, wer er ist, und so überrascht sie im Divan den in glühender Liebe zu ihr Entbrannten mit seinem Namen. Dieser, all seiner Hoffnungen beraubt, will sich nun das Leben nehmen. Da bricht das Herz des Weibes in Turandot durch, sie schenkt sich ihm zu eigen.

Unsern Dichter hat damals wiederholt der Gedanke beschäftigt, sich einmal selbstschaffend auf dem Gebiete des Lustspiels zu versuchen. Er glaubte, „derjenigen Komödie, wo es mehr auf komische Zusammenfügung der Begebenheiten, als auf komische Charaktere und Humor ankommt, gewachsen zu sein.“ Nun, mehrere Gestalten seiner Jugendwerke, wie Mulay Hassan und der Hofmarschall in „Kabale und Liebe“, zeigen, daß auch das Letztere ihm nicht unmöglich gewesen wäre. Aber er ließ das Projekt bald fallen: „Meine Natur ist doch zu ernst gestimmt, und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen.“ Bereits bewegte ja seine Seele wieder ein Stoff von so furchtbar gewaltigem Ernste, daß sich ihm daraus eine Tragödie versprach, wie er mit gleich erschütternder Wirkung noch keine geschrieben hätte: „Die feindlichen Brüder“ oder — wie das am 1. Februar 1803 nach sechsmonatlicher

---

*) Schiller hat bei den Wiederholungen des Stückes mit den Rätseln, die zu ersinnen ihm ein Vergnügen machte, abgewechselt. So finden sich unter seinen Gedichten 13 hübsche Rätsel, deren Lösungen, nach der dortigen Reihenfolge, diese sind: Der Regenbogen. Das Fernrohr. Mond und Sterne. Das Weltgebäude. Tag und Nacht. Das Auge. Die chinesische Mauer. Der Blitz. Die Farben. Der Pflug. Der Feuerfunke. Der Schatten an der Sonnenuhr. Das Schiff.

Arbeit vollendete Drama dann in erster Linie genannt wurde — „Die Braut von Messina".

Durch das Studium des Aeschylus, Sophokles und Euripides hatte sich Schiller derartig in die antike Tragödie hineingeliebt, daß er, von dem Geiste derselben förmlich verzaubert, sich wie ein Zeitgenosse der großen Athener vorkam, der mit diesen um einen Ehrenpreis zu ringen habe. Ausgelöscht erscheint auf eine Weile das modern-poetische Bewußtsein des deutschen Dramatikers. Von der würdevollen, aus welterhabener Höhe das Leben überschauenden Weisheit, in der der griechische Chor wie mit Götterschritten über die Bühne schreitet, war er so hingenommen, von dem fürchterlich Majestätischen, dem riesenhaft Ungeheuerlichen, mit dem bei den Alten das unwiderstehliche Schicksal seinen Menschenglück zerstörenden Gang geht, fühlte er sich im Innersten so ergriffen, daß es ihm keine Ruhe ließ, er mußte etwas Ähnliches schaffen. Dazu lag in der strengen Einfachheit der griechischen Dramatiker, die bei geringer, durchsichtiger Handlung, bei wenigen Personen und seltener Ortveränderung alles Gewicht auf die künstlerische Form legte, eine mächtige Aufforderung für seine poetische Kraft, ihr reiches Vermögen zu erweisen. Also eine Schicksalstragödie von der Feierlichkeit und der Furcht und Schrecken erzeugenden Wucht der Antike, ein Stück, in dem nach attischem Vorbilde des Zuschauers Sinn von den Personen und der Handlung ganz auf des Dichters Durchführung abgelenkt werden müsse, wo das stoffliche Interesse ganz unterzugehen habe in der Hoheit und Pracht der poetisch idealen Form, — das wurde die Aufgabe, die er sich stellte. Er war damals überzeugt, daß er mit der glücklichen Lösung derselben den Höhepunkt künstlerischen Schaffens erreicht haben würde. So ging er denn unter Goethes gespanntester Erwartung an das gewaltige Werk der Wiederbelebung der alten griechischen Tragödie auf deutschem Boden.

Die Fabel des Stückes bildete sich ihm auf Anregung einer von Sophokles benutzten Sage. Ein furchtbarer Fluch liegt auf dem Hause des thebanischen Königs Oedipus. Seine Eltern Lajus und Jokaste hatten nämlich einst das Orakel erhalten, ihr Sohn werde einmal den Vater ermorden. Um das zu verhüten, hatten

sie das neugeborene Kind aussetzen lassen. Hirten fanden dasselbe und nahmen es mit sich. In Korinth zum Manne herangewachsen, wird nun Oedipus von dem Orakel, das er um seine Abkunft befragt, gewarnt, in seine Heimat zurückzukehren, weil er dort seinen Vater töten und seine Mutter zum Weibe nehmen würde. Er will dem entgehen, deshalb meidet er Korinth, seine vermeintliche Vaterstadt, und macht sich auf den Weg nach Theben. In einer Straßenenge des Thebanischen Gebietes begegnet er einem Wagen, der ihm nicht ausweicht. Er gerät mit dem Insassen in Streit und erschlägt ihn — er hat seinen Vater erschlagen. Als er darauf in die Stadt kommt, findet er diese in größter Not durch die Plage der Sphinx; wer diese überwindet, soll die Hand der Königin davontragen. Oepidus befreit das Land von dem Ungeheuer und heiratet die Herrscherin — er hat die Mutter geheiratet. Nach langer Zeit geht dem Oedipus durch eine Gottesstimme die Erkenntnis seiner unwissentlich vollbrachten doppelten Unthat auf. In Verzweiflung sticht er sich die Augen aus, Jokaste giebt sich selbst den Tod. Der durch den Vatermord und die Blutschande auf das Geschlecht herniedergezogene Fluch erhält noch dadurch einen furchtbar erschwerenden Inhalt, daß Oedipus, von seinen zwei Söhnen wegen seiner Schuld mißhandelt, die entsetzliche Verwünschung auf die beiden schleudert, sie sollten sich gegenseitig umbringen. Die Brüder suchen dem Verhängnis zu entgehen, indem sie sich um die Regierung vergleichen. Aber bald bricht zwischen ihnen bittere Fehde aus; Theben wird mit Hilfe verbündeter Fürsten von dem jüngeren Bruder belagert, es kommt zu einem Zweikampfe der beiden, in dem einer durch das Schwert des anderen fällt.

Schillers feine Erfindungsgabe hat nun daraus etwas ganz Eigenartiges gemacht. Als Schauplatz der Handlung wählte er sich Messina, als Zeit die Normannenherrschaft über Sizilien, die daselbst nach Niederwerfung der Sarazenen in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts durch den Bruder des Robert Guiscard aufgerichtet wurde. Der Geschichte entsprechend stellt der Dichter das religiöse Leben der Bewohner dar als ein Gemisch von griechisch-heidnischen Erinnerungen, die aus zahlreichen Denkmälern noch lebendig zu der Menschen Sinne sprechen, von maurischem Aber-

glauben und mittelalterlich-katholischer Frömmigkeit. Dagegen weicht er darin von der Historie ab, daß er Messina eigene Fürsten giebt. Zu der Väter längst vergangenen Tagen, so hören wir es aus dem Munde der Ritter, die den Chor bilden, ist das fremde Geschlecht „auf dem Meerschiff gekommen von der Sonne rötlichem Untergang“, von dort her, „wo das Eisen wächst in der Berge Schacht“ und mit dem Eisen zugleich der gewaltige Wille, die unzerbrechliche Kraft. Mit moralischer Stärke gerüstet, haben sich die vornehmen Normannen, die nach Schiller erst gastfreundlich aufgenommen worden waren, bald zu mächtigen Gebietern der Stadt gemacht. Bereits ist in dem Königspalaste, wo „die Kränze des Ruhmes hängen“, das goldene Zepter in stetiger Reihe vom Ahnherrn zu den Enkeln weiter gewandert. Fest gegründet und reich gesegnet ist also die Herrschaft der Fürsten Messinas, und die Unterthanen gehorchen derselben, zwar mit verhaltenem Groll, wie sich das, wenn der Chor unbelauscht ist, oft ausspricht, doch mit der vernünftigen, allerdings muhamedanisch kriechend empfindenden Einsicht, daß das starke Regiment, indem es sie gegen ihre Feinde beschützt, der Stadt Bestes sei.

Von außen ist keine Erschütterung des Thrones zu fürchten, — wohl aber aus dem eigenen Geschlechte, denn ein furchtbarer Fluch lastet auf dem Hause. Den hat der kurz vor Beginn des Stückes verstorbene König sich dadurch zugezogen, daß er einst seinem Vater die Braut geraubt hatte. Widerwillig war ihm diese gefolgt, als er sie von der Seite des alten Herrschers riß; aber sie hatte sich dem finsteren gewaltthätigen Manne unterwerfen müssen. Aus dieser vom alten Vater verwünschten Ehe sind nun zwei Söhne hervorgegangen, Don Manuel und Don Cesar, zwei edle Jünglinge von sehr verschiedenen Charakteranlagen: jener ernst und in sich gekehrt, ein träumerisch-schwärmerischer Geist, Cesar, der jüngere Bruder, von leicht erregbarem Temperamente, schnell begeistert, aber auch feurig aufbrausend, der eine wie der andere jedoch ein Mensch mit gutem Herzen und reiner Seele. Beide, wie füreinander geschaffen, würden sich, wenn sie sich fremd im Leben begegnet wären, sofort als Freunde umfaßt haben; so aber, als Brüder aufeinander gewiesen, hassen sie sich vom frühsten Knabenalter an in einer Weise,

daß ihr Vater nur mit der härtesten Strenge einen blutigen Ausbruch ihrer Eifersucht verhindern konnte. Kaum hatte er dann die Augen geschlossen, so waren sie, jeder von seinem Ritterchor umgeben, mit des Schwertes Schärfe aufeinander gestoßen. In zwei Heerlager teilte sich das Volk, die Stadt wurde zum Schlachtfelde, selbst im Königspalaste klirrten die Waffen. Schrecklich scheint im gegenseitigen Brudermorde, wie bei den Söhnen des Oedipus, der Fluch in Erfüllung gehen zu sollen. Da gelingt es der Mutter, nicht nur zwischen beiden Frieden zu stiften, sondern die Augen der Jünglinge gegenseitig aufzuschließen, daß sie sich zum erstenmale einander ansehen, sich in ihrem Werte erkennen und sich innig lieb gewinnen. Jeder fühlt es, daß nun für ihn ein neues schöneres Leben beginnt.

Doch es naht die Tragödie, der Fluch ruht nicht. Der verstorbene Fürst ist vor langen Jahren einmal von einem bösen Traume geplagt worden. Er sah zwei Lorbeerbäume aufwachsen, die ihr Gezweige dicht ineinander flochten. Zwischen beiden entsproßte eine Lilie, die wurde plötzlich zur Flamme und verzehrte die beiden Bäume und prasselnd auflodernd verschlang sie das ganze Haus in Glut. Ein arabischer Traumdeuter, an den sich der König wandte, prophezeite ihm die Geburt einer Tochter, und daß diese seine beiden Söhne umbringen und seinen ganzen Stamm vernichten werde. Da ordnete der Vater, als die Tochter dann wirklich geboren wurde, an, daß das Kind schleunig ins Meer geworfen werde. Aber die Königin verhinderte es, nicht nur weil ihre Mutterliebe sich dagegen sträubte, sondern viel mehr noch, weil auch sie einen wundersamen Traum gehabt hatte. Vor ihren Augen spielte ein gar liebliches Mägdelein. Da kam aus dem Walde ein Löwe mit blutiger Beute in seinem Rachen, die ließ er schmeichelnd in des Kindes Schoß niederfallen. Und ein Adler schwang sich aus der Luft herab, ein zitterndes Reh in seinen Fängen tragend, das legte er ebenfalls schmeichelnd in des Mädchens Schoß, und die beiden wilden Tiere schmiegten sich fromm an das zarte Kind. Das hatte sie ihrem Beichtvater, einem christlichen Mönche, anvertraut, der ihr die Deutung gegeben hatte, sie werde einer Tochter das Leben schenken, die der Söhne streitende Gemüter in heißer Liebesglut

vereinen werde. Voll der freudigen Hoffnung, in dem Kinde das einstige segensmächtige Friedenswerkzeug zu besitzen, ließ sie Beatrice durch ihren treu verschwiegenen Diener Diego, statt in die Meeresfluten, in das Kloster der heiligen Cecilia tragen, das, tief im Ätnagebirge gelegen, ihr als der sicherste, weil unauffindbare Zufluchtsort für ihren teuren Schatz erschien. Um nicht bei Besuchen von den Spähern des argwöhnischen Königs entdeckt zu werden und um das Leben der Tochter nicht zu gefährden, blieb die Mutter, nachdem sie anfangs die Kleine zuweilen aufgesucht hatte, bald ganz von ihr fern. Nur Diego mußte von Zeit zu Zeit nachschauen und ihr über die immer mehr zur Jungfrau Heranblühende berichten. Jeder Bescheid des greisen Dieners machte die Freude, zugleich aber auch die Qual des entbehrenden Mutterherzens größer, und das um so mehr, da derselbe ihr nicht verschweigen konnte, daß auch Beatrice, deren Leben in wünscheloser Zufriedenheit ruhig dahin geflossen war wie die Wiesenquelle, doch nun, je älter sie würde, unter dem Dunkel ihrer Abkunft zu leiden begönne. Der ihr herzlich lieb gewordene Diego durfte dieser ja immer nur das Eine sagen, daß sie von edlem Blute stamme, und daß einmal die sehnsüchtige Mutterliebe in der Lage sein werde, sie aus den Händen der Nonnen zurückzufordern und sie zu Glück und Glanz des Lebens zu erheben; ihre Fragen nach Geschlecht und Vaterland mußte er aber auf das bestimmteste abweisen. So blieb sie sich selber ein Geheimnis. Getrennt von den Eltern, nach denen sie schmerzlich verlangte, und in den Jahren der vollen Lebensglut den Schatten beigesellt, fühlte sie sich so traurigen Gemütes wie eine Ausgesetzte.

Da brachte ein Tag plötzlich eine große beseligende Änderung ihres Geschickes. Durchs Waldgebirge brauste die wilde Jagd, Don Manuel vergnügte sich an des Waidwerks kriegerischer Lust. Schon hatte er mit den Seinen den ganzen Tag über den Forst durchstreift, als ihn die Verfolgung einer weißen Hirschkuh von seinen Begleitern hinwegriß. Durch Klüfte und Gestrüpp setzte er derselben nach, schließlich hindurch durch eines Gartens Pforte:

Da seh' ich wundernd das erschrockne Tier
Zu einer Nonne Füßen zitternd liegen,
Die es mit zarten Händen schmeichelnd kost.

Bewegungslos starr' ich das Wunder an,
Den Jagdspieß in der Hand, zum Wurf ausholend —
Sie aber blickt mit großen Augen flehend
Mich an; so stehn wir schweigend gegen einander —
Wie lange Frist, das kann ich nicht ermessen,
Denn alles Maß der Zeiten war vergessen.
Tief in die Seele drückt sie mir den Blick,
Und umgewandelt schnell ist mir das Herz.
— Was ich nun sprach, was die Holdsel'ge mir
Erwidert, möge niemand mich befragen,
Denn wie ein Traumbild liegt es hinter mir
Aus früher Kindheit dämmerhellen Tagen.

Das ist die von unseren Malern wiederholt als Motiv gewählte Stelle aus der „Braut von Messina". Wir können es uns nicht versagen, daran Don Manuels Schilderung seines Glückes zu fügen. Wie der Dichter hier durch den Mund des Königssohnes, der, was ihm das Herz erfüllt, selbst den treusten Gefährten verheimlichte, seinem Körner nachträglich erklärt, warum er einst selbst ihm, dem lieben Freunde, sich nicht offenbart hatte —

Geflügelt ist das Glück und schwer zu binden;
Nur in verschloss'ner Lade wird's bewahrt.
Das Schweigen ist zum Hüter ihm gesetzt,
Und rasch entfliegt es, wenn Geschwätzigkeit
Voreilig wagt, die Decke zu erheben —

so stellt Schiller auch im übrigen hier sein eigenes Empfinden aus den Rudolstädter Tagen dar, und das in Wendungen, die sich fast sämtlich in den Liebesbriefen an Lotte finden:

Jetzt hatt' ich Eine Straße nur zu wandeln;
Das unstät schwanke Sehnen war gebunden,
Dem Leben war sein Inhalt ausgefunden;
Und wie der Pilger sich nach Osten wendet,
Wo ihm die Sonne der Verheißung glänzt,*)

*) Am 7. September 1789, nach Übernahme der Professur, schrieb Schiller seiner Braut: „Die Mahomedaner kehren, wenn sie beten, ihr Gesicht nach Mekka. Ich werde mir einen Katheder hier anschaffen, wo ich das meinige gegen Rudolstadt wenden kann, denn dort ist meine Religion und mein Prophet".

So kehrte sich mein Hoffen und mein Sehnen
Dem Einen hellen Himmelspunkte zu.
Kein Tag entstieg dem Meer und sank hinunter,
Der nicht zwei glücklich Liebende vereinte.
Geflochten still war unsrer Herzen Bund,
Nur der allseh'nde Äther über uns
War des verschwiegnen Glücks vertrauter Zeuge.
Das waren goldne Stunden, sel'ge Tage!

Um die Geliebte einmal mit seiner und ihrer Fürstenherrlichkeit zu überraschen, hatte sich Don Manuel für einen geringen Ritter ausgegeben. Als solchem hatte Beatrice ihm ihr Herz geschenkt, obwohl sie sich nach Diegos Andeutungen als ein Mädchen vornehmen Geschlechtes denken mußte. Aber was fragt darnach eine Beatrice, die Geistesschwester der Wallensteinschen Thekla und der Lotte von Lengefeld? Kam sie sich doch, in ihrer jungen Seele ganz überwältigt von der hohen Gestalt des schönen blonden Normannen, so vor, als hätte sie ewig ihm gehört, und als müßte sie ihm gehören, weil es das Schicksal so über sie bestimmt habe. Ihr Herz, in seinem Besitze glücklich, will nun gern Verzicht leisten auf alles, was ihr an Ehren und Freuden einmal beschieden gewesen wäre:

Nicht hinter mich begehr' ich mehr zu schauen,
In eine Heimat sehn' ich mich zurück;
Der Liebe will ich liebend mich vertrauen;
Giebt es ein schönres als der Liebe Glück?
Mit meinem Los will ich mich gern bescheiden,
Ich kenne nicht des Lebens andre Freuden.

Nicht kenn' ich sie und will sie nimmer kennen,
Die sich die Stifter meiner Tage nennen,
Wenn sie von Dir mich, mein Geliebter, trennen,
Ein ewig Rätsel bleiben will ich mir;
Ich weiß genug, ich lebe Dir!

So waren fünf Monate in Wonne hingegangen, als Don Manuel ihr verkündete, daß der Tag ihrer Vermählung nun herangerückt sei, und daß er sie aus dem Kloster entführen wolle — in sein dürftiges Heim, wie sie dachte — in seinen Königspalast, wie er

es vorhatte. Der Vater ist gestorben, jetzt tritt er die Regierung an, und öffentlich kann die Auserwählte hinfort sein eigen sein. Hören wir, wie der glückliche Bräutigam, von der eben erfolgten Versöhnung mit dem Bruder noch gehoben, in schwelgender Lust den Brautstaat schildert, der schleunig im Bazare der Mohren gekauft werden soll, damit er die Geliebte seiner Mutter in fürstlicher Pracht vorführe:

Erst wählet aus die zierlichen Sandalen,
Der zartgeformten Füße Schutz und Zier;
Dann zum Gewande wählt das Kunstgewebe
Des Indiers, hell glänzend wie der Schnee
Des Ätna, der der nächste ist dem Licht —
Und leicht umfließ' es, wie der Morgenduft,
Den zarten Bau der jugendlichen Glieder.
Von Purpur sei, mit zarten Fäden Goldes
Durchwirkt der Gürtel, der die Tunika
Unter dem zücht'gen Busen reizend knüpft;
Dazu den Mantel wählt von glänzender
Seide gewebt, in gleichem Purpur schimmernd;
Über der Achsel heft' ihn eine goldne
Cikade. — Auch die Spangen nicht vergeßt,
Die schönen Arme reizend zu umzirken;
Auch nicht der Perlen und Korallen Schmuck,
Der Meeresgöttin wundersame Gaben.
Um die Locken wende sich ein Diadem,
Gefüget aus dem köstlichsten Gestein,
Worin der feurig glühende Rubin
Mit dem Smaragd die Farbenblitze kreuze.
Oben im Haarschmuck sei der lange Schleier
Befestigt, der die glänzende Gestalt,
Gleich einem hellen Lichtgewölk, umfließe,
Und mit der Myrte jungfräulichem Kranze
Vollende krönend sich das schöne Ganze.

Unterdessen harrt Beatrice in einem Garten nahe bei der Stadt auf die Ankunft ihres Ritters. Dorthin hat Manuel sie am Morgen entführt, und im Zuge des Herzens ist sie ihm willig gefolgt. Jetzt in der Unruhe des langen Wartens, in der Beängstigung

durch das ihr so ungewohnte Gebrause der Stadt erwachen in ihr zweifelnde und vorwurfsvolle Gedanken. Wie konnte sie sich dem fremden Manne anvertrauen? Wie durfte sie des Klosters Pforten durchbrechen? Sie hat den Schleier jungfräulicher Zucht zerrissen! Sie hat durch eigenmächtiges Entscheiden über sich an der Mutter Recht und durch ihre heimliche Flucht an der Mutter Herzen gefrevelt! Doch durch alle diese Bedenken und Anklagen bricht der Liebe frohe Gewißheit wieder durch. Schließlich hat an der ins fremde Leben Ausgestoßenen doch keiner so viel Anspruch wie der, der als der Einzige sich liebend an sie geschlossen hat!

Aber gerade aus ihrer Liebe ersteht ihr nun das qualvollste Schuldgefühl, denn sie bewahrt ein Geheimnis vor Manuel, das sie ihm zu offenbaren noch nicht gewagt hat. Es war vor wenigen Monaten, am Tage, wo der Fürst bestattet werden sollte, als sich Beatrice, von unbezwinglicher Neugierde getrieben, gegen den Wunsch des Geliebten in Begleitung Diegos, der ihren Bitten nicht hatte widerstehen können, in die Trauerversammlung geschlichen hatte. Alles lag in der mit schwarzem Flor behangenen Kirche auf den Knien. Vom hohen Chor herab ertönte die Orgel, ein hundertstimmiger Gesang fiel ein. Unter demselben verschwand der Sarg, langsam stieg er in die Tiefe nieder, und nichts blieb oben als der glänzende Fürstenschmuck, der auf dem Grabtuche ausgebreitet war. Ohne zu ahnen, wessen Totenfeier sie hier beiwohnte, war Beatricens Sinn ganz versunken in diesen traurig schönen Anblick. Als sie, endlich aus ihrer ernsten Betrachtung erwacht, die Augen aufschlug, da schaute auch, aus tiefer Andacht auffahrend, ein Jüngling wieder zum Licht empor. Des dunklen Südländers flammende Blicke bohrten sich in ihre Seele, und die Leidenschaft, die aus diesem Auge blitzte, durchschauerte sie mit erschreckender Gewalt. Nimmer konnte sie die Angst des Augenblicks loswerden, da jener mit stammelnden Lippen ihre Hand ergriff. Der Leser ahnt, daß er Don Cesar vor sich hat. Um ihres blutigen Zwistes willen hatten auf der Mutter Befehl die Brüder nur verkleidet und unter das Volk gemischt an der Bestattung des Vaters teilnehmen dürfen.

Ganz anders, wie auf Beatrice, hatte diese Begegnung mit dem noch nie gesehenen schönen Mädchen auf ihn gewirkt:

Es war ihr tiefstes und geheimstes Leben,
Was mich ergriff mit heiliger Gewalt,
Wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben —
Die Seelen schienen ohne Worteslaut
Sich, ohne Mittel, geistig zu berühren,
Als sich mein Atem mischte mit dem ihren;
Fremd war sie mir und innig doch vertraut.

Seit jenem Tage ist es des jungen Fürsten leidenschaftlich sehnsüchtiges Streben gewesen, der schönen Unbekannten, die nach vollendetem Hochamte seinen Blicken entschwunden war, auf die Spur zu kommen. Und das ist gerade heute seinem Späher gelungen, in einem Garten nahe bei der Stadt hat derselbe sie erlauscht. Diese Nachricht trifft Don Cesar in dem Augenblicke, wo er die Versöhnung mit dem Bruder feiert. So scheint denn nun die Freude durch alle Pforten in das Haus der Trauer einziehen zu wollen: Die feindlichen Brüder haben sich in Liebe umfangen. Die Mutter hat ihrer Söhne Glück verklärt durch die für beide Jünglinge so entzückende Mitteilung, daß sie noch eine Schwester haben. Schon ist der Bote unterwegs, der diese heimholen soll. Und der Mutter Herzen, das freudig der Ankunft ihres Kindes harrt, wird jetzt noch die große Aussicht eröffnet, daß sie heute außer der Tochter die jungen Gattinnen der beiden Söhne in ihre Arme schließen dürfe! Da zieht die erste tragische Wolke auf durch die Nachricht, daß Beatrice seit den Frühstunden des Tages aus dem Kloster verschwunden sei. Korsaren scheinen sie geraubt zu haben, und es gilt nun für die Brüder, die Schwester aus deren Händen zu befreien. Aber aus der einen Wolke wird schnell ein furchtbares Gewölk, das in finsterer Gewitterschwere über dem dritten Aufzuge liegt.*)

*) In unseren Schillerausgaben ist die Dichtung in antiker Weise nicht nach Aufzügen eingeteilt. Den Beginn des 2. Aktes haben wir uns bei der ersten Gartenscene zu denken („Er ist es nicht — Es war der Winde Spiel“ u. s. w.). Der 3. Akt fängt da an, wo durch das Zusammenstoßen der beiden Ritterchöre die Handlung zum zweitenmal in den Garten verlegt wird („Du würdest wohl thun, diesen Platz zu leeren“ u. s. w.). Der 4. (letzte) Akt setzt ein bei dem sorgenvollen Harren der Mutter in der Säulenhalle („Noch keine Kunde kam von meinen Söhnen“ u. s. w.).

Derselbe spielt in dem Garten, wo nun ein Schlag nach dem anderen auf die arme Beatrice niedergeht. Zu ihrem Schrecken hat sie hier die leidenschaftliche Gestalt aus der Bestattungskirche wieder vor sich auftauchen sehen. Sie hat zu ihrem Entsetzen es mitansehen müssen, wie der freudetrunkene Jüngling sie vor seinen ritterlichen Begleitern in ungestümer Eigenmächtigkeit für seine Gattin erklärt hat. Ja, noch Schlimmeres, er hat sich ihr als Don Cesar, den Gebieter der Stadt zu erkennen gegeben. Ein Grauen, das ihr die Sprache nahm, durchschütterte ihr Leib und Seele bei dem Bewußtsein, mit diesem hasseswütigen Geschlechte in Berührung gekommen zu sein. Wie wird ihr Geliebter, der nichts vermögende Ritter, sie aus diesen Händen retten können? Und nun muß sie in der Angst ihres Herzens es noch erdulden, daß der zu ihrer Hut zurückgelassene Chor Don Cesars ihr seine Huldigungen darbringt und sie preist als „die Erhalterin dieses Geschlechtes, künftiger Helden blühende Mutter“.

Da dringt ein anderer Ritterchor in den Garten ein, der bringt in festlichem Aufzuge einen fürstlichen Brautschmuck. Keiner will dem anderen weichen, klirrend blitzen die Schwerter aufeinander, — dazwischen die erschreckte, totenbleiche Beatrice. Endlich erscheint der Geliebte, jubelnd will sie in seine Arme eilen. Aber was ist ihrem Manuel? Kaum kennt sie ihn wieder, er ist so ernst, so feierlich. In hoher Würde stellt er sich ihr vor als den Fürsten von Messina. Entsetzliches Wort! Alle ihre Seligkeit sinkt in Trümmer! Sie ist ein armes, unglückliches Weib! Geliebt von zwei Brüdern, und von solchen Brüdern! Manuel merkt ihr verstörtes Wesen. Eine gräßliche Ahnung steigt in ihm auf, doppelt gräßlich. Nach einigen Andeutungen, die ihm die Mutter über ihre Tochter und die Don Cesar ihm über seine Geliebte gemacht hatte, muß er fürchten, daß seine Braut — seines Bruders Liebe, und noch fürchterlicher — daß sie ihrer beider Schwester ist! Ängstlich forscht er den Anzeichen nach, es wird ihm grausige Gewißheit. Aber ehe er sich noch das Schreckliche zur vollen Klarheit bringt, steht Don Cesar in dem Garten. Der sieht Beatrice an den Bruder geschmiegt, er glaubt sich von diesem hintergangen, als habe derselbe seinem Glücke nachgespürt und es ihm abwendig gemacht,

darum sticht er in rasend wütendem Jähzorn Don Manuel nieder. Dann stürzt er fort, um die Schwester zu suchen. Ohnmächtig ist die Braut zusammengebrochen an der Leiche dessen, der ihre ganze Welt gewesen war, und über diese Scene voll Blut und Zerstörung erklingt nun aus dem Munde des älteren Chores das traurig wahre „Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe, die der Mensch, der vergängliche, baut?“ und dazu in markerschütternder Kraft das grausige Wehegeschrei über den Brudermörder.

So düster aber auch der Schleier des Tragischen ist, den der Dichter über seine Braut von Messina breitet, die eigentliche tragische Wucht drückt doch auf die Gestalt der Mutter. Sie ist die Heldin des Stückes, die am meisten hervortritt, und die Schiller deshalb auch viel mehr als Beatrice individualisiert hat. Donna Isabella ist eine eben so imponierende, wie anziehende Erscheinung. In der vornehmen Schönheit ihres hochgestirnten und von braunen Locken umwallten Hauptes, in dem gebietenden und dabei von Herzensgüte zeugenden Blicke ihrer großen Augen, in ihrer sicheren Haltung, worin königliche Würde mit weiblicher Anmut und die Reife des Alters mit jugendlich gebliebener Frische sich einen, in ihrem thatkräftigen und klug überlegten Walten steht sie vor ihren Söhnen wie ein Götterbild. Beide schauen mit gleicher Liebe und Verehrung zu ihr auf, und wie geringschätzig Don Cesar auch sonst über „der Frauen leer geschwätziges Geschlecht“ denkt, die Mutter war ihm doch stets der Inbegriff alles dessen, was auf seine Seele veredelnd wirkte. Auf den ersten Blick erkennt man in ihr die vom Geiste antiker Selbstherrlichkeit durchdrungene Fürstin. Sie blickt von ihrer Höhe mit stolzer Souveränität hernieder. Das Herrscherhaus ist für sie von einer göttlichen Glorie umgeben. Ob von dem Bruderzwist der Söhne auch nur Unsegen auf das Land ausgeht, so fordert sie doch für dieselben die „Ehrfurcht, die dem Unterthanen ziemt“. Sie hat für das Volk ein fürsorgendes Herz, aber von einem Vertrauen auf das Volk weiß sie nichts. Als die Gattin des Despoten erwartet sie bei den Bürgern nur Mißgunst und Neid, nur Schadenfreude, wenn es dem Könige und den Seinen übel ergeht. Sie ist überzeugt, daß alle heimlich nach dem Augenblicke trachten, wo man die Schwächen der Fürsten benutzend ihren

Thron umstürzen könne. Nur durch starke Gewalt und dadurch, daß man im Volke die Furcht erhält, glaubt sie sich in der Herrschaft behaupten zu können! Ungeachtet dieser Grundsätze ist es bei ihr denn doch die jedermann Achtung abnötigende sittliche Hoheit, ihre ehrwürdige Erscheinung, nicht am wenigsten freilich auch der Respekt vor ihrem Leidensgeschicke, was ihr die Gemüter unterwirft.

Donna Isabella hat bei allem Glanze, in dem sie lebt, wenig Glück des Lebens genossen. Das prägt sich in jedem Zuge ihres Antlitzes aus. Liebe ist ihr von ihrem Gatten nie entgegengebracht, kalt und rauh gebot über sie sein herrischer Wille. Wie das Volk, so hat auch sie vor dem Manne, den sie in seiner ihr so verwandten Kraft gern mit der Zärtlichkeit der Gattin umfaßt hätte, als die Untergebene gezittert. Es war keine Herzlichkeit und damit auch keine Offenheit in ihrem Ehebunde. Sie mußte manches, was ihr das Herz gebot, hinter des Mannes Rücken thun. Besondere und verborgene Wege zu gehen, wurde infolge dessen ein Zug ihres Charakters. Wie ihr zu dieser Entsagung nun auch noch die süßen Mutterfreuden an der Tochter genommen wurden, wie sie ein der Mutter Schillers ähnliches Geschick in der ihrer heroischen Natur eigenen Kraft sich selber auferlegte und das Kind vom Herzen weggab, um es in den langen Jahren seines jugendschönen Werdens nicht mehr wiederzusehen, wie sie mit Unerbittlichkeit gegen sich selbst diese für Beatricens Wohl nötige Resignation durchführte, obwohl die schmerzlich Entbehrte ihr so nahe war, das wissen wir bereits. Aber ihr wehester Kummer, der namenlos an ihrem Herzen nagte, war der gegenseitige Haß der Söhne. An Manuel und Cesar hing sie mit der ganzen Innigkeit ihrer Seele, und doch durfte sie sich nie in ungetrübter Freude denselben hingeben. Sie mußte beide fast fliehen, da sie stets zu fürchten hatte, daß ein freundliches Wort, zu dem einen oder anderen gesprochen, des Neides und des Grolles bösen Geist Verderben bringend wecken würde. „O meine Mutterliebe ist nur *eine*, und meine Söhne waren ewig *zwei*!"

Bei diesem steten Verzichtenmüssen fühlte sie sich auf den Trost der Religion hingewiesen und zwar zu der Religion unter den drei sie umgebenden, welche sich an die Mühseligen und Beladenen in

erster Linie wendet. Aber ob das Christentum ihrem Leben auch mancherlei Erhebung und nach dieser und jener Seite hin eine Läuterung brachte, ob es ihre Seele auch mit einzelnen wahren Empfindungen bereicherte — „der Siege göttlichster ist das Vergeben". „Wo Menschenkunst nicht zureicht, hat der Himmel oft geraten", u. s. w. — so ist ihr Glaube doch im Grunde sehr unreiner Natur. Zwar daß sie wie ihr Mann auf Träume und Traumdeuter hält, dürfen wir ihr im Sinne der Dichtung nicht als Wahnglauben anrechnen. Es ist das der Boden, auf den Schiller alle Personen des Stückes stellt und den er braucht, um das Orakel der antiken Tragödie in das zur christlichen Zeit spielende Drama einzufügen und so die Gottesstimmen zum Reden zu bringen. Die Orakel, also hier die Träume, und der arabische wie der christliche Traumdeuter verkünden nichts anderes, als was wirklich im Rate der Gottheit beschlossen ist. Sobald man Donna Isabellas Hören auf die Träume und Seher dem modernen Bewußtsein entsprechend als Aberglauben auffaßt, legt man einen dieser Tragödie ganz fremdartigen und das Verständnis störenden Maßstab an die dichterischen Gestalten. Dagegen ist dies das Unechte ihrer Religiosität, daß sie die Gottesstimmen vom Standpunkte ihrer begehrlichen Gesinnung anhört und sich eigenwillig zurechtlegt. Überhaupt ist ihr die Frömmigkeit nur Mittel zu dem Zweck, Erwünschtes, wie zu hören, so vor allen Dingen zu erlangen und in der äußeren Schicksalsgestaltung ihre Absichten durchzusetzen. Die wahrhaft fromme Demut geht ihr vollständig ab; die Willigkeit, sich unter höhere Fügung zu beugen, ist ihr etwas ganz Fremdes. Wie sie die Menschen zu beherrschen gewohnt ist, so glaubt sie auch herrschend ihr und ihres Hauses Geschick eben durch das Mittel der Religion, des Gebetes, der frommen Übungen lenken zu können. Wohl hat die Berührung mit der Kirche ihr einen gewissen Schein von Ergebung verliehen, der „unregiersam stärkeren Götterhand" will sie sich unterwerfen. Aber wo sie dazu bereit ist, handelt es sich immer nur um leichter zu Ertragendes. Sollte es sich einmal in einer tief in ihre Lebenspläne einschneidenden Weise kund thun, daß die höheren Mächte wirklich unregiersam sind, so wird Donna Isabella, die Gebieterin auf Erden, sich in furchtbarem Trotze wider den Himmel erheben! —

Rührend sind die Bilder des Mutterglückes, die der Dichter am Anfang des Dramas aufrollt. So gleich beim Einzuge der Söhne in Messina ihre freudige Erregung, als der Hörnerschall ihr das Kommen der zu einer Begegnung im väterlichen Palaste beredeten Brüder meldet. „Das Herz der Mutter, mächtig schlagend, empfindet ihrer Nähe Kraft und Zug. Sie sinds! O meine Kinder, meine Kinder!“ In sehnendem Verlangen eilt sie ihnen entgegen, an jeder Seite einen führend sieht man sie wieder erscheinen, und jauchzend fällt der Chor ein:

Schön ist des Mondes
Mildere Klarheit
Unter der Sterne blitzendem Glanz;
Schön ist der Mutter
Liebliche Hoheit
Zwischen der Söhne feuriger Kraft.
Nicht auf der Erden
Ist ihr Bild und ihr Gleichnis zu sehn.
Hoch auf des Lebens
Gipfel gestellt,
Schließt sie blühend den Kreis des Schönen;
Mit der Mutter und ihren Söhnen
Krönt sich die herrlich vollendete Welt.

Mit der ganzen Wärme ihres Mutterherzens, mit aller Kunst weiblicher Beredsamkeit stürmt sie auf die Herzen der beiden ein. Zwar muß sie die herbe Erfahrung machen, daß ihre Worte die Eisrinde nicht durchbrechen. Aber ihrer Liebe glühender Strahl ist nicht umsonst darauf gefallen; kaum hat sie sich mit trauernder Seele in ihr Frauengemach begeben, so beginnt unter der Nachwirkung ihrer Friedensrede das Eis zu schmelzen, und nun finden wir im 2. Aufzuge Donna Isabella auf der Höhe ihres mütterlichen Glückes. Was sie nie genossen, darf sie endlich mit vollen Zügen in ihre Seele schlürfen, den Anblick der in Liebe sich umarmenden Brüder. Wonach sie die langen Jahre hindurch gestrebt hat, daß Beatrice als der Friedensengel zwischen beiden stehe, das verspricht der Glückseligen die nächste Stunde. Was sie nicht geahnt hat, daß sowohl Manuel, wie Cesar lieben, das sollen ihr heute

noch zwei anmutige Schwiegertöchter bestätigen. Von der Höhe dieses dreifach schönen Gedankens schaut sie hinab auf eine unermeßlich weit sich dehnende Zukunft ihres Geschlechtes, und Niobeempfindungen schwellen ihre Brust: „Die Mutter zeige sich, die glückliche, die sich mit mir an Herrlichkeit vergleicht!“ — da reißt die Kunde von Beatricens Entführung sie herunter in Sorge und Todesangst.

Wir erinnern uns der schaurigen Vorgänge des dritten Aufzuges in Beatricens Garten und treten nun in den vierten, den letzten, der an markerschütternder Tragik alles überbietet, was Schiller je gedichtet hat. Wie grausig schon die Einleitung. Es ist inzwischen Nacht geworden. Da wird der Mutter, die sich unter des alten Diego Zuspruch einigermaßen zu beruhigen beginnt und schon wieder Hoffnung schöpft, gemeldet, der Greis des Berges, der Einsiedler auf dem Ätna, dessen Wahrsagergabe sie um den Verbleib der Tochter angerufen hat, habe geantwortet, Beatrice sei von Don Manuel gefunden — und als er das gesagt habe, da sei er in tiefem Ernste mit der geweihten Kerze zu dem ewigen Licht am Altar geschritten, habe die Kerze daran entzündet, habe mit ihr seine Klause in Brand gesteckt und, dreimal Wehe! Wehe! rufend, sei er dann von seinem Berge herniedergestiegen. Gleich darauf bringt man ihr die bewußtlose Tochter. So zieht Beatrice in das Haus ihrer Väter ein! So kommt der armen Mutter der Augenblick des Wiedersehens, den sie seit einer Ewigkeit sich in den leuchtendsten Farben ausgemalt hatte! Als die Ohnmächtige die Augen aufschlägt und aus trüber Kindheitserinnerung die Mutter erkennt, muß sie sofort hören, daß sie vor Messinas Fürstin steht. Diese Aufklärung erleuchtet ihr blitzartig ihre entsetzliche Situation: die Braut der Brüder ihre Schwester! — um der schwesterlichen Geliebten willen ein Bruder des anderen Mörder geworden!

Rasch nimmt nun auch für die Mutter die tragische Aufwickelung ihren Fortgang. Eine schwarz verhüllte Bahre wird hereingetragen, schauerliche Lieder vom Unglück und von der Vergänglichkeit des Lebens beängstigen ihr Herz mit fürchterlichen Ahnungen, sie hebt das Tuch auf — da liegt ihr Manuel, von der Korsaren Hand, wie sie meint, erschlagen. In leidenschaftlichem

Schmerze schleudert sie Flüche auf den Mörder, auf die Mutter, die den Frevler geboren hat, auf das ganze Geschlecht, dem dieser entstammt. Aber noch heftiger, als wider die Menschen, die ihr das gethan, erhebt ihr zorniges Gemüt sich wider die Gottheit: „So haltet ihr mir Wort, ihr Himmelsmächte? Das, das ist eure Wahrheit?“ Gelogen haben sie, die Orakelstimmen! Gelogen der Magier, der einst dem Gatten davon redete, daß die Schwester zur Mörderin der Brüder werden sollte! Gelogen aber auch der Mönch, der ihr verhieß, daß Beatrice der Söhne Herzen in heißer Liebe vereinigen werde! Denn die Unthat habe ja sie nicht herbeigeführt, und für jene Segensthat bliebe ihr nun keine Zeit! Zwischen alle solche Anklagen des Himmels, der durch seine Seher die Sterblichen betrüge, dröhnt des Chores warnender Weheruf: „Halt ein, halt ein! Bezähme der Zunge verwegenes Toben! Die Orakel sehen und treffen ein.“ — Nein,

> Nicht zähmen will ich meine Zunge, laut,
> Wie mir das Herz gebietet, will ich reden.
> Warum besuchen wir die heil'gen Häuser
> Und heben zu dem Himmel fromme Hände?
> Gutmüt'ge Thoren, was gewinnen wir
> Mit unserm Glauben? — — —

So bricht unter dem entsetzlichen Leiden ihres Mutterherzens dieses Herzens innerster gottfremder Sinn hervor. Und dabei hat sie den Kelch der Trübsal, den sie trinken soll, noch nicht bis auf die Hälfte geleert. Das Schlimmste steht ihr noch bevor. Don Cesar naht. Während sie sich Trost suchend auf ihn, nun ihren Einzigen, lehnen will, muß sie erfahren, daß er der Mörder ist, muß sie zugleich erkennen, daß beide Orakel, sowohl das bedrohliche, wie das, was ihr so verheißungsvoll klang, erfüllt sind! Ja, sie muß es mit anhören, wie ihre Kinder, Beatrice in weher Klage über sich selbst, über ihr Unheil stiftendes Dasein, und Cesar, dem es unterdessen klar geworden, wer die Geliebte ist, in wildem Schmerze über seine furchtbare Unthat — wie sie beide verwünschen, was die Mutterliebe die ganzen Jahre über in heimlichem Sorgen und Fügen, Gutes wollend, aber Gräßliches stiftend, vollbracht hat.

Aus diesen Wehklagen und Verwünschungen ihrer Kinder tritt ihr der Vorwurf entgegen, daß sie als armseliges Menschenkind sich unterfangen habe, in höhere Bestimmungen lenkend eingreifen zu wollen, was ihr der Chor in das Wort niederschlagender Lebenswahrheit zusammenfaßt:

> Denn noch niemand entfloh dem verhängten Geschick.
> Und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden,
> Der muß es selber erbauend vollenden.

Aber weit entfernt, von diesem Hinweis auf die menschliche Ohnmacht sich beugen zu lassen, bäumt sich Donna Isabella, unter den Trümmern ihres Glückes von rasender Verzweiflung ergriffen, in titanenhaft freigeistigem Wahnwitz gegen die Schickung auf. Ja wohl, es war umsonst das Bemühen, die himmlischen Mächte unter ihren herrschgewaltigen Willen zwingen zu wollen! Widerspenstig sind diese ihr gewesen, mächtiger als sie! „Bei Ehren bleiben die Orakel, und gerettet sind die Götter“ — so ihr galliger Hohn. Aber nun ist sie die Mächtigere! Denn jetzt, wo deren Leiden schaffendes Vermögen an ihr doch erschöpft ist, müssen und sollen dieselben sich ihre verächtliche Absage gefallen lassen:

> — — Trotz biet' ich ihnen, mich noch härter
> Zu treffen, als sie trafen — Wer für nichts mehr
> Zu zittern hat, der fürchtet sie nicht mehr!

Wer sagt jedoch dem frevelmütigen Menschenherzen, daß die Gottheit nicht doch noch Schlimmeres ihm zu schicken vermag? Nach allem, wie sie ihren Sohn Cesar kennt, muß sie wissen, daß er, der nur lebensfähig ist, wenn er freudig zu den Frohen aufblicken und mit freiem Geiste in den Äther greifen darf, nicht imstande ist, ein solches Leben mit gebrochenem Herzen zu ertragen. Seiner ganzen Geistesrichtung und Lebensanschauung gemäß kommt derselbe denn auch stehenden Fußes zu dem Entschlusse, die Manen des Ermordeten durch seinen freiwilligen Tod zu versöhnen. In diesem Vorhaben, das zu erschüttern dem Chor nicht gelingt, trifft er seine erste und einzige oberherrliche Anordnung, er befiehlt die sofortige Bestattung des Bruders.

Unter den Schauern der Mitternacht sehen wir nun die Königin-Witwe noch einmal auf der Bühne erscheinen. Aber nicht mehr dasselbe maßlos wuterregte Frauenherz, nicht mehr die von Haß und Abscheu sprühende Mutter, die den Sohn als Basilisken von sich geschleudert hatte. Der drohende Zusammenbruch auch der letzten Säule, auf dem noch ihr Herrscherhaus steht, hat das leidenschaftlich wilde Gemüt ernüchtert. Sie sieht jetzt Don Cesars unselige That mit anderen Augen an; muß sie es sich ja doch sagen: was er, von der Eifersucht zu heißblütigem Jähzorn fortgerissen, vollbracht hat, ist aus demselben Temperamentsgrunde erstiegen, der auch ihre innerste Natur ist. Die Welt kannte sie bisher nur in ihrer ruhigen, weisen Würde, in der Tiefe der Brust aber ist sie, wie wir uns eben überzeugt haben, nur allzu sehr ihrem Cesar verwandt. Wie könnte sie dem Kinde ihres Blutes fluchen? Ihr Groll ist gebrochen, und der Anblick des in weihevollster Abschiedsstimmung dem Tode entgegengehenden Sohnes löst nun in dem Mutterherzen den letzten Rest des Grolles in weiblich weiche Wehmut auf. Feierlich nimmt sie zurück, was sie, „unnatürlich wütend wider des Herzens Stimme“ auf sein geliebtes Haupt heruntergerufen hat. Heilig verspricht sie, daß fortab nicht einmal mehr eine stumme Klage ihm in das Herz schneiden soll; sie will in ganzer Liebe seine Mutter sein, mit ihm das Unglück betrauern und das Verbrechen bedecken, nur soll er ihr geloben, am Leben bleiben zu wollen. Inständig beschwört sie ihn, sich ihr, der armen, freundlos im Lande der Fremdlinge dastehenden Frau, der schutzbedürftigen Witwe, zu erhalten; sie beschwört ihn mit beweglichen Worten und indem sie mit der leidenschaftlichen Heftigkeit ihrer neu und stärker erwachten Mutterliebe ihn umschlingt. Da alles vergeblich ist, ruft sie die Tochter zur Hilfe an. Die Angst ihres Herzens rechnet dabei im stillen auf die Macht der in seiner Brust noch nachzitternden Empfindung für die Geliebte.

Das wendet unseren Blick noch einmal auf Beatrice hin. Dieselbe durchlebt diesen Aufzug von dem Moment an, wo sie den geliebten Toten als ihren Bruder hat erkennen müssen, in einem Widerstreit der Gefühle, und nur allmählich ringt sie sich durch zu der nun sittlich gebotenen und allein zulässigen Schwesterliebe.

Es wäre auch im höchsten Grade unnatürlich, wenn man erwarten wollte, daß sofort alles ausgelöscht gewesen sein müßte, was ihr Herz bisher bei dem Namen Manuel empfunden hatte. Sowohl in die Klage über den Toten, wie in das Entsetzen über den Mörder mischen sich erst noch bräutliche Regungen, die, ob sie sich auch in Worten nicht mehr aussprechen, dem Cesar nicht entgehen und in ihm die Geister der Eifersucht wieder aufregen. So ist sie nach der Mutter Verwünschung, als Cesar bei ihr den Trost des Schwesterherzens sucht, um sanften Gemütes in den Tod gehen zu können, noch nicht imstande, sich des Bruders anzunehmen und sich in seine jammervolle Lage mit schwesterlichem Mitleid zu versetzen. Ihre heftigen Thränen, ihr heißes Trauern, ihre Unfähigkeit, Cesar anzusehen und für den flehentlich Bittenden ein Wort zu finden, verraten es diesem nur allzu deutlich, um wie viel mehr sie in ihm noch den entsetzlichen Mörder ihres Geliebten, als den bedauernswerten Totschläger seines und ihres Bruders sieht. Erst unter seiner Verzweiflung darüber und unter seinen düsteren Andeutungen beginnt der schwesterliche Sinn in ihrem Herzen lebendig zu werden; aber das Mitleid vermag selbst jetzt noch immer nicht gegen das bittere Gefühl aufzukommen.

Als Beatrice dann in der mitternächtlichen Stunde, von der Mutter Hand herangezogen, wieder auftaucht, hat sich inzwischen auch in ihr eine Veränderung vollzogen. Die bräutlichen Empfindungen für den Toten sind zur Ruhe gegangen, sie hat sich in ihre schwesterliche Stellung hineingefunden. Auch dem Cesar ist nun ihre Seele als Bruder zugewandt, wenigstens hat sie sich das ernstlich vorgesetzt, sie will ihn als solchen betrachten und behandeln. Nur kann sie zu ihm nicht *die* Liebe fassen, die sie für den verstorbenen Bruder hegt. Unter dem Zuge der Sehnsucht zu Manuel, aber nun eben ganz als dem Bruder, und in dem Bewußtsein, dem Cesar das nie voll geben zu können, was er bei ihr sucht, während sie doch andrerseits in rettender Schwesterliebe sich seines Unglücks annehmen möchte, ist in Beatrice der Gedanke gereift, ihn dem Leben und der Mutter dadurch zu erhalten, daß sie, als die Urheberin des Unheils, statt seiner in den Tod gehen und so den Fluch des Hauses lösen und das Verbrechen des Bruders sühnen

will. Aber Don Cesar vermag, da er selbst die Liebe zu Beatricen noch nicht recht überwunden hat, in dem heroischen Anerbieten der Schwester nur ein Verlangen nach Wiedervereinigung mit dem Geliebten zu sehen; sein Herz schreit auf in weher Verlassenheit: „Er lebt in deinem Schmerz ein selig Leben, ich werde ewig tot sein bei den Toten“. Da bricht in ihr die Schwesterliebe zur vollen Kraft durch, sie lehnt sich an seine Brust mit der herzlichen Bitte, daß er bei ihnen bleiben möge, der Mutter zum Halt, zum Trost für seine — Schwester! Während sich so die beiden in Schmerzensglück umarmt halten, öffnet sich leise der Hintergrund, man sieht den Katafalk in der Kapelle, die Bestattung Manuels geht vor sich, — diese Todesgesänge erwecken Don Cesar aus seiner an der Schwester Brust wieder empfundenen Lebenswonne. Durch die Liebe, die ihm noch geworden ist, in seinem Gemüte versöhnt, aber von des Toten Gewalt übermächtig gezogen, stößt er sich den Dolch in die Brust und gleitet sterbend an Beatrice nieder.

So stehen sie schließlich verlassen da, die beiden von gewaltiger Tragik umflorten Frauengestalten dieses Dramas, traurige Zeugen ihres untergegangenen Geschlechtes. Ursprünglich war in einer zwischen dem Chor und der Mutter und Schwester wechselnden Klage eine weitere Ausführung des Schlusses beabsichtigt, die Schiller dann aber aufgab und der Phantasie des Zuschauers und Lesers überließ. Wie wird die Mutter dieses furchtbare Leid ertragen? In welchem Seelenzustande haben wir uns dieselbe nun zu denken? Wird der Verlust auch des zweiten Sohnes, der Raub ihres ganzen Besitzes, da ihr nur noch die dem Leben abgestorbene Tochter bleibt, sie weiter treiben zu noch wilderem, heftigerem Trotze wider das Geschick? Wir meinen: dieser Trotz ist in ihr gebrochen. Schon bei ihrem Wiederauftreten, nachdem sie von Cesars Selbstmordsentschlusse Kunde erhalten hatte, zeigt sie sich milder gestimmt. Die Erkenntnis, daß sie „im blinden Wahnsinn der Verzweiflung“ gefehlt habe, erstreckt sich auch auf ihr Verhältnis zu den leitenden Mächten:

> Nicht hört der Himmel solche sündige
> Gebete; schwer von Thränen fallen sie
> Zurück von seinem leuchtenden Gewölbe —

und von der Gottheit Gnade und Vergebung weiß sie, natürlich in ganz katholischer Denkweise, ihrem Sohne tröstende Zusicherungen zu geben. Das sind Empfindungen und Gedanken, die nicht auf dem Wege titanischer Auflehnung, sondern auf dem einer bußfertig gestimmten Einkehr liegen. Und so haben wir nach des Dichters Sinn wohl anzunehmen, daß sie in innerer Läuterung auf diesem Wege zum Frieden und zur Versöhnung weiter schreiten wird. Schillers Donna Isabella ist doch eine ganz andere Natur, wie die Jokaste des Sophokles. Bei beiden der gleiche höhnende, frevelnde Unglaube. Aber bei dem Griechen ist es das leichtfertige, gehaltlose und dann im Unglücke zusammenbrechende Weib; bei dem deutschen Dichter hat der Frevelmut seine Ursache teils in einer Temperamentsverirrung, teils in einem starren, noch nicht vergeistigten Kraftgefühl, und das dabei doch tiefe, in den Leiden der Mutterliebe sich vertiefende Gemüt erhebt sich veredelt aus der Katastrophe. In den Sophokleïsch-antiken Geist ist christlich-germanische Innerlichkeit, Schillersche Idealität eingedrungen.

Und das gilt von dem ganzen Stücke. Der Leser wird es aus dieser Zeichnung der beiden Frauengestalten merken, daß hinter der Dichtung Fragen liegen, die Zentnerschwere haben. So vor allem die: Ist das über dieses Haus und die einzelnen Familienglieder hereinbrechende Unheil die Folge einer in Freiheit des Willens begangenen Schuld, an der die einzelnen, jeder an seiner Stelle, ihren Anteil beigetragen haben, — oder gehen sie unter durch ein Verhängnis, das, vor allen ihren Willensentschließungen schon feststand und sich durch diese an ihnen schicksalsnotwendig vollzieht? Die Ansichten der Forscher gehen hier weit auseinander. Bekanntlich schließt die Tragödie mit dem Spruchwort:

> Das Leben ist der Güter höchstes nicht;
> Der Übel größtes aber ist die Schuld —

und es ist nicht schwer, von hier aus rückwärts gehend an jeder Gestalt bis hin zu dem Vater der beiden Brüder etwas wie eine Schuld aufzufinden. So ließe sich wohl eine Erklärung des Dramas aufstellen, nach der sich dasselbe in die von Schiller so oft ausgesprochene Überzeugung von der menschlichen Willensfreiheit als

Ursache der Lebensgeschicke eingliedern, also an die Gedankenwelt des „Wallenstein“ sich anlehnen würde. Das ist das Ergebnis, zu dem auch Wychgram in seiner mit so feinem Verständnis des Schillerschen Geistes und so schöner volkstümlicher Darstellung geschriebenen Biographie kommt. Aber bei dieser Auffassung bleibt doch ein großes, gewaltiges Stück von dem Geistesgehalte unserer Dichtung unerklärt. Wychgram muß das Zugeständnis machen, daß Schiller den aus dem „Wallenstein“ herüberklingenden und die Tragödie durchziehenden Gedanken: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne“ scheinbar habe überwuchert werden lassen. Das der Schillerschen Lebensanschauung entgegenstehende Element in unserem Drama ist aber viel bedeutender, als der vortreffliche Forscher es zugiebt. Mit demselben Rechte nämlich, mit dem man bis zurück zu dem Brautraube des Königs eine Reihe freier Schuldthaten nachweisen kann, läßt sich von dem Fluche des betrogenen Ahnen aus ein verhängnisvolles Schicksalswalten aufzeigen, das sich durch die gegebenen Verhältnisse, durch allerlei Zufälligkeiten, oder durch die Naturanlage der Personen in einer ihr Verhalten unbedingt erzwingenden Weise vollstreckt. Man hört durch diese Dichtung Schillers mit ehernem Schritte etwas wie eine Prädestination schreiten. Es sind nicht nur die fatalistischen Äußerungen des Chores, der Brüder und der beiden Frauengestalten, an die wir hier denken, obwohl es uns schon nicht statthaft erscheint, dieselben samt und sonders als landläufige Vorstellungen der handelnden Personen einfach beiseite zu schieben. Davon ganz abgesehen, haben wir beim Thun und Lassen dieser Menschen oft den Eindruck, den Dichter vor uns zu sehen, wie er mit ernstem Blicke und stummem Hinweise des Fingers uns bedeutet: so mußte es kommen, denn also war es über sie verhängt!

Es ist hier nicht der Platz, das im einzelnen auszuführen; wir hoffen, in einem außer dem Bereiche dieses Buches liegenden Zusammenhange einmal das Verhältnis von Freiheit und Notwendigkeit in der „Braut“ eingehender behandeln zu können. Hier nur kurz das Resultat: Schiller steht in unserem Drama nicht auf seinem sonst in jener Frage eingenommenen Standpunkte, er dichtet hier unter dem machtvollen Einflusse der antiken Schicksals-

auffassung. Aber als moderner Dichter vermag er doch nicht mit der Unbefangenheit der Alten das auf einem Hause liegende und von der Menschen moralischer Beschaffenheit ganz unabhängig seinen ungeheuerlichen und unwiderstehlichen Gang gehende Verhängnis darzustellen: er durchwebt das antike Schicksalsdrama, wie mit so manchem modernen Elemente (z. B. ist das Liebesempfinden Beatricens, Manuels und Cesars ganz modern), so auch mit dem christlich-ethischen Schuld- und Gerechtigkeitsbegriffe, — und er webt beides mit einer Kunst durcheinander, die erstaunlich ist, die seinen Erklärern heillose Schwierigkeiten bereitet, die aber in der Gesamtwirkung des Stückes als gewaltige Lebenswahrheit dasteht. Indem den moralischen Bedürfnissen des Zuschauers Genüge gethan wird, und er die einzelnen schuldig werden und die Schuld sich rächen sieht, wird doch zugleich eine Erfahrung in ihm angesprochen, die das Leben jedem aufdrängt, nämlich die, daß das Geschick, welches manchem zu teil wird, nicht im Verhältnis steht zu seiner Verschuldung, und daß Menschen, denen wir nach dem, was sie sind, das schönste Erdenglück gönnen möchten, weiter und immer weiter in ein trübes Verhängnis hineingetrieben werden. Es soll so sein! Das ist ihre Bestimmung! — so starrt es uns nicht selten aus dem Geschick eines einzelnen oder einer ganzen Familie entgegen. Dem religiösen Sinne bleibt es überlassen, auf das Warum? Wozu? eine Antwort zu suchen, und gestärkt durch seines Glaubens Siegeskraft findet der von so schweren Schlägen Betroffene, auch unter dem Zusammenbruche seines ganzen Glückes, sich wohl zurecht und steht fest und groß da. Aber den Unbeteiligten, der in solches Leidensgeschick von außen hineinblickt, erfaßt Bangigkeit und Entsetzen, und er spricht mit Beatrice: „Klein fühl' ich mich in diesem Furchtbargroßen!"

Sehr bezeichnend schreibt Bulthaupt*): „‚Die Braut von Messina' steht in Schillers überreichem künstlerischem Leben allein. Sie zwingt zur Bewunderung, sie erschüttert mit ihrem letzten Akte das innerste Mark — aber man geht in scheuer Verehrung an ihrer düster-prächtigen Gestalt vorüber, und fast möchte man

---

*) Dramaturgie des Schauspiels. 1893. Band I. Seite 390.

sie vermeiden. Dann aber öffnet sie die Lippen und redet Worte, so voll von Wohllaut, Macht und Fülle, so schmeichelnd und berauschend, so bewegend und zermalmend, daß wir nicht müde werden, ihr zuzuhören, und uns fragen, ob dies wirklich noch die deutsche Sprache, unsere Sprache ist." — Was Schiller in Weimar, wo Goethes vornehme Ruhe alle äußeren Beifallsbezeugungen niederzuhalten pflegte, noch nie erlebt hatte, das erlebte er daselbst nach der ersten Aufführung: das Publikum brach in eine stürmische Huldigung aus. Man hatte mit dem hier in staunender Verehrung zu Schiller aufblickenden Goethe das Gefühl, vor einem dichterischen Riesengeiste zu stehen, der aus unermeßlicher Schöpferkraft immer Neues und immer Gewaltigeres bot. Dieser Empfindung kann man sich auch heute noch nicht entziehen, selbst wenn man gegen den Versuch, die antike Tragödie mit dem deutschen Geiste zu verschmelzen, oder gegen dieses und jenes in der Ausführung mancherlei einzuwenden hätte. Und ist es der „Braut von Messina" auch nicht gegeben, ein volkstümliches Stück zu werden, so ist doch gerade aus ihr eine besonders reiche Fülle der Gedanken in die Volksweisheit übergegangen, und der Odem, der durch diese Dichtung weht, in erster Linie die lyrischen Meditationen der Chöre und in denselben die Fülle wunderbar schöner Lebensbilder sind Offenbarungen aus dem Allerheiligsten der Poesie.

Wilhelm Tell.

Armgart. Gertrud. Hedwig. Bertha von Bruneck.

„Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte" — so läßt sich gegen das Ende der Tragödie der Chor von Messina vernehmen. Es kündete sich damit der Welt das nächste Werk des Dichters an, das bereits mächtig in diesem arbeitete, und auf das er sich wenige Monate nach Vollendung der „Braut", im August 1803, mit der vollen Energie seines schaffenden Geistes warf. Schon im Februar des

nächsten Jahres war das Drama fertig. Nach dem Einblick in einige Ansichtsbogen schrieb ihm Iffland, der Generaldirektor der königlichen Schauspiele in Berlin, derselbe, der einst in Regungen dichterischer Rivalität dazu beigetragen hatte, unserem Schiller das Leben in Mannheim schwer zu machen — wie war doch seitdem alles so anders geworden: „Ich habe gelesen, verschlungen, meine Kniee gebogen, und mein Herz, meine Thränen, mein jagendes Blut hat Ihrem Geiste, Ihrem Herzen mit Entzücken gehuldigt. O bald, bald, bald mehr! Nur bald mehr! Blätter, Zettel, was Sie geben können! Ich reiche Hand und Herz Ihrem Genius entgegen. Welch ein Werk! welche Fülle, Kraft, Blüte und Allgewalt! Gott erhalte Sie! Amen!" Diese Worte der Verzückung im Munde eines Mannes, der das Geheimnis theatralischer Wirkung kannte, bestätigten es dem Dichter, daß es ihm gelungen war, ein Stück zu schreiben, das „die Bühnen Deutschlands erschüttern" sollte. Wo das Schauspiel aufgeführt wurde, elektrisierte es die Zuschauer, hoch und niedrig, alt und jung, und mit derselben Kraft wie bei seinem ersten Erscheinen reißt es noch heute alles mit sich fort. Keine Dichtung Schillers, des populärsten unter den Klassikern, ist doch so populär geworden wie diese. Bekanntlich haben die Schweizer des Mytensteins steile Felsenplatte durch eine im Vierwaldstättersee sich spiegelnde Inschrift zu einem unvergänglichen Zeugnis ihrer Dankbarkeit gegen den Sänger Tells gemacht, ein sinniger Gedanke: „Wilhelm Tell" ist das Felsenfundament geworden für alle Denkmäler, die man dem Dichter errichtet hat. Ist's doch ein Drama, das Herz und Sinn des Volkes gleich sehr und beides in der edelsten Weise anspricht.

Es wendet sich mehr, als irgend ein anderes Werk Schillers, an die Sinne. Aber sein sinnliches Element ist die erhabenste Naturschönheit, die der eine, der sie einmal geschaut hat, mit Entzücken hier wieder findet, und die der andere, dem sie fremd ist, wie sie dem Dichter fremd war, in wonniger Ahnung genießt. „Wilhelm Tell" — der Name braucht nur genannt werden, und vor uns steht die Schweiz in ihrer schönen, großen Wirklichkeit: ihre herrlichen Seen mit ihren träumerisch spülenden Wassern; ihre grünen sonnigen Matten mit den einsamen Sennhütten und

dem traulichen Geläute der Herden; ihre Schneefelder und eisigen Firnen in ihrer glühenden Pracht und mit dem Donner ihrer Lawinen. Wir schauen hinein in diese Felsenwelt, in ihre stille, gewaltige Majestät, wo durch Engen und Schluchten turmtief die wilden Wasser tosen, und zitternde Stege über den grausigen Abgrund führen; hinauf zu den Höhen, wo kein Laut mehr vernommen wird, als das Huschen der Gemse und das Krächzen des Geiers, wo man vergißt des Lebens Angst und Qual, da die Welt drunten liegt wie ein nebliches Meer. Wir freuen uns der großartigen, malerischen Ausblicke, wir schwelgen in den reichen Wundern der Berge, durch die so anheimelnd der Kuhreihen tönt, wir glauben die würzige Luft der Alpen zu atmen. Aber wir bangen auch unter den Schrecken jener riesenhaften Natur, wenn der Sturm, mit entfesseltem Grimm von den Höhen rasend, sich im See verfängt, wenn der Föhn die Wasser aufwühlt und die Tiefen zum Himmel schleudert und, was oben auf den Wogen schwankt, in die Tiefen reißt. Das alles tritt uns in Schillers großem Schauspiel vor die Augen und durch die Sinne in die Seele hinein.

Mit dem Naturgewaltigen paart sich das Geistesgewaltige. Schon an und für sich das Schweizervolk, wie es dem Dichter sich darstellt, dieser Bund von markiger Kraft und gemütvollem Sinn, von stählernem Selbstvertrauen und demütigem Gottesglauben — wie heute das herrliche, jugendfrische Volk der Buren; diese Menschen, die sich unter freiem Himmelsdach den Leib gesund und die Seele frisch erhalten haben und dahinleben in der Sitten frommer Unschuld, so schlicht und wahr und treu und biederherzig; wo man Tücke und Verrat nicht kennt, wo des Mannes Wort ein Eidschwur ist, wo die Liebe, die dem Bedrängten hilft, sich opfermutig für ihn in die Schanze wirft und Gefahr und Tod nicht scheut, — was für ein wohlthuendes Idealbild! Aber so harmlos diese Bergbewohner auch sind, so sehr sie auf Gerechtigkeit halten und zum Reiche stehen, sie müssen es doch erfahren: „Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.“ Der habsüchtig auf Vergrößerung seiner Hausmacht bedachte Kaiser Albrecht I von Österreich will die drei Urkantone Uri, Schwyz und Unterwalden vom Reiche, unter dem sie sich so

lange ungekränkt ihrer Selbstverwaltung und großer Unabhängigkeit erfreut hatten, abbringen und sie unter seine habsburgische Landeshoheit beugen. Aus der Schirmvogtei, die sein in den Waldstätten ansässiges Geschlecht bisher im Namen des Reiches ausgeübt hat, soll eine dynastische Herrschaft werden, wodurch alle Rechte und Freiheiten, welche die Landmarken, und die, welche wieder die einzelnen Landleute in ihrer reichsunmittelbaren Stellung genießen, hinfallen würden. Der brutale Übermut, mit dem Albrechts Vögte Geßler in Uri und Schwytz und Landenberger in Unterwalden den Freiheitssinn der Schweizer niederzutreten suchen, die schamlose Lüsternheit, mit der sie selbst in das Familienleben eingreifen, ist diesen ein Vorgeschmack dessen, was sie in der Unterwerfung zu erwarten hätten. Deshalb erheben sich die Unterjochten zur Vertreibung ihrer Bedränger, was ihnen auch gelingt. Dieses historische Ereignis vom Jahre 1308, der Anfang der schweizerischen Eidgenossenschaft, in das die Sage den Schwur auf dem Rütli und die Tellfabel hineingezeichnet hat, bildet in der Darstellung des Chronisten Tschudi die Unterlage für Schillers Schauspiel.

Im „Wilhelm Tell“ tritt die Freiheit, das Lebensthema des Dichters, uns noch einmal entgegen, aber geläutert von allen ungeistigen und leidenschaftlichen Beimischungen, in der ganzen humanen Reinheit des Begriffes. Für ihre Freiheit stehen seine Schweizer ein, und zwar nicht aus Begehrlichkeit, nicht aus eigenmächtiger Gesinnung, nicht aus strotzendem Kraftgefühl, sondern weil dieselbe ihr von den Vätern ererbtes heiligstes Lebensgut, ihre unerläßlichste Lebensbedingung, ihr in der göttlichen Weltordnung verbürgtes höchstes Lebensrecht ist. Für diese Freiheit zu kämpfen wird ihnen zur sittlichen Pflicht; sie müssen den Zwang abwerfen, den sie unwürdig leiden! Fern liegen ihnen beim Aufstande die menschlich niederen Regungen des Hasses und der Rachsucht, wie begreiflich diese auch wären. Wo dieselben sich geltend machen, werden sie von den Führern der Bewegung, von Stauffacher und Walther Fürst, der leidenschaftlichen Jugend verwiesen. Die edelsten Triebfedern sind es, die sich hier zeigen. Selbst die Kraft, die bei Küßnacht Tells Bogen spannt, ist nicht mehr Rachedurst, wie im ersten Momente, da er in Altdorf den Pfeil zu sich steckte, sondern sittlich

gebotene Notwehr, die Weib und Kind vor dem Zorne des Wüterichs schützen muß und es nur durch diesen Schuß vermag. Es handelt sich um einen Kampf für das Liebste, was der Mann besitzt.

Und diese ganze Erhebung, mit welcher leidenschaftslosen Besonnenheit, mit wie schonender Mäßigung und Selbstverleugnung wird sie vorbereitet und ausgeführt! Es soll möglichst ohne Blutvergießen abgehen. Unter dem Einflusse der Weisheit, die das Steuer der Verschwörung führt, wird sogar Melchthal dazu gebracht, dem feigen Landenberger, der seinem Vater die Augen ausgestochen hat, das Leben zu schenken. Anders freilich steht es mit Geßler. „Vertrieben bleibt er furchtbar noch dem Land. Schwer ist's und fast gefährlich, ihn zu schonen", wie Stauffacher bemerkt. Er muß also fallen! Gerade damit Blutvergießen vermieden werde, muß er sterben! Er endet durch Tells Hand, und das in einer Weise, die — trotz Bismarcks wunderlichem Widerspruch — durchaus gerechtfertigt ist. Hier gilt kein ritterlicher Kampf. Eine Bestie wütet im Lande, und einer Bestie meldet man nicht an, wann und wo man sie niederzuschießen gedenkt. Man erlegt sie vernünftigerweise aus dem Hinterhalt. Wäre Tell dem Unmenschen offen entgegengetreten, so hätte er, durchbohrt von den Lanzen der Söldner, sich nutzlos aufgeopfert. Tell durfte seine Familie nicht um den Gatten und Vater bringen, wo dieses Opfer zu vermeiden war. Es ist fürwahr kein Meuchelmörder, den der Dichter verherrlicht hat, sondern ein Mann, der, was er that und wie er es that, im Namen Gottes vollbracht hat. Seine Hand ist rein, und rein sind die Hände aller Bundgenossen, — durch das ganze Drama geht ein Geist so ungetrübt und edel, so frisch und stärkend wie die Alpenluft. Durch diesen Geist wurde Schillers Schwanenlied in des Vaterlandes Elend und Zerrissenheit zu jenem mächtigen Prophetensang, der sich uns so herrlich erfüllt hat:

Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.

Viel möchte einem in die Feder fließen, wenn man über „Wilhelm Tell“ zu schreiben hat, doch unser Thema sind die Frauengestalten des Dramas. Während nun in den drei zuletzt besprochenen Stücken das Hauptgewicht auf den weiblichen Charakteren lag, treten dieselben hier hinter den Männern zurück. Dabei sind es jedoch meisterhafte Zeichnungen, die es beweisen, mit welcher Sicherheit und mit welchem tiefen Einblick Schiller in seinem dramatischen Schaffen schließlich auch die Frauennatur beherrschte.

Armgart, die Frau des armen Wildheuers vom Rigi, führt uns auf weiblicher Seite die himmelschreiende Gewaltthat, unter der die Schweizer seufzen, vor Augen. Das bitterste Elend spricht aus ihrer abgemagerten und verfallenen Erscheinung: der Hunger, der sie plagt, und noch mehr der Jammer, der an ihrem Mutterherzen nagt, da sie ihren bleichen Kindern kein Brot reichen kann. Denn seit sechs Monaten ist die Familie ihres Ernährers beraubt, den Geßler in den Turm geworfen hat, und der dort noch immer des Richterspruches harrt. Und was hat der Mann gethan? Er hat sich von den Felsschroffen über dem Abgrunde etwas Wildgras gepflückt, das dort nutzlos vertrocknet wäre, weil das weidende Vieh nicht hingelangt und Menschen darnach nicht fragen. Wer im Gebirge wandert, kennt sie, diese Gestalten, die einem auf einsamen Hochpfaden, wo man Mühe hat, ohne alles Gepäck sich kletternd weiterzubringen, schweißtriefend entgegenkommen, tief gebückt unter der Last des Heus, das sie von den Höhen herniederschleppen. Sie sind schon vor Sonnenaufgang in stundenlanger Anstrengung hinaufgeklommen, um für die Ziege oder die Kuh, von der die Ihrigen leben, Futter zu holen. Unter stetiger Lebensgefahr haben sie sich die kümmerlichen Büschel erbeutet. Müde, wie sie sind, müssen sie nun mit dem Erträgnis ihrer Arbeit noch zu ihrer Hütte absteigen. Es ist ein saurer Verdienst, den man ihnen gern gönnt und zu dem man ihnen am liebsten noch etwas zugiebt. Aber der rohe Landvogt kennt kein Erbarmen. Wie einen gemeinen Dieb behandelt er den redlichen Familienvater und herzlos läßt er ihn in langer Untersuchungshaft schmachten. Was kümmert es ihn, der an voll besetzter Tafel schwelgt, ob die armen Angehörigen des Gefangenen verkommen?

Jetzt schreit ihn nun in der hohlen Gasse bei Küßnacht das Elend flehend um Mitleid an. In der Liebe ihres Herzens hat Armgart den Hunger der Kleinen nicht länger ansehen, den Gedanken an des Mannes kummervolle Lage nicht länger ertragen können. Alle Scheu überwindend, hat sie sich aufgemacht, um dem gestrengen Herrn, zu dem sie in der Burg nicht vorgelassen wird, auf dem Wege ihre Bitte auszusprechen. Auch in der Brust des geringen Weibes lebt, wie in den Seelen der Großen ihres Stammes, ein Bewußtsein von den ewigen Rechten, „die droben hangen unveräußerlich und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst." Was ihr Mann zur Erhaltung seiner Familie gethan hat, war vor Gott wahrlich gut und recht, kein Mensch darf ihn dafür zur Strafe ziehen! Sie fühlt sich von des Landvogts ungerechtem und unbarmherzigem Verhalten, von seiner angemaßten Richterhoheit in tiefster Seele gekränkt. Ihr Innerstes ist empört über die Gewaltthat. Doch alle solche Empfindungen drängt sie mit der Klugheit des Weibes, das für die Seinigen etwas ausrichten will, in sich zurück. Wo sie sich berechtigt weiß zu fordern, thut sie sich den Zwang an, nur mit Bitten, nur mit einem Ruf um Gnade, wie schwer dieser der freien Schweizerin auch wird, dem Geßler nahen zu wollen; sie gedenkt ihm das Herz zu rühren, an das die Männer nicht mehr glauben, an das das Weib aber auch in diesem Tyrannen noch glaubt. Und was wieder ein Mann nicht thun würde, davor läßt die Frauennatur, die Angst der Mutter und der Gattin sie nicht zurückschrecken: mit dem grellen Bilde ihres Elends, mit ihren bleichen, zitternden Kindern, will sie sich ihm zu Füßen werfen. In dem Augenblicke, wo der Gewaltige sichtbar wird, bebt ihre weibliche Furchtsamkeit vor der Ausführung zurück; aber ihre Liebe, die im Frauenherzen alles überwindende Kraft, ist stärker — da liegt sie vor seines Rosses Hufen flehend auf den Knieen. Ihr Wort ist weich, seines Gefühles weiche Stellen inständig suchend. Aber es ist beseelt von einem Willen, der entschlossen ist, nicht zu weichen, bis sie sein Mitleid bewegt hat.

Geßlers Gemüt jedoch, hart und schroff wie die Felsen ringsum, hat keine Stelle, die menschenfreundlich der bittenden Not zugänglich wäre. Zornig klingt seine Widerrede. Mit finsterem Unmut weist

er die Unglückliche ab. Unter dieser Eiseskälte bricht bei der gereizten Armgart das fordernde Gerechtigkeitsgefühl durch. Die zügelnde, ihre Worte berechnende Klugheit schwindet vor der sittlichen Empörung, die nun das entrüstete Herz, das schon so viel hat ausstehen müssen, zu wildem Mute entflammt. Ihre Bitten waren fruchtlos, jetzt bäumt sie sich mit leidenschaftlich sprühenden Blicken wider ihn auf und greift, daß er stehen bleibe und seine Entscheidung treffe, dem Pferde in die Zügel:

Nein, nein, ich habe nichts mehr zu verlieren.
— Du kommst nicht von der Stelle, Vogt, bis Du
Mir Recht gesprochen — Falte Deine Stirne,
Rolle die Augen, wie du willst — Wir sind
So grenzenlos unglücklich, daß wir nichts
Nach Deinem Zorn mehr fragen —

und als er über sie wegzusetzen sich anschickt, stürzt sie sich in einer aller Besinnung baren Verzweiflung auf den Boden nieder, daß er sie und ihre Kinder in ihrem Elend zertrete. Aus dem Staube empor droht sie ihm mit rasend geballter Faust, was sie thun würde, wenn sie ein Mann und nicht ein schwaches Weib wäre, — da trifft den Tyrannen, der in schäumender Wut den freien Geist der Schweiz lästert, Tells Todespfeil.

Der Anblick des Sinkenden ernüchtert Armgarts zornige Wallung. Ihr Herz, von Grausen erfüllt über die rasche, furchtbare Wendung der Dinge, empfindet keine Schadenfreude, aber auch kein Mitleid, — wie betäubt blickt sie auf den machtlos darniederliegenden Gewalthaber. Als dann im Todeskampfe die von Grimm durchwühlte Seele Geßlers sie in ihrer ganzen Häßlichkeit anstarrt, steigt aus dem Gefühle, was sie durch diesen Mann habe leiden müssen, nicht in gehässigem Groll, sondern in düsterem Schauer vor dem Gerichte Gottes das Wort auf, mit dem sie ihre ängstlich sich anschmiegenden Kleinen emporhebt: „Seht, Kinder, wie ein Wüterich verscheidet!“ Kein Gemüt ist erregter, als das ihrige, das in wenigen Augenblicken durch so wechselnde Empfindungen gejagt ist; keinem ist daher so wohlthuend, wie dem ihrigen, das Nahen der barmherzigen Brüder, deren ernster, religiöser Todesgesang ihrer

Stimmung in dieser Stunde doch mehr entspricht, als der Jubel des befreiten Volkes.

Von den Gehängen des Rigi, wo Armgart ihre dürftige Hütte hat, wenden wir uns hinunter zu den anmutigen Gestaden des Lowerzer Sees. Da steht in dem Dorfe Steinen, draußen zuäußerst am offenen Heerweg, Werner Stauffachers stattliches Wohnhaus, wo Gertrud, seine „angenehme Wirtin", schaltet. Das Heim des wohlhabenden Landmanns, dem die Scheunen reich gefüllt sind, und in dessen Ställen, von der Alp eben abgetrieben, viel wohlgenährtes Vieh wintert, liegt da wie ein Edelsitz, von einer mächtigen Linde beschattet. Von schönem Stammholz ist es neu gezimmert, fein säuberlich hat es der Meister mit dem Richtmaß gefügt. Aus einer großen Zahl von Fenstern blickt ein wohnlicher Geist, hell und freundlich; auch bunte Wappenschilder sind an die Wände gemalt und mancher weise Spruch, vor dem der Wandersmann verweilend steht und seinen Sinn bewundert. Hier ist's wohl gut sein. Hier kennt man keine Not. Hier genießt man, was man von den Vätern geerbt hat, und unter der fleißigen Hand mehrt sich der angestammte Besitz. Eines hohen Ansehens erfreut sich der Bewohner. Die Armut verehrt ihn als ihren Wohlthäter, als den Helfer in aller Bedrängnis, und seine Standesgenossen haben Respekt vor seiner besonnenen Einsicht, vor seiner gewaltigen Redekraft, vor seiner Energie da, wo er zugreift. Weit durch das ganze Bergland um den Vierwaldstätter See, von den reichen Bauern im Thale bis hinauf zu den einsamen Hütten der Hirten, klingt Stauffachers Name als der eines Ehrenmannes. Jeder weiß, daß man sich auf den Häuptling von Schwytz verlassen kann, wenn einmal das Land ihn braucht. Doch trotz Glückstand und Ehren ist Werners Gemüt schwer bedrückt, denn er hat des Geßlers Neid erregt, und das gewaltthätige Unterfangen dessen, der vor nichts zurückscheut, bedroht seine Selbständigkeit und seine freie Bewegung, sogar sein Eigentumsrecht. „Es wankt der Grund, auf den wir bauten!"

In dieser sorgenschweren Stimmung findet ihn Gertrud, sein treues Weib. Margareta Herlobig nennt sie die Chronik. Der Dichter, der ihren Charakter nach den Andeutungen Tschudis weiter

auszeichnet, tauft sie jedoch um und macht sie zu einer Tochter des im unfernen Sihlthale ansässigen Konrad ab Iberg. Sie hat ein schönes Besitztum von ihren Vorfahren empfangen, manches Prachtstück der Wirtschaft, schmuckes Geschmeide und glänzende Linnen, dazu ein ansehnliches Vermögen. Aber dies ist es nicht, was ihrem Leben Wert verleiht. Die reiche Gertrud ist eine ideale Frauengestalt mit großer Seele und freiem Sinn; es ist ihr ein heiliges Anliegen, unter allem Glanz und allen Schätzen ihr Inneres zu bewahren vor des Staubes bannender Gewalt. Geld und Gut der Erde sollen sie nicht um den Adel ihres Herzens bringen!

Wüßt' ich mein Herz an zeitlich Gut gefesselt, —
Den Brand würf' ich hinein mit eigner Hand.

Was sie erfreut und ihren Mann beglückt, ist das reiche Erbe an Vätertugend, an Biedersinn und Ehrenhaftigkeit des Charakters, an Treue und Reinheit des Gemüts, an Menschenfreundlichkeit und Liebe, die sich des Armen gütig annimmt, an edler patriotischer Begeisterung und auch an mancherlei Klugheit und weiser Einsicht in die menschlichen Dinge sowie in alles, was die Verhältnisse der Schweizer Stämme angeht. Sie ist für ihre Zeit und ihren Stand eine sehr gebildete Frau. Ihre Schule war das Vaterhaus, und ihre Lehrstunden waren die späten Abendstunden, wenn unter den Händen der Mädchen die Spinnräder schnurrten, und wenn drüben in der Ecke am Familientisch, um den alles wissenden Vater geschart, die bedeutendsten Männer der Gemeinde gehaltreiche Gespräche führten. Was sie da vernommen, hat sie sich im Innern wohl bewahrt, und aus diesem Schatze kann sie nun reichlich spenden, wo sie damit nützen kann. „Des weisen Ibergs hochverständ'ge Tochter" heißt sie bei allen Freunden Stauffachers, wie eine andere, die wir kennen, des alten Forstmeisters Lieblingskind, „die Weisheit" hieß. Und wie bei Lotte von Lengefeld ist auch Gertruds Wesen eine Verbindung von sinnigem Gemütsleben und fester, auf das Praktische und Reale gerichteter Willenskraft, beides ineinander verschmolzen, so daß in dem einen auch immer das andere mit enthalten ist. Nur hat die vorwiegend von ästhetischen Empfindungen sich nährende Seele Charlottens hier durch die ländliche Umgebung

und die Alpenluft kräftigere Linien, etwas schweizerisch Derbes angenommen. Gertruds Denkweise wurzelt in einer religiösen Betrachtung des Lebens, im Glauben an die Vorsehung und an die stärkenden, schützenden Himmelskräfte, die in dem Kampf der Erde sich hilfreich an den Menschen erweisen. Aber ihre Frömmigkeit ist eine thatenfrohe und Thaten fordernde. Nur „dem Mutigen hilft Gott!" Nicht allem soll man stille halten, was das Leben bringt; manches Ungemach ist dazu da, daß man sich im Widerstand zur rechten Tüchtigkeit aufrichte: „Ertragen muß man, was der Himmel sendet, Unbilliges erträgt kein edles Herz!" Geht als die rechten Männer dagegen an, so „acht' ich wohl, Gott würd' Euch nicht verlassen und der gerechten Sache gnädig sein!"

Damit stehen wir in der dramatischen Rolle, die der Dichter der Gertrud zuerteilt hat. So recht aus seinem eigenen Eheleben schaffend, zeigt er uns das Verhältnis der beiden Gatten als ein von tiefer, aber ruhiger und reifer Liebe erfülltes. Man schwärmt sich nicht mit vielen schönen Worten an, aber jeder lebt mit seinen Gedanken in dem anderen und für den anderen. Schon lange hätte der Unmut über des Landes schmachvolle Bedrängnis den Stauffacher dahin gebracht, Schritte des Widerstandes zu erwägen. In der Tiefe der Brust haben sich dahin zielende Empfindungen auch schon manchmal geregt, doch hat er diese nicht aufkommen lassen. Denn schrecklich ist der Krieg, er fürchtet ihn, und zwar nicht um seinetwillen, sondern mit Rücksicht auf sein Weib: sie, die Männer, könnten tapfer fechtend sterben, welch Schicksal aber würde das ihre sein! Während er so still um sie sorgt, ist auch Gertrud im Innern fortwährend mit ihm beschäftigt.

> Schon viele Tage seh' ich's schweigend an,
> Wie finstrer Trübsinn Deine Stirne furcht.
> Auf Deinem Herzen drückt ein still Gebresten.
> Vertrau' es mir; ich bin Dein treues Weib,
> Und meine Hälfte fordr' ich Deines Grams.

Sie will ihn damit nur zum Reden veranlassen. Sie ist eine viel zu kluge, die Verhältnisse überschauende Frau, als daß ihr Geßlers tückische Absichten entgangen sein sollten. Sie ist auch

viel zu reich an der Liebe, die das Weib zur Herzenskündigerin ihres Mannes macht, als daß sie nicht längst wissen sollte, was in seiner Brust nach Kraft und Dasein ringt. Sie kennt ihres Mannes Natur: seinen mutigen, starken, siegreich durchdringenden Willen, wenn er erst einmal mitten in der That steht; wie aber der Entschluß zur That bei dem besonnenen Manne, der alle möglichen Begebenheiten und Folgen in tausendfacher Überlegung an seinem Geiste vorüberziehen läßt, lange niedergehalten zu werden pflegt. Um was es sich hier aber handelt, das ist gut, das ist ganz gewiß gut, das darf nicht länger erwogen werden, wenn es nicht zum Handeln zu spät werden soll! Es gilt schnell vorzubeugen, ehe es dem Landvogt gelingt, solche Säulen der Freiheit, wie ihr Mann eine ist, zu stürzen! So betrachtet sie es denn als Stauffachers Frau und als schweizerische Patriotin für ihre Aufgabe, ihren bedächtigen Gatten zum Handeln zu drängen. Sie thut es, indem sie den in ihm schlummernden Gedanken an ein geheimes Verbündnis der drei Kantone als etwas ganz Selbstverständliches ihm vorhält. Sein Innerstes kehrt sie ans Licht des Tages ihm entgegen.

Nun einmal ausgesprochen, steht das Gewaltige zum Leben entbunden vor ihm — ein Etwas, zu dem der Schweizer, der Mann in ihm, entzückt aufschaut. Aber wie, dürfte er es wirklich wagen? Gestattet die Verantwortlichkeit des Hausvaters auszuführen, was das Gewissen des Volksmannes ihm gebietet? In solche Bedenken greift Gertruds frohes Gottvertrauen, ihr mutiger Wagesinn, ihre opferbereite Vaterlandsliebe fest hinein. Sie ruft ihm zu, was Schiller in Stunden hypochondrischer Stimmung, wenn einmal der Gedanke an des Lebens schwere Bürden, an trübe Erfahrungen und fehlgeschlagene Hoffnungen ihn kleinmütig machen wollte, aus seiner Gattin Mund vernommen hatte: „Sieh vorwärts, Werner, und nicht hinter Dich!“ Hier ein Wort, das den zu wichtigen Anforderungen des Gemeinwohls Bestimmten ablenken soll von den für ihn in dieser Lage geringwertigeren Pflichten gegen die Familie. Mit dem Heroismus ihrer großen Seele, die, wenn das Äußerste über sie kommen sollte, wenn der Aufstand mißlänge, wenn die Beschützer gefallen wären, und des Siegers gewaltthätige Hand sich

lüstern nach ihr ausstrecken würde, durch einen Sprung von der Brücke sich zu retten wüßte, bläst sie das Feuer des Heldenmuts in ihm zur Flamme an, zu einer Flamme, die nun durch die Thäler lodern und mit seiner Rede zündender Kraft die Gemüter der Männer für die Freiheit wird entbrennen lassen, und die nicht mehr erlöschen soll, bis auf allen Höhen rings um den See die Siegesfeuer leuchten werden:

Wer solch ein Herz an seinen Busen drückt,
Der kann für Herd und Hof mit Freuden fechten.
Und keines Königs Heermacht fürchtet er!

Die dritte Frauengestalt des Dramas haben wir in dem die Südspitze des Vierwaldstätter Sees umgebenden Kanton Uri zu suchen, in Bürglen bei Altdorf, wo man hineintritt in das romantische Schächenthal. Wir befinden uns im Hofe des Tell und seiner Hedwig. Da letztere die Tochter des reichen Walther Fürst ist, des zweiten Führers im Bunde, so ist auch diesem Paare ein sorgloses Leben beschieden. Aber wenn Hedwig auch die irdische Not der Armgart nicht kennt, so bekümmern doch andere Sorgen ihr Gemüt. Ihr Mann ist ihr zwar herzlich gut, sein Weib und seine beiden Knaben sind sein ihm über alles gehender Lebensschatz; aber er ist ein unruhiger Geselle, den es im Hause nicht hält. Mit dem Pfeil, dem Bogen muß er hinaus durch Gebirg und Thal.

Rastlos muß ich ein flüchtig Ziel verfolgen.
Dann erst genieß' ich meines Lebens recht,
Wenn ich mir's jeden Tag aufs neu' erbeute.

Hedwig.

Und an die Angst der Hausfrau denkst Du nicht,
Die sich indessen, Deiner wartend, härmt.
Denn mich erfüllt's mit Grausen, was die Knechte
Von euren Wagefahrten sich erzählen.
Bei jedem Abschied zittert mir das Herz,
Daß Du mir nimmer werdest wiederkehren.
Ich sehe Dich im wilden Eisgebirg',
Verirrt von einer Klippe zu der andern
Den Fehlsprung thun, seh', wie die Gemse Dich

Rückspringend mit sich in den Abgrund reißt,
Wie eine Windlawine Dich verschüttet,
Wie unter Dir der trügerische Firn
Einbricht, und Du herabsinkst, ein lebendig
Begrabner, in die schauerliche Gruft —
Ach, den verwegnen Alpenjäger hascht
Der Tod in hundert wechselnden Gestalten!
Das ist ein unglückseliges Gewerb',
Das halsgefährlich führt am Abgrund hin!

Steht dem bedächtigen Stauffacher in seinem Weibe die spornende Aktivität zur Seite, so ist die Gattin des zwar umsichtigen und männlich reifen, aber schnell zur That entschlossenen Tell eine durchaus passive Natur. In ihrem Lieben und Leben ganz Gemüt, ist Hedwig für ihren Mann gewiß viel, aber ohne ihn ist sie nichts. Sie bedarf seiner festen Stütze, seiner schützenden, tragenden Arme, und müßte sie ihn einmal verlieren, so würde sie sich haltlos fühlen. Dieser Gedanke, der durch die Streifzüge des Gatten täglich neu in ihr wachgerufen wird, peinigt ihre Seele mit namenloser Unruhe. Sie atmet erst auf, wenn der Abend des Schützen Heimkehr bringt, und die Armbrust wieder an der Wand hängt, oder wenn Tell, was freilich gar selten der Fall ist, einmal ausgeht, ohne dieselbe umzuhängen. Nichts ist ihr ein so unlieber Anblick, als des Mannes Schießzeug, das ihn zu den wagehalsigen Ausgängen verleitet; und nun muß sie es erleben, daß dieses böse Gerät schon klein Walthers heftige Passion ist. Mit Schrecken gedenkt sie der Zeiten, wo sie nicht mehr um einen, sondern gar um drei tollkühne Waidgesellen zu bangen haben werde. Den Wälty, Vaters Jungen, hat sie auch schon ganz aufgegeben; von ihrem Wilhelm, der noch an Mutters Schürze hängt, hofft sie immerhin noch, daß sie seinen Sinn auf anderes werde ablenken können. Jetzt gehört das Büblein ihr, ob es ihr aber immer gehören mag? Ob es nicht auch einmal solch wilder Jäger werden wird?

Wir sehen, Frau Hedwig hat ein sorgenschweres Leben. Und eins kommt noch dazu, was ihre Unruhe mehrt, ihres Mannes Hilfsbereitschaft, wenn es gilt, Bedrängten beizustehen und ein gefährdetes Menschenleben zu retten. Da denkt er nicht an das

eigene Leben, unbekümmert begiebt er sich in die größten Gefahren und für ganz fremde Leute wagt er Thaten, zu denen kein Mensch im Gebirge sich verstehen würde, die selbst mancher Vater nicht für sein leibliches Kind vollbrächte. Eben hat sie wieder vernommen, wie er den Baumgarten, den des Landenbergers Reiter verfolgten, trotz des wütigen Föhns über den See geschafft habe. Es ist ja gut abgegangen, aber noch kann sie sich bei dem Gedanken an die überstandene Gefahr nicht beruhigen. Muß sie doch fürchten, daß jeder neue Tag ihren opferfreudigen Gatten in eine ähnliche Lage bringen kann. Durch diese beständige Besorgnis um Tells Leben ist Hedwigs Gemüt in einen Zustand der Aufregung geraten, der sie überall Unglück vermuten läßt, auch da, wo niemand Bedrohliches sieht. Immer muß sie etwas zu bangen haben, und wenn nichts vorliegt, malt sich ihre Phantasie in das Harmloseste Gespenster hinein. Es sind, wie man sieht, Erinnerungen an eine Eigentümlichkeit seiner Mutter, nach der Schiller das Bild der sich unaufhörlich abängstigenden Hedwig gezeichnet hat.

So sucht sie ihn denn in der Befürchtung, es müsse ihm in Altdorf heute etwas zustoßen, von dem Besuche bei ihrem Vater zurückzuhalten. Der Geßler sei gerade dort, der ihnen grolle; er möge es doch vermeiden, sich dem Landvogt unnützerweise zu zeigen. Tell aber hat ein gutes Gewissen. Ja, der harmlose, bei all seiner Kraft kindlich naive Mann entnimmt dem Umstande, daß er kürzlich dem verirrten und von seinem Gefolge getrennten Vogt, als er ihm an einer Abgrundstelle begegnet sei, den rechten Pfad gewiesen und den erschrocken vor ihm Stehenden trotz der widerfahrenen Kränkung freundlich und bescheiden angeredet habe, noch eine besondere Beruhigung. Natürlich wird Hedwig durch diese Erzählung nun erst recht in ihrer bangen Sorge bestärkt: das werde der ihm nie vergeben, daß Tell ihn schwach gesehen, — inständig bittet sie ihn, von Altdorf wegzubleiben, wenigstens den Knaben nicht mitzunehmen. Dieser ahnungsvolle Zug, der uns an den weiblichen Charakteren des Dichters wiederholt begegnet ist, tritt dann am Schlusse des Schauspiels noch einmal an ihr hervor in der Aufregung, in welche sie die Nähe des Ordensbruders versetzt, von dem sie ganz genau fühlt, daß er ein unheilvoller Mensch ist. „Ihr seid kein Mönch!

Ihr seid es nicht! Der Friede wohnt in diesem Kleide; in Euren Zügen wohnt der Friede nicht", — ruft sie abwehrend dem Parricida zu.

Ihr Vorgefühl bei Tells Weggange hatte sie diesmal nicht getäuscht. Wir wissen, wie es ihm erging, wie er von dem Unmenschen gezwungen wurde, nach dem Apfel auf seines Kindes Haupt zu schießen, und wie er darauf in Banden nach Küßnacht abgeführt werden sollte. Auf die Kunde von dem Unerhörten, was sich auf der Wiese bei Altdorf zugetragen hat, ist sie wie besinnungslos dorthin gejagt; aus dem Vaterhause, in dem sie ihren Walther zu finden hoffte, hat man sie ins Schloß gewiesen, wo die Führer der Schweiz um den abscheidenden Freiherrn von Attinghausen versammelt sind. Der Verlust, der hier die Patrioten trifft, ist so groß, daß darüber das eben Durchlebte, selbst Tells Gefangennahme vorläufig in den Hintergrund tritt, und daß sogar Walther Fürst, statt mit dem Enkel nach Bürglen hinüberzueilen, erst in das Sterbehaus eingetreten ist. Nun spielt in die gewaltige Scene das nicht minder ergreifende Wiedersehen Hedwigs mit ihrem solch entsetzlichem Verhängnisse entgangenen Knaben hinein. Das vom Glück über des Kindes Rettung durchwogte Mutterherz kennt keine Rücksicht. Ohne zu beachten, was hier vorgeht, dringt sie ein:

Hedwig.

Wo ist mein Kind? Laßt mich, ich muß es seh'n —

Stauffacher.

Faßt Euch! Bedenkt, daß Ihr im Haus des Todes —

Hedwig (stürzt auf den Knaben).

Mein Wälty! O er lebt mir!

Walther Tell (hängt an ihr).

Arme Mutter!

Hedwig.

Ist's auch gewiß? Bist Du mir unverletzt?
(Betrachtet ihn mit ängstlicher Sorgfalt.)
Und ist es möglich? Konnt' er auf Dich zielen?
Wie konnt' er's? O er hat kein Herz — Er konnte
Den Pfeil abdrücken auf sein eignes Kind!

Walther Fürst.
Er that's mit Angst, mit schmerzzerriss'ner Seele;
Gezwungen that er's, denn es galt das Leben.

Hedwig.
O hätt' er eines Vaters Herz, eh' er's
Gethan, er wäre tausendmal gestorben!

Stauffacher.
Ihr solltet Gottes gnäd'ge Schickung preisen,
Die es so gut gelenkt —

Hedwig.
Kann ich vergessen,
Wie's hätte kommen können — Gott des Himmels!
Und lebt' ich achtzig Jahr' — Ich seh den Knaben ewig
Gebunden stehn, den Vater auf ihn zielen,
Und ewig fliegt der Pfeil mir in das Herz.

Melchthal.
Frau, wüßtet Ihr, wie ihn der Vogt gereizt!

Hedwig.
O rohes Herz der Männer! Wenn ihr Stolz
Beleidigt wird, dann achten sie nichts mehr;
Sie setzen in der blinden Wut des Spiels
Das Haupt des Kindes und das Herz der Mutter!

Daß Geßler gedroht hatte, falls Tell sich weigere zu schießen, werde er ihn mitsamt dem Knaben töten lassen, ist ihr offenbar noch ganz unbekannt. Sie glaubt, ihr Mann habe nur sein eigenes Leben durch den Schuß zu retten gehabt. In diese Auffassung aber mischt sich die Meinung hinein, es habe sich nur um Wahrung seiner Schützenehre gehandelt. In solcher Gemütsbewegung kennt ein Weib keine logischen Widersprüche. So ist es denn begreiflich, daß der erste Gedanke an den armen Gefangenen ein Gedanke voll Bitterkeit ist, der sich durch die Einrede der Freunde bis zu dem Vorwurf der rohen Herzlosigkeit gegen Weib und Kind steigert. Doch das ist im Munde der immer ganz von ihrem Familiengefühl bestimmten Hedwig eine Anklage, die schlimmer klingt, als sie gemeint ist. Damit ist sie leicht einmal bei der Hand. Schon früher,

als sie ihrem Gatten Vorhaltungen wegen der Rettung Baumgartens gemacht hatte, — „Dachtest Du denn gar nicht an Weib und Kind?" worauf er, ganz der Tell, erwiderte: „Lieb Weib, ich dacht an euch; drum rettet' ich den Vater seinen Kindern" — hatte jene Beschuldigung ihr auf der Zunge gelegen. Sie war es wohl gewohnt, gerade dann, wann sie am meisten an seinem Herzen zweifelte, seines Herzens Schlag am lautesten zu vernehmen, so daß sie solches Wort ihm innerlich schnell wieder abbat. So auch hier. „O rohes Herz der Männer!" — nein, Tells Herz ist nicht roh, sagt sie sich in stiller Brust, und es kann auch, als er anlegte auf seines Kindes Haupt, nicht roh gewesen sein! Liebe und Vertrauen wachen in ihrer Seele wieder auf, — ein Umschwung, der sich aus sich selbst vollziehen mußte, der sich aber beschleunigte durch die Vorhaltungen Baumgartens. Was an Erregung in ihr ist, lenkt sich nun von dem Gatten zu dem über, der, von ihm gerettet, es doch so ruhig habe geschehen lassen, daß sein Wohlthäter abgeführt wurde. Erst als der Vater ihr versichert, es wäre im unbewaffneten Zustande unmöglich gewesen, dem Wüterich zu wehren, verstummt auch diese Anklage, und nun löst sich das Frauenherz, wieder zum Vollgefühl seiner Liebe gelangt und mit seinem Sinnen und Empfinden ganz in des Unglücklichen Lage versunken, in die rührende Wehklage auf:

> Gott, rette seine Seele vor Verzweiflung.
> Zu ihm hinab ins öde Burgverließ
> Dringt keines Freundes Trost — Wenn er erkrankte!
> Ach, in des Kerkers feuchter Finsternis
> Muß er erkranken — Wie die Alpenrose
> Bleicht und verkümmert in der Sumpfesluft,
> So ist für ihn kein Leben, als im Licht
> Der Sonne, in dem Balsamstrom der Lüfte.
> Gefangen! Er! Sein Atem ist die Freiheit.
> Er kann nicht leben in dem Hauch der Grüfte.

Hedwigs Wesen liegt ganz im Gefühlsleben. Mann und Kind, die ihre Seele mit Innigkeit, mit ängstlicher, aber treuer Sorge umfängt, sind ihre Welt. Doch wäre es ungerecht, wenn man ihr Hausgefühl ein beschränktes nennen wollte, als ob sie für Tell nur einzig und allein in dem, was er für sie ist, Verständnis hätte.

Wie fremd ihr auch Gertruds Großsinn und Weitblick sein mögen, und wie sehr sie auch die Neigung haben mag, Tell möglichst auf ihres Hauses Interessen zu beschränken, so daß sie im Gegensatz zu Stauffachers Frau vor dem Gedanken, es könnte ihr Mann sich am Rütlibunde beteiligt haben, erschrickt, — schließlich ist es ihr denn doch eine Genugthuung zu wissen, daß der Tell im Lande etwas gilt, daß die Bedrängten und Verfolgten nach ihm blicken. Wie viel sie auch dagegen reden mag, sie freut sich trotzdem, daß man ihn sucht und daß man, wenn es einmal nötig sein sollte, das schwierigste Stück der Arbeit ihm übergeben wird. Auch Hedwig kennt bei aller Zaghaftigkeit und Weichheit ihrer Natur das Hochgefühl, einen bedeutenden Mann zum Gatten zu haben; es ist ihr Stolz, das Weib des Tell zu sein, der mehr vermag als alle! Und als er nun des Landes Retter geworden, da jubelt doch auch aus ihrer Brust das schweizerische Freiheitsgefühl, und es ist ihr eine Herzenserhebung, ihren Knaben sagen zu können: das ist des Vaters Werk!

> Heut kommt der Vater. Kinder, liebe Kinder!
> Er lebt, ist frei, und wir sind frei und alles!
> Und euer Vater ist's, der 's Land gerettet!

Freilich als er dann vor ihr steht, und sie aus dem ersten zitternden Glück, wieder an seinem Halse zu ruhen, erwacht, erfaßt sie etwas wie ein Schauder vor dieses Mannes Hand: „Wie — wie kommst du mir wieder? — Diese Hand — darf ich sie fassen? — Diese Hand — O Gott!“ Sie müßte nicht Hedwig sein, wenn ihr nicht solche Empfindungen aufsteigen sollten. Aber durch seinen von jedem Schuldbewußtsein freien Zuspruch beruhigt sich ihr Gemüt. Stolz und freudig an seine Heldengröße gelehnt, hört sie das ihm geltende Frohlocken der Eidgenossen mit bewegtem Gemüte an. Sie preisen ihn, daß sie durch Geßlers Tod die Freiheit wieder haben. Hedwig teilt diese Empfindungen, aber stärker als diese ist in ihr allerdings das Frohlocken darüber, daß sie ihren Gatten, ihres Lebens Hort, wieder hat! —

Wie Schiller mit der großen Wallensteinhandlung eine Liebesgeschichte verflochten hat, so dichtete er auch in den Freiheitskampf

der Schweizer ein Liebespaar hinein. Gleich Max und Thekla sind auch Ulrich von Rudenz und **Bertha von Bruneck** nur Gestalten seiner Phantasie. Die letztere macht er zu einer Verwandten Geßlers, aber ihre Güter liegen in den Waldstätten. Der Kaiser Albrecht hat die Absicht, sie mit dem Landvogt zu vermählen, ihr reiches Erbe an die Habsburgischen Besitzungen zu ziehen und damit zugleich die Macht Österreichs in den Schweizer Landen zu mehren. Das adlige Herz der Jungfrau verabscheut aber eben so sehr den Bedrücker, wie es sich, obwohl sie keine geborene Schweizerin ist, zu den Bedrückten hingezogen fühlt:

> — Die Seele blutet mir um Euer Volk;
> Ich leide **mit** ihm, denn ich muß es lieben,
> Das so bescheiden ist und doch voll Kraft;
> Es zieht mein ganzes Herz mich zu ihm hin,
> Mit jedem Tage lern' ich's mehr verehren.

Es ist ein wohlbedachter Kunstgriff Schillers, mit dieser Frauengestalt und mit dem Eindruck, den die Bergbewohner auf das edle Mädchenherz ausüben, einen Spiegel in die Dichtung hineinzubringen, der die sittliche Schönheit des von ihm verherrlichten Volkes dem Zuschauer darstellt. Unbegreiflich ist es, wie G. Schwab die Bertha von Bruneck ein in das Drama nicht hineinpassendes Romanfräulein nennen konnte. Wohl liegt in ihrem Bilde etwas Schwärmerisches. Sie ist eben kein Mädchen aus dem Volke, sondern die in der Luft ritterlichen Lebens aufgewachsene junge Aristokratin. Ihre Gefühle, besonders auch in der Liebe, äußern sich dem entsprechend anders, wie bei den Töchtern der Alpen. Aber in ihrem innersten Kerne, in ihrer Hochsinnigkeit, in ihrem Freiheitsdrange, in ihrer reinen Begeisterung für das natürlich Wahre und Große ist sie ganz aus der Seele dieses Schauspiels erwachsen. Sie ist ein der Bergeswelt geistig doch verwandtes Element, das, jung in dieselbe hineingekommen, sich mächtig angezogen fühlte und sich mit innigen Herzensbanden ihr zugesellte. Schiller hat das in seiner Gattin angeschaut, die von dem in der Schweiz verlebten Jugendjahre her sich in seelischer Unzertrennbarkeit diesem Volksstamme verbunden wußte und aus dessen Eigenart

heraus alles, was in Freud und Leid die Schweiz betraf, mitzudurchleben pflegte. Jene Reise hatte Lotten so manchen Gewinn gebracht; die unvergänglichste Frucht derselben ist in ihres Mannes Dichtergeiste gereift, es ist die Gestalt der Bruneckerin und ihrer Liebe zur Schweiz.

Aber noch eine andere Liebe bewegt Berthas Herz, die zu Ulrich von Rudenz, dem Neffen des alten Freiherrn von Attinghausen. Das Charakterbild des jungen adligen Schweizers ist wegen seiner Charakterlosigkeit schon viel angefochten worden. Es wird zumeist als die Achillesferse des herrlichen Schauspiels betrachtet. Wir vermögen diesem Urteile nicht ohne weiteres beizustimmen, wenn wir auch nicht verhehlen können, daß wir die Gestalt des Rudenz gern anders aufgefaßt gesehen hätten. Rudenz ist ein Repräsentant desjenigen Teiles des Schweizerischen Adels, der voll Verlangen nach dem Glanze und dem Ruhme, wie er sich am Wiener Hoflager erwerben ließ, seinem Volke untreu wurde und die habsburgischen Bestrebungen im Lande förderte. Einen dieser Ritter wollte und mußte Schiller neben seinem patriotisch denkenden Attinghausen einfügen. Seine dichterische Intention war es, diesen Abtrünnigen durch Berthas Liebe überwinden und zu seinem Volke zurückführen zu lassen. Da will es uns nun dünken, es wäre doch eine für Schillers große dramatische Fähigkeit viel interessantere und das ganze Kampfbild noch reicher entfaltende Aufgabe gewesen, Rudenz als einen *gereifteren Mann* darzustellen, der, von einem junkerlich-aristokratischen Prinzip wirklich innerlich erfüllt, mit *Überzeugung* zur österreichischen Partei hielte, der dann bei seiner Liebe zu Bertha mit sich selbst in ernstlichen Konflikt geriete, aber durch die in ihm zu Kraft und Leben erstehende Wahrheit endlich für die gerechte Sache seines Volkes gewonnen würde. Schiller hat diese schwierigere Gestaltung der Rudenzfigur nicht gewählt. Es fehlte ihm wohl in der so überaus reichen Dichtung der für eine solche Charakterentwicklung nötige Raum.

So faßt er denn den Ulrich von Rudenz als einen *Jüngling* auf, der, im Kerne seines Wesens gut und edel und hoher Empfindung fähig, in seinem Charakter aber noch ganz unbestimmt, durch Erziehung und Lebenserfahrung noch nicht in eine feste Richtung

gewiesen, von einer heißen Liebe zu der vielumworbenen Bertha von Bruneck ergriffen ist. In dem Glanze, in dem seine Seele sie erschaut, verklärt sich ihm alles, was auf der habsburgischen Seite sie umgiebt, so daß es vor seinem verliebten Auge ganz anders sich ausnimmt, als es in Wirklichkeit ist. Bei dieser unwahren Beleuchtung des gegnerischen Lagers verdunkelt sich in ihm die Welt seiner Schweizerischen Empfindungen. Unter dem Banne der Liebe zu der jungen Österreicherin redet sein unklarer und ungefestigter Jugendsinn sich in allerlei junkerliche und dem freien Schweizergeiste widersprechende Ansichten hinein, die ihm im Grunde der Seele doch fremd sind. Wie wenig er sich in denselben sicher fühlt, zeigt die ganze Art, wie er sie vor seinem Oheim vertritt. Er bildet sich ein, das seien seine Überzeugungen, und manchmal glaubt er wohl wirklich, daß er als Ritter die Dinge so betrachten müsse; aber dann kommen ihm auch wieder Augenblicke, wo ihm eine innere Stimme sagt, daß nur das Verlangen nach der Verwandten Geßlers ihm sein Urteil und sein Verhalten vorschreibe. Darum eilt er auch schleunig weg, als der alte Attinghausen von Bertha und ihrer Liebe Seilen zu sprechen beginnt.

Das Werk der patriotischen Bekehrung vollbringt nun diejenige, von der er am allerwenigsten erwartet hatte, daß sie von dieser Seite und zu diesem Zwecke auf sein Inneres eindringen werde. Natürlich bietet die Waldscene, in der es bei Gelegenheit einer Jagd zwischen Rudenz und Bertha zur Aussprache kommt, keinerlei psychologisches Interesse. Es wird ihr nicht schwer, erst in strafender Rede:

> Dürft' Ihr von Liebe reden und von Treue,
> Der treulos wird an seinen nächsten Pflichten?
> Der Sklave Österreichs, der sich dem Fremdling
> Verkauft, dem Unterdrücker seines Volks?

und dann in begeisterter Vorhaltung den Schweizer in ihm zu wecken. Auf ihren Ruf:

> Seid,
> Wozu die herrliche Natur Euch machte!
> Erfüllt den Platz, wohin sie Euch gestellt:
> Zu Eurem Volke steht und Eurem Lande,
> Und kämpft für Euer heilig Recht!

fallen die Bande, die sein patriotisches Gefühl umstrickt hielten, schnell von ihm ab. Wohl suchen seine abtrünnigen Regungen sich vor Berthas scharfen Vorwürfen zu decken, doch sie weichen gern dem Besseren, was in ihm lebt. Unter dem flammenden Anhauche ihrer Begeisterung für sein Vaterland, mit dessen Befreiung auch ihre Hand ihn beglücken soll, fühlt er sich wie erlöst und zu einem besseren Dasein erstanden. „Ach, wohl hab' ich es stets geliebt! Ich fühlt's, es fehlte mir zu jedem Glück der Erden." So erscheint es ihm jetzt, in Wahrheit steht es doch aber etwas anders. Die wahre, echte Vaterlandsliebe, die mehr als ein schönes Wort, die ein tiefes, warmes Herzensleben ist, kannte er bis dahin noch nicht, die hat erst dieses Weibes seelische Gewalt, indem sie ihm Herz und Sinn für die Größe des nationalen Gedankens öffnete, seinem Leben eingeflößt. Mit dieser giebt sie ihm nun zugleich die Kraft, mannesmutig die Fesseln zu zerreißen, die er sich in der Gefolgschaft Geßlers selbst geschlungen hat.

So sehen wir ihn denn in der großen Tellscene zu Altdorf, wo das Unerhörte, dessen Zeuge er hier wird, noch dazu beiträgt, den Reifeprozeß in ihm zu vollenden, mit Heldenkühnheit dem Geßler entgegentreten. Das sollte man nicht unbeachtet lassen, wenn man nachher Rudenz' Worte an der Leiche Attinghausens für zu groß und vollhaltig finden will und ihm den Vorwurf macht, daß alles an ihm Egoismus sei, er beteilige sich an dem Aufstande nur deshalb, weil Geßler ihm seine Bertha geraubt habe und sie in Gefangenschaft vor ihm verberge. Das ist für den jungen Ritter nur der begreifliche und sehr berechtigte Grund, auf *sofortige* Ausführung des Rütliplanes zu dringen, nicht aber überhaupt sein Motiv der Teilnahme. Auf der Wiese in Altdorf hatte er sich bereits mit Herz und Mund seinem Volke ergeben und durch sein furchtloses Auftreten hatte er dort wieder gut gemacht, was er verfehlt hat. Die Verschworenen glauben ihm, und auch wir bringen ihm das Vertrauen entgegen, daß er unter allem, was er erlebt hat, nun zum Manne erstarkt ist. Er wird sich hinfort der Edlen würdig erweisen, die der jungen Freiheit ihre ritterlichen Vorrechte als Morgengabe darbringt und die in die Jubelfeier hineintritt mit dem Gelöbnis:

Landleute! Eidgenossen! Nehmt mich auf
In euern Bund, die erste Glückliche,
Die Schutz gefunden in der Freiheit Land.
In eure tapfre Hand leg' ich mein Recht,
Wollt ihr als eure Bürgerin mich schützen?

Landleute.

Das wollen wir mit Gut und Blut.

Bertha.

Wohlan!
So reich' ich diesem Jüngling meine Rechte,
Die freie Schweizerin dem freien Mann!

Blicken wir nun von der Höhe des „Wilhelm Tell" noch kurz auf die Entwicklung zurück, die Schillers national-patriotisches Bewußtsein durchgemacht hat. Welch eine Wandlung seit jenen Tagen, wo ihm als echtem Kosmopoliten jede nationale Empfindung wie eine geistige Beschränktheit erschienen war und wo er (13. August 1789) an Körner geschrieben hatte: „Das vaterländische Interesse ist nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt", also für halb barbarische Völker, — bis hin zu der „Glocke (1799), in der ihm der Tieb zum Vaterlande das teuerste der Bande heißt, bis zu der „Jungfrau von Orleans" (1801) und ihrem patriotischen Enthusiasmus und nun unserem Schauspiel (1804), welches in einer Zeit des trostlosesten politischen Marasmus das nationale Interesse als das heiligste verherrlichte und durch eine Fülle unsterblicher Worte die Liebe zu dem angestammten Volke und zu dem Heimatboden in der Brust der Deutschen geweckt und groß gezogen hat! Sollte es da zufällig sein, daß in den genannten Dramen der Geist und der Mund von Frauen die jene Empfindungen in Bewegung setzende Feder sind? Ist das nicht vielleicht eine Erfahrung, die der Dichter an sich selbst gemacht hat?

Es ist nicht schwer, die Frauengestalt herauszufinden, deren Einfluß auf Schiller sich in dem Patriotismus der Johanna, der Gertrud und der Bertha abspiegelt. Das ist niemand anderes als seine Gattin. Wir könnten aus Lottens Briefen zahlreiche Stellen anführen, die ihre echt deutsche Gesinnung zum klaren Ausdruck

bringen. So schreibt sie am 4. April 1814 an die Gräfin Schimmelmann: „Jetzt erst darf ich sagen, wie viel ich gelitten habe, wie ich mit ganzer Seele nach deutscher Verfassung, deutscher Ehre strebte! Wie dieses Gefühl, daß wir wieder eine Nation sind, mich erhob, in den schmerzlichsten Momenten tröstete, verstehen Sie ohne Fehl. Ich habe der Zeit manches Opfer gebracht, und das Heiligste, was ich Deutschland geben konnte, habe ich auch dem Schicksal hingegeben: mein ältester Sohn ist in der Anzahl der Krieger, die für uns fechten." Einige Tage darauf erklärt sie ihrer fürstlichen Freundin in Mecklenburg: „Ich möchte wie die Armgart im Tell herumziehen! Jetzt erst fühlt man doppelt alle Leiden dieser Tyrannei, weil man sie aussprechen kann. Ich habe oft nur in meinem Herzen allein es aussprechen können durch Seufzer, wie mich Deutschland, wie ich mir selbst weh machte. Eine schönere, glückliche Epoche wird kommen oder ist schon da; wir müssen sie nur auch mit Würde aufnehmen und nutzen." An einer anderen Stelle lesen wir: „Ich stricke Socken für die Soldaten; meine Lieblinge sind aber doch einmal die Preußen, und an diese richte ich im Geist auch alle meine kleinen Mühen und Arbeiten. Welche Kraft, welcher Mut lebt in dieser Nation auf!" Es war das der Geist ihres Vaters, der mit seinem Herzen an Preußen hing und von demselben die Zukunft Deutschlands erwartete. Auch in ihren Gedichten ist der patriotische Ton mit vieler Wärme und Frische angeschlagen; es finden sich darunter Marsch- und Kampflieder mit der Aufforderung:

Dem Volk zu erringen, was lang es vermißt,
Die Freiheit, die Wahrheit, den Glauben;
Was Stolz und Übermut, feindliche List
Versuchte dem Deutschen zu rauben.

Daß solche Gefühle und Gedanken nicht die Frucht von Schillers Anregung sind, daß vielmehr sie in diesem Sinne anregend und zurechtführend auf den Dichter gewirkt hat, zeigen deutlich die Brautbriefe. Auf die Mitteilung Lottens, daß sie mit Begeisterung Müllers Schweizergeschichte lese, hatte Schiller am 26. März 1789 nach Rudolstadt geschrieben: „Bei Ihrer Bewunderung der Schweizerischen

Helden — gestehen Sie es nur — mag wohl eine kleine Vorliebe für das Land, das Sie in einer sehr empfänglichen Epoche Ihres Geistes kennen lernten, mit unterlaufen. Ich mache den Schweizern die Tapferkeit und den Heldenmut nicht streitig — nichts weniger. Aber ich danke dem Himmel, daß ich unter Menschen lebe, die einer so großen Handlung, wie die That des Winkelried ist, nicht fähig sind. Ohne das, was die Franzosen ferocité nennen, kann man einen solchen Heldenmut nicht äußern; die Heftigkeiten, deren der Mensch in einem Zustande roher Begeisterung fähig ist, kann man der Gattung bloß als Kraft, aber dem Individuum nicht wohl als Größe annehmen." Darauf erhielt er von dem geliebten Mädchen umgehend die Antwort: „Ich möchte Ihnen den Krieg ankündigen, lieber Freund, daß Sie meinen Schweizerhelden nicht so groß finden, wie er uns vorkommt. Es war kein Anfall von „wilder Wut", in dem er sich aufopferte, sondern eine ganz reiflich überwogene That; er sah nur dieses Mittel, um seine Nation zu retten, um die feindlichen Speere abzuwenden und seinen Kameraden Luft zu machen. Nennen Sie es nicht ferocité — bitte! Ich möchte rechte Beredsamkeit haben und die Dinge so schön darstellen können, wie Sie, um Sie zu überzeugen."

Nach diesem schriftlichen Zwiegespräche kann man sich eine Vorstellung machen von der Unterhaltung, die in solchen Fragen dann zwischen den Ehegatten geführt wurde. Mit der Herzensbegeisterung des deutsch fühlenden Weibes holte Lotte hervor, was auf dem Grunde dieser doch so wahrhaft deutschen Dichterseele schlummerte, und mit der sein Herz umschmeichelnden Gewalt ihrer Liebe überwand sie schließlich die weltbürgerlich-philosophische Kühle, die seinen Sinn verhinderte, die Blüten zu treiben, die in seiner Natur lagen. Als dieselben dann in der so großartig patriotischen Gesinnung seiner Meisterwerke hervorbrachen und als er vor ihr in Bezug auf die Zukunft der deutschen Nation jene freudigen Erwartungen äußerte, die sich in zahlreichen Aufzeichnungen seines Nachlasses ausgedrückt finden, da konnte Lotte mit Bertha von Bruneck ausrufen: „Jetzt bist Du ganz, wie Dich mein ahnend Herz geträumt; mich hat mein Glaube nicht betrogen!" Was hätte unser Volk an Aufrichtung in den Jahren der tiefsten Schmach,

an entflammender Ermutigung in den Tagen der Erhebung von seinem Schiller noch haben können, wenn diesem ein längeres Leben beschieden gewesen wäre! —

Demetrius.

Lodoiska. Marina. Marfa. Axinia.

Elf Stücke, wenn man die „Turandot“ nicht mitrechnet, hat der Dichter vollenden dürfen, etwa dreißig weitere dramatische Themata schwebten ihm vor, und von sechzehn derselben fanden sich unter seinen Papieren teils knappere Aufzeichnungen, teils reichhaltige Entwürfe.*) Man staunt, wenn man diesen Nachlaß durchsieht, über die Vielseitigkeit und die Unerschrockenheit seines dichterischen Unternehmungsgeistes, der, nachdem er einmal die nie gesehene Schweiz so lebenswahr vorgeführt hatte, sich auch nicht scheute, z. B. das Seeleben, das seiner Anschauung nicht weniger fremd war, zum Gegenstande poetischer Bearbeitung zu machen. Nach mehreren vorliegenden Schriftstücken dachte er an ein Werk, das teils in einer europäischen Hafenstadt, teils in überseeischen Ländern, teils während der Meerfahrt spielen sollte. Er wollte die Handlung durch die mannigfachsten Situationen der Reise führen, durch einen Sturm und ein von Piraten veranlaßtes Seetreffen; auch einen Schiffsgottesdienst und ein Seebegräbnis hatte er sich vermerkt. Ferner hatte er ein gewaltiges Lebensbild von dem Treiben einer Stadt wie Paris im Auge, und im Mittelpunkte desselben hätte die Gestalt eines alle Verhältnisse beherrschenden Polizeigenies gestanden. Wir können uns gar keine Vorstellung machen, wie ein Schiller dieses Gebiet behandelt hätte; aber er trieb dazu die eingehendsten Studien, und reiches Material häufte sich ihm an. In dieser Richtung bewegt sich auch der Entwurf „Die Kinder des Hauses“,

*) Dieselben sind jetzt nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von G. Kettner. 3. Bände. Weimar. Hermann Böhlau. 1895. 1899.

der in der Zeit Ludwigs XIV. um einen großen, in hohen Ständen lebenden Verbrecher eine spannende, schon sehr weit ausgearbeitete Handlung gruppiert. Narbonne fühlt sich so sicher, daß er die Polizei für seine Zwecke in Bewegung setzt, wobei er aber schließlich mit eigener Hand das Verderben auf sich herniederzieht. Auch drei Frauencharaktere, Victoire, Adelaide und Madelon, gingen dabei durch seinen Sinn, und nach den angegebenen Strichen wären dieselben in der eigenartigen Lage, in der sie sich befinden, sehr interessante dichterische Gebilde geworden.

Dann war es wieder das alte Griechenland, wohin es seinen Dichtergeist zog, und das in seiner ganzen Schönheit, in der unwiderstehlichen Gewalt, die der Gedanke an die ferne Heimat auf den Griechen ausübte, dem Zuschauer vor die Seele gebracht werden sollte. Sein Held war Themistokles am Hofe des Perserkönigs, wo man sich auf seine Veranlassung zum Rachezuge gegen Athen rüstet. Er hatte vor, das Leiden eines Herzens zu malen, das gegen sein Vaterland, während es dieses doch über alles liebt, in Ehrgeiz schwer gesündigt hat. Hier wären griechische Schauspieler aufgetreten, die Schiller vor den Augen der Barbaren eine verloren gegangene Tragödie des Äschylus aufführen lassen wollte. Der Charakter des Atheners läutert sich im Sehnsuchtsschmerze; durch seinen Selbstmord vereitelt er das Unternehmen gegen seine Vaterstadt und mit dem Giftbecher am Munde erhebt er sich zu edler Menschengröße. Auch einen Nero vor und in seinem inneren Verfalle gedachte er zu zeichnen, sowie dessen verbrecherische, aber in ihrer Verworfenheit gegen den Sohn schuldlos bleibende Mutter Agrippina. Mit dieser Frauengestalt, die durch ihres Sohnes Hand, während sie es doch gerade an ihm nicht verdient hat, die Nemesis ereilt, würde das Drama sich in erster Linie abgegeben haben.

Überhaupt spielen in vielen Entwürfen die Frauencharaktere eine große Rolle. Da ist eine „Elfriede“ aus der Geschichte der Angelsachsen, um die Ethelwolf für seinen König Edgar wirbt. Dabei aber entbrennt er selbst in Leidenschaft für das schöne, doch eitle und leichtsinnige Weib, das schließlich über den Leichnam des Gatten hinweg zum Throne schreitet. Ferner eine „Gräfin von Flandern“, die von den Großen ihres Volkes viel umworben wird,

aber einen geringen Junker ihres Hofes innig liebt. Es gelingt ihr nach den bänglichsten Verwicklungen, die zudringlichen Freier zu entfernen und endlich den Geliebten, der sich um die Fürstin und das Land die größten Verdienste erwirbt, an ihre Seite zu ziehen. Hier schwebte ihm ein Charakter von hohem Seelenadel vor, der in einer ähnlichen Lage wie die Portia im „Kaufmann von Venedig“ holde, poesievolle Herzensschönheit, majestätische Anmut und einen Reichtum an Geist und Frauenklugheit entfaltet haben würde. Mehr noch als diese Entwürfe stand bereits innerhalb seiner dichterischen Conception „Die Herzogin von Celle“, ein reines, hochgesinntes Frauenleben, das unter den widrigsten Verhältnissen äußerlich erliegt, aber im Untergange den Triumph des Edlen über das Gemeine und Schlechte darstellen sollte. Sie ist in einer Zeit, wo dem hannöverschen Fürstengeschlechte die Anwartschaft auf die brittische Thronfolge zufiel, und wo es galt, die Mittel des Hauses zu mehren, von der Politik um ihrer reichen Erbschaft willen dem herzlosen und unlauteren Erbprinzen von Hannover, dem späteren Könige Georg I. von England, verbunden und von ihren Eltern trotz deren Liebe dem Ehrgeize aufgeopfert worden. Wie viel sie auch an der Seite eines Gatten, dem sie gleichgültig ist, und unter der drückenden Mißachtung einer Schwiegermutter, die mit stolzer Geringschätzung auf die ihr von Geburt nicht Ebenbürtige herabblickt, zu erdulden hat, sie vermag ihre Rückkehr ins Elternhaus beim Vater nicht durchzusetzen. Da erhebt sie sich aus der schmerzlichen Resignation zu dem Entschlusse, dem kalten Mann nach bestem Vermögen eine wahre Gattin sein zu wollen. In dem Augenblicke, wo dieser Vorsatz in ihr reift, setzt sich die, die „so rein ist, wie die Unschuld selbst“, durch ihre Verbindung mit dem Grafen Königsmark, bei dem sie in vertrauensvoller Freundschaft Beistand suchte, der aber in lüsterner Leidenschaft nach ihr trachtet, dem schwersten Verdachte aus; die einst als ihres Hauses einzige Tochter eine so glückliche Jugend verlebt hatte, endet in trauriger dreißigjähriger Gefangenschaft. Die geschichtliche Sophie Dorothea, bekanntlich die Großmutter Friedrichs des Großen, in ehelicher Beziehung ebenfalls schuldlos, verfiel ihrem traurigen Geschick infolge eines mit Hilfe Königsmarks geplanten, aber im letzten Augenblicke entdeckten Flucht-

versuchs. Schiller war überzeugt, aus dem so gewendeten Stoffe eine erschütternde Tragödie schaffen zu können.

Aus dem vielen, was vorgesehen war, mag noch der Plan einer „Charlotte Corday“ Erwähnung finden, deren dichterische Verherrlichung ihm sehr am Herzen lag. Der einst von der französischen Republik zum Ehrenbürger ernannte Freiheitsdichter hatte in dieser weiblichen Heldengestalt ein zerschmetterndes Gericht über die falsche und brutale Volksfreiheit, die er aus tiefster Seele verabscheute, halten wollen. Die „Malteser“, die ihn die ganzen Jahre hindurch so viel beschäftigten und die uns beinahe um den „Wallenstein“ gebracht hätten, würden keine hervortretende Frauengestalt aufzuweisen gehabt haben.

Während nun alle dramatischen Entwürfe, auch die in längeren Aufzeichnungen erhaltenen, etwas völlig Ungewordenes geblieben sind, liegt uns im „Demetrius“, der Arbeit des letzten Jahres, deren Gestalten seine Phantasie bis in den Todeskampf hinein umschwebten, ein Werk vor, das die dichterischen Intentionen noch viel klarer erkennen läßt und das zum Teil auch bereits ausgeführt ist. Tiefe Ehrfurcht ergreift einen, wenn man im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar den Stoß von Skizzen, Scenarien und Studienheften, aus denen das Demetrius-Manuskript besteht, durchblättert und eine Vorstellung bekommt von dem enormen Fleiß, mit dem Schiller arbeitete, von dem heißen Ringen mit dem Material, aus dem dann jene Werke hervorgingen, die sich so schön und gefällig darbieten und bei dem Wohlklange ihrer fließenden Verse nichts mehr von der riesenhaften Mühe des Schaffens verraten. Hier bei dem unvollendeten Stücke, wo die ganze Vorarbeit erhalten ist, blickt man hinein in des Dichters Werkstatt, — in das Entstehen eines Dramas, das sich zweifellos seinen größten Schöpfungen zur Seite gestellt hätte, ja das, wie die Kunstverständigen erklären, durch eine eigenartige Verschmelzung von Idealismus und Realismus der Anfang zu einer neuen, die früheren noch überragenden Entwicklungsperiode Schillers geworden wäre. Leider verbietet uns der Raum, unsere Leser hier einzuführen in das Hin- und Herwogen seiner Gedanken, in das Auftauchen und Sichabklären seiner Ideen, in

das Prüfen, Erwägen, Verwerfen, Neugestalten der poetischen Darstellungsform, wo dann plötzlich wie eine Inspiration das dunkel Gefühlte klar und groß vor ihm steht. Wir müssen uns begnügen, das dramatische Gemälde, wie es nach der Fertigstellung wohl ausgesehen hätte, in kurzen Strichen zu zeichnen.

Zur Orientierung sei folgendes vorausgeschickt. Czar Iwan IV. aus dem Stamme Rurik, wegen seiner Grausamkeit der Schreckliche genannt, war nach fünfzigjähriger Regierung im Jahre 1584 gestorben. Da sein ältester Sohn Feodor geistesschwach, der jüngere, Dimitri, noch ein Kind war, so übernahm Iwans Schwager Boris die Regentschaft, ein staatskluger Fürst, dem Rußland viel Gutes zu verdanken hatte, aber ein egoistischer, vor keiner Schandthat zurückschreckender Charakter. Um sich den Czarenthron anzueignen, verbannte er Iwans Witwe Marfa mit ihrem jüngeren Sohne nach Uglitsch. Hier ließ er bald darauf den kleinen Czarowitsch Dimitri ermorden, die Mutter schickte er in ein fernes Kloster. Da trat im Jahre 1604 der junge Mönch Grischka mit dem Vorgeben auf, er sei der einst den Mörderhänden beim Brande des Schlosses glücklich entgangene Dimitri. Mit Hilfe polnischer Großen eroberte er das Czarenreich, der gewaltige Boris nahm sich, als für ihn alles verloren war, das Leben, der Sieger ließ sich krönen, fiel aber bald darauf einer Verschwörung zum Opfer. Die Quellen, die Schiller benutzte, widersprechen sich sehr in der Beurteilung des Demetrius. Nach den einen war er ein sinnlich wüster, jähzorniger und die Sitten wie den Glauben Rußlands mit Füßen tretender Tyrann, nach den anderen ein hochherziger, human denkender Reformer, der Rußland nach jeder Seite hin bilden und heben wollte. Und während jene ihn für einen gemeinen, ob auch geschickten Betrüger ansehen, behaupten diese, er wäre wirklich der echte Iwanowitsch Dimitri gewesen. Auch über den Verlauf der Geschichte im einzelnen weichen die Berichte voneinander ab. Natürlich gestaltete sich Schiller seinen Helden, sowie die anderen Personen der Handlung und diese selbst bei aller Anlehnung an die Historie doch ganz nach seinen dichterischen Bedürfnissen.

Nach ihm ist Demetrius am Anfang des Stückes, wie Kettner es bezeichnet, eine Cäsarennatur mit den Idealen eines Brutus,

ein willensstarker, kaltverständiger Mann mit den Leidenschaften eines Jünglings, ein Wallenstein an königlicher Größe mit dem großen, kühnen, raschen Sinn eines Max Piccolomini, — eine edle und das Höchste versprechende Erscheinung. Er ist ganz durchdrungen von der Überzeugung, daß er ein Rurik, der echte Czarowitsch sei, und daß das ungeheure Russenreich vor Gott und Menschen ihm gehöre. Dieser Glaube verklärt seine Gestalt zu einer hochidealen und trägt ihn mit unwiderstehlicher Siegesmacht. Erst seit einem Jahre kennt er sich als solchen. Er hatte sich freilich immer zu etwas Großem bestimmt gehalten, aber sich bis dahin doch nur als einen einfachen Klosterbruder gewußt.

Mönch unter Mönchen fand ich mich, als ich
Anfing, zum Selbstbewußtsein zu erwachen,
Und mich umgab der strenge Klosterzwang.
Der engen Pfaffenweise widerstand
Der mut'ge Geist, und dunkelmächtig in den Adern
Empörte sich das ritterliche Blut.
Das Mönchsgewand warf ich entschlossen ab
Und floh nach Polen, wo der edle Fürst
Von Sendomir, der holde Freund der Menschen,
Mich gastlich aufnahm in sein Fürstenhaus
Und zu der Waffen edlem Dienst erzog.

Von dem Woiwoden*) Mnischek wurde er trotz seiner dienenden Stellung sehr begünstigt. Er verliebte sich in dessen schöne Tochter Marina. Das bemerkt ein hocharistokratischer Freier derselben, es kommt zum Wortwechsel, zum Kampf. Grischka erschlägt diesen, und der Woiwode muß ihn zum Tode verurteilen. Schon kniet er an dem Block. In diesem letzten Augenblicke zieht er ein goldenes, mit kostbaren Edelsteinen geschmücktes Andreaskreuz, das er stets verborgen am Halse getragen hatte, und das ihm, so viel er weiß, bei der Taufe umgehängt war, hervor und drückt es an die Lippen. Das auffällige Schmuckstück wird bemerkt, er wird entfesselt, drei vornehme russische Flüchtlinge erkennen das Kreuz als ein Stück des russischen Kronschatzes. Man forscht weiter. Grischka besitzt

*) polnischer Fürstentitel.

von Kindheit her einen Psalter, in den der Prior seines Klosters etwas Griechisches eingeschrieben hatte, das er aber nicht lesen kann. Das Buch wird geholt, die vor Boris Gewaltthaten entflohenen Russen entziffern den Sinn. Daraus ergiebt es sich, daß der Diener des Woiwoden der in der Mordnacht gerettete Dimitri sei. Einige körperliche Merkmale bestätigen dieses Zeugnis. Huldigend fallen die Russen ihm zu Füßen. Von da ab hält Grischka sich nun für den Czarowitsch und mit hohem Selbstgefühl, mit fürstlicher Entschlossenheit ergreift er den Gedanken, sich das Reich seiner Väter zu erobern. Sein bisheriger Herr, jetzt sein Freund und Bundesgenosse, verspricht ihm kraft seines Einflusses auf den polnischen Reichstag die Hilfe Polens und die Hand Marinas.

Nach Schillers ursprünglicher Absicht sollten diese Vorgänge zu Sambor im heutigen Galizien den 1. Akt bilden. Eine liebliche Frauengestalt war in die Handlung eingefügt, in derselben gedachte er ein Mädchen nach der Art der Nausikaa des Homer zu schaffen. Er nannte es nach seiner Lotte Lodoiska. Es ist eine niedrige Dienerin, die den Grischka, da er noch ihres gleichen war, in aller Innigkeit weiblicher Empfindung mit ihrem Lieben und Sorgen umfing, während dieser sein Auge doch bereits auf ihre Herrin, die stolze Woiwodentochter, gerichtet hatte und von derselben in seinem stillen Werben ermutigt wurde. Lodoiska zittert um das Leben des Verurteilten und sucht ihn durch die ihr als solche nicht bekannte hohe Nebenbuhlerin zu retten. Nachdem der Geliebte dann als Dimitri erkannt worden ist, muß sie es mit tiefer Wehmut erfahren, daß der von seiner Größe Träumende für ihre Liebe kein Auge, für ihre aus der Welt ehrgeizigen Strebens ihn zurückrufende Stimme kein Gehör hat. Er verspricht, ihr Glück machen zu wollen, aber was ist für Lodoiska Glück, wenn sie ihn nicht besitzen darf? Obwohl sie dem Stolzen entsagen muß, drängt sie ihm in Sorge um sein teures Leben den Bruder als beständigen Begleiter und persönlichen Schutz auf. Bewegt davon will Demetrius sie umarmen, doch sie erlaubt es nicht und entwindet sich ihm sanft. In Angst und Sehnsucht treuer Liebe zermartert sich nun ihr Herz, während draußen die Marschlieder ertönen, die den Abzug des zukünftigen Russenkaisers melden. Schiller hätte aus dieser

Figur, die erst in Strichen angedeutet ist, jedenfalls eine rührende dramatische Gestalt geschaffen. Doch strich er schließlich die ganze Samborhandlung und verlegte dieselbe in die Vorgeschichte des Dramas, um gleich mit dem Reichstage in Krakau zu beginnen, der nun den 1. Akt einleitet.

So lückenhaft das Bild auch noch ist, so ist es doch in seiner Anlage etwas wahrhaft Großartiges, diese Notablenversammlung der unter dem nichts bedeutenden Könige Sigismund sich zusammenfassenden polnischen Republick, wo der 21jährige Demetrius mit der Majestät des geborenen Herrschers, mit dem dämonischen Drange des Eroberers, mit den idealen Plänen eines liberalen Staatenlenkers, mit dem ungeheuren Czarenbewußtsein und dabei doch mit der klugen Bescheidenheit des bei Rußlands Feinden Hilfe suchenden Politikers auftritt, — dieses Drängen der ihm günstigen Majorität auf den Krieg mit Boris, dieser zornige Widerstand des russenfreundlichen Woiwoden Leo Sapieha, der mit seinem Veto den Reichstag sprengt, diese Wut der adligen Landboten, die sich um den großen Beutezug nach Moskau gebracht sehen und den protestlerischen Fürsten zerfleischen möchten, so daß ihn die Bischöfe unter der Deckung ihres Kreuzes und ihrer Stola aus dem Saale schaffen müssen, diese tolle polnische Wirtschaft, in die sich schließlich die erlauchte Versammlung auflöst. Und die Seele des Ganzen ist Marina. Ohne Zweifel wäre aus der Tochter des Woiwoden Mnischek eine der Meisterschöpfungen Schillers geworden. Marina ist ein schönes, anmutiges Wesen, liebreizend ist ihre ganze Erscheinung, aber ihr Herz weiß von Liebe nichts, wie viel sie davon dem Demetrius auch entgegenzubringen scheint. Ihre Seele kennt nur eine Empfindung, ein Streben: die Größe, die Macht. Weit greift ihre gewaltige Herrschernatur über die hohe Stellung ihres fürstlichen Vaters und ihrer an polnische Starosten verheirateten älteren Schwestern hinaus: sie will Czarin des unermeßlichen Russenreiches werden, und der junge Kronprätendent, der in ihrem Hause entdeckt ist, kommt ihr dazu sehr gelegen. Schon als dieser noch Grischka war, hatte sie an ihm Charakterzüge bemerkt, die ihn zu großen Unternehmungen brauchbar erscheinen ließen. Daher ihre Gunst. Jetzt, wo er der Welt nun gar als der Demetrius gilt,

reicht sie ihm freudig die Hand zur Verlobung, und mit ihrem listig berechnenden Geiste, mit ihrer Gewalt über die Menschen, deren Schwächen sie zu durchschauen und zu benutzen weiß, setzt sie alles für ihn in Bewegung. Sie hat aus verdeckter Stellung die Kriegsstimmung in den Reichstag hineingebracht, und während drinnen verhandelt wird, schürt sie von außen das Feuer. An Sapieha scheitert ihr Bemühen. Nachdem sie die geschlossene Macht des Polenreiches für ihre Unternehmung nicht hat erlangen können, gilt es nun, unter ihres Vaters Führung einen möglichst großen Heereszug aus der Zahl der beutegierigen Edelleute auf die Beine zu bringen. Sie glaubt nicht im geringsten an des Verlobten czarische Abstammung, wie sie ihrem Vertrauten Odowalsky offen erklärt:

Mag er
Der Götterstimme folgen, die ihn treibt,
Er glaub' an sich, so glaubt ihm auch die Welt.
Laß ihn nur jene Dunkelheit bewahren,
Die eine Mutter großer Thaten ist —
Wir aber müssen hell sehn, müssen handeln.
Er giebt den Namen, die Begeisterung,
Wir müssen die Besinnung für ihn haben.
Und haben wir uns des Erfolgs versichert
Mit kluger Kunst, so wähn' er immerhin,
Daß es aus Himmelshöh'n ihm zugefallen.

In prächtiger realistischer Zeichnung, wenn auch erst in flüchtigen Andeutungen, liegt die Scene vor, in der sie die stolze Bettlerschar der vor ihr kriechenden polnischen Adligen, diese raubgierigen Piasten, die in den Häusern ihrer Fürsten als Stallknechte, Kutscher und Köche niedere Dienste zu verrichten gewohnt sind, dazu bestimmt, sich für ihre Zwecke zu rüsten und zu dem Heere zu stoßen, das für Demetrius in Kiew gesammelt wird. Sie entflammt alles zu wildem Mute. „Patronin, wen sollen wir totschlagen? Gebiete über unsere Arme und Säbel!“ „Du hast uns neu gestiefelt und gekleidet, wir dienen Dir mit unserm Herzensblut!“ „Gewiß, Du bist zur Königin geboren!“ Marina: „Ich weiß, so ist's, drum muß ich's werden!“ Sie läßt sich, um den Troß ganz sicher zu haben, sogar dazu herab, mit ihnen ein Glas Branntwein auf ihr

Wohl zu leeren. In ihrem Entzücken verlangen sie, daß Marina sie anführe; aber diese will nur der im Verborgenen lenkende Geist sein. — Ganz anderer Art ist dann wieder die Unterredung mit Mnischek, der in Anbetracht des Wagnisses an der Sache bereits irre geworden ist. Doch er ist ein zärtlicher Vater, und wie sehr er auch vor ihrem „furchtbaren Streben" erschrickt, ihn treibt das Herz, auf seinen Liebling alles Höchste zu häufen. Mit ihrem Schmeicheln und Kosen bringt sie es dahin, daß er sein ganzes Vermögen und seinen großen Einfluß an die Wünsche Marinas setzt.

Laß uns der Flut vertrauen, die uns trägt!
Nicht an die Opfer denke, die du bringst,
Denk an den Preis, an das erreichte Ziel —
Wenn du dein Mädchen sitzen sehen wirst
Im Schmuck der Czarin auf dem Thron zu Moskau.
Wenn deine Enkel diese Welt beherrschen!

Mnischek.

Ich denke nichts, ich sehe nichts als dich,
Mein Mädchen, dich im Glanz der Königskrone!
Ich bin besiegt, all meine Zweifel schwinden,
Du forderst es, ich kann dir nichts versagen.

Der 2. Akt führt uns in das Kloster, in dem Marfa, die Mutter des ermordeten Prinzen Dimitri, in trauriger Weltentsagung dahinlebt. Schauerlich erfaßt den Zuschauer die Scenerie. Es ist eine öde Polargegend, draußen an den Grenzen der belebten Welt, alles rauh und winterlich. Wir sehen vor uns den Kirchhof des Klosters und viele Grabsteine. Vor einem derselben steht, in einen weißen Schleier gehüllt, eine ältere Nonne, starr und unbeweglich wie eine Statue, ganz in sich versunken. Sie kümmert nichts, was rings um sie vorgeht. Ob auch die Nonnen in langem Zuge hinauspilgern, um freudig das Wiederkommen der Sonne, das bevorstehende Erwachen der Natur zu feiern, ihr kann das Jahr, das alle Welt verjüngt, nichts bringen! Für sie ist alles ein Vergangenes! Sie ist ein Bild der Mutterliebe, die, ihres teuren Besitzes beraubt, in untröstlichem Schmerze dem Leben auch innerlich abgestorben ist:

Ich will mich nicht beruhigen, will nicht
Vergessen. Das ist eine feige Seele,
Die eine Heilung annimmt von der Zeit,
Ersatz für's Unersetzliche! Mir soll
Nichts meinen Gram abkaufen —

Während dieses Zwiegesprächs mit ihrer Mitnonne Olga wird durch einen Fischerknaben die Kunde ins Kloster gebracht, daß der seit 16 Jahren als tot beweinte Dimitri plötzlich aufgetaucht sei und gegen Boris mit polnischer Heeresmacht heranziehe. Marfa ist aufs tiefste erregt. Obwohl sie nie ihres Kindes Asche gesehen hat, kann sie doch das Wort nicht glauben, aber andrerseits kann sie es doch nie mehr aus der Seele löschen. Ihre Ruhe ist hin, sie weiß fortan nicht, ob sie den Sohn bei den Toten, ob sie ihn bei den Lebenden suchen soll. In dieser Zweifelsstimmung tritt ihr der Erzbischof Hiob gegenüber, und nun entfaltet sich eine der gewiß großartigsten Scenen des Dramas. Der Kirchenfürst, eines der gefügigsten Werkzeuge des Boris, sein Mitschuldiger an Marfas Verbannung und Mitwisser des einst gegen den jungen Czarowitsch ausgeübten Anschlags, ist von dem Machthaber Rußlands abgeschickt, um die Mutter Dimitris durch Zureden oder nötigenfalls durch Drohungen zu bestimmen, daß sie Demetrius als Betrüger verleugne. Der Pfaffe, der dieses Anliegen des Czaren als einen Ausfluß seiner Sorge um Marfa darzustellen sucht, — es sei ein schändlicher und ihr gewiß tief schmerzlicher Mißbrauch des edlen Namens ihres Sohnes — ahnt nicht, welch ein Vulkan voll glühenden Hasses in diesem Frauenherzen des Ausbruchs harrt. Sie hört aus seinen Worten die Angst des Fürsten heraus. Jetzt also ist die Stunde ihrer Rache gekommen! Sie weiß, *ein* Wort nur kostet's sie, das Wort: Er ist nicht mein Sohn! und ganz Rußland steht zu Boris, alle Welt verläßt den Eindringling als Betrüger; ein Wort dagegen: Er ist's! und der Usurpator, der ihr Kind gemordet und sie gestürzt hat, hat sein Volk gegen sich, und dem Eroberer ist alle Macht verliehen. Ihr Todfeind ist um des *einen* Wortes willen in ihre Hände gegeben. Vor ihr muß er kriechend um Gnade flehen, und — er soll diese nicht finden!

Doch Marfa ist das kluge Weib, das, so leidenschaftlich auch

ihr Ingrimm ist, diesen zu verbergen versteht. Erst will sie ausforschen, worauf sich Demetrius beruft, wie weit dessen Unternehmung gediehen ist, ob sich in Rußland bereits ein Aufstand regt? Auch das Mutterherz, das doch schon zweifelnd fragende, verlangt nach näherer Auskunft. Vielleicht könnte es ja doch sein?! So redet sie von Demetrius als einem kecken Abenteurer, durch welcher Zeichen und Beweise Kraft er sich denn beglaubige? Da hört sie von des Prätendenten siegesgewissem Andringen, von der für diesen günstigen Stimmung im Volke, vor allem aber erfährt sie etwas von der Ähnlichkeit, von den an Dimitri erinnernden körperlichen Eigentümlichkeiten des Eroberers und von dem Taufkreuz mit den neun Smaragden. Nun bricht es in wilder Lust der Rache und in heißem Dank zum Himmel aus ihrer Seele hervor. Der Priester weiß nicht, wie ihm geschieht. Entsetzt starrt er das so völlig verwandelte, wie verzückt dastehende Weib an, das aus den verborgensten Herzensgedanken keinen Hehl mehr macht:

Er ist mein Sohn. An diesen Zeichen allen
Erkenn' ich ihn. An deines Czaren Furcht
Erkenn' ich ihn. Er ist's! Er lebt! Er naht!
Herab von deinem Thron, Tyrann! Erzittre!
Es lebt ein Sprößling noch von Ruriks Stamm;
Der wahre Czar, der rechte Erbe kommt,
Er kommt und fordert Rechnung von dem Seinen!
— — — — — — — — — —
— — — — — — — Ich glaubte
Der allgemeinen Stimme seinen Tod
Und meinem Schmerz. Der allgemeinen Stimme
Und meiner Hoffnung glaub' ich jetzt sein Leben.
Doch wär' er auch nicht meines Herzens Sohn,
Er soll der Sohn doch meiner Rache sein.
Ich nehm' ihn an und auf an Kindes Statt,
Den mir der Himmel rächend hat geboren!

Mit diesem Bescheide ist der Erzbischof, dessen Verhalten unter dem freudetrunkenen Zornesausbruche Marfas bei der Bearbeitung noch schärfer charakterisiert wäre, entlassen. Nun ist sie allein. Aus hoffnungslos entsagendem Schmerze ist ihre Seele in eine

Ekstase neuen Lebensglückes emporgeschnellt. Noch sind ja immerhin Zweifel in ihrer Brust. Aber sie will nicht mehr zweifeln, sie ist fest entschlossen, an Demetrius zu glauben. Er soll und muß ihr Sohn sein!

> Ich fasse mit lebendigem Vertrauen
> Die Rettung an, die mir der Himmel sendet!
> Er ist's, er zieht mit Heereskraft heran,
> Mich zu befreien, meine Schmach zu rächen!
> Hört seine Trommeln! seine Kriegstrompeten!
> — — — — — — — — — —
> O warum bin ich hier geengt, gebunden,
> Beschränkt mit dem unendlichen Gefühl!
> Du ew'ge Sonne, die den Erdenball
> Umkreist, sei du die Botin meiner Wünsche!
> Du allverbreitet ungehemmte Luft,
> Die schnell die weitste Wanderung vollendet,
> O trag' ihm meine glüh'nde Sehnsucht zu!
> Ich habe nichts als mein Gebet und Flehn,
> Das schöpf' ich flammend aus der tiefsten Seele,
> Beflügelt send' ich's in des Himmels Höhn,
> Wie eine Heerschar send' ich dir's entgegen!

Diese durch ihre Gewalt und Tiefe so schönen Marfaworte haben für uns noch eine besondere Bedeutung. Sie sind das Letzte, was Schillers Geist geschaffen hat. Er war in der Ausführung der Dichtung noch um einige Scenen weiter gekommen. Aber am Tage, ehe er sich zum Sterben niederlegte, hatte seine bereits erstarrende Hand gerade an dieser Stelle gearbeitet. Sie ist geschrieben in großer Schwachheit, aber unter dem nochmaligen Aufflackern seiner ganzen genialen Dichterkraft. — —

Im folgenden wird der kaum glaubliche, aber der Geschichte entsprechende Siegeslauf des mit verhältnismäßig geringen Truppen über die mächtige Armee des Czaren herfallenden Demetrius vorgeführt. Im Gegensatz zu der vorigen Scene bekommen wir hier einen Ausblick auf das in lachender Frühlingsschönheit fruchtbar und sonnenhell daliegende südliche Rußland. Demetrius, von seinen Offizieren umgeben, sinkt beim Überschreiten der Grenze auf die

Knie, in unaussprechlichem Wonnegefühl küßt er den Heimatboden, seines Erbreiches heiligen Staub, und doch ist seine Seele schmerzlich bewegt davon, daß dieses schöne, gottgesegnete Land des Krieges Stürme verheeren sollen, und daß er den Thron seiner Ahnen mit den Waffen der Feinde erobern muß. Aber das Bewußtsein, sein gutes Recht zu verfechten, trägt ihn darüber weg und beflügelt seinen Geist. Ein selbstgewisses Manifest an seine Russen bricht mit der Stärke des Legitimitätsprinzips jeden Widerstand vor ihm nieder. Die Dörfer, in denen der Dichter zur Veranschaulichung des russischen Bauerncharakters mit Tellfarben gemalte Volksscenen sich abspielen läßt, fliehen zum großen Teile in das Lager des Eroberers; im Heere der Feinde greift trotz eines erstmaligen Sieges die Desperation um sich, der große Führer Solticow erklärt sich aus Gewissenspflicht für den Sohn des Iwan und geht zu ihm über, ein glänzender kriegerischer Erfolg beschließt den Akt, mit dem nun aber die dichterische Ausgestaltung aufhört, so daß wir für das Folgende auf Skizzen und Notizen Schillers angewiesen sind.

Der 3. Akt, der den Zuschauer auf neue Höhepunkte der Erregung gebracht hätte, sollte zunächst den Untergang des Boris behandeln. In Verzweiflung über den allgemeinen Abfall und über den Zusammenbruch seiner Macht nimmt derselbe sich, als ihm gemeldet wird, daß der junge Bojare Romanow, ein Verwandter der von ihm gestürzten Ruriks, auf Moskau heranrücke, das Leben. Er hüllt sich in Mönchsgewand und vergiftet sich. Hier wäre uns die vierte Frauengestalt vor die Augen getreten, die edle, mit herzlicher Kindesliebe an Boris hängende Axinia, mit der der Vater vor seinem Tode eine tief ergreifende Unterredung haben sollte. An der Leiche des Vaters erschließt dieselbe ihr reines, in der Trauer seinen ganzen Reichtum offenbarendes Herz dem Romanow, der trotz aller ihm widerfahrenen Kränkung gerade mit der Absicht, den bedrängten Czaren zu retten, gekommen ist; der Geliebte läßt in vollem Selbstvergessen die Truppen dem Sohne des Boris Treue schwören. Unterdessen ist Demetrius bis Tula gelangt, er ist der allmächtige Sieger, alles fällt ihm zu, schon geht er einher im prachtvollen Czarenschmuck. Aber seine Seele ist frei von allem Hochmut, das idealste Empfinden, die weihevollste Stimmung erfüllt

seine Brust. In schöner Menschlichkeit sinnt er nur auf seines Volkes Glück und auf eine segensvolle, Rußland erleuchtende und innerlich befreiende Regierung.

Da auf dem Gipfel seines Lebens erfährt er nun, daß er nicht der echte Iwanowitsch ist. Der Mörder des Dimitri steht vor ihm und reißt ihn unbarmherzig aus seinem schönen Wahn heraus. Derselbe hat einst, weil Boris ihm für seine Unthat den versprochenen Lohn nicht gegeben hatte, einen armen, dem gemordeten Prinzen sehr ähnlichen Knaben aufgegriffen, um sich einmal durch diesen an dem Czaren zu rächen. Er hat dem Kinde das geraubte Kreuz umgehängt und es dann ins Kloster gebracht, wo der Prior in den Plan eingeweiht wurde. Das ist der Held unseres Stückes. Demetrius zerfällt bei dieser Eröffnung mit sich selbst: so ist er also ein Betrüger, wenn auch ein selbst betrogener! Damit ist ihm seine Begeisterung, sein sittlicher Halt entzogen! Nichtsdestoweniger ist er fest entschlossen, die gewonnene Macht nicht mehr aus den Händen zu geben, einmal um seinetwillen, aber auch um Rußland vor Anarchie zu bewahren. Den Unheilsboten stößt er nieder, und nun soll fortan die Gewalt das fehlende Recht der Geburt ersetzen. Der Dichter stellt sich also die Aufgabe, zu zeigen, wie unter der zermalmenden Schwere des Bewußtseins, von der Wahrheit geschieden zu sein, in einem an sich edlen Charakter die dunklen Instinkte der Natur hervorbrechen, wie ein Demetrius aus einem für Menschenglück und Volksbefreiung begeisterten Jüngling ein finsterer Despot, ein Menschenfeind, ein grausamer Nero wird. Hier tritt es einem so recht entgegen, welch ein gewaltiges Werk des dichtenden Geistes uns in diesem unvollendet gebliebenen Drama entgangen ist. Sollte das Fragment durch einen Schiller verwandten Geist einmal seine Vollendung finden — alle bisherigen Versuche von Maltitz, Laube, Sievers u. a. sind als gescheitert zu betrachten, — welch eine geniale Meisterschaft allein schon in dramatischer Seelenzeichnung würde dazu gehören, um das fertig zu bringen!

Nun male man sich die jetzt erfolgende Begegnung des seines Glaubens beraubten Eroberers mit der Marfa aus, die inzwischen auch, je mehr sie sich Tula näherte, aus ihrem enthusiastischen und doch künstlich gemachten Glauben an den Sohn erwacht ist. Un=

willkürlich fährt sie vor ihm als vor einem Fremden zurück, das Muttergefühl läßt sich nicht irre machen. So versucht er es denn auch gar nicht erst. Er stellt sich mit ihr sofort auf den Boden politischer Erwägungen und stürmt auf das in seiner schönsten Lebenshoffnung so schrecklich enttäuschte Frauenherz mit der Bitte ein, ihn nur vor der Welt als Sohn anerkennen zu wollen, wobei er aber Töne anschlägt, die darauf berechnet sind, die Sehnsucht nach Sohnesliebe, die er in reichem Maße ihr entgegenzubringen verspricht, in ihr tief zu erregen. Als sie darüber in Thränen ausbricht, zeigt er sie durch Öffnung eines Fenstervorhangs dem draußen harrenden Volke, das die Bewegung der Czaritza als Sohnesbestätigung annimmt. Daran schließt sich der pomphafte Einzug in das goldentürmige Moskau, in den Kreml. Das heiß Erstrebte ist erreicht, aber der, dem alles huldigt, ist ein innerlich gebrochener Mann! Wir denken an Johanna in Rheims, nur daß der seelische Fortgang des Helden hier der entgegengesetzte wird.

Der 4. Akt zeichnet in dem schwer leidenden, verdüsterten Betrüger den rücksichtslosen Gewalthaber, der sein Volk vor sich zittern macht. Die Situation wird immer spannender. Der den Boris gestürzt hat, entbrennt jetzt in glühender Leidenschaft zu Boris Tochter. Sein Herz braucht Trost, sie wäre die einzige, die den Menschen in ihm wieder aufrichten könnte. Aber Axinia verabscheut ihn. Da will er sie mit tyrannischer Brutalität zwingen, von Romanow, dem ihre treue Liebe gehört, zu lassen und mit ihm den Thron zu besteigen. Was wären das für Auftritte unter Schillers Händen geworden! Mitten hinein in dieses vergebliche Liebeswerben des Despoten, in das Hangen und Bangen der armen gefangenen Czarentochter, fällt nun die Nachricht, daß Marina auf dem Wege nach Moskau ist, um ihre Ernte einzuheimsen. Demetrius hatte sich dem Wahne hingegeben, daß er sich von der polnischen Verlobten losmachen könne, während er doch bei der wachsenden Unzufriedenheit der Russen nur durch Marinas Streitkräfte gehalten wird. Er muß ihr nun entgegenziehen und sie feierlich einholen. Die Woiwodentochter ist natürlich in alles, was vorgefallen ist, auch in die Liebe des Demetrius zur Czarentochter, eingeweiht. Sie vermag ihm aber, als ob sie nichts wüßte, Zärtlichkeit zu

heucheln. Völlig untersteht er ihrer lenkenden Macht, und sie wird nun zu seinem bösen Dämon, der ihn auf dem verderblichen Wege der Unterdrückung immer weiter treibt. Während die rauschenden Vorbereitungen zur Hochzeit vor sich gehen, läßt die furienhafte Polin ihre Nebenbuhlerin umbringen. „Bringst du mir den Tod?“ ruft die Unglückliche in freudiger Erregung dem ihr von Marina Gesandten zu, „o sei willkommen! Ich fürchtete, es sei die Czarenkrone!“ So nimmt sie den Giftbecher wie einen Trank der Erlösung und durch ihre sittliche Erhabenheit in ihrem unverdienten Leiden sühnt sie die Schuld ihres Vaters.

Im Schlußakte stößt Marina, eben durch die Trauung Czarin geworden, den Demetrius in die äußerste Tiefe inneren Elends hinab, indem sie ihm mit kaltem Blute gesteht, daß sie nie an seine Abstammung von Iwan geglaubt habe, daß er vor ihren Augen ein Betrüger sei, und daß sie mit vereinter Kraft das durch Lug und Trug Gewonnene behaupten müßten. Erschüttert durch die Erkenntnis, wie liebearm sein glanzvolles Leben ist, tauchen in dem weich gewordenen Gemüte nun die Erinnerungen an die von ihm einst verschmähte treue Liebe Lodoiskas*) auf. An diese so freundlich sich ihm auffrischende Vergangenheit, da er noch der arme Grischka war, reiht sich jetzt die grausige Gegenwart. Die auf das Tyrannenregiment und die polnische Thronstütze ergrimmten Russen haben sich gegen ihren Herrn verschworen, die Empörung bricht aus. Demetrius flüchtet sich zu den Füßen der Marfa und fleht sie verzweifelnd an, durch das Küssen des Kreuzes es zu beschwören, daß er ihr Sohn sei, und so die entfesselten Elemente bei ihrem Loyalitätsgefühl zu erfassen und ihn zu retten. Wiederum eine furchtbare, spannende Scene. Die Aufrührer dringen ein und legen ihr die kategorische Frage vor. Wie wird sich die Fürstin, wo alles in ihre Hand gelegt ist, verhalten? Noch einmal richtet sich Demetrius

*) Da Schiller die Samborscenen gestrichen hatte, so würde Lodoiska im Stücke persönlich nicht aufgetreten sein, es sei denn, daß der Dichter diese Scenen noch zu einem Vorspiel verwendet hätte, ähnlich dem Wallensteinschen Lager, wie es bei der Überfülle des Stoffes überhaupt wahrscheinlich ist, daß ihm sein „Demetrius“ schließlich wie sein „Wallenstein“ zu einer Trilogie ausgewachsen wäre.

zu seiner majestätischen Größe, zu seiner imponierenden Sicherheit auf. Aber Marfa grollt dem Herrscher, der sie, die stolze Frau, vernachlässigt hat; zudem ist durch den Untergang des Boris ihre Rachsucht befriedigt, und ihr hoher Sinn verbietet ihr, die Gefühle einer Mutter zu heucheln. Wohl mag das Mitleid noch in ihrem Herzen kämpfen, aber was geht sie dieser den Namen ihres Hauses mißbrauchende Fremdling an? — sie schweigt — sie zieht die Hand aus der seinigen kalt zurück — sie wendet sich ab — der ihr Sohn sein wollte, fällt vor ihren Augen unter den Dolchen der Verschworenen. Aus dem Nichts zum Thron und vom Thron in ein noch schrecklicheres Nichts! Aus dem ehrlichen Mönchsgewande in den Czarenpurpur — jetzt ist derselbe von ihm genommen, und der diesen ungeheuren Wechsel erlebt hat, wandelt nun durch die Geschichte als eine verhüllte Gestalt, als Demetrius der Betrüger!

Mit seinem Tode bricht die Anarchie herein, in der Marina sich nach Polen rettet; aber schon taucht aus Sturm und Verwirrung die Zukunft auf mit großen Verheißungen. In dem Gefängnis, in das der Gewalthaber den jungen Romanow, seinen Nebenbuhler in der Liebe Axinias, geworfen hatte, war diesem die ermordete Geliebte erschienen, um ihn und sein Geschlecht zum Throne zu berufen. Hier hatte Schiller eine gute Gelegenheit, dem Nachkommen desselben, dem Kaiser von Rußland, manches Schöne zu sagen. Und die Versuchung lag für ihn nahe, denn in den Tagen, wo er am „Demetrius" arbeitete, war ganz Weimar freudig bewegt, hatte doch die anmutige Großfürstin Maria Paulowna dem Sohne Karl Augusts die Hand zum Ehebunde gereicht, und im November 1804 sollte der feierliche Einzug erfolgen. Aber als Schiller eines Abends vor Karoline von Wolzogen dieser Erwägung in seinem Geiste Raum gegeben hatte, erklärte er ihr am nächsten Morgen: „Nein, ich thue es nicht; die Dichtung muß ganz rein bleiben!" — ein Wort, das einen weihevollen Glanz ausbreitet über alle seine Dramen: vom ersten bis zum letzten sind diese Schöpfungen hoher Kunst zugleich die Geisteswerke eines hohen, lauteren Charakters. Doch wenn er auch dem russischen Kaiser nicht schmeicheln wollte, so war er auf Goethes Bitte gern bereit, für die junge Czarentochter, welcher der Ruf einer für alles Große

und Schöne begeisterten Seele vorausging, eine poetische Begrüßung zu schreiben, die ihr von der Bühne aus dargebracht werden könnte. So entstand die hübsche Gelegenheitsdichtung „Die Huldigung der Künste", die der Erbprinzessin, der Urgroßmutter unseres Kaisers, eine ihrer herrlichsten Lebensaufgaben, die Förderung edler künstlerischer Bestrebungen ans Herz legte und ihr beim Eintritt in Weimar die Versicherung gab, daß sie es in der Hand habe, daselbst ganz heimisch zu werden. Zu den Landleuten, die sich auf den Empfang der Fürstin rüsten und in Sorge sind, ob sich die in Marmorhallen und goldener Pracht Aufgewachsene je in ihre einfachen Verhältnisse einleben werde, spricht hier der Genius, der, umgeben von den sieben Künsten, in ihrer Mitte erscheint:

Ein schönes Herz hat bald sich heimgefunden;
Es schafft sich selbst, still wirkend, seine Welt.
Und wie der Baum sich in die Erde schlingt
Mit seiner Wurzeln Kraft und fest sich kettet,
So rankt das Edle sich, das Treffliche,
Mit seinen Thaten an das Leben an.
Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande,
Wo man beglückt, ist man im Vaterlande.

Wohl ist der Wechsel zwischen der stolzen Stadt am Newastrome und der kleinen Thüringer Residenz an der Ilm ein gewaltiger; aber „ein erhabener Sinn legt das Große in das Leben, und er sucht es nicht darin", — eine vortreffliche Weisung an ein junges Frauenherz, wenn es den Glanz des Reichtums, in dem es seine Jugend verlebt hat, mit dem vertauscht, was in bescheidenem Anfang die Liebe ihm zu bieten vermag, — noch einmal ein Bekenntnis jenes Schillerschen Idealismus, der sich mit der Zufriedenheit verklärendem Zauber seine Welt aus seinem Innern baut, aus des Gemütes unendlicher Fülle und aus der Treue und Hingebung, die in wirkender Kraft dem Dasein seinen köstlichsten Gehalt abgewinnt. Doch nicht bloß als die Spendende wird die Fürstentochter unter ihnen weilen, und nicht wird sie darauf angewiesen sein, sich alles im Herzen selbst zu schaffen. Schiller fühlt doch mit Stolz, was sein bescheidenes Weimar an herrlichen Schätzen

des Geistes in sich birgt, und was es in seiner Musen heiligem Reiche dem empfänglichen Weibe zu geben vermag. Ganz besonders ist es die Poesie, die der Großmeister der Kunst Maria Pawlowna entgegenführt, und der er hier sein und Goethes klassisches Programm in den Mund legt:

> Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke;
> Frei schwing' ich mich durch alle Räume fort.
> Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke,
> Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.
> Was sich bewegt im Himmel und auf Erden,
> Was die Natur tief im Verborgnen schafft,
> Muß mir entschleiert und entsiegelt werden.
> Denn nichts beschränkt die freie Dichterkraft;
> Doch Schönres find' ich nichts, wie lang ich wähle,
> Als in der schönen Form die schöne Seele.

Dieses kleine lyrische Spiel ist das Letzte, was Schiller noch vollenden konnte; sein Letztes war ein Gruß an eine edle Frau, die dem verehrten Dichter diese Herzensstimme nie vergessen hat. Wie sehr sie diese Huldigung verdient hat, bezeugt ein Ausspruch Goethes aus dem Jahre 1828: „Sie ist von jeher für das Land ein guter Engel gewesen und wird es mehr und mehr, je länger sie ihm verbunden ist. Sie ist eine der besten und bedeutendsten Frauen unserer Zeit und würde es sein, wenn sie auch keine Fürstin wäre. Und das ist's eben, worauf es ankommt, daß wenn auch der Purpur abgelegt worden, noch sehr viel Großes, ja eigentlich noch das Beste übrigbleibe."

Siebentes Kapitel.

Trauernde Liebe.



Einst in den Tagen brausender Jugendlust, da Schiller seine Lauraoden dichtete, hatte er die Thräne gescholten, die ihm einmal „des Alters Straflos“ erweinen sollte, das zitternde Hinschleichen unter der Sonne, „die des Jünglings Adlergang gesehn“, das Erblinden des Geistes und das Erfrieren des Herzens, in dem die „lichte Himmelsflamme“ gelodert hatte. Er wollte sterben in der Fülle der Kraft und des Wirkens:

Brich die Blume in der schönsten Schöne,
Lösch', o Jüngling mit der Trauermiene,
  Meine Fackel weinend aus!
Wie der Vorhang an der Trauerbühne
Niederrauschet bei der schönsten Scene,
  Fliehn die Schatten — und noch schweigend horcht das Haus.

So ist es ihm denn auch geworden. Mitten im vollen Schaffen hat der Tod ihn hingenommen. Was seit langen Jahren die stets drohende Gefahr gewesen war, das brach nach Vollendung des „Tell“ und nach der Rückkehr von der Berliner Reise im Sommer 1804 mit aller Heftigkeit über sein Leben herein, und von da ab war dasselbe nur noch ein heißer Ringkampf zwischen den Todesmächten, die erbarmungslos den Körper verwüsteten, und der Gewalt des Genius, der den Geist, den er ergriffen hatte, nicht hergab. Schiller ahnte sein Geschick, als im nächsten Februar ein böser Anfall ihn „bis auf die Wurzeln erschütterte“, doch glaubte er es noch auf kurze Jahre hinhalten zu können. Der Dichter des „Demetrius“ hatte noch keine Zeit zu sterben! Aber schon in der Küßnachtscene war bedeutungsvoll die Stimme erklungen: „Rasch tritt der Tod den Menschen an, es ist ihm keine Frist gegeben“. Schauerlich starrt einem dieses Wort aus den Aufzeichnungen nächt-

licher Fieberanfälle, die sich im Februar 1805 in seinem Arbeitskalender finden, entgegen. In liebevollster Besorgnis suchte er seine Befürchtungen und, soweit es ging, auch seinen Zustand der Gattin, die er damals mit verdoppelter Gütigkeit seines Herzens umfing, zu verheimlichen. Hatte ja doch das teure Weib, während er selbst dem Feinde alles Lebens ins ernste Angesicht sah, ein junges Wesen, dem sie erst vor wenigen Monaten das Leben geschenkt hatte, zu nähren und zu behüten. Was bringt das menschliche Dasein doch manchmal für entsetzliche Kontraste! Im oberen Stockwerke des Schillerhauses, im weihevollen Dichterzimmer, das Krankenlager des geliebten Mannes, unten in ihren Gemächern die Wiege der kleinen Emilie! An derselben sitzt die Mutter, das Herz geteilt zwischen der Pflege des Kindes und der Sorge für den leidenden Vater. Sie lächelt das Töchterchen an mit heiterem Blicke, und dabei ziehen durch ihre Seele Schmerzensgedanken; sie singt der Kleinen liebliche Schlummerlieder, dann geht sie an ihren Tisch, den des erwachenden Frühlings erster Sonnenschein umglänzt, und in ergreifender Klage strömt aus, was das Innere bewegt:

Was rauscht und wogt um mich des Lebens Quelle?
Mit ihren Tiefen will sie mich umschlingen!
— — — — — — — — — —
Die Liebe senkt gelähmt den matten Flügel,
Vom Hauch des rauhen Nordens angeweht;
In Nacht gehüllt sind mir die Sonnenhügel,
Auf denen lächelnd sonst die Hoffnung steht!
Nun locken mich nicht freudige Gesichte
In eine schöne beßre Welt hinein!
Nur halb beleuchtet steht im Dämmerlichte
Des Lebens letzter, matter, trüber Schein!

Trotzdem hat sich Charlotte bei jedem Wiederaufflackern der Kräfte, wenn Schiller, einige Stunden oder wohl gar einige Tage durch die dichterische Begeisterung in Aussehen und Befinden erfrischt, an seinem „Demetrius“ saß, immer wieder dem Vertrauen auf seine gute Natur hingegeben. Dies um so mehr, da, je näher es dem Ende zuging, die Lebhaftigkeit seines Geistes sich steigerte, und merkwürdiger Weise das nie empfundene Bedürfnis nach größerer

Gesellschaft sich in ihm regte. Er suchte dieselbe, sobald einmal eine scheinbare Besserung eintrat, gern auf und spendete dann ungemein viel Anregung. Noch am 28. April war er am Hofe, wo die Fürstinnen sich der Genesung ihres Dichters erfreuten; am nächsten Abend sah man ihn wieder im Theater, denselben Abend aber schon brach der Rest seiner Kraft unter einem neuen Fieberanfalle zusammen. In den ersten Tagen verfolgte er noch einigermaßen das Gespräch der beiden mit zärtlicher Sorgfalt pflegenden Schwestern, von denen Lotte nicht an den Tod glauben wollte, während Karoline hier klarer sah. Wie wäre es möglich, daß sie den verlieren sollte, der, so innig ihr verbunden, ihres Lebens Wert und Inhalt war! — daß ihr Schiller stürbe, und sie sollte weiter leben müssen! Aber mit jedem Tage wurde es ihr deutlicher, was ihr bevorstände, er versank fast ganz in einen mehr oder weniger bewußtlosen Zustand. Unter diesen Fieberträumen lebte sein Geist völlig in seinen Dichtungen. Wenn er einmal aus dem stillen oder lauten Phantasieren erwachte, dann erwachte damit auch die ganze Liebe seines Herzens zu Weib und Kind, zu der Schwägerin und denen, die sonst ihm nahe standen. Sein Thun und Reden in diesen Momenten erfüllte die Seinen mit solcher Ehrfurcht, daß sie lange das Gefühl hatten, von den letzten Stunden des Dichters dürfe vor der Welt nicht gesprochen werden, sie wären zu groß und heilig gewesen. Er verlangte nach seiner kleinen Emilie, man brachte sie ihm, er schaute mit tiefer Wehmut in ihr Kindesauge und begann bitterlich zu weinen. Viel beschäftigte ihn auch die Sorge um seine Gattin, um ihre Gesundheit, und was sie thun müsse, um sich unter ihren großen Anforderungen bei Kräften zu erhalten. Von seinem Tode sprach er mit ihr nicht; aber was er empfand, die ganze Dankbarkeit für das genossene Glück, der verklungenen Tage schmerzlich-selige Erinnerung faßte er zusammen in einen innigen Händedruck und in die zwei Worte, die alles sagten: „Liebe, Gute“. Auf die Frage nach seinem Befinden erwiderte er am 8. Mai seiner Schwägerin: „Heiter, immer heitrer“, und in dieser aus Schmerz zur Freude sich verklärenden Stimmung ist unser großer Dichter am Nachmittage des nächsten Tages zu jenem Leben eingegangen, von dem er einst gesungen:

Uns enthüllt sind dort die Rätsel alle,
Wahrheit schlürft dein hochentzückter Geist,
Wahrheit, die in tausendfachem Strahle
Von des ew'gen Vaters Kelche fleußt.

„Sein letztes Zeichen von Bewußtsein war, daß er mich anlächelte mit einem Blick, den ich malen möchte, aber nicht ausdrücken kann, so heiter himmlisch! Ich hob seinen Kopf auf die bessere Seite, und er sah mich so an und küßte mich — ach Gott! dies war das letzte Zeichen seines Gefühls für mich! Dieser Blick gießt Frieden in mein Herz, wenn die Welt ihm zu enge wird." — „Wenn ich an das hohe, verklärte Gesicht unseres Geliebten denke, an sein Auge, das schon in höhere Welten blickte, wie er es zuletzt auf mich richtete, da war alles Gefühl des Schmerzes verschwunden!" So schilderte Charlotte, als sie ruhiger geworden war, ihren Schwägerinnen des teuren Bruders Abschiedsstunde. Aber anfangs, da sie, vom Schmerz gebrochen, an seinem Totenbette kniete, war sie ganz fassungslos. Sie hatte noch nie einen Menschen sterben sehen. Das erste Auge, das sie brechen sah, war dieses Auge, das ihre Sonne gewesen; die erste Hand, die in der ihrigen erkaltete, war diese schaffensmächtige — ach, für sie ja noch viel mehr, diese gute, treue, so reichen Segen über ihr Leben breitende Freundeshand, und herzzerreißend für die Umstehenden war der Anblick ihres Mühens, Schillers Hand wieder zu erwärmen.

Mit Blitzesschnelle durcheilte die Todeskunde Weimar, das ganze Deutschland, bald die fernsten Länder. Um keinen Dichter ist je so aus der Tiefe der Volksseele heraus die Trauerklage angestimmt wie um Schiller, und nicht am wenigsten war es die Frauenwelt, die seinen Verlust empfand, und die, sei es in persönlichem Erscheinen oder durch brieflichen Zuspruch, sich mitleidend um Lotte scharte. Vom preußischen Königsthrone, aus dem Herzen der edlen Louise, wurde der Witwe der anerkennungsvolle Zuspruch, daß mit Schiller ein guter Genius der Menschheit von dieser gewichen sei, dessen Hingehen sie in innigster Teilnahme beweine. Die fürstlichen Frauen Weimars, Maria Paulowna voran, kamen, um ihr zu sagen, was der Dichter ihnen gewesen wäre, und um sie zu bitten, die Fürsorge für die Zukunft der Söhne ihnen zu

überlassen und damit ihrer herzlichen Dankbarkeit gegen den Vater eine Gelegenheit der Bethätigung geben zu wollen. Aus Dänemark schrieb Schillers Verehrerin, die Gräfin von Schimmelmann: „Gott, welcher Schlag für mein Herz! Ich sank zurück, wie ohnmächtig, als ich die Schreckenszeitung in die Hand bekam, und konnte keine mildernde Thräne finden für den Augenblick. Auch meine Töchter wurden totenblaß und weinten. Ach, ein solches Wesen noch einmal auf Erden zu finden, ist nicht möglich zu hoffen; unsere jetzigen Zeiten sind so klein, so armselig. Das Reich der Ideale ist nun wie verschlossen. Schiller half uns noch hineinblicken; er wirkte mächtig, gab einem noch Kraft zum Widerstand.“

In ungemeiner Wärme der Empfindung umfing von Rom aus Karoline von Humboldts Freundschaft die gebeugte Witwe. In dem Briefe redet mehr die Sorge, wie ihre gute, sanfte Lolo den Schlag überwinden werde, als das Leid um den Unvergeßlichen, für das ihr erschüttertes Gemüt keinen Ausdruck hatte. Auch Frau von Kalb, damals schon in Berlin, sah sich außer Stande, ihren Gefühlen Worte zu verleihen. Sie schrieb wiederholt, aber sie schickte ihre Briefe nicht ab. Nach längerer Zeit erst fand sie die Kraft, der Witwe zuzurufen: „Sein Genius ist der Welt eine hohe, einzige Gunst, unvergänglich! Unendlich ist der Gedanke an ihn in den Herzen seiner Freunde. Der Wechsel der Empfindung, selbst die Sehnsucht vermindert sich in dem Gemüte dessen, der die Ewigkeit denkt und mit der Gewalt der Liebe zu seligen hohen Ahnungen und Erkenntnissen geleitet wird. Wie kurz ist für jeden die Zeit, das Los der Erscheinung in dieser Welt! Durch den Schmerz werden wir noch reicher in der Liebe und in der Hoffnung des ewigen Lebens!“ Diese Sätze sind mehr eine Verdeckung, als eine Aussprache ihrer nun von zweifacher Trauer umflorten Erinnerungen, denen sie, von Menschenohren unbelauscht, in der Stille der Brust nachhing, bis dieselben nach Jahrzehnten in den „Memoiren“ wie Wesen einer anderen Welt ans Tageslicht traten.

Zu denen, die durch diesen Hingang am meisten verloren hatten, gehörte Lottens Schwester. „Das ist wohl der zerreißendste Schmerz für ein Menschenherz, die schöne Harmonie des Geistes zerstört, das zarte Band, das auf Erden an die Geliebten bindet,

zerrissen zu sehen, die Augen, aus denen beseelende Liebe leuchtete, mit starrem, irrem Blick auf uns geheftet zu erblicken! Aber es ist ein Schmerz, der den Geist aus den Banden der Erde löst und ihn das Ewige zu umfassen drängt." So schrieb sie in ihrer Biographie bei der Schilderung seiner Todesstunde. Von ihr besitzen wir auch ein Gedicht, welches den ewigen Gehalt seines Geistes, das Große seines menschlichen und dichterischen Strebens zusammenzufassen sucht. Es schließt mit den Worten:

Im Leben still, nur gern auf freier Flur,
Gingst du im festen Sinn der Ehr' und Treue Spur.
So liebte dich die Welt, dein Vaterland;
Mit Stolz beweinen dich, die innig dich erkannt.

Eine besonders wohlthuende Erscheinung unter den trauernden Frauen ist Minna Körner, die sich mit der Liebe einer Schwester an die Verlassene wendet: „Kein Wort, geliebte Freundin, kann Dir unsere Gefühle sagen, die uns ergriffen! Wir empfinden mit Dir alles das unendlich Große, was uns entrissen wurde! Wir weinen um Dich, um uns, daß das Höchste des Lebens für uns verloren ist! Du geliebteste, treue Freundin und Gattin des edelsten Menschen, suche Dich aufrecht in Deinem endlosen Schmerz für Deine Kinder zu erhalten! Gott stärke Dich, ertragen zu lernen! Trösten können Deine Freunde Dich nicht, aber um Deine Gesundheit können sie zum Himmel flehen. Was hast Du, was die Welt, was seine Freunde verloren! Welche Schätze seines unendlichen Geistes schlafen nun den ewigen Schlaf! Laß uns zusammen weinen, laß uns einander die Hände reichen, daß nie die Freundschaft und Liebe unter uns vergehe, weil er sich uns entzog, der sie band. — Sein letzter Brief (vom 25. April) war in voller Kraft geschrieben, mit so vieler Heiterkeit des Geistes; desto stärker traf uns sein Scheiden. Die ersten Stunden hat mich mein Körner geängstigt; aber nach einer Stunde Einsamkeit kam er sehr verweint wieder zu uns, und nun fing er an, alle seine Briefe vorzusuchen, und beschäftigt sich seit dem unglücklichen Moment in stiller Wehmut nur mit ihm! — Daß die Welt so viel an ihm hatte, meine teure Freundin, das kannst Du Dir zu Deinem Trost oft sagen, dazu hast Du viel bei-

getragen. Die völlige Freiheit, das Streben seines Geistes wurde nicht von Dir gehemmt und gedrückt. Keine Weiblichkeit von Deiner Seite zog den Flug seiner Phantasie zur Wirklichkeit nieder. Dies preisen Deine Freunde an Dir, und dieser Gedanke muß Dir lichte Momente geben. Gott sei mit Dir! Deine Freunde umgeben Dich und weinen mit Dir."

Schillers Mutter war der große Schmerz erspart geblieben. Drei Jahre vor seinem Hinscheiden war sie zur Ruhe gegangen. Aber noch lebten ihm zwei treue Schwestern. In herzlichem Mitleiden und in der Klage, daß alle Macht der Liebe zu schwach gewesen, ihn zu erhalten, nahte sich der Gattin des Bruders Louisens Wort, in reicherem Erguß der Seele das Christophinens. Es mögen noch einige Stellen aus dem Schreiben der letzteren hier angeführt werden: „Sein Andenken sei mir heilig und ermuntere mich zum Guten, zur Erfüllung meiner Pflichten, damit ich einst seiner würdig wieder mit ihm vereinigt werde. Ach, meine Teure! laß mich Dir noch meinen Dank für all die treue Liebe, die du ihm in jeder Lage seines Lebens bewiesen hast, wiederholen. Du hast ihm manche Blume auf seinen Lebensweg gestreut; Du verstandst ihn, wie wenige ihn verstanden, — das zarte, liebende Herz und den Geist voll hoher Erhabenheit, welcher sich schon von seinem zarten Alter an zeigte . . . Deinem Herrn Schwager wünschte ich meinen innigsten Dank für seine thätige Liebe und Freundschaft sagen zu können, und Deiner würdigen Frau Schwester, die auch mit so treuer, freundschaftlicher Liebe für ihn lebte. Sie alle, verehrungswürdigen Freunde, haben ihm die Entfernung von seiner Familie und seinem Vaterlande reichlich ersetzt. In ihrem Umgange wurde er verstanden, geliebt und gepflegt, wie von der treuen Mutter, die ihn nun aus Ihren Händen wieder empfangen hat." Ihrem frommen, der Unsterblichkeit gewissen Sinne setzte sich Schillers „Sehnsucht" (Ach! aus dieses Thales Gründen) in einen Lebensgruß des Vollendeten um, der nun in seligem Glücke gefunden habe, wonach seine Seele verlangend ausgeblickt, und ihr bekümmertes Herz vernahm aus Himmelshöhen die Stimme:

> Einem Nachen mich vertrauen,
> Der mich sicher führt zum Ziel?

Hoher Glaube führt zum Schauen,
Mildert jedes Schmerzgefühl.
Mich erschreckt nicht mehr das Toben,
Das in jenen Tiefen braust;
Nimmer stört ein Sturm hier oben,
Wer das Heilige liebt und glaubt.

Einige Zeit später heißt es dann in einem Brief an Lotte: „Meine liebsten Unterhaltungen sind jetzt unsers ewig Teuren Schriften; immer liegt ein Band neben meinen Arbeiten. Jetzt erst schöpfe ich Trost und sogar oft Heiterkeit aus ihnen, denn es ist ein ewiges Wiedersehen. Und dann träume ich von ihm, weil ich meistens in der Stille der Nacht sie lese. — Das Bild vom lieben Bruder, das Du mir schenktest, werde ich als ein Heiligtum bewahren; aber er war doch schöner, Liebe, als er auf allen Bildern erscheint! — Wie gerührt stimme ich in alles ein, was Du über unsern Verlust so wahr und gefühlvoll sagtest. Wo wäre der, der mit ihm zu vergleichen wäre! Das bleibt uns nur heilig; es wird uns niemand ganz darüber begreifen."

So empfand und äußerte sich in mannigfachen Tönen die trauernde Liebe der Frauen, mit denen das Leben den Dichter zusammengeführt hatte. Wir wenden uns nun der Witwe zu, die wir in sich gebrochen am Totenbette Schillers verlassen haben. Bei ihrer innigen Verbundenheit mit dem nun Heimgegangenen, bei dem Zerreißen der tausend Fäden, die bei dieser Frau bis im tiefsten Grunde der Seele wurzelten, war zu fürchten, und alle Näherstehenden hegten diese Besorgnis, daß ihr Herz unter diesen Todesgriffen verbluten werde. Aber unserer Lotte war neben dem zarten und tiefen Gemüt eine starke Willenskraft gegeben, und das Zusammenleben mit einem so freien, stahlfesten Charakter hatte die Mächte des seelischen Widerstandes in ihr aufs reichste ausgebildet. In ihrer lebendigen religiösen Überzeugung schlummerten jene Himmelsmächte, die das Menschenherz über die Angst des Lebens erheben; Schillers Idealismus hatte dieselben liebend gepflegt, und nun in der Bedrängnis der bangen Stunden wachten sie in ihr auf und scharten sich freundlich um ihre trauernde Brust. Durchdrungen von dem Glauben, daß sie dem geliebten Geiste über ihrer Gruft wieder

begegnen werde, rief sie ihrer zum Tode betrübten Seele mit seiner Leonore zu: Eine Heldin soll mein Held umarmen! Und in diesem Vorsatze richtete sie sich zur Verwunderung aller aus ihrer anfänglichen Verzweiflung siegreich auf. „Je länger ich ohne Schiller leben muß,“ schreibt sie schon im August an Stein, „je tiefer fühle ich die Entfernung; diese tiefe, innige Sehnsucht nimmt zu. Mein Geist sucht vergebens etwas, an das er sich halten könnte, und die Dunkelheit ist so schrecklich! Ich verliere ihn immer von neuem. Aber ich habe an Mut für's Leben doch gewonnen; ich halte mich an das Geistige und Unsichtbare mit meinem Gemüt und lebe das gewöhnliche Leben mit stiller Resignation. Die Welt ist mir nicht fremd; durch meine Kinder muß ich mit ihr leben, muß ihretwillen Verbindungen suchen und festhalten. Der ewige Anblick meines Schmerzes würde meine Kinder, die doch gerne froh sind, denen ich das Leben leicht machen muß, von mir entfernen. Ich würde ihnen fremd werden, wenn sie mir ihre Stimmung verbergen müßten. Dies alles sind meine Gründe, die mir Mut einflößen fürs Leben, und es ist mir oft, als erhebe eine unsichtbare Gewalt mein Gemüt. Ich kann mich oft recht sehnen nach dem Tod; aber doch fühle ich wieder, daß ich suchen muß, für meine Kinder mich zu erhalten.“ „So lange ich kann“, heißt es in einem anderen Briefe, „will ich für sie leben und wirken, um ihm zu zeigen, daß ich seiner Liebe wert war, denn sie sind sein teures Erbteil.“ Ihre vier Kinder wurden ihr ein lieblicher Trost, und wenn das Gefühl des Verlustes einmal in seiner ganzen Schwere auf ihre Seele drückte, wenn der Gedanke, daß der schöne, große Zweck ihres Daseins ausgelebt sei, mit unendlicher Wehmut sie erfassen wollte, dann zog sie die Kleinen, die seines edlen Angesichts Züge trugen, an ihre Brust, und sie wußte wieder, daß sie noch einen inhaltsvollen, heiligen Beruf hatte.

Nicht minder stärkte sie das Bewußtsein, daß sie als Gattin Schillers die Aufgabe habe, der Welt, so weit sie es vermochte, seines Geistes Herrlichkeit darzuleben und sein Andenken unter den Menschen hoch zu halten. In seiner Witwe sollten sie etwas von seinem Sinne in lebendiger Macht anschauen und etwas spüren von dem Innewohnen des Geistes, der sich nicht beugen läßt und

der, wie sehr auch das Herz leiden mag, in ungebrochener Frische seine Seelenschwingen regt. Was ihres Mannes Interessen gewesen waren, das wollte sie weiter in sich hegen und um sich fördern, als ob er noch an ihrer Seite wäre, und wo man ihn gefunden hätte, da sollte man fortan seine Lotte finden. Noch nicht ein Vierteljahr war seit Schillers Tode verflossen, da sehen wir sie schon in den Vorlesungen, die auf Goethes Veranlassung Doktor Gall, damals ein Epoche machender Forscher, vor einem ausgewählten Publikum über das menschliche Gehirn hielt. Täglich sitzt sie zwei Stunden zu den Füßen des Gelehrten, einmal sogar vier Stunden, am Nachmittag arbeitet sie dann aus, was sie Neues gelernt hat, und in den Briefen aus jenen Tagen mischen sich mit den Trauergedanken der Witwe in verständnisvoller und der Mitteilung froher Ausführung reiche anatomische Erkenntnisse über menschliche Geistesfunktionen. Aus ihren Briefen geht auch hervor, wie sie durch die ganzen Jahre ihres Witwenstandes mit reger Teilnahme die Fortschritte des geistigen Lebens auf den mannigfachsten Gebieten verfolgte, in Medizin, Geschichtsforschung, Kunstwissenschaft und Philosophie, und besonders lag ihr das Studium Schellings am Herzen, mit dem sie sich oft und eingehend beschäftigte. „Seit ich nicht mehr alles sagen kann, was ich denke, seit ich kein Herz habe, woran ich auch sichtbar ruhen könnte, nehmen meine Gedanken und Mitteilungen einen anderen Flug. Ich muß immer etwas treiben, und mein Kopf arbeitet immer. Der Verstand thut mir so wohl, der mir entgegen kommt. Kommt eine zu heftige Sehnsucht, so lese ich etwas recht Ernstes, wobei ich alle meine Gedanken haben muß.“

Vor allem aber war es die Poesie, das Drama und das Theater, worin sie weiterlebte. Jahre lang vermochte sie freilich keins der Stücke ihres Mannes zu sehen, auch war es ihr unmöglich, aus seinen Werken vorlesen zu hören. Desto mehr las sie selbst in seinen Dichtungen, wenn sie allein war, abends im stillen Kämmerlein, wenn die Kinder schliefen, und dann fühlte sie das Nahesein ihres Geliebten in beglückender Gemeinschaft und reicher Geisteserschließung. Sie blieb als Goethes Freundin im Mittelpunkte des künstlerischen Lebens und der Kreise in Weimar, mit

denen ihr Gatte verkehrt hatte, wie sie überhaupt alle Freundschaften des Verstorbenen, auch solche, die ihr selbst weniger nahe gingen, pietätvoll unterhielt. Viel mehr aber, als zu des Dichters Lebzeiten, pflegte sie die Verbindung mit dem Hofe. Charlotte von Schiller war eine von den Frauen, die den fürstlichen Damen in Weimar am nächsten standen. In welchem Sinne sie sich in der Hofgesellschaft bewegte, sieht man daraus, daß sie, als ihre Töchter bereits eingeführt waren, von diesen schreibt: „Ich freue mich, daß meine Familie auch wieder nicht den Blick, sondern nur das Herz nach den Palästen richtet; denn wie von lange her suche ich das Liebste in jenen Cirkeln, und mein Herz fand Ruhe, Trost, Mitteilung da, wo so viele nur den Glanz und Schein suchen."

Ihr eigentlicher und immer voller sie in Anspruch nehmender Lebensinhalt war jedoch die Erziehung der Kinder, denen sie sich mit treuer Hingebung widmete, immer von dem einen Gedanken geleitet, aus ihnen Menschen zu bilden, die des großen Namens, den sie trügen, würdig wären, und in ihren Herzen recht lebendig das Bewußtsein zu wecken, welchem Vater sie ihr Dasein verdankten. In der körperlichen Schwäche, die sie bald nach des Dichters Tode befiel, quälte sie der Gedanke, daß sie sterben werde, ohne die Herzen der Söhne und Töchter so, wie sie es wünschte, für ihn erschlossen und erwärmt zu haben. In dieser Befürchtung verfaßte sie damals eine Reihe von Aufzeichnungen über Schillers Charakter, die wir — wenn auch nur in kurzem Auszuge — unseren Lesern nicht vorenthalten wollen:

Liebe Kinder! Das Leben ist so ungewiß, und der Tod überrascht uns oft in unserer Laufbahn, wenn wir es nicht ahnen. Wer weiß, ob ich, wenn ihr in das Alter kommen werdet, wo ihr den Geist eures ewig geliebten Vaters besser fassen werdet als jetzt, noch unter euch bin. Meine Liebe zu ihm soll euch sein Bild entwerfen; denn niemand kannte ihn wie ich, kannte den ganzen Reichtum seines Herzens. Lernt von ihm euch selbst überwinden! Er war oft so leidend, fühlte tief, wie schmerzlich es sei, das Leben unter dem Gefühl der Krankheit zu tragen, und doch gewöhnte sich sein Geist endlich, über das körperliche Gefühl zu siegen. Er ergriff mutig jeden Anlaß, seinen Geist zu beschäftigen. Immer thätig

strebte sein Geist rastlos nach Wahrheit. Sein Leben war ein Bestreben, sich zu vervollkommnen. Selbst seine vollendetste Arbeit genügte ihm oft nicht; er hatte immer den Willen in sich, noch vollkommener zu werden. Aber er verzagte nicht kleinlich mutlos an seiner Kraft. Es gab keinen Menschen, der, ohne stolz zu sein, so erhaben über das Urteil der Welt war. Das Lob anderer munterte ihn nur in sofern auf, als es ihn freute, verstanden zu werden. Aber kein Lob konnte ihn bewegen, etwas in seine Arbeiten aufzunehmen, was er nicht für vollkommen gut gehalten hätte.

Es ist eben so unmöglich, Schillers Bild zu entwerfen, als wie das Meer und den Rheinfall zu malen. Groß und schön wie ein höheres Wesen stand er da; sein Herz, seine Liebe umfing die Welt, die er erblickte, aber die Welt kam seinem Geiste nicht nahe. Sie erschien ihm nur in dem Spiegel seiner reinen Seele wieder. Er war einfach und liebenswürdig in seiner Erscheinung, klug und bedeutend immer, kein fades Wort sprach sein Mund aus. Seine Unterhaltung war immer tief. Jedes Gespräch war beinahe eine neue Schöpfung seines Geistes.

Er war duldsam gegen jede Geistesverirrung, nur Leerheit und nichtige Anmaßung war ihm zuwider. Reine, vorurteilsfreie Naturen, die mit Wahrheit und Innigkeit ihren Zweck verfolgten, diese ehrte er, sie mochten noch so entfernt ihm sein, er suchte mit Liebe und Teilnahme ihnen behülflich zu sein. Es war, als sei er allmächtig, und man fühlte, sobald er mit dem Kummer des Gemütes bekannt sei, so könnte sein kräftiger Geist auch Hilfe schaffen. Man hätte ihm alles frei gestehen können, selbst ein Verbrechen.

In der frohen Unbefangenheit seiner Kinder vergaß er oft, welchen Schmerz seine Brust bewahrte. In seiner Liebe war er edel und fein, zart und teilnehmend, und doch fest und selbständig, immer mutvoll, wenn er zum Handeln kam. Er wußte immer, was er leisten wollte, und daher vertraute er auch seiner eigenen Kraft, die ihn zum Ziele führen würde. Er hat sich nach niemand gebildet, sondern ist sich immer selbst gefolgt. Wo wirkt er jetzt? Welche neue Welt braucht solcher Geister?

Ein solches Wesen, von allem Gemeinen fern und entfremdet, giebt es wohl nicht mehr. Mit aller Einfachheit und Anspruchslosigkeit seiner Erscheinung übte er immer eine Gewalt über die

aus, die ihn umgaben. Man mochte den hohen Geist zu fassen vermögen oder nicht, man fühlte seine Hoheit und eine gewisse Scheu, etwas Unedles in seiner Nähe zu dulden.

Es ist Charlotten jedoch beschieden gewesen, das Geistesbild ihres Gatten den Kindern mit der unmittelbaren Macht der Liebe in die Herzen zu zeichnen und nach seiner Größe ihre jungen Seelen zu gestalten. Sie hat die herrliche, aber schwere Aufgabe, sie so zu beeinflussen, daß „sie den Wert ihres Vaters nur fühlen, um ihm nachzustreben, aber nicht darauf zu ruhen und sich zu stützen," allezeit mit Kraft und Weisheit durchgeführt und bei sämtlichen Kindern zum guten Ziele gebracht. Wenn es auch des Genius Art nicht ist, sein kostbares Pfund von seinem Auserwählten auf dessen Nachkommen vererben zu lassen, — das gilt auch von Schillers poetischer Begabung, den einzigartig hohen Dichtergeist hat er den Seinen nicht hinterlassen können — so hatte sich doch sein heller Verstand, sein reich empfindendes Herz, eine Fülle von Anlagen, die ihm verliehen waren, und vor allem das, was ihm der Menschen Liebe eingebracht hatte, seine Charakterschönheit, unter den Kindern in einer freundlichen Mischung der Kräfte und Gaben verteilt. Es ist rührend, zu beobachten, wie nun der Mutter Herz sich aus ihren Söhnen und Töchtern das teure Wesen des Verklärten zusammensucht, wie durch ihre Briefe an die Freunde der Jubel über die von ihr gefundenen Ähnlichkeiten geht. Bald ist es Karl, bald Ernst, bald Karoline, bald Emilie, wo sie am meisten an den Vater erinnert wird. Sie waren eben alle Sprossen am edlen Schillerstamme, und wie sie alle aus seinem Leben erwachsen waren, so wurden sie auch von der für alle gleichen Mutterliebe gehegt. Sie konnte nicht sagen, welches der Kinder ihr das liebste wäre; das war ihr das liebste, das sie einmal gerade entbehren mußte, oder für das ihre mütterliche Fürsorge augenblicklich am meisten in Anspruch genommen wurde. Nur Emilie betrachtete sie insofern noch immer mit besonderen Augen, weil er dieses Kind zuletzt angeblickt hatte, und weil es ihr nun war, als lächle aus dem zärtlichen Blicke ihrer Jüngsten des Vaters Herz sie tröstend an.

Lotte war in der Lage, für ihre Kinder alles thun zu können, was deren Ausbildung forderte. Sie war jeder materiellen Sorge

enthoben. Abgesehen von ihren Pensionen und dem kleinen Kapital, das ihr durch die Bühnen und durch Anhänger Schillers als Dank der Nation zugestellt wurde, abgesehen auch von der Hilfe, die ihr durch die fürstlichen Gönner für das Studium der Söhne zufloß, erwies sich Cotta, Schillers Verleger, in einer ihn hoch ehrenden Weise der Familie seines Dichters als deren treuer Freund. Er zahlte im Laufe der Jahre an die Witwe und an die Erben als Honorar für Schillers Werke noch insgesamt 300 000 Mark. So wuchsen denn die Kinder zwar in bescheidenen Verhältnissen, aber unter allen Bedingungen einer glücklichen Jugend auf. Waren sie auch vaterlos, so war ihnen doch des Glockenliedes „goldner Morgen" beschert: die Mutterliebe war ihr Sonnenschein. Unter demselben reiften sie heran zu vorzüglichen Menschen, die der Welt Nutzen brachten und das Leben der Witwe mit stetig zunehmender Freude erfüllten. Karl († 1857) wurde Oberförster in württembergischen Diensten, der König erhob ihn in den Freiherrnstand. Ernst († 1841) erreichte im Rheinland eine angesehene juristische Stellung und erwarb sich in derselben Verdienste. Karoline († 1850) widmete sich, ehe sie sich mit dem Bergrat Junot verheiratete, der pädagogischen Thätigkeit als Leiterin einer höheren Töchterschule in Rudolstadt; und Emilie († 1872), die in ihren Gesichtszügen und an geistigem Schatze am meisten vom Vater geerbt hatte, vermählte sich mit dem Freiherrn von Gleichen-Rußwurm auf Schloß Greifenstein in Unterfranken. In ihren Nachkommen, ihrem Sohne Ludwig, ihrem Enkel Alexander und dessen junger Gattin, der Baronin Sophie, den treuen Hütern eines großen Andenkens, lebt das edle Blut Schillers noch heute fort. Ein guter Geist schütze und bewahre uns des Dichters erlauchtes Geschlecht!

Für Charlotte hatte sich das Leben wieder freundlich aufgehellt. Ihre Kinder trugen die Mutter mit zärtlicher Liebe. Der große Freundeskreis, der sie umgab, hielt mit Treue zu ihr. Überall in der Heimat, und wenn sie noch so weit auf Reisen ging, begegnete ihr bei hoch und niedrig die Verehrung derjenigen, die Schiller ehren wollten. Für alles dies war sie von Herzen dankbar. Ihr Leben war reich durch das, was ihr Menschenherzen spendeten, und

was ihr reger Geist in dem Schaffen der Geister fand. Heiteren Angesichts und mit frischem, fröhlichem Sinn nahm sie teil auch an den Vergnügungen der Welt. Aber wer ihr in besonderem Vertrauen näher stand, der kannte noch eine andere Lotte, als die scheinbar so schmerzbefreit der Welt sich erschließende. Wir haben jetzt die reiche Sammlung ihrer Briefe und durch dieselben blicken wir hinein in das Innerste des Schillerhauses, in das stille Witwenstüblein, wo sie vor des Dichters Bilde sitzt — unter den vielen Menschen, die sich um sie kümmern, doch die einsame und verlassene Frau! Trotz ihrer guten und sie innig liebenden Kinder doch so ganz auf sich selbst gestellt! Kein Herz gehört ihr, dem sie sich völlig eröffnen möchte, und wenn sie das auch wollte, es wäre keiner imstande, bei der größten Herzensteilnahme keiner fähig, das Entbehren nach einem so schönen Liebesleben ihr ganz nachzuempfinden und ihre Aussprache zu verstehen. Ja, „es ist mir viel geblieben“ — heißt es zehn Jahre nach seinem Tode — es ist ihr sein Ruhm geblieben, seine Werke hat sie, seinen Geist, seine Kinder, aber „ich habe doch noch mehr gekannt, ich habe geliebt und gelebt, für ihn gelebt!“ „Ich sehe mich mit dem, was mir die Existenz erhöhte, fertig für die Welt, komme mir wie ein abgeschiedener Geist vor, der nur noch eine Zeit der Prüfung überstehen soll.“ „So lange ich lebe und fühle, wird mir jedes Gefühl meiner Liebe und der Schmerz lebendig bleiben.“ „Ich kann die Menschen nicht begreifen, die den Glauben haben, die Zeit könnte die Wunden des Herzens heilen. Sie giebt uns nur die Gewohnheit zu leiden und die Kraft, die Gefühle des Schmerzes in die eigene Brust zu verschließen.“ „Diesen treuen Anteil an meinem Wesen kann mir nichts, nichts mehr auf der Erde ersetzen und sollte es auch nicht, wenn es auch möglich wäre; denn dieses Wesen, das vielleicht in Jahrtausenden nicht wieder so erscheint, muß auch **einzig geliebt sein.**“

Das Letztere ist ein Wort noch aus dem Trauerjahr, aber wo wir die Briefe auch aufschlagen, — ob auch Jahre, lange Jahre über den Verlust hingegangen sind — überall tönt uns dieselbe große, innige, treu ihm nachhängende Lotteliebe entgegen. Es ist keine verstörte Menschenbrust, aus der diese Laute aufsteigen.

Sie hat sich in ihr Geschick ergeben, sie hadert nicht, Friede ist über sie gekommen. Sie will ihn nicht zurückrufen in diese Welt voll Kampf und Leid. Ihm ist wohl, das soll ihm bleiben. Aber ihr bleibt auch das schmerzvolle Entbehren, — die Sehnsucht, die nichts mehr stillt. Das ist das Grundgefühl ihrer Seele, indem sie nach außen heiter und bewegt, der Pflicht gehorchend und ihrer Familie dienend, sich ins Leben mischt. „Während ich die Gegenwart und Zukunft für meine Kinder festhalten möchte, blicke ich selbst nur in eine schöne Vergangenheit zurück.“ „Wenn ich erst die Kinder zur Bestimmung geführt habe, alsdann gehe ich gewiß irgend hin, wo ich weder Anteil von den äußeren Begebenheiten nehmen darf, noch mit figurieren, und lebe bloß der Reflexion und der Natur!“ Noch hat die Gesellschaft Ansprüche an sie, und gewiß, sie will diesen genügen; aber ihr verborgenes Leben und ihre stillen Stunden sind der heiligen Trauer geweiht. Die Welt, in der sie steht, geht ihren Gang, die Zeiten werden andere, sie muß den Wechsel mitmachen; aber den besten Teil ihres Wesens, den bringt sie immer wieder unverändert ihrem teuren Toten zu. So lebt sie mit ihm weiter, so vergehen die Jahre, sie wird älter, ihr Herz kennt keinen Wandel der Gefühle. Es kommt das Jahr 1815, der 22. Februar, da hätten sie die silberne Hochzeit gefeiert! Still ist's im Dichterhause, die liebsten Freunde nah und fern gedenken ihrer mit Wehmut, gedenken des schönen Bundes, den der Tod so grausam früh zerrissen hat. Und tiefe Wehmut erfaßt auch Lottens Herz, sie setzt sich in Schillers Arbeitszimmer, und ihr Empfinden wird zum Dichten:

Nur durch den Himmel noch mit dir verbunden,
Such ich auf Erden trauernd deine Spur!
Was ich in dir, du hohes Bild, gefunden,
Das gab nur eine göttliche Natur.
Nur aus dem Quell des ewig-großen Guten
Trug dich das Schicksal in des Lebens Fluten.

Du wagtest in des Unermeßnen Tiefen
Mit Kraft und edlem Willen dich voran;
Und alle Thaten, die zum Großen riefen,
Sie wandelte dein Geist auf rascher Bahn.

Du wolltest nur das Ewige gestalten
Und in der Schöpfung wie ein Schöpfer walten.

Für Eine Welt nicht war das große Wesen,
Nur uns gegeben als ein Unterpfand.
Er sollte uns des Lebens Rätsel lösen,
Er zeigen uns des Geistes Vaterland.
Und wie er selbst im Leben, Lieben, Leiden,
So sollen wir das Bessere erstreiten.

Doch eh' das Herz sich diesem Schluß entfaltet,
Vermag es kaum die Welt noch anzuschauen!
Es sieht nur ewig trauernd, neu gestaltet,
Der Täuschung Bild aufs neu sich stets erbauen
Und wendet trauernd von den Lustgesängen
Des Lebens hoch betrübt das wunde Ohr.
Wenn alle sich berauscht zur Freude drängen,
Doch immer herrschend tritt der Gram hervor.

So wurde unsrem Dichter in seiner treuen Lotte zu teil, was er in der „Nänie" sich gewünscht hatte: „Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten, ist herrlich, denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab." Ihr Leben war bis zu ihrem letzten Atemzuge bei aller inneren Versöhnung und bei aller äußeren Aufhellung eine erhabene Elegie auf Schiller.

Es war ihr die ganzen Jahre über ein dringendes Anliegen, daß die Gebeine des Dichters dem düsteren Orte, wo man sie einst bestattet hatte, dem sogenannten Kassengewölbe in Weimar, wieder entnommen werden möchten. „Ich hoffe es noch vom Glück, daß ich ein Plätzchen besitzen soll, wo ich die heiligen Reste Schillers pflegen kann, mich auch dazu denken kann und in der großen Natur, wo die Sterne nur leuchten und die Sonne, ruhen werde. Einsame Vögel werden im Winter in den Zweigen der Bäume sich wiegen, und still gehe der Wanderer vorüber und weinende Liebe." Dieser Wunsch ist ihr nicht in Erfüllung gegangen. Der ein Fürst gewesen im Reiche des Geistes, dem hat die Verehrung seinen letzten Platz an des Fürsten Seite gegeben. Dort im feierlich ernsten Mausoleum zu Weimar steht jetzt unfern dem Sarge Karl

Augusts auf der einen Seite der Sarg Goethes, auf der anderen der Schillers.

Ein Jahr vor Schillers Beisetzung in der Fürstengruft, im Jahre 1826, war Charlotte nach Köln gereist, wo ihr Sohn Ernst lebte, um bei einem berühmten Bonner Arzte Heilung für ihre mit Erblindung bedrohten Augen zu suchen. Seit langer Zeit schon plagte sie dieses Übel und verhinderte sie fast ganz am Lesen. Es wurde eine große Operation für nötig befunden, dieselbe verlief sehr gut; sie war hoch beglückt, als sie merkte, daß sie ihre Sehkraft wieder erhalten habe — aber wenige Tage darauf, während sie noch die Binde vor den Augen hatte, trat ein Nervenschlag ein, der ihrem Leben ein schnelles Ende bereitete. Schmerzlos schied sie dahin, in ihren Phantasieen von den schönsten Eichenwäldern und von reicher Blumenpracht umgeben, und ihr Todesröcheln klang wie ein sanfter Gesang. „Unsere herrliche Mutter, wie herrlich war auch ihr Tod!" schrieb Emilie, ihre treue Pflegerin, vom Sterbebette aus an ihre Schwester Karoline. „Keine Spur eines trüben Gefühls, eines traurigen Gedankens war zu finden. So ruhig war ihr Ausdruck auch nach dem Tode. Auf dem ganzen Gesicht herrschte eine Milde, die sich nicht aussprechen läßt, man mußte sie sehen. Die liebe, herrliche Mutter! Wie dankbar müssen wir dem Ewigen für diesen sanften Übergang zu jenem Leben sein, wo sie nicht allein sein wird; dort ist ja das Teuerste für sie ihr schon vorangegangen." So starb am 9. Juli 1826, fast 60 Jahre alt, in Bonn, wo sie auch bestattet ist, eine der edelsten deutschen Frauen, des großen Schillers liebereiche Lotte von Lengefeld! —

Im deutschen Lande giebt es manche Stätte, geweiht von hehren Erinnerungen, zu denen es unsere Herzen zieht. Dazu gehört in erster Linie das Schillerhaus in Weimar. Wenn man dasselbe betritt, ergreift einen ein Gefühl wie Andacht. Nicht bloß in seinen Tempeln, auch hier in dem einstigen Heim des Dichters, der dem Schönen und Wahren gelebt hat, ist der Höchste uns nahe. Sprach Schiller zu seinem Volke auch nicht in den Worten der Religion, dennoch ist er der Gottespropheten einer, einer der er-

leuchtetsten und reichsten, und das Zimmer oben in der Mansarde war der höheren Welt weit aufgethan. Welch eine Einfachheit in diesem Dichterzimmer! Dort am Fenster sein schlichter Tisch, davor sein Stuhl mit ungefärbtem Leder, an den Wänden einige bescheidene Bücherregale; in der einen Ecke Lottens Spinett und ihre Guitarre, in der anderen, mit welken Kränzen bedeckt, sein Sterbebett, das man, als die Krankheit bedrohlich wurde, aus der daneben befindlichen Schlafkammer hineingestellt hatte. Schiller pflegte bis in die tiefe Nacht zu arbeiten; um Weib und Kind, wenn er sich niederlegte, in ihrer Ruhe nicht zu stören, schlief er oben. Durch karmesinseidene Vorhänge, die noch Lottens Hände angebracht haben, strömt der volle Sonnenschein mit jenem rötlichen Schimmer, der ihn zum Dichten anregte, durch den Raum.

In diesem Gemache weben tausend Geisterstimmen, seines Genius erhabene Gedanken. Zwischen diesen Wänden schweben die Lichtgestalten seiner poetischen Träume, die hohen, unvergänglichen Bilder seiner Helden. Siehe, da sitzt er gerade an seiner Arbeit. Still ist's ringsum. Nur von Zeit zu Zeit dringt in abgedämpften Tönen ein Laut von dem wirtschaftlichen Getriebe des Hauses zu seinen Ohren herauf. So hat er es gern. Nicht wie ein Mönch mochte er in weltabgeschiedener, totenstiller Klause leben; er wollte daran erinnert werden, daß er ein Hauswesen habe. Das lockige Haupt sinnend gestützt, so sitzt er an seinem Tisch, seine Phantasie weilt auf Alpenhöhen. Er schreibt seinen Tell. Mehrere Scenen des Anfangs und des Endes und der Mitte liegen teils abgeschlossen, teils skizziert oder halbfertig umher. Jetzt ist er bei der zweiten Scene des dritten Aktes, bei dem Gespräche Berthas mit Ulrich von Rudenz. Ein hochherziges Frauenbild will der Dichter in dieser Bertha schaffen, so recht ein Bild aus dem Reiche seiner Ideale. Viel steht schon auf dem Papier. Jetzt überfliegt etwas wie Sonnenglanz seine Züge, nur noch wenige Verse — nun ist der Auftritt vollendet. Er legt die Feder weg. Er ruft seine Lotte, die im Nebenzimmer bei einer Handarbeit dem halblauten Schaffen ihres begeisterten Mannes voll Wonne lauscht. Sie eilt hinein, sie weiß, er will ihr wieder etwas vorlesen. Leise tritt sie hinter ihn und legt ihre Hand auf seine heiße Stirn — und er liest und liest,

wie Edelperlen an der Schnur rollen wohltönend die edlen Verse Schillerscher Poesie vor ihrem Ohre, durch ihr Herz dahin. Da kommt er an die Schlußstelle der Scene. Er breitet seinen Arm um sein teures Weib, mit innigem Blicke schaut er zu ihr auf und er spricht zu ihr mit des Rudenz Worten:

Da seh' ich Dich, die Krone aller Frauen,
In weiblich reizender Geschäftigkeit,
In meinem Haus den Himmel mir erbauen,
Und, wie der Frühling seine Blumen streut,
Mit schöner Anmut mir das Leben schmücken
Und alles rings beleben und beglücken!

— — — Bald wird ein Jahrhundert vergangen sein seit jenen Tagen! Vieles hat sich verändert, im politischen wie im geistigen Leben unseres Volkes, im weiten Vaterlande wie an der Stätte, die vor vielen ausgezeichnet ist durch die glänzendsten Namen der deutschen Litteraturgeschichte. Die erdumspannenden Eisenschienen haben auch das stille Ilm-Athen in den lärmenden, unruhvollen Verkehr des modernen Lebens hineingezogen. Und das moderne Leben, Menschen mit ganz anderen Fragen und Interessen, als sie damals die Gemüter bewegten, eilen vorüber an dem Schillerhause, das einst draußen vor den Thoren der Stadt, jetzt mitten in einer großen und belebten Straße liegt, so schlicht und unscheinbar in der Reihe der viel ansehnlicheren und vornehmeren Gebäude. Und doch wirst du, liebes Haus, allezeit ein Juwel unseres Volkes bleiben! Ob der Wandel der Dinge im Laufe der Zeiten auch noch viel tiefer gehen wird, — solange noch unter uns Herzen für Hohes und Schönes erglühen, wirst du ein Magnet sein, der die Geister an sich zieht. Ein Unsterblicher hat in deinen Räumen gehaust, und an seiner Seite eine Frauengestalt, die nie alt wird, die, von ihres Dichters Geist verklärt, in ihrer holden Anmut nie vergeht. Eine Liebe, so einzig groß, hat in dir gelebt des Lebens Vollgehalt, und solange deren Geisteswehen weihend und veredelnd liebende Herzen berührt, werden dieselben, wenn auch nur im Geiste, deine Schwelle suchen, werden sie bewegt durch deine stillen Gemächer wandeln und in dir Schillers und seiner Lotte Gedächtnis feiern!

Register.

(Die besprochenen oder erwähnten Dichtungen finden sich unter: Schiller. II. Werke.)

II. Des Dichters Werke.

Goethes
Frauengestalten

von

Dr. Louis Lewes.

30 Bogen 8°.

Preis geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—.

Lewes läßt seinem mit großem Beifall aufgenommenen Buche: „Shakespeares Frauengestalten" nunmehr seine neueste Arbeit: „Goethes Frauengestalten" folgen. Der Verfasser begleitet den Altmeister Goethe auf seinem thatenreichen, vielbewegten Lebensgange und entwirft interessante Charakterbilder von allen den Frauengestalten, die sich eines Einflusses auf den Dichter des „Faust" rühmen konnten. Unter Benutzung des reichhaltigen Quellenmaterials charakterisiert er Goethes Mutter, seine Schwester Cornelia, Gretchen, Anna Dorothea Schönkopf, Friederike Brion, Charlotte Buff, Lilli Schönemann, Frau von Stein, Minna Herzlieb und Bettina von Arnim. Daneben werden aber auch die mit diesen weiblichen Personen im engsten Zusammenhang stehenden Frauengestalten seiner Dichtungen, vom Gretchen des „Faust" an bis zur Charlotte und Ottilie der „Wahlverwandtschaften" in geistvoller Weise vor Augen geführt und dargethan, wie Goethes Dichten das Spiegelbid seines Lebens war. Das Buch verdient namentlich auch in Frauenkreisen weiteste Verbreitung, die darin einen tiefen Blick in das Herzensleben des gewaltigen Mannes thun können. Die Ausstattung ist sehr gediegen und der Einband sehr zierlich. Wir empfehlen das Lewes'sche Buch aufs Wärmste als hochinteressante Lektüre für jeden Gebildeten.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Goethes
Leben und Werke.

Von

G. H. Lewes.

Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt

von

Dr. Julius Frese.

Siebzehnte Auflage.

Preis geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz geb. M. 7.—.

Es ist ein vortreffliches Zeugnis nicht nur für den Verfasser und das Buch, sondern auch für die gesamte deutsche Nation, daß von dieser Muster- und Meister-Biographie die siebzehnte Auflage nötig werden konnte. Das Werk des Engländers ist in der Übersetzung Freses zu einem wahren „Standard-work“ jeder deutschen Bibliothek geworden, „die sich respektiert“, und so scheint es überflüssig, noch etwas Besonderes zum Lobe eines Buches hinzuzufügen, das freilich in keinem Hause fehlen sollte, in welchem sich Goethes Werke befinden. Wenn wir bei diesen siebzehn Auflagen etwas beklagen, so ist es das eine, daß es ein Engländer sein mußte, der dem Deutschen Volke seinen Goethe so voll und ganz erschloß, wie dies durch Lewes geschehen. Aber als Zeichen der liebevollen Bewunderung des Auslandes für den deutschen Geistesheroen muß uns schlechterdings diese Biographie nur um so willkommener erscheinen.



Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.



Die Kunst des Vortrags.

Von

Emil Palleske.

Dritte Auflage.

(11.—16. Tausend.)

Preis geh. M. 3.—, hübsch gebd. M. 4.—.

Die „Kunst des Vortrags" gehört zu den Büchern, welche aus dem Leben heraus geschrieben sind. Die Erfahrungen, die der Verfasser während einer fast dreißigjährigen Ausübung seines Künstlerberufs gesammelt hat, sind hier in allgemein verständlicher Form ausgesprochen. Sein Bestreben war, die Hauptsachen, welche etwa in einem System der Vortragskunst abgehandelt werden mußten, in spielender Form so vorzutragen, daß dieses Buch zu der höheren Unterhaltungslektüre zu rechnen ist. Es ist für jeden geschrieben, der auf der Schulbank der allgemeinen Bildung sitzt, sowie für alle, welche auf wirklichen Schulbänken sitzen oder vor solchen zu lehren haben. Indem es die Einheit und Schönheit der Sprache zu fördern sucht, ist es ein Wort an die Nation. Indem es die Technik des Sprechens behandelt, indem es die Bildung und Schulung von allen Organen, die zum Sprechen nötig sind, anregt und für solche Schulung Winke giebt, ist es ein **unentbehrlicher Ratgeber für alle, welche Sprecher von Beruf sind: angehende Richter, Anwälte, Pfarrer, Lehrer, Parlaments- und Volksredner, vortragende Räte, weibliche und männliche Vereinsvorstände, Schauspieler, Toastsprecher, deklamierende Schüler, für Stotternde, für alle, die ihre Aussprache verbessern, eine schwache Stimme und Lunge kräftigen wollen.**

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

